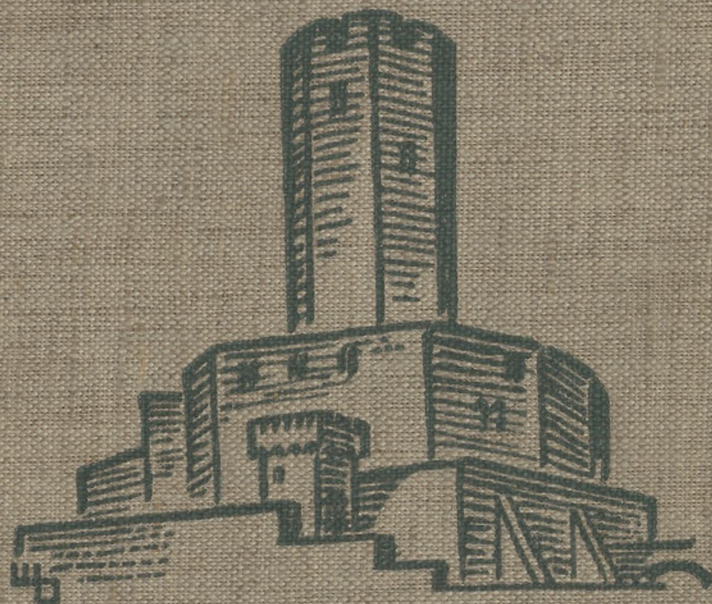
CARL SCHUCHHARDT



DIE BURG

IM WANDEL DER WELTGESCHICHTE

aut +
ubyt
do zbiorów
JL

MUSEUM DER WELTGESCHICHTE

DIE STAATLICHE, WIRTSCHAFTLICHE, SOZIALE, GEISTIGE UND KULTURELLE ENTWICKLUNG DER VÖLKER IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

DR. PAUL HERRE

UNIVERSITÄTSPROFESSOR, BERLIN



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
ATHENAION M·B·H· WILDPARK-POTSDAM



[1930]

DIE BURG
IM WANDEL DER WELTGESCHICHTE

VON

PROF. DR. CARL SCHUCHHARDT
DIREKTOR i. R. AN DEN STAATLICHEN MUSEEN BERLIN

DIE BURG
IM WANDEL DER WELTGESCHICHTE

VON

PROF. DR. CARL SCHUCHHARDT
DIREKTOR i. R. AN DEN STAATLICHEN MUSEEN BERLIN


BIBLIOTEKA
BN
NARODOWA





AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
ATHENAION M·B·H· WILDPARK-POTSDAM



[1930]

INHALT

TAFELVERZEICHNIS



Miniatur des Tower in London um 1500.
Der Wohnturm ist heute noch im ursprünglichen Zustand.
(Siehe Tafelverzeichnis u. S. 199.)

Tafel I.



1. Die Wasserburg Itlingen, Kr. Lüdinghausen. 17. Jahrh.

EINLEITUNG

Der große Dualismus, der durch Alteuropa geht mit Indogermanen im Norden und Vorindogermanen im Westen und Süden, macht sich auch im Burgenwesen geltend. Bei den Völkern um das Mittelmeer, von der frühägyptischen bis zur römischen Zeit, geht der Festungsbau von den Gebietern aus, die ein Schloß für ihre Herrschaftszwecke errichten. Im Norden ist das erste die Volksburg, die einer sich bergenden Menge zur Verfügung steht. Während aber sprachlich die Indogermanen, vordringend erst gegen Osten, dann gegen Süden und Westen, allmählich die Oberhand über ganz Europa gewonnen haben, ist es im Burgenbau keineswegs zu solcher Einheitlichkeit gekommen. Die indogermanische, später germanisch-sächsische Art hat wohl südlich bis zu den Alpen und östlich bis zur unteren Donau ausgegriffen; aber in Süd- und Westeuropa hat sie nicht Fuß gefaßt, und auch an deutschen Grenzstrichen, wie dem Rhein und der Ostsee, den alten Schloßtypus weithin zugelassen, ja schließlich in der Renaissance- und Barockzeit ihn allgemeingültig werden sehen (Abb. 1).

Der Name „Burg“ stammt nicht vom römischen „burgus“, sondern umgekehrt: burgus ist das älteste Lehnwort aus dem Germanischen, das wir kennen. „Burg“ ist gleich „Berg“ und davon kommt „bergen“. Es kehrt wieder im griechischen „Pergamos“ — so heißt schon die Burg des Priamos und so später die der Attaliden —, während pelasgisch die Burg offenbar „Larissa“ ist: lar wie im Etruskischen = „Herr“

und issa die weitverbreitete Endung für „-heim“, „-stadt“, „-hausen“; Larissa also = „Herrenhausen“.

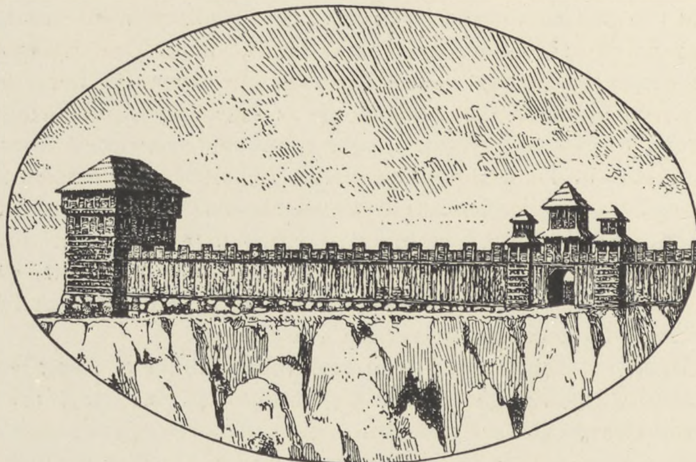
„Burg“ und „Pergamos“ bezeichnen aber immer die Stätte des Bergens von Menschen, nicht einfach von Schätzen oder von Vieh. So ist Burg in unserm Sprachgebrauch eine Stätte des Wohnens, nicht eine vorübergehende militärische Anlage wie das römische Lager und auch durchaus unterschieden von den Soldatenfestungen und Forts der Zeit nach Erfindung der Kanonen. Diese Anlagen kommen für das Burgenwesen nur insoweit in Betracht, als sie vielleicht hier und da es befruchtet haben, viel häufiger haben sie umgekehrt von ihm gelernt.

Die Burgen bleiben dabei noch vielseitig genug. Eine Kaiserpfalz wie Goslar, eine Residenz des thüringischen Landgrafen wie die Wartburg, die Lehnsburg eines einfachen Ritters und eine Zollburg am Rhein sind sehr verschiedene Dinge. Dazu hat sich jede dieser Gattungen im Laufe der Zeit in wechselnder Form entwickelt. Auch Klöster und Kirchen nehmen vielfach Burgenform an. Zuweilen stehen sie sogar im Vordergrunde. In Ägypten hat der Pharao gelegentlich seinen Palast in die sichere Tempelburg hineingelegt.

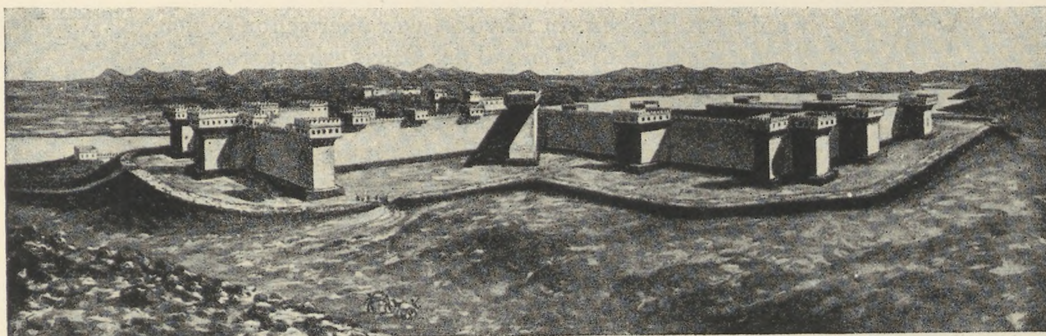
Solche Entwicklung und Wandlung zu verfolgen, ist höchst reizvoll, zumal man die Kultur der Zeit dabei immer an ihrer Spitze faßt. Deshalb sind auch die Burgen die volkstümlichsten Denkmäler der Vergangenheit.

Eine Kirche auf dem Berge ist schön und verehrungswürdig. Sie wird wie ein Gottgesandtes hingenommen. Aber eine Burg auf dem Berge regt den Sinn des Volkes lebhafter an. Sie ist aus dem Berge herausgewachsen, verstärkt seine Kraft, die Gegend zu schützen oder auch zu bedrücken. Was solch eine Burg bedeutet hat, wie ihre Rolle verlaufen ist, beschäftigt alle Gemüter.

Die wissenschaftliche Behandlung der Burgen hat sich in den letzten Jahrzehnten allzusehr ins Einzelne, Technische verloren. Früher sind gute Anläufe gemacht, von höheren Gesichtspunkten aus die Entwicklung, besonders in Frankreich und Deutschland, wenigstens für einige Jahrhunderte zu erkennen. Eine Linie von allem Anfang her bis ins hohe Mittelalter zu verfolgen, versucht unser Buch zum ersten Male. Hoffentlich wird man finden, daß solches Bestreben wesentliche Aufklärung bringen kann.



2. Die Slavenburg auf dem Breiten Berge bei Striegau. Rekonstruktion nach Bersu.



3. Rekonstruktion der Festung Semne. Nach L. Borchardt.

ERSTES BUCH: ALTERTUM

I. ÄGYPTEN UND VORDERASIEN

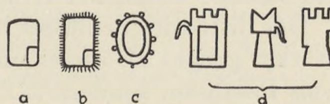
Ägypten

Stadtmauern hat es im ältesten Ägypten schon eine ganze Reihe gegeben. Bei der langgestreckten schmalen Form des besiedelten Landes war die Gefahr von Überfällen aus der östlichen oder westlichen Wüste immer groß und ein erster passiver Schutz durch Befestigung dringend erforderlich. So sind die Städte des Alten Reiches bei den Pyramiden von Gizeh, beim Sonnenheiligtum Abu Gurab mit Steinen ummauert gewesen; Memphis und Heliopolis haben Ziegelmauern gehabt, ebenso weiter oben am Nil, kurz vor und hinter dem späteren Theben, Abydos und Hierakonpolis. Auf die Mauer von Abydos hat man schon im Alten Reiche wenig Wert mehr gelegt, da sich Gräber dieser Zeit in sie eingebettet finden.

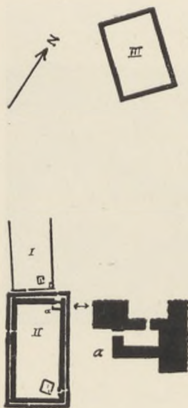
Aber auch Burgen hat es in Ägypten schon in dieser frühen Zeit gegeben. Das verrät uns zunächst ein Hieroglyphenzeichen, das so alt ist wie die ägyptische Schrift überhaupt. Es ist ein langes stehendes Rechteck mit einem kleinen Quadrat unten in der Ecke (Abb. 4 a), und es wird als hw. t = „Schloß“, „Königsburg“ gelesen. Eine Nebenform zeigt den Umriß mit kleinen Aussprüngen fransenartig besetzt (Abb. 4 b).

Man ist schon bei diesen einfachen Zeichen geneigt, an das allgemein verbreitete mittelalterliche Verhältnis der Burg in der Stadt, der Arx im Oppidum zu denken. Die „Fransen“ des zweiten Zeichens müssen vorspringende Mauertürme bedeuten.

In der Tat sind mehrere solche Anlagen, und zwar schon aus dem Alten Reiche, im Gelände vorhanden. Der Unterschied zwischen dem Alten und dem Mittleren Reiche liegt in der starken Verschiebung des Schwerpunktes nach Süden. Das Alte Reich umfaßte wesentlich Unterägypten und hatte Memphis zur Hauptstadt. Das Mittlere Reich hatte Oberägypten hinzuerobert und seinen Königssitz in dem neugegründeten Theben 500 km nilaufwärts von Memphis eingerichtet.

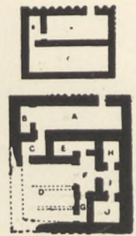


4. Hieroglyphenzeichen mit der Bedeutung „Burg“.



5. Plan von Abydos. 1:3000.

Wenig vor Theben, in Abydos, war aber schon in der 2. Dynastie ein großer Tempel des Osiris erbaut worden, eine neue Stadt war aufgewachsen, und die Könige errichteten sich dort mehrere Schlösser nacheinander, erst ein einfach ummauertes, dann eines mit doppelter Mauer und unbestimmt wann ein drittes. Es sind jedesmal große Rechtecke, etwa von der Größe der Saalburg bei Homburg, und bei zweien ist das kleine Quadrat genau in der Ecke wie bei der Burg - Hieroglyphe festgestellt. Bei dem dritten konnte der Innenraum nicht ausgegraben werden, weil er ganz von einem koptischen Dorfe besetzt ist. Diese Anlagen stammen also schon aus der Zeit um 3200 v. Chr.


6. Die Abydos - Schlösser I und II. Mittelschloß und Schunet. 1:1000.

Die Engländer haben in Abydos von 1901 an jahrelang gegraben und neben diesen Königsschlössern auch den Tempel, Teile der Stadt und die Königsgräber eingehend erforscht.

Die Umfassungsmauern der drei großen Rechtecke stehen noch sehr hoch und bilden ein Wahrzeichen für die ganze Gegend. Alle drei liegen in der Nordsüdlinie hintereinander, 300 m westlich von dem großen Tempelbezirk des Osiris (Abb. 5). Das nördlichste ist das von dem heutigen koptischen Dorfe eingenommene. Es hat mit einfacher Mauer eine Größe von 95 × 67 m. Im Innern läßt sich, wie gesagt, ohne Verlegung des Dorfes nichts feststellen.

Das zweite Rechteck, von den Engländern das Mittelfort genannt, ist nur 45 m breit, die Länge konnte nur bis 81 m festgestellt werden, weil die alte nördliche Schmalseite eingeebnet und ihr Fundament von einem christlichen Friedhofe überdeckt ist. Die Umfassungsmauer ist nur $1^1/_4$ m dick und gegen 5 m hoch. Sie hat in der südlichen Schmalseite einen einfachen glatten Durchgang und in der Südostecke einen zweiten, der durch eine rückliegende quergelagerte Kammer von 5,5 × 3 m gedeckt ist. Gleich hinter diesem gut gesicherten Tore konnte der Hauptbau der Befestigung, offenbar die Königswohnung, freigelegt werden (Abb. 6 a). Es ist ein rechteckiger wohnturmartiger Bau von 12 × 9 m Umfang und mit sehr einfacher Innenteilung. In der Längsrichtung zieht in der Mitte eine Mauer, die den Bau in zwei gleiche Teile spaltet. Von dem vorderen ist rechts ein kleines Zimmer abgetrennt, der hintere ist einheitlich. Man kommt durch einen glatten Durchgang im Südosten, also gegenüber dem Tore der Außenmauer, in den ersten Quersaal und dann durch das kleine Zimmer in den Hauptsaal von 10 m Länge.

Diese Einfachheit und dazu die Form der Räume ist durch ihr frühes Vorkommen an dieser Stelle von großer Bedeutung, weil in der Folgezeit in ganz Vorderasien immerfort in ähnlichen Formen gebaut wird. Die frühe Entstehung dieses Mittelforts ist sichergestellt durch einen Siegelzylinder des Perabsen, der der vierte König in der 2. Dynastie war. Dazu kommt ein feiner Zylinder Kasekemuis und Keramik, besonders ein schöner weißlicher Krug der gleichen frühen Zeit.

Das dritte der Schlösser legt sich unmittelbar südlich neben das mittlere. Es ist viel stärker gebaut als dieses und lieferte auch etwas spätere Funde, nämlich nichts mehr von Perabsen, sondern 2 Zylinder Kasekemuis und entsprechende Keramik; weiter aber auch ein paar Siegel der 3. und 4. Dynastie und ein Krugstück der 6., so daß die Festung bis zu dieser Zeit um 2500 v. Chr. in Benutzung gewesen sein muß. Man hat

sie also offenbar errichtet, weil die alte nicht mehr sicher genug erschien. Sie heißt bei den Arabern heute Schunet ez Zebib, d. i. „Rosinen-Lagerhaus“, ist am besten erhalten und konnte vollständig durchforscht werden. Die Außenwehr bildet ein Rechteck von 135: 78 m. Sie ist ringsum doppelt. Vor der Hauptmauer von 5 m Stärke liegt noch eine 2 m starke Vormauer und zwischen beiden ein 4 m breiter Zwinger. Die Mauern bestehen aus Luftziegeln. Die Hauptmauer ist außen mit senkrechten prismatischen Rillen verziert, wie sie viele ägyptische Bauten haben, und steht heute noch etwa 12 m hoch; sie mag ursprünglich noch 1 oder 2 m höher gewesen sein. Die Vormauer, nur $3^1/_4$ m stark, war entsprechend niedriger, sie steht noch 6—7 m hoch, und ihre ursprüngliche Höhe betrug kaum mehr. Vier Tore durchbrechen diese Befestigung. Die im Westen und Süden gehen glatt durch beide Mauern; das an der Südostecke führt in der Hauptmauer durch eine Turmkammer und das an der Nordostecke durch einen noch größeren Turm, der infolge Ausbaues nach rückwärts 2 Kammern hat, die hintere so gestaltet, daß sie als „Hakentor“ zu bezeichnen ist.

Im Innern dieser rechteckigen Umwehrung liegt nun als einzig erkennbarer fester Bau der schon genannte fast quadratische Block von 18:15 m (Abb. 6b). Seine Außenmauern sind fast 2 m dick, die inneren etwas dünner. Die Raumteilung ist, abgesehen von einer Verletzung des Baues an der Nordwestecke, gut zu erkennen. Man kommt durch eine einfache, nicht besonders geschützte Tür im Südosten in einen langen Quersaal, offenbar Empfangshalle und Wachtlokal, der fast die ganze Breite des Gebäudes einnimmt; nur im Norden ist ein kleines Zimmer von ihm abgeschnitten. Neben diesem führt ein geknickter Gang zur Mitte des Baues in einen nordsüdlich gestreckten Raum, wohl einen Lichthof, der, wie das römische Atrium, den Zentralpunkt des Ganzen bildet. Seine Verbindung mit dem gegen Westen verbleibenden längeren Raume ist nicht erhalten, aber gegen Süden zeichnen sich klar 7 kleinere Räume ab: in der Mitte ein Quergemach von $5:2^1/_2$ m, daneben östlich 2 und westlich 1 Zimmer und südlich vor dieser Reihe noch 3. Die Anordnung dieser um den Hof gelagerten Räume entspricht im kleinen auffallend derjenigen, die sich später besonders in vorderasiatischen (hettitischen und babylonischen) Häusern und Palästen findet. Der knappe Zuschnitt der Räume aber und die geschlossene Blockform des Baues zeigen, daß wir gemäß dem Festungscharakter des Ganzen nicht ein behagliches Haus vor uns haben, sondern einen Wohnturm, wie er sich als ein Hauptstück durch die ganze Geschichte des Befestigungswesens hinzieht über den römischen Burgus bis zu dem normannischen Donjon und zu unsern letzten Militärstationen in Ost- und Südwestafrika.

Dem auffallenden quadratischen oder fast quadratischen Grundriß dieser kleinen Königsschlösser entspricht der ebensolche Grundriß des Osiris-Tempels, zu dessen regelmäßiger Verehrung sie selbst in dieser dem Reiche eben erst gewonnenen, noch unsichern Gegend angelegt waren. Der Tempel liegt 450 m östlich von den Schlössern. Er ist 27: 22,5 m groß und hat den Eingang in der nördlichen Längsseite. Seine Umhegung bildet ein großes Quadrat von 300 m.

Ein ganz ähnliches Verhältnis ist in der fast gleich alten Stadt Hierakonpolis festzustellen, die in der Mitte zwischen Memphis und Theben liegt und durch die in ihr gefundenen uralten Statuen aus getriebenem Kupfer berühmt geworden ist. Auch in Hierakonpolis liegt das Königsschloß einige hundert Meter westlich vom Tempel und bildet ein ungefähres Quadrat von 68: 78 m.

Daß der „Wohnturm“ im ältesten Ägypten aber auch schon in runder Form vorhanden war, zeigt ein köstliches kleines Unikum des Berliner Museums: ein Elfenbein-



7. Elfenbeintürmchen aus den Königsgräbern von Abydos. Berlin, Altes Museum. 1:1.

türmchen aus den Königsgräbern von Abydos, also aus dem Anfang der geschichtlichen Zeit (Abb. 7). Es ist nur 5 cm hoch und war wahrscheinlich eine Brettspielfigur, also etwa der Turm unsres Schachspiels. Es ist ein Rundturm wie die späteren massenhaften Nuragen auf Sardinien, nach oben stark verjüngt und von einem weit ausladenden Wehrgange mit rundlichen Zinnen bekrönt. Deutlich sind die Balken angegeben, die diesen Wehrgang — ebenso wie heute unsre Balkone — tragen. Die Tür liegt erst ganz oben im letzten Stock. Eine Leiter ist angelehnt, die dort hinaufführt. Zieht man sie ein, haben die Belagerer das Nachsehen.

Ein ganz ähnliches Türmchen aus Ton, auch der 2. Dynastie angehörig, ist kürzlich in die Leipziger Universitätssammlung gekommen und mehrere aus dem Mittleren Reiche sind als Ritzzeichnungen in Gräbern (Deir el Barsheh) gefunden. Sonst sind Rundtürme in Ägypten nicht bekannt.

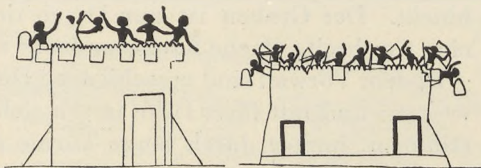
Das Elfenbeintürmchen aber, das nach seinem Fundort in die vordynastische Zeit von Ägypten gesetzt wird (vor 3400 v. Chr.), also noch älter ist als die Königsschlösser der 2. Dynastie bei Abydos, hat seine Parallele in einer ägyptischen Urhieroglyphe für „Burg“, die ihrerseits ebenfalls älter ist als die jenen Königsschlössern entsprechende rechteckige Hieroglyphe. Während diese rechteckige den Grundriß der ganzen Befestigung gibt mit dem Wohnturm in der Ecke, stellt die alte das Bild des Wohnturmes dar, in verschiedener Fassung (Abb. 4d): als geradaufsteigenden dicken Turm mit Zinnen oben, oder als sich verjüngenden Schaft bekrönt von stark vortretendem Wehrgang — also ganz dem Elfenbeinturm entsprechend! — oder schließlich als unten breites, dann etwas eingezogenes und weiter hinauf sich wieder ausweitendes Gebilde mit einseitig vortretendem Zinnenkranze.

Dieses Zeichen wird als das Wort swnw gelesen, ein Wort, das uralt war und früh abgestorben ist. Es scheint aber fortzuleben in dem Ortsnamen swn = Syene (Assuan) und hebräisch Sjn für Pelusium, also den Grenzfestungen im Süden und Norden, und es wird demnach selbst schon „Grenzturm“ oder „Landwehr“ bedeutet haben.

Das völlige Gegenbild zu den späteren Wohntürmen liefern aber die Bilder aus den Gräbern des Mittleren Reiches von Beni Hassan (bei 28° 15′ n. Br. in der Mitte zwischen Memphis und Theben, Abb. 8). Das sind die richtigen großen πύργοι, kaum so hoch wie breit. Die Mauer ist unten geböscht, oben steil. Der Zinnenkranz hat balkonartige Ausbauten, in denen die Verteidiger sich oft weit herabbeugen. Sie schützen sich mit Schilden und werfen mit hocherhobenen Armen offenbar Steine oder schießen mit Bogen. Die Eingänge zu diesen Türmen gehen auf ebenem Boden glatt durch die Wand.

Diese isolierten Türme, die so eifrig verteidigt werden, hat das langgestreckte schmale Nilland zum Schutze seines verlockenden Reichtums gegen die Beduinen der Wüste links und rechts gewiß vielfach nötig gehabt. Die stattlicheren Festungsanlagen entstanden aber in der Folgezeit wieder weit nilaufwärts, als im Mittleren Reiche die Grenze bis an den 2. Katarakt vorgeschoben war. Sesostris III. († 1849 v. Chr.)

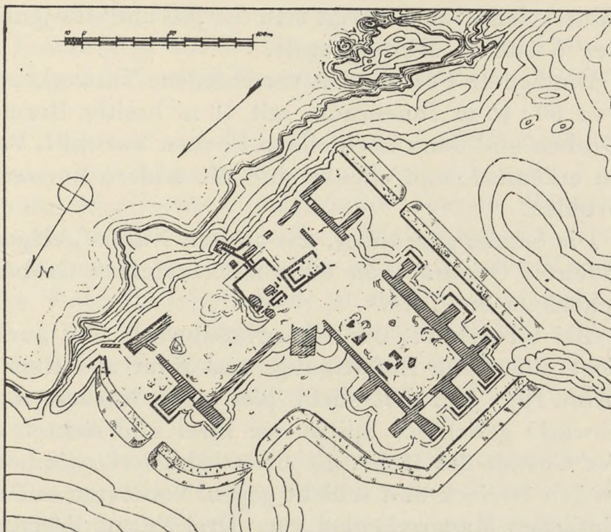
hatte mit seinen kühnen Feldzügen diese große Ausdehnung des Reiches herbeigeführt, und er ist auch als der Erbauer der Festungen zu betrachten, die sich kurz vor der 2. Nilschwelle in systematischer Anlage finden. Eine deutsche Expedition unter Führung von Ludwig Borchardt hat 1900 eine Reihe von ihnen erkundet. Bei 21°30′ n. Br., etwa 500 km aufwärts von Theben, liegen die Befestigungen von Semne und Kumme links und rechts am Nil einander gegenüber und nur 4 km abwärts folgen auf einer langgestreckten Insel die wohlerhaltenen Mauern von Ŭrunarti. Wir sind über ihre Anlage gut unterrichtet. Nach dem Tode Sesostris II. (1887 v. Chr.) ging Sesostris III. sofort daran, den 300 km langen Nilstrich vom 1. zum 2. Katarakt unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er legte durch den 1. Katarakt einen Kanal von 80 m Länge, der nach dem Thronnamen des Königs genannt wurde: „Schön sind die Wege des Chekure", und nach Zurückdrängung der Nubier erbaute er gleich oberhalb des 2. Katarakts an einem günstigen Punkte die zwei Festungen einander gegenüber bei Semne und Kumme und errichtete an jeder Seite des Flusses einen Grenzstein, von denen einer heute im Berliner Museum steht, mit der Inschrift: „Südgrenze, errichtet im 8. Jahre unter der Majestät des Königs von Ober- und Unter-Ägypten, dem ewiges Leben gegeben ist, auf daß niemals ein Neger sie überschreite, zu Wasser oder zu Lande, zu Schiffe oder mit Herden" usw.



8. Verteidigung von Festungen aus den Gräbern von Beni Hassan.
(Arch. Survey of Egypt, Beni Hassan I.)

Sehr lehrreich sind diese Befestigungen, wenn sie auch für manche Einzelheiten noch der endgültigen Aufklärung durch Grabungen harren, da im Innern sich verschiedene Perioden betätigt haben. Die Semne-Festung besteht nicht aus einem Rechteck, sondern aus zweien, die von einem Punkte aus rechtwinklig auseinanderspreizen (Abb. 9). Der Hauptflügel liegt parallel dicht am Flusse, der andere geht ins Land hinein. Der eine wie der andere ist 130 m lang und 50 m breit. Die ganz geraden Mauern sind 3—4 m dick und die zum Lande gerichteten Seiten haben in 3—6 m Abstand weit vorspringende schmale Türme — die „Fransen" der Hieroglyphe. Nur aus dem Winkel, in dem die beiden Flügel zusammenstoßen, springt ein 15 m breiter Turm heraus, weil hier die Burgleute nach beiden Seiten hin ein längeres Mauerstück zu verteidigen hatten.

Die ganze Befestigung wird gegen das Land hin umzogen von einem breiten Graben und davorliegenden flachen Walle. Der Graben weitet sich von der Festungsmauer aus gegen 30 m breit; in ihn treten die Türme 20 m weit



9. Grundriß der Festung Semne nach Borchardt. 1:4500.

hinein. Der Graben ist nur $1^1/_2$ m tief und war ohne Wasser. Der Außenwall hatte eine 6 m breite flache Krone und war auf ihr wie auf den Böschungen wohlgepflastert.

In dem Vorwall sind verschiedene Durchlässe deutlich: im Süden, Norden und Nordwesten; und mit ihrer Hilfe lassen sich auch die Tore in der Mauer einigermaßen bestimmen, immer durch lange Türme dicht geschützt. Der Mauerbau hat die Ziegelschichten in Höhe von 1 m abwechselnd mit Matten- und Holzeinlagen durchschossen. Die Hölzer liegen quer im Bau, so daß ihre Köpfe an der Vorder- und Rückfront herausgucken.

Der wichtigere Teil der Festung ist der Flußflügel. In seiner Mitte erhebt sich das felsige Gelände zu einer besonderen Höhe. Ein Ziegelwerk von 20 m im Quadrat in der Bauart des Mittleren Reiches ist hier zu erkennen. Mit wohlerhaltener Böschung fällt es gegen die Flußmauer hin 5 m tief ab. In seinem westlichen, dem Flusse abgewandten Teile ist, über das alte Ziegelquadrat hinausgreifend das Fundament eines kleinen Tempels erhalten. Er hat in der Mitte die rechteckige Cella und an seiner Südfront, sowie an der östlichen und westlichen Seite Säulenhallen. Nach dem erhaltenen Bruchstück eines Denksteins war er von Thutmosis III. und seiner Gattin Hatschepsut erbaut (1500 v. Chr.). Gegen Süden schließen sich die Reste eines größeren und offenbar noch späteren Tempels unmittelbar an.

Borchardt sieht in dem alten Ziegelquadrat auf der natürlichen Felshöhe die „Zitadelle" der Befestigung im Mittleren Reiche, also Sesostris III. Man wird in der Bestimmung noch einen Schritt weiter gehen und sie sich als einen großen Wohnturm, die ja quadratische Form und annähernd diese Größe zu haben pflegten, vorstellen dürfen.

Borchardt hat von dieser ganzen Semne-Befestigung auch das alte Bild herzustellen gesucht (oben Abb. 3). Die Ansicht ist von Nordwesten genommen in den Winkel zwischen Fluß- und Landflügel hinein. Der Flußflügel liegt links, der Landflügel rechts. Man sieht im Vordergrunde die reichen Schwingungen des niedrigen Vorwalles, dahinter den breiten flachen Graben, dann die steilen Mauern mit den weit vorspringenden Türmen, malerisch von ihrem Verteidigungsausbau wie von einem Mastkorbe bekrönt. Hinter dem Ganzen zeigt sich der Nil und das jenseitige Ufer mit den welligen Höhen der Wüste im Hintergrunde.

Die Semne-Festung hat verschiedene Vorwerke, darunter eines als schönes Rechteck von 60 : 46 m Innenraum mit 10 m breiter Berme vor der Mauer, ebenso breitem Graben und dann noch einem flachen Vorwall. Von den Bauten im Innern ist nichts zu erkennen, und ebenso sind die andern Vorwerke ohne Ausgrabung kaum zu beurteilen.

Die Semne gegenüber, am andern Nilufer gelegene Festung von Kumme ist ein ungefähres Quadrat von 60 m mit einfachem Graben und weit vorspringenden Mauerschenkeln am Tore.

Bei Urunarti, nur 4 km flußabwärts und auch noch oberhalb des 2. Katarakts, liegt eine neue Befestigung, und zwar auf einer großen langgestreckten Flußinsel (Abb. 10). Der Nil fließt hier nach Nordosten. Die Befestigung krönt die flußabwärts gerichtete Spitze der Insel und richtet sich hier in origineller Weise nach der Gestalt der Höhe, die sie erwählt hat. Sie bedeckt deren breiten Teil mit einem langen Dreieck und schiebt gegen Nordosten auf dem schmalen Kamm einen langen einfachen Mauerschenkel vor. Drei Türme liegen an der Nordseite des Burgdreiecks und drei weitere ebenfalls gegen Norden an dem langen Mauerschenkel. Die Burg ist



10. Befestigung bei Urunarti. Nach Borchardt. 1:10 000.

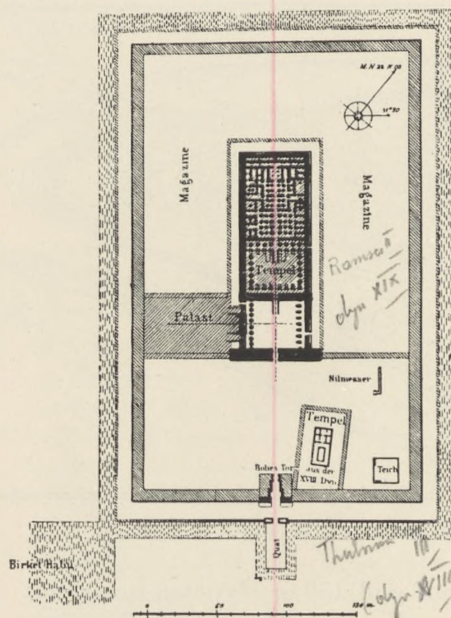
ein rechtwinkliges Dreieck von 60 : 100 m Katheten- und 150 m Hypotenusenlänge. Von ihren Innenbauten ist ohne Grabungen nichts zu erkennen. Das Tor der Burg hat an ihrer Nordostspitze gelegen, gegen das rechte Flußufer hin, und in der Fortsetzung seiner Richtung scheint an einer eingeengten Flußstelle mit gradlinigen Ufern und einer linienhaft gestreckten Insel dazwischen auch die Vorrichtung für eine Brücke getroffen zu sein.

Drei weitere Befestigungen stromab sind noch untersucht und aufgenommen: Schalfak nur 4 km von Urunarti und von da 35 km weiter Mirgisse und Dabe links und rechts einander gegenüber. Schalfak ist ein ähnliches Dreieck wie Urunarti, aber etwas kleiner, nur 60 m lang und 40 m breit. Die Nord- und Westseite hat einen Zwinger, der Innenraum ist dicht von Hausmauern gefüllt. Mirgisse ist ein schönes Rechteck von 180 : 100 m Innenraum — die größte von allen — und einem breiten Zwinger im Norden, Westen und Süden. Im Innern liegt auf der einen Seite ein Tempel, auf der andern der Rest eines anscheinend quadratischen Baues von 15 m Seite, also wohl eines Wohnturmes.

Dabe schließlich ist ein langes Rechteck von 220 : 70 m mit igelhaft nach allen Seiten vorgestreckten Langtürmen; ohne erkennbare Grundrisse im Innern.

All diese Befestigungen an der nubischen Grenze und gegen die Libysche Wüste sind Soldatenburgen, und die Schlösser bei Abydos waren in ihrer Einfachheit nur zu vorübergehendem Aufenthalt für den Herrscher bestimmt. Wie er aber in einer Residenz wie Theben sich seinen gesicherten Wohnsitz schuf, dafür ist ein Prachtbeispiel „das hohe Tor von Medinet Habu“. Medinet Habu heißt „die Stadt des Habu“ nach der Siedlung, die sich im Mittelalter in die große Ruinenstätte eingenistet hatte. Sie ist seit langem bekannt, oft dargestellt und zuletzt gründlich erforscht und veröffentlicht durch Uvo Hölscher 1910 (Abb. 11 und 12).

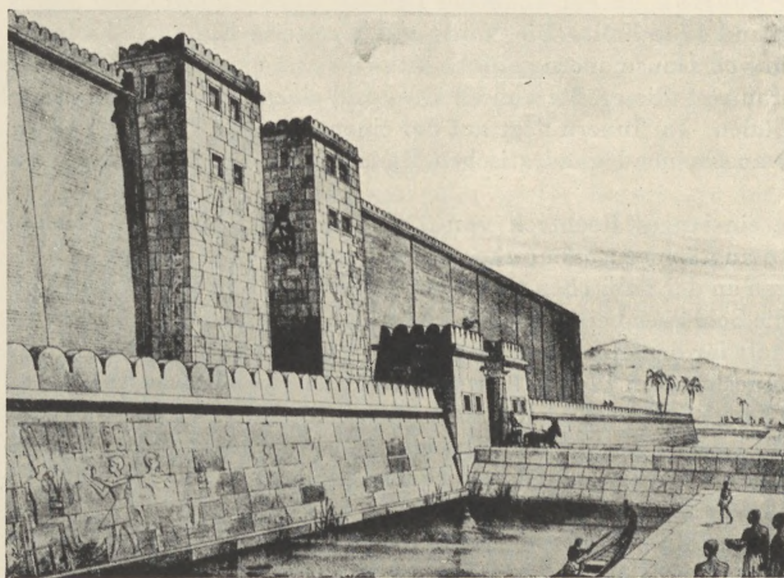
Sie bildet wie Schunet ez Zebib ein großes Rechteck mit riesiger Mauer und hat davor noch eine breite Berme und Wassergraben. In der Mitte der frontlichen Schmalseite führt ein Tor hinein mit einem Vorbau und riesigen Mauertürmen geschützt, die der ganzen Ruine den Namen gegeben haben. Die Mauern sind aus Luftziegeln und



11. Medinet Habu. Grundriß. Nach U. Hölscher. 1:5500.

stehen zum Teil noch 15 m hoch. Der Weg durch das Tor führt geradeaus zu einem riesigen Tempel, der breit und lang die Mitte des Innenraums einnimmt. Die Inschriften an den Torpylonen besagen aber, daß außer dem Tempel auch ein Königspalast in der Befestigung gelegen hat. An dem einen Turme heißt es: „Wie der Himmel auf seinen Pfeilern fest bestehen und die Sonne dort scheinen wird, so soll das Haus der Ewigkeit des Königs Ramses in dem Hause des Amon auf der Westseite von Theben unvergänglich sein gleich dem Himmelshorizont"; und gegenüber an dem andern Turme: „Das Haus des Ramses verbindet sich mit der Ewigkeit in dem Hause des Amon auf der Westseite von Theben."

Die vielumstrittene Frage, wo dieser Palast gelegen habe, hat Hölscher gelöst. Der viereckige erste Vorhof des Tempels war zugleich der Vorhof des Palastes. Geradeaus ging es in den Tempel, links rechtwinklig ab in den Palast. Denn das Gebäude, das hier anschließt, hat zwischen seinen beiden Türen in einem Mittelrisalit „das große Erscheinungsfenster", an dem der Pharao sich dem Volke zeigte und von dem er kostbare Gaben seinen Getreuen und Verdienten herabwarf. An der Laibung dieses Fensters steht: „Der König erscheint wie die Sonne Ägyptens, man liebt sein Bild. Seine Wohnung ist wie das Himmelsgewölbe, wenn die Sonne daran steht; Amon Re freut sich beim Anblick seines Glanzes." Dieselbe Lage des Palastes seitlich vom Tempelvorhofe läßt sich auch erkennen für das „Ramesseum", den Totentempel Ramses' II. in Theben, für den Tempel des Merenptah, für El Amarna und ist wahrscheinlich auch für Qurna beim Sethos-Tempel.



12. Mauern und Hohes Tor von Medinet Habu. Rekonstruktion von U. Hölscher.

Der König hat sich in diesen Fällen mit seinem Palaste direkt in den Schutz der Gottheit begeben. Die ganze Befestigung ist eine Tempelburg, die zugleich den König aufgenommen hat.

Man hat geglaubt, das „Hohe Tor“ nur als eine „Scheinfestung“ betrachten zu sollen, die einem auswärtigen Feinde, einer wirklichen Kriegsgefahr nicht habe standhalten können. Der reiche Schmuck des Tores hat zu dieser Auffassung geführt und die Beobachtung, daß die oberen Räume im Tore, ebenfalls schön geschmückt, nicht vom Torwege unten her zugänglich waren, wohl aber vom Palaste her auf der Mauer entlang. Das entkräftet aber nicht die sehr starke Umwehrung mit der Riesenmauer, dem mächtigen Tore und dem breiten und tiefen Wassergraben (Abb. 12). Den Begriff der Tempelburg lernen wir später ähnlich bei den Slawen kennen, Arkona ist das klassische Beispiel, und sie haben sich trotz ähnlichen Schmucks und gewöhnlich friedlichen Gebarens doch zur Not auch kriegsmäßig tapfer bewährt.

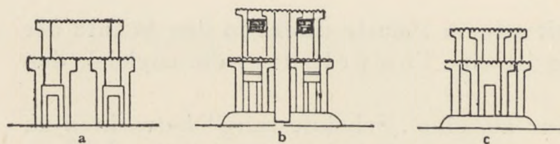
Bezeichnend ist bei all diesen ägyptischen Burgen, den einfach soldatischen wie den königlichen, die nie fehlende Verbindung mit dem Tempel. Den göttlichen Schutz sucht man sich zu sichern gegen die Grenzvölker, gegen die Wüstenräuber und gegen die etwa im Lande selbst sich empörenden Elemente. Weithin begegnet später diese Sorge und Fürsorge bis ins hohe Mittelalter.

Syrien und Palästina

Von Ägypten zu den benachbarten Kulturreichen von Syrien und dem Zweistromlande führen mancherlei Fäden, die Krieg und Frieden ihren Ursprung verdanken. Von jeher haben die beiden Großlande beobachtend, begehrend, zum Zugreifen bereit zueinander hinübergesehen, und hinüber und herüber sind dann die Einflüsse gegangen.

Schon vor der 5. Dynastie hat Ägypten Festungen bei den Bitterseen auf der Landenge von Suez angelegt. Dahinter lag an der Grenze des Deltas eine weitere. Aber sie haben keinen dauernden Schutz geboten. Die Hyksos, die der 12. Dynastie (um 1700) den Garaus machten und Nordägypten fast 200 Jahre beherrschten, sind ohne Zweifel von dieser Nordostseite gekommen und waren nach der einleuchtendsten Vermutung Hebräer und Hettiter aus Palästina und Nordsyrien. Einer ihrer Könige hieß Jakobher, wie mehrere Skarabäen bezeugen, war also ein Israelit. Um 1580 hat Ahmose sie aus dem Lande geschlagen und weit nach Syrien und Palästina hinein verfolgt. Seine Nachfolger Amenhotep I. und Thutmosis I. (zusammen 1557—1501) haben den Krieg weit durch Syrien bis an den Euphrat getragen. Thutmosis hat hier einen Grenzstein errichtet, und als er wieder nach Hause kam, dem alten Amontempel in Theben, der ihm nun zu einfach schien, zwei große Tortürme mit einer Säulenhalle dazwischen vorsetzen lassen, eine Fassade, wie sie bei Toren und Palästen dem Hettiterlande eigentümlich ist.

Aber der eigentliche Begründer der asiatischen Herrschaft ist erst Thutmosis III. (1501—1447) gewesen. Nachdem er lange zu Lande sich abgemüht, auch schon eine Festung in Nordpalästina angelegt hatte, um sich die Straße zwischen Libanon und Antilibanon auf Kadesch zu zu sichern, gelang es ihm im 10. Jahre seiner Feldzüge mit Hilfe einer großen neuerbauten Flotte, die phönikischen Küstenstädte zu erobern und dann von Simyra aus den Eleutheros hinauf gegen Kadesch vorzudringen und diesen Haupt- und Zentralpunkt der syrischen Koalition einzunehmen. Von nun an hatte Ägypten ein großes asiatisches Reich, zu dem auch Assur und Babylon tributzahlend



13. Syrische Türme aus den Kriegen Sethos I.

gehörten. Die Teilfürsten sind in ihren Briefen an den Pharao „Der Boden, auf den du trittst", „Der Thron, auf dem du sitzest", „Der Schemel deiner Füße", sogar „Dein Hund". Die Kinder dieser Fürsten werden vielfach in Ägypten erzogen und bringen dann viel der Nilkultur nach Hause. Es ist die Zeit, wo der Pharao in ganz Vorderasien für einen Gott gilt, wo aber auch Ruhe und Sicherheit auf den Straßen und in den Städten herrscht und der Wohlstand überall aufblüht. Ägyptische Garnisonen liegen überall verstreut, ägyptische Schiffe beherrschen die Ägäis, Cypern gehört dem Pharao. Dieser Idealzustand stürzt rasch zusammen unter Amenophis IV. (1375 bis ca. 1358), dem feinsinnigen religiösen Schwärmer, der mit dem Sonnenkult den Monotheismus herstellen wollte und die 60 Hilferufbriefe des getreuen Rib Addi von Byblos, die wir in seinem Archiv in Tel Amarna gefunden haben, unbeantwortet gelassen hat. Ganz Syrien erhob sich, auch die treuesten Küstenstädte Simyra und Byblos gingen verloren. Erst Sethi I. (1313 bis 1292) begann nach 50 Jahren eine Wiedereroberung und erreichte etwa die Nordgrenze von Palästina. Ramses II. (1292—1225) holte sich bei Kadesch am Orontes die berühmte Niederlage. Ramses III. (1198—1167) sicherte Asien noch wieder bis zum Orontes und baute überall neue Festungen, aber am Ende der 20. Dynastie, nach Ramses XII. (1090) ging die ägyptische Königswürde auf den Hohenpriester über, und von Syrien ergriff allmählich erst Assur und dann Babylon Besitz.

Wie in Palästina und Syrien die einheimischen Befestigungen aussahen, zeigten uns immer schon die ruhmredigen Schlachtenbilder der Ägypter und Assyrer an den Wänden ihrer Gräber und Tempel. Aber in den letzten Jahrzehnten hat auch die Bodenforschung uns manches anschaulich vor Augen gestellt.

Für die asiatischen Festungen hat die ägyptische Hieroglyphenschrift ein besonderes Zeichen, das von dem für die ägyptische Burg abweicht. Es ist statt des Rechtecks mit dem Wohnturm in der unteren Ecke ein leeres Oval mit rundlich ausspringenden Türmen. Diesem Zeichen entsprechend wird schon in einem Grabe des Alten Reiches (zu Deschasche) der Grundriß einer eroberten Festung dargestellt in der ovalen Form mit halbrund vorspringenden Türmen, und dann öfter als Rahmen für den Namen eroberter Festungen verwandt (s. oben Abb. 4 c).


14. Eroberung einer syrischen Festung. Relief an der nördlichen Außenseite des großen Tempels von Medinet Habu.

Die Festungsformen, die sich aus den häufigen Bildern ihrer Verteidigung und Eroberung herausschälen lassen, haben eine ganz typische Form (Abb. 13). Sie scheinen immer einen etwa quadratischen Wohnturm darzustellen, der unten einen oder zwei durch vortretende Türme oder auch nur Pfeiler geschützte Eingänge hat und als Oberstock einen etwas zurücktretenden Aufsatz, so daß die



15. Darstellung einer Festung, die von Asurnasirpal belagert wird. Flüchtlinge durchschwimmen auf Hammelhäuten den Festungsgraben. Relief aus Ninive (Kujundschik) im Brit. Museum, London. (Photo.)

Verteidiger in zwei Etagen stehen können: auf dem Bering des ersten Stocks und auf dem Dache des zweiten.

Sehr lebendig ist der Kampf um solch einen syrischen Wohnturm an der Wand des großen Tempels von Medinet Habu (s. oben) dargestellt (Abb. 14). Unten sind drei Männer, die ihre Schilde auf den Rücken gehängt haben, dabei, mit langstieligen Äxten das Tor einzuschlagen. Daneben sind von links und rechts Leitern angesetzt, auf denen je zwei Männer zum ersten Stock hinaufsteigen. Sie sind mit Lanzen bewaffnet, und mit Lanzen wehren sich auch die Verteidiger des ersten Stockwerks. Sie haben einen Angreifer, der die Plattform erreicht hat, zwischen den beiden Leitern schon niedergeworfen und werden ihn erstechen. Auch ganz links wehrt sich ein Bärtiger mit vorgehaltenem Schilde nur schwer gegen den Verteidiger, und ganz rechts stürzt einer kopfüber hinab. Auf der Balustrade des zweiten Stocks befindet sich eine große waffenlose Gesellschaft. Viele erregte Männer, die schreiend die Hände erheben, sind um ein ruhig dastehendes Weib geschart. Mehrere halten hochstenglige Geräte, anscheinend Fackeln, in den Händen. Der ganze Angriff erfolgt also bei Nacht.

Die Assyrer haben uns in Ninive (Kujundschik) nicht minder deutliche Bilder von ihren Eroberungszügen hinterlassen, und wir lernen hier in einem wundervoll feinen und lebendigen Reliefstil allerhand neue Techniken kennen. Als Waffe herrscht durchaus der Bogen, nicht die Lanze. In Abb. 15 schwimmen die Verteidiger, die im Vorgelände geschlagen sind, durch den breiten Festungsgraben zu ihrer Burg zurück, und zwar mit Hilfe von aufgeblasenen Tierhäuten, auf denen sie mit dem Oberkörper liegen; das untere Ende der Haut haben sie sich mit einem Band um den Leib befestigt. Die Freunde erwarten sie gespannt und gerüstet hinter den Zinnen der Burg.

Auf einem Bilde der Bronzetore von Balawat (Abb. 16), aus der Zeit Salmanassars II. (860—825), fährt ein plumpes Ungetüm, das wie ein moderner Tank anmutet, mit spitzer Schnauze gegen die Burgmauer und stößt eine Ecke von ihr ab. Es ist ein auf Räder gesetzter Widder, ein Sturmbock, wie wir ihn in gewöhnlicher schwingender Verwendung nachher bei den Römern so häufig finden, z. B. in Caesars gallischem Kriege.



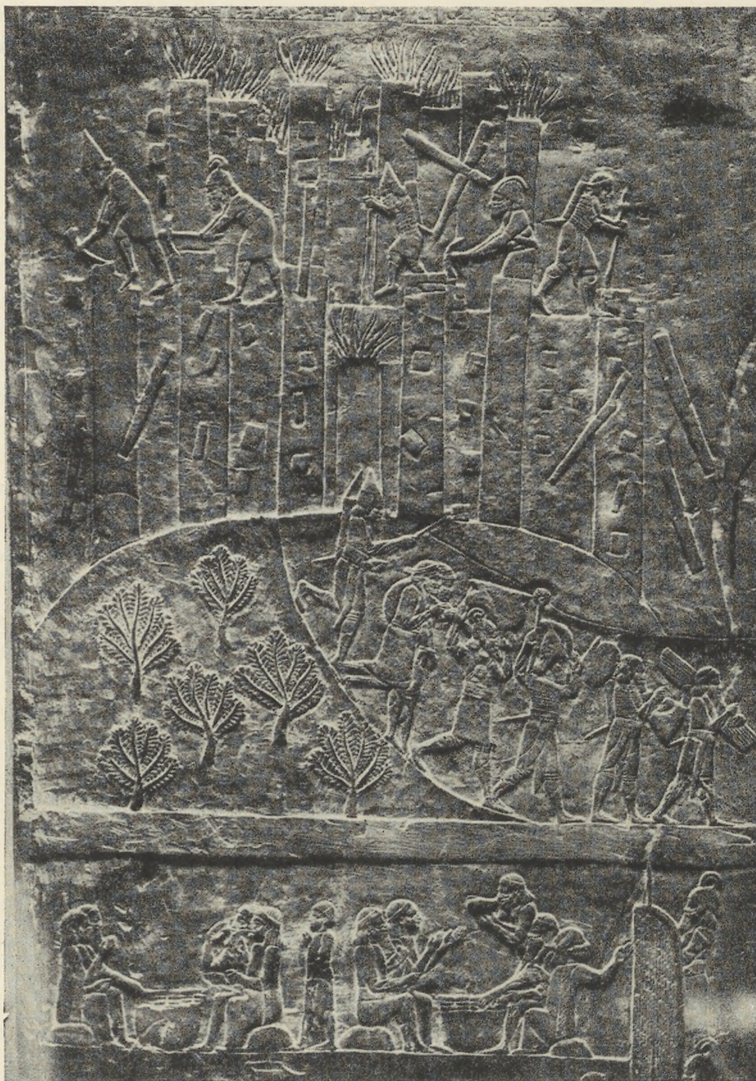
16. Berennen einer Festung durch die Krieger Asurnasirpals. Relief aus Ninive. British Museum.

Das Bild einer brennenden Burg, die nun von den Eroberern in aller möglichen Weise demoliert wird, zeigt Abb. 17. Es ist eine Darstellung aus der Zeit Sardanapals (668 bis 626). Die Flammen schlagen unten aus dem Tore und oben bei den Zinnen aus dem Dache. Auf der Balustrade des ersten Stocks sind die Männer mit Hacken und Brechstangen am Werke, die Ziegelmauer zu zerschlagen und abzubrechen, so daß große und kleine Brocken überall herunterpoltern. Auf der Rampe, die vom Tore hinabführt, aber ziehen andere hinaus, schwer beladen mit den Schätzen, die sie erbeutet haben. Und ganz unten im Vorgelände sitzen in ihrem Lager die Sieger und schmausen und trinken.

In der mittelpalästinischen Landschaft Samaria führt die Querstraße von der Küste zum Jordan und in die transjordanischen Gebiete über den einzigen Paß, der von den beiden Bergkegeln Garizim und Ebal flankiert wird und in dessen Senke das heutige Nablus (Neapolis) liegt. Gleich hinter dem Paß erhebt sich ein Ruinenhügel, in dem man das alte Sichem erkennen möchte. Noch im Gange befindliche deutsche Ausgrabungen haben in diesem Hügel eine Festungsmauer mit Tor und dahinter zwischen kleineren Gebäuden, wahrscheinlich Getreidespeichern, einen sehr dicken Turm freigelegt, der zuerst fälschlich für einen Tempel gehalten wurde. Daß der Name Sichem hierher gehört, scheint außer Zweifel, und es ist nur noch die Frage, ob man die Stadt Sichem gefunden hat oder „den Turm von Sichem", der getrennt davon als besonderes Festungswerk gelegen hat. Die Stadt Sichem könnte unter dem heutigen Nablus verborgen sein, was durch demnächstige Sondierungen festgestellt werden soll.

Im Buch der Richter heißt es (9. 22 ff.): „Als nun Abimelech drei Jahre über Israel geherrscht hatte, sandte Gott einen bösen Willen zwischen Abimelech und den Männern zu Sichem . . ." „Und die Männer zu Sichem bestelleten einen Hinterhalt auf den Spitzen der Berge und raubten alle, die auf der Straße zu ihnen wandelten. Und es ward Abimelech angesagt" (25). Darauf zog Abimelech aus, erschlug zunächst alles, was aus der Stadt auf das Feld herauskam und (45—54) „stritt dann wider die Stadt denselben ganzen Tag und gewann sie und erwürgete das Volk, das darinnen war, und zerbrach die Stadt und säete Salz drauf. Da das höreten die Männer des Turms zu Sichem, gingen sie in die Festung des Hauses des Gottes Berith. Da das Abimelech hörete, daß sich alle Männer des Turms zu Sichem versammelt hatten, ging er auf den Berg Zalmon mit all seinem Volk, das bei ihm war, und nahm eine Axt in seine Hand und hieb einen Ast von Bäumen und hub ihn auf und legte ihn auf seine Achsel und sprach zu allem Volk, das mit ihm war: Was ihr gesehen habt, daß ich tue, das tut auch ihr eilend wie ich. Da hieb alles Volk ein jeglicher einen Ast ab und folgten Abimelech nach und legten sie an die Festung und steckten sie mit Feuer an, daß auch alle Männer des Turms zu Sichem starben, bei tausend Mann und Weib. Abimelech aber zog gen

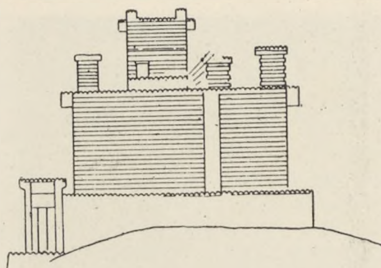
Thebez und belagerte sie und gewann sie. Es war aber ein starker Turm mitten in der Stadt, auf welchen flohen alle Männer und Weiber und alle Bürger der Stadt und schlossen hinter sich zu und stiegen auf das Dach des Turms. Da kam Abimelech zum Turm und stritt dawider und nahete sich zur Tür des Turms, daß er ihn mit Feuer verbrennete. Aber ein Weib warf ein Stück von einem Mühlstein Abimelech auf den Kopf und zerbrach ihm den Schädel. Da rief Abimelech eilend den Knaben, der seine Waffen trug und sprach zu ihm: Zeuch dein Schwert aus und töte mich, daß man nicht von mir sage, ein Weib hat ihn erwürget. Da durchstach ihn sein Knabe, und er starb."



17. Niederbrennen einer Festung durch die Truppen Asurnasirpals (Hamann). Relief aus Ninive im British Museum.

Diese Geschichte bietet eine Fülle von Erklärungen für die Dinge, die wir hier und in späteren Perioden zu betrachten haben. Sie zeigt den „Turm von Sichem" als eine Sonderfestung, sie zeigt den Turm aber auch inmitten der Stadt als letzte Zuflucht für Mann und Weib, und sie zeigt, wie an die mit Waffen schwer zu bewältigenden dicken Mauern Feuer gelegt wird, so wie noch im Mittelalter an die vielen uns als „Schlackenwälle" und „vitrified forts" erhaltenen Burgen.

Der bei Sichem ausgegrabene Turm (Taf. IIIa) aber ist ein sehr charakteristischer einfacher Block von 21 m Front und 26 m Tiefe. Die Seitenmauern sind 5 m, die Rückmauer 4 m und die Eingangsmauer 3 m dick, so daß das einräumige Innere nur 11 : 13 m mißt. Die Seitenmauern springen um 5 m vor die Eingangswand vor und



18. Die Hettitische Stadt Dapur, aus dem Säulensaal des Ramesseums.

verdicken sich jederseits zu einem Turm von 7 m Front. Der Grundriß ist also ungefähr der eines späteren Templum in antis, nur daß die Anten sich zu Türmen verbreitert haben. Diese Fronttürme sind für den Charakter und die Entwicklung dieses Festungsstückes, des Wohnturmes, der hebräisch Migdal heißt, von erster Wichtigkeit.

Die Zeit, aus der der Sichemturm stammt, läßt sich nur annähernd bestimmen. Er bildet die dritte von übereinanderlagernden Schichten. Die unterste stammt von der alten chaldäischen Stadt um 1600 v. Chr. Die zweite war eine hohe, künstlich errichtete Pyramide, die schon einen Turm trug. Sie wurde erweitert zur Akropolis der Stadt, ihr Turm dann aber durch einen neuen größeren, den unsrigen, ersetzt. So wird dieser vielleicht um die Zeit kurz vor 1000 v. Chr. sein.

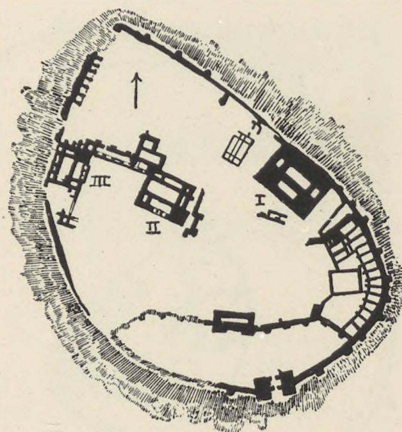
Die Hettiter

Hinter den Juden stoßen wir bei den Hettitern in die festungsbaulich wohl interessanteste Gegend von Vorderasien. Die Hettiter bilden auch als Volk körperlich und sprachlich schon ein interessantes Problem. Ihre großen Nasen sind hypersemitisch; ihre Sprache dagegen hat indogermanischen Firnis: die Deklination und Konjugation und die Pronomina sind europäisiert, während der Wortschatz durchweg asiatisch geblieben ist. Die älteste Hauptstadt der Hettiter um 1300 v. Chr. war Chattil, das durch Ausgrabungen zum Teil erschlossene Bogasköi in Kappadokien, also dem nördlichen Kleinasien. Deutliche Spuren haben sie dann im Hinterlande von Smyrna hinterlassen in Figuren wie dem sog. „Sesostris“ mit dem hohen spitzen Helm an einem Felsen des Sipylos. Schließlich im 9. Jahrhundert finden wir sie im nördlichen Syrien im Binnenlande hinter den Phönikern. Nur 50 km einwärts vom Meerbusen von Alexandrette, dem alten Busen von Issos, liegt ihre damalige Hauptstadt Schamal (Sendschirli), in der langjährige deutsche Ausgrabungen, beseelt durch den Tiefblick Robert Koldeweys, uns die ganze Eigenart der Hettiter offenbart haben.

Vielleicht hat v. Luschan recht, der als Anthropologe in den Hettitern einen Rest des alten Urvolks von Kleinasien sehen wollte, und recht werden auch die Historiker haben, die die Verschiebung des Schwerpunktes der Hettiter gegen Süden veranlaßt denken durch die Einwanderung der Myser und Phryger, von der unteren Donau und aus Thrakien nach Kleinasien. Über diese Einwanderung war das Altertum sich klar (Strabo). Das Land Mösien im heutigen Bulgarien und die Bryger in Mazedonien erhielten die Erinnerung an die Heimat der Ausgewanderten. Die Myser und Phryger aber haben das Indogermanentum nach Kleinasien gebracht, und wenn sie die Hettiter aus ihren alten Machtbereichen gegen Süden verdrängten, so haben sie ihnen in der jahrhundertelangen Reibung wohl zugleich das abgegeben, was bei den Hettitern in der Sprache an Europa erinnert.

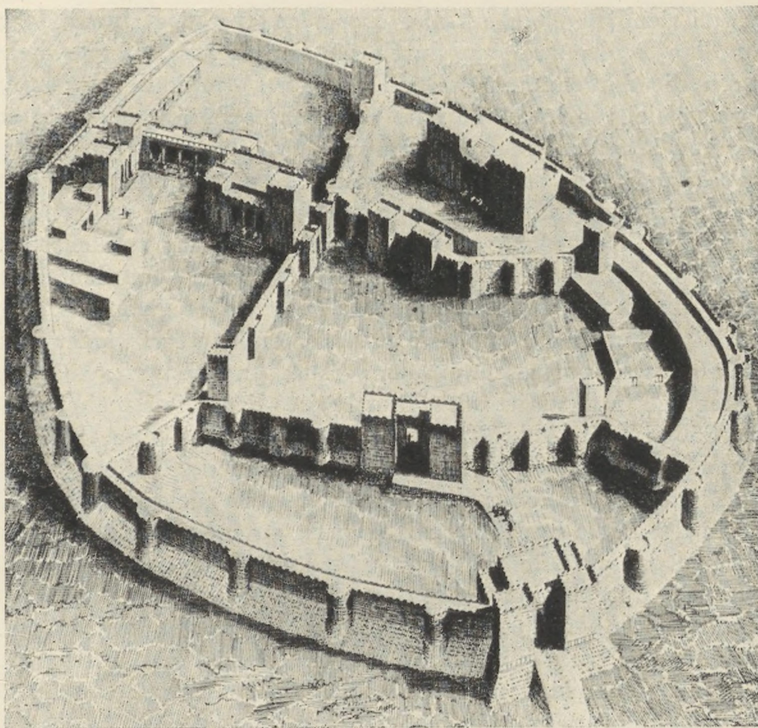
Unter den Kriegstaten Ramses' II. tritt im Säulensaale des Ramesseums auch das Bild einer hettitischen Stadt Dapur auf. Es ist, als ob eines der Schlösser von Abydos aufgebaut vor uns erschiene: über einer einfachen Mauer erhebt sich ein ausgesprochener hoher Donjon (Abb. 18). Es ist die typische hettitische Befestigung, wie wir alsbald sehen werden, mit der turmartigen Königsburg in ihrer Mitte.

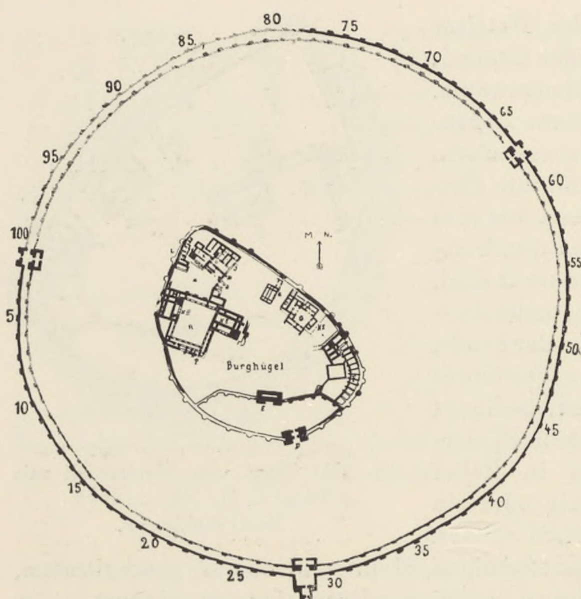
Die alte kappadokische Residenz der Hettiter Bogasköi war eine große Stadt in gebirgiger Gegend, infolgedessen mit sehr unbequemem Innenraume. Am Ostrande ist eine besonders ummauerte „Akropolis", offenbar die alte Königsburg, zu erkennen. Sie ist aber noch nicht ausgegraben, und ihre Einrichtung mit dem Hauptpalaste kennen wir also nicht. Die ziemlich gleichartigen großen quadratischen Gebäude, die in der Unterstadt verstreut sind, werden Tempel sein, wie auch Puchstein, unser Ausgräber, sie aufgefaßt hat. Am Haupttore der Stadt, das noch ganz einfach als bloßer, oben zugewölbter Durchgang durch die Mauer gebildet ist, befindet sich an der Front des linken monolithen Pfeilers eine überlebensgroße männliche Figur in Relief ausgemeißelt, unbestimmt, ob ein König oder ein Gott: bekleidet nur mit dem ägyptischen Schurz, gerüstet mit dem hohen fast zuckerhutförmigen Helm und einem geschulterten, gebogen langstieligen Beile, das ebenfalls an ägyptische Bronzeformen erinnert.



19. Die Burg von Sendschirli mit Hilani I, II, III. 1:6000. Nach Koldewey.

Sendschirli, die alte Residenz Schamal, liegt, wie gesagt, landeinwärts von der Spitze des Alexandrette-Busens, nur 10 km nördlich von dem auf allen Karten angegebenen späteren Nicopolis. Die Form von Stadt und Burg, wie sie so überraschend einprägsam vor uns auftritt: als großer Kreis, mit der erhöhten stattlichen Burg in der Mitte, ist erst allmählich erwachsen. Das ganze Gelände ist von Natur eben. An der Burgstelle hatte vor Alters eine kleine Siedlung bestanden und durch öfteres Zugrundegehen und Wiedererstehen allmählich einen Hügel geschaffen. Diesen Hügel hat sich dann der Hettiterkönig zunutze gemacht, ihn zunächst allein befestigt und nach-


20. Rekonstruktion der alten Burg von Sendschirli. Nach Koldewey.



21. Stadtring von Sendschirli mit der letzten Burg. Ringsum 100 Türme. 1:10 000.

her die große Stadtmauer zum Schutze seiner getreuen Bürger ringsherumgezogen.

Diese Stadtummauerung bildet einen fast genauen Kreis von 720 m Durchmesser. Sie ist in doppelter Linie gezogen, die hintere von der vorderen 7 m entfernt, so daß also ein schmaler Zwinger, wie schon bei dem altägyptischen Schunet ez Zebib (s. oben Abb. 5), entsteht. Beide Mauerlinien sind reich mit schwach nach außen vorspringenden eckigen Türmen besetzt. Sie stehen nur $23^1/_2$ m voneinander und ein hinterer immer genau hinter einem vorderen. Diese Türme erreichen, wenn man die je 2 an den Toren vorspringenden mit berücksichtigt, genau die Zahl 100 (Abb. 21).

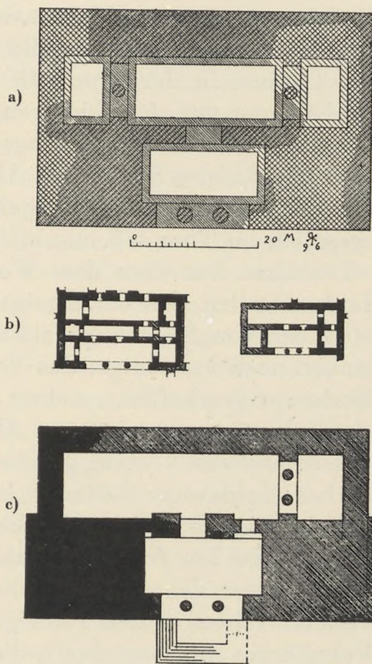
Drei Tore durchbrechen diesen doppelten Mauerring und teilen ihn in drei ziemlich gleiche Teile. Das Haupttor liegt im Süden; es unterscheidet sich von den beiden anderen durch die weiter ausgreifende Sicherung des Durchgangs durch die Außenmauer. Der Durchgang durch die Innenmauer ist bei allen drei Toren gleich: vorn zwei breite rechteckige Türme, nach hinten eine große Querkammer von 19,5 : 5,25 m freiem Raum. Während für den Durchgang durch die Außenmauer aber die Vorrichtung beim Nordost- und Nordwesttore sehr einfach ist: beiderseits vorspringende Mauerschenkel in Türme endigend, findet sich beim Südtor eine dreiteilige Anlage: von der Mauer her treten zunächst 2 Schenkel weit vor und bilden eine 22 m breite und 14,7 m tiefe Mauer. Von den Türmen, die sie in der Front hat, springen wieder 2 Mauerschenkel vor, näher aneinander, so daß sie eine Kammer von 10 : 10 m bilden, und diese Kammer ist vorn wieder mit 2 Türmen besetzt, die noch 6 m weit vortreten, um dem ersten Angriffsversuche zu trotzen.

Ziemlich in der Mitte des Stadtkreises liegt die annähernd ovale Burg, 300 m lang und 250 m breit (Abb. 20, 21). Sie hat in ihrem äußeren Bering nur 1 Tor, das im Süden dem Hauptstadttore gegenüber liegt. Dies äußere Burgtor, 10 m weit, wird flankiert von 2 riesigen, aus der Mauerlinie vor- und rückspringenden Türmen von 10 : 18 m, die in der Mitte und hinten 2 Mauern gegeneinander strecken, so daß zwischen den Türmen erst ein offener Vorraum und dann eine geräumige Querkammer entsteht.

In der Burg kommt man dann keineswegs gleich und ungehindert zum Palaste, sondern man befindet sich zunächst in einem abgeschlossenen, links und rechts weit ausladenden Vorhofe und muß eine neue Mauer mit großem Tore passieren, um in die Burgmitte zu gelangen (Abb. 19, 20). Diese Mauer ist ebenso wie die äußere Burgmauer mit teils halbrunden, teils rechteckigen Türmen dicht besetzt. Ihr Tor hat ebenso wie die 3 der inneren Stadtmauer nach vorn flache Türme, nach hinten eine schmale und und lange Querkammer.

Hat man nun dies Tor durchschritten, so steht man zwar in der Mitte der Burg, aber immer noch nicht vor dem Palaste. Vielmehr sind gradeaus gegen Norden und links gegen Westen die letzten Geländeteile noch wieder durch Mauern abgesperrt. Diese Mauern hat Koldewey zwar nur in ihren Ansätzen aufgedeckt, aber doch in ihrem Verlaufe mit Sicherheit rekonstruieren können. Das kleinere nördliche Abteil enthält das früheste Palaststück, das „alte Hilani", das größere westliche die jüngeren Hilani II und III, sowie den angehängten späteren ganz andersartigen Palast.

Diese Hilanibauten sind das Wichtigste, was die so vielfältig interessanten Sendschirligrabungen geliefert haben, und Koldeweys Behandlung der ganzen Architektur von Sendschirli ist das Köstlichste, was er wissenschaftlich überhaupt geschrieben hat, wenn er auch in bezug auf die Entstehung der Hilaniform nicht ganz zur richtigen Lösung gelangt ist.



22. a) Hilani I von Sendschirli. 1:1200. b) Hilanis Sanheris (689 bis 81) und Sardanapals (668—626) in Ninive. 1:4500. c) Hilani von Sargon II. (711 v.Chr.) in Korsabad. 1:1200. Alle nach Koldewey.

Hilani I, die älteste und ursprünglichste Form, ist ein quer gelagertes, geschlossenes Rechteck von 50 m Breite und 33 m Tiefe. Der von zwei Säulen durchgeteilte Eingang führt in einen Vorraum von nur 16 m Breite und 7 m Tiefe. Die Differenz zwischen diesen 16 m und der ganzen Baubreite von 50 m wird in Anspruch genommen durch zwei je 17: 17 m messende Türme rechts und links vom Eingang. Hinter der kleinen Halle und den riesigen Türmen liegt dann ein größerer Quersaal von 21,5:8 m mit je einem Nebenraum links und rechts von 5:8 m. Der Eingang vom Vorsaal in den Hauptsaal geht durch eine einfache Tür, die Eingänge vom Hauptsaal in die kleinen Nebenräume haben eine Mittelsäule. Die Türwände im Gebäude sind 5 m, die rückwärtige Außenmauer ist 8 m dick (Abb. 22 a).

Das Gebäude enthält die für den Fürsten nötigsten Räume in der einfachsten Form, und die spartanische Beschränkung erklärt sich daraus, daß es eine feste, uneinnehmbare Wohnung sein will, ein sicheres ultimum refugium in Zeiten der Not. Diese Bedeutung des Hilani hat schon Koldewey klar erkannt. Er verweist auf den Bericht im Buch der Richter über Thebez, den wir oben angeführt haben, wo „der starke Turm mitten in der Stadt" zuletzt alle flüchtenden Männer und Weiber aufnimmt. Und er verweist ferner auf den Bericht I. Kön. 16. 18, wo Simri, „als er sah, daß die Stadt (Thirza) sollte gewonnen werden, in den Palast im Hause des Königs ging und verbrannte sich mit dem Hause des Königs und starb". „Alles dieses", sagt Koldewey, „gewinnt erst die rechte Bedeutung, wenn man sich unter den Palästen und Tempeln verteidigungsfähige Häuser vorstellt, wie es die drei älteren Hilani zu Sendschirli sind."

Sehr richtig!

Nun bemüht sich aber Koldewey, auch den Ursprung dieser merkwürdigen Hilaniform zu ergründen und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sie sich aus dem Torbau entwickelt haben müsse. Er stellt das Normaltor von Sendschirli, wie die hintere

Stadtmauer es dreimal bietet, zusammen mit dem älteren Hilani und erzielt damit in der Tat ein überraschendes Bild von Übereinstimmung. Es ist nur beim Hilani zwischen den Türmen in der Front die offene Halle durch einen Säuleneingang geschlossen worden, und von dem hinteren großen Querraum des Tores hat das Hilani links und rechts einen kleinen Raum abgeschnitten. Koldewey weist außerdem darauf hin, unter Anführung vieler Stellen des Alten Testaments, daß das Tor gradezu Rathaus, Börse und Gerichtssaal für die Bürger gewesen sei, und daß auch der König, wie David, gelegentlich im Tore saß, um allerhand Leute zu sehen und zu sprechen.

Trotzdem hat man dem Koldeweyschen Gedanken nie recht getraut und nicht glauben wollen, daß ein Königsschloß sich aus einem Torbau entwickelt haben sollte; nur einer von Koldeweys alten Mitarbeitern, Oskar Reuther, hat kürzlich den Gedanken noch verteidigt: das Tor sei im Orient der erste feste Bau gewesen, den man überhaupt geschaffen, zu einer Zeit, wo die Menschen noch in einfachen Schilfhütten oder Zelten gewohnt hätten. Als man daran ging, ein festes Wohnhaus zu bauen, habe es kein anderes Vorbild gegeben als das Festungstor.

Aber Koldeweys Gedanke ist nicht richtig. Als Koldewey 1891 und 1894 seine Hilanis ausgrub und bearbeitete, gab es noch nicht jene uralten Baustücke, die weit mehr als das Tor Anspruch haben, für die Vorfahren der Hilanis zu gelten. Ich meine die Schlösser des Alten Reichs in den Festungen bei Abydos. Die Festungen hat Mariette schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts festgestellt, aber die Wohntürme sind erst durch die Grabungen Flinders Petries von 1901 an zutage gekommen. Weisen nun in dem größeren quadratischen schon verschiedene Quersäle auf eine Verwandtschaft mit dem späteren Hilani, so ist das kleinere rechteckige, das nichts enthält als zwei große Quersäle mit einem kleinen Nebenraum, ja schon ein Urhilani, freilich weit primitiver, ohne die Türme, ohne den schönen Säuleneingang, ohne die kolossalen Mauern und auch viermal so klein, von 12 m Front, während das Hilani 50 m hat! Aber doch, wie man zugeben wird, mit den typischen Quersälen schon ein ältestes Vorbild. Außerdem zeigen diese frühen ägyptischen Anlagen, daß auch das Normaltor von Sendschirli, das nach Koldewey die Grundlage für das originelle hettitische Hilani gewesen wäre, bei dem entsprechenden Teile von Schunet schon vorgebildet ist: das Nordtor des großen Rechtecks hat dort auch schon die offene Vorhalle und die breite Kammer dahinter. Es kann nach der Rolle, die die Wohntürme in den ägyptischen Festungen gespielt haben und die wir auch für den dicken Turm von Sichem annehmen müssen, kein Zweifel sein, daß diese alten Fürsten- und Volksburgen den Anstoß gegeben haben zur Schaffung des kleinen festen Königsschlosses, genannt Hilani.

Rasch hat sich das Hilani dann in Sendschirli selbst und in der weiteren Nachbarschaft fortentwickelt. Hilani II und III haben nur noch einen massiven Turm rechts in der Front, der linke hat sich in eine Wachtstube verwandelt. Der große Quersaal hat nur noch rechts ein Nebengelaß. Im Hintergrunde ist aber ein dritter recht schmaler Trakt hinzugekommen, der sich in mehrere Zimmer teilt.

In der alten Assyrerresidenz Korsabad, nach dem Untergange von Ninive 3 Stdn. weiter nordöstlich von Sargon II. im Jahre 711 erbaut, erhalten wir besonders wichtige Aufklärung. Dort liegt eine fast genaue Kopie des alten Hilani von Sendschirli: zwei große Türme in der Front, Eingang mit 2 Säulen, kleine Vorhalle, dann großer Quersaal mit nur 1 Nebenraum rechts. Auch die Maße stimmen zum Hilani I: Die Breite beträgt vorn 55 m, hinten 51,5 m. An der Wand dieses Gebäudes aber steht in Keil-

schrift: „Ein Appati nach Art eines Ekal des Hettiterlandes, das man in der Sprache des Westlandes Hilani nennt, ließ ich machen, ... 8 Zwillingslöwen von 4610 Talenten heller Bronze . . . und 4 Säulen (dimne) aus hochgewachsenen Zedern, deren Höhe ein Scha (14 Ellen) betrug, Erzeugnisse des Amanus, stellte ich auf die Löwen und legte Tappibalken als Kulul ihrer Tore“ (Abb. 22 c).

Hier erfahren wir, daß diese Palastform eine Besonderheit des Hettiterlandes war, und daß sie dort Hilani genannt wurde. Sie hat sich in Assyrien noch weiter ausgestaltet. In dem alsbald wieder aufgebauten Ninive (Kujundschik) steht von Sargons Nachfolger, Sanherib (705—681), ein „Ekal . . . in der Weise des Hettiterlandes“, bei dem in der Front beide Türme nicht mehr massiv, sondern zu Zimmern geworden sind, und hinter der Vorhalle 2 Trakte mit Quersaal und Nebenräumen folgen (Abb. 21 b). Und in demselben Ninive folgt schließlich ein Hilani Sardanapals (668—626) einfacherer Form: mit Zimmern statt massiven Türmen und nur 1 Trakt dahinter, bestehend aus Quersaal und einem Gemache rechts (Abb. 22 b).

Dies kleine feste Hilani mit seiner einfachen Raumgestaltung hat in Sendschirli selbst im Vorschreiten der Zeit nicht mehr die einzige Wohnung des Fürsten abgegeben. Das alte Hilani I, dessen Ursprungszeit wir nicht bestimmen können, ist offenbar lange Zeit unberührt geblieben. Neben ihm, an den vorderen Ecken, haben ein paar Königsgräber gelegen, die Statuen mit den Reliefbildern der Verstorbenen trugen. Erhalten ist besonders ein schönes Bild der thronenden Königin mit dem Becher in der erhobenen Rechten. Die beiden anderen Hilani hat man erhalten, sie aber durch einen großen dazwischengelegten Hof miteinander verbunden: Der sehr stattliche Hof von 45 : 51 m ist rings von einer Säulenhalle umgeben. Sein Tor hat er im Süden. Im Norden tritt man aus ihm in einen zweiten großen Hof, an dem gradeaus die Räume eines weiteren neuen Palastes liegen, bei dem man durch einige Querräume in größere tiefe Gemächer gelangt (s. Abb. 20).

Diese großzügige Neuanlage mit den beiden Hilani II und III als ihren Flügeln hat uns eine Bauinschrift gespendet, die neben der Unterwürfigkeit gegen den Assyrerkönig doch den Stolz des fürstlichen Bauherrn auf der Burg seiner Väter deutlich ausspricht. Als vielsagendes Dokument für die Auffassung der Zeit verdient sie ganz hierher gesetzt zu werden, in die Zeilen wie auf dem Steine abgeteilt:

1. Ich Barrekub
Bar Panammu, König von Scham-
al, der Knecht des Tiglatpileser, des Herrn
der vier Teile der Erde: ob der Gerechtigkeit
meines Vaters und ob meiner Gerechtigkeit

5. hat mich sitzen lassen mein Herr Rekubel
und mein Herr Tiglatpileser auf
dem Throne meines Vaters. Und das Haus meines Vaters
. . . von allem und ich bin gelaufen am Rade
meines Herrn des Königs von Assyrien, inmitten

10. von großen Königen, Besitzern von
Silber und Besitzern von Gold, und ich habe in Besitz genommen
das Haus meines Vaters und habe es schöner gemacht
als das Haus irgendeines von den großen Königen,
und es haben freiwillig beigesteuert meine Brüder, die Könige,

15. zu allem Schmuck meines Hauses, und
durch mich ist es schön geworden . . . für meine Väter,
die Könige von Schamal. Es ist das Haus für sie alle.
So ist es das Winterhaus für sie und es ist das Sommerhaus, und
ich habe dies Haus erbaut.

Die zwei kleinen Lücken in Zeile 8 und 16 lassen den Sinn dort nicht ganz erkennen. In Zeile 11 „ich habe in Besitz genommen das Haus meines Vaters und habe es schöner gemacht . . ." glaubt man herauszuhören, daß Barrekub die vorhandenen Hilanis hat bestehen lassen. Wohl dadurch ist es (Zeile 16f.) nun auch das Haus für alle seine Väter, die wahrscheinlich in den alten Räumen bestattet waren, nach dortiger Landessitte. II. Chron. 33, 20 heißt es „Manasse starb und ward begraben in seinem Hause".

Wenn schließlich der neue große Palastkomplex nun zugleich das Winter- und das Sommerhaus ist, so wird man zur Erklärung Koldeweys Satz begrüßen: „In vornehmen Häusern zu Damaskus liegen noch heutzutage an demselben Hofe der mehr geschlossene Winterliwan und der offene Sommerliwan als getrennte Wohnungen ein und desselben Palastes." So hatte man in Barrekubs Residenz jetzt auch die Wahl zwischen den dickmauerigen geschlossenen Hilanis und den freieren, offeneren Neubauten.

Das alte Hilani auf der Burghöhe ist neben diesen Neubauten Barrekubs wahrscheinlich erhalten geblieben als „festester Zufluchtsort in schwerer Zeit". Koldewey erinnert an die Verhältnisse des Mittelalters, wo so oft „die ursprüngliche Wohnung des Burgherrn, der Donjon, auch später erhalten blieb, und die eigentliche Wohnung in ausgedehnteren Räumlichkeiten daneben errichtet wurde".

Tiglatpileser, den Barrekub als seinen Großkönig nennt, ist der IV. dieses Namens und herrschte 745—727 über Assyrien. Dieses 8. Jahrhundert ist für Burg und Stadt Schamal die Zeit der Blüte gewesen. Die bisher stramm militärisch aufgezogene Burg geht mit ihren neuen Palastbauten, die mannigfaltige Räume für Wirtschaft und Bedienung vorsehen, zu der gehobenen Lebensführung der Großen jener Zeit über. Und das Volk drängte sich herzu: in dem Abteil zwischen Burg- und Zwischenmauer sind eine Menge kleiner Häuser entstanden, zugrunde gegangen und wiedererstanden, in denen die Bürger gut und sicher leben wollten.



23. Skulpturen am Tore von Sendschirli. Dämon und Löwe. Museum Konstantinopel.

Der lebhafte und anziehende Eindruck, den damals die Burg gemacht haben muß, wurde verstärkt durch den



24. Skulptur vom Tore Sendschirli. Krieger mit Schild und Speer. Museum Konstantinopel.

künstlerischen Schmuck der Architektur. Ein Hauptstück der Neubauten Barrekubs war eine Halle mit großer Freitreppe vorn, die zu einer Säulenreihe mit prachtvoll verzierten Steinbasen führte. In einem andern Bauwerk standen die Säulen auf großen steinernen Sphinxen. Reich waren an den Toren und an verschiedenen Hilanis die Sockel mit Reliefs geschmückt. Die ältesten, wohl aus dem 10. Jahrhundert, saßen an dem Südtore der inneren Stadtmauer: Krieger zu Pferde, Jäger und Jagdtiere, phantastische Dämonen mit Vogelköpfen, alles noch grotesk unbeholfen.

Volle 40 skulpierte Sockelplatten hat man dann am Haupttore der Burg gefunden, und zwar noch an der Mauer sitzend. Einen Begriff davon gibt Abb. 23. Die Figuren der einzelnen Steine stehen aber vielfach so zusammenhangslos nebeneinander, daß man an eine Versetzung bei einer Erneurung dieses Tores denken möchte. Wieder finden sich Dämonen und Jagdtiere und Krieger, und der Stil ist nur wenig fortgeschritten gegen den vom Stadttore. Abb. 23 zeigt einen löwenköpfigen Dämon hinter einem Löwen, Abb. 24 einen hettitischen Kriegsmann mit der phantastisch großen Nase, der hohen Haube und dem kleinen Schilde in Brezelform wie bei den Mykeniern.

Demgegenüber machen die Gestalten vom Hilani III, wo das ganze Gefolge des Königs dargestellt ist, und aus den neuenHallenbauten Barrekubs einen gradezu gezierten, schon frisierten Eindruck. Abb. 25 zeigt Barrekup selbst auf dem Throne mit einem Untertan, offenbar dem Kanzler, der Akten und Schreibzeug unter dem Arm und in der Hand trägt, vor sich. Der König macht einen freundlichen, jovialen Eindruck; beide Gestalten erscheinen als sehr annehmbare wirkliche Menschen gegenüber den früheren Mißgeburten. In diesem Stile ist der ganze Beamtenzug vom Hilani III gehalten. Auf einer Stele aus dem Hallenbau Barrekubs erscheint ein Ehepaar in festlicher, langer Kleidung mit dicken Ringen am Oberarm; der Mann in seiner spitzen Mütze



25. Skulptur aus Sendschirli. Barrekup auf dem Throne mit Schreiber. Museum Konstantinopel.



26. Asarhaddon-Stele, im Tore von Sendschirli aufgestellt zur Erinnerung an die Unterwerfung Syriens und Ägyptens. Asiat. Museum, Berlin.

die Frau im offenen Haar, nahen sie sich, Blumen in den Händen, offenbar der Gottheit, um ein Opfer zu bringen.

So erhalten wir ein vielseitiges, freundliches Lebensbild aus der Zeit des großen Bauherrn Barrekub und damit das Schlußstück für den interessanten Verlauf der plastischen Kunst der Hettiter mit ihrer bald selbständig originellen Gebärdung, bald schmiegsam gelehrigen Anlehnung an große Vorbilder der Zeit.

Das hettitische Wesen und seine sich gern hier und dort anlehnende Art ist deutlich auch aus der uns vorliegenden Entwicklung der plastischen Kunst zu erkennen. Die früheste Phase mit der schönen großen Torfigur von Bogasköi spiegelt ganz die Wesensart der kretisch-mykenischen Kunst wider. Die stolze, natürliche Haltung der Figur, die scharfe Zeichnung des Gesichts, die gut beobachtete und stark ausgedrückte Muskulatur der Knie erinnern an kretische Reliefs und an das Löwentor von Mykene. Diese Gestalt hat Puchstein in das 13. Jahrhundert, also in den Ausklang der kretisch-mykenischen Kunst gesetzt (s. Tafel II a).

Die ersten Skulpturen von Sendschirli sodann, am Stadttore und am Burgtore, die er in das 10. und 9. Jahrhundert verwies, zeigen wohl am deutlichsten den eigenen Stil des bäurischen, den schönen Künsten fernstehenden, im Binnenlande, fern der großen Weltkultur lebenden und durch wirtschaftliche und kriegerische Tüchtigkeit sich auszeichnenden und ausbreitenden Volkes: in den phantastischen Mischformen der Dämonen, in der unbeholfenen Art ihrer Darstellung, in der ungenierten, unstilisierten, rücksichtslos treuen Darstellung aber auch dieser kraß semitischen Volksgenossen selbst, mit ihren großen Nasen und ungepflegten Bärten, mit ihren Schnabelschuhen und merkwürdigen Schwertern und Schilden.

Die dritte Phase schließlich lenkt mit den Skulpturen an dem neuen, zeitgemäßen Palaste des Barrekup auch ein in den zeitgemäß assyrischen Kunststil. Die sorgfältig gekleideten und schön frisierten Männer und Frauen, die so würdevoll stehen und gehen, unterscheiden sich kaum mehr von dem bald darauf über sie triumphierenden Asarhaddon, der ihnen dann sein riesenhaftes Bildnis ins Tor stellte.



Tor der Hettiterstadt Bogasköi.
Nach O. Puchstein. (Zu S. 24.)



Das Ischtartor mit Umgebung, von Norden gesehen.
Nach Koldewey, Das Ischtartor in Babylon. (Zu S. 30.)

Tafel II
Rückseite

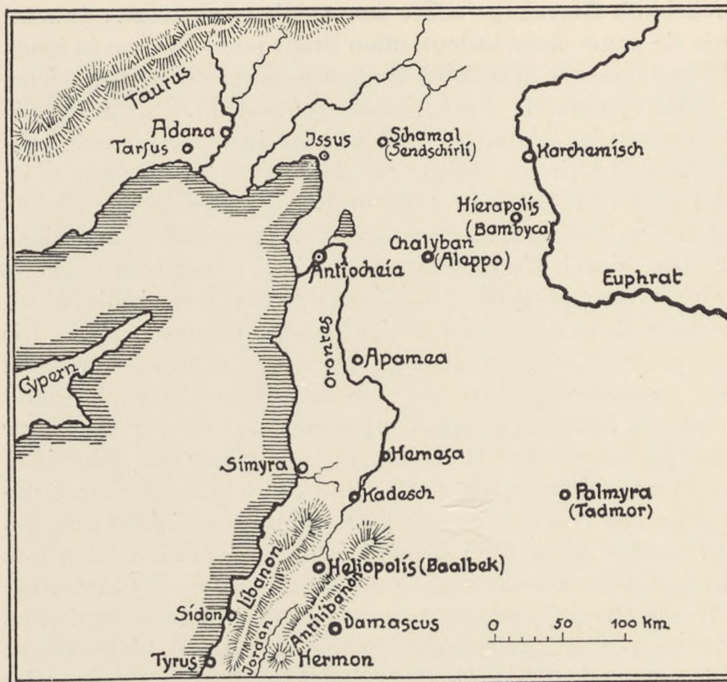
Denn die genußfrohe Herrlichkeit Barrekups sollte nur wenige Jahrzehnte dauern. Da kam die Katastrophe, wie sie kaum einer bedeutenden Stadt jener Gegend in jenen Zeiten erspart geblieben ist. In dem stark geflickten Burgtore steht in der breiten Torkammer links die $3^1/_2$ m hohe Siegerstele Asarhaddons (680—668). Sie zeigt die lebensgroße Gestalt des Assyrerkönigs (Abb. 26) und kündet in einer langen Keilinschrift seinen Sieg über das aufrührerische Syrien und über Ägypten. Der König ist mit der Tiara bekleidet, hält in der erhobenen Rechten einen Becher, in der Linken einen Streitkolben und zugleich an Stricken einen gefangenen ägyptischen und einen syrischen König, denen der Strick durch die Lippen gezogen ist. Vor seinem Gesichte erscheinen auf dem Reliefgrunde Göttergestalten auf Tieren schreitend sowie die Mondsichel, die geflügelte Sonnenscheibe und der 16strahlige Ischtar-(Venus-) Stern. Die Stadt hatte die übliche Strafe erhalten, sie war niedergebrannt und zerbrochen worden (s. oben Abb. 17). Bei den Ausgrabungen wurde eine durchgehende Brand- und Trümmerschicht gefunden, und es ließ sich deutlich erkennen, was man nachher zur Wiederaufrichtung getan hatte. Beim unteren großen Palast ist nur das Hilani III wiederhergestellt worden mit Verwendung vielfacher Trümmerstücke. Über den Fundamenten des Hilani I hat man einen neuen, den „oberen Palast" errichtet mit den Steinen des alten Hilani und vielen verbrannten Lehmziegeln aus dem alten Oberbau.

Dieser neue Palast fiel sehr viel einfacher und kleiner aus als der untere des Barrekup, aber er ist aus einem Guß. Durch einen Querraum kommt man in einen quadratischen Hof von 18 : 18 m an dem 2 Haupt- und 2 Nebengebäude liegen. Links dahinter folgen Bäder, Vorratskammern, Dienerwohnungen. Vielfach sind hier die Orthostaten der alten Bauten nach Abhackung ihrer Reliefs als Fundamentsteine der neuen Bauten verwendet.

Die Königsgräber dicht am alten Hilani waren ebenfalls zerstört. Auf den Fundamentblock eines solchen hat man die Asarhaddon-Stele im Tore gestellt.

Die Tore und die Burgmauer selbst wurden ergänzt, gestützt, wieder aufgehöht. Bei der Stadtumhegung wurde die äußere Mauer wahrscheinlich erst jetzt vorgelegt. In der Vorburg, zwischen Burg- und Zwischenmauer wurden rechts 15 kasemattenartige Räume geschaffen, die unten für Pferde, oben für Mannschaften bestimmt waren. Ein größerer Raum sollte zur Unterbringung des Geschirrs dienen.

Im ganzen zeigen Burg und Stadt Sendschirli bis zu ihrer letzten Periode immer noch einfache, auf erster Stufe verharrende Verteidigungsverhältnisse. Das Hauptstadttor steht dem einzigen Burgtor grade gegenüber. Es ist nicht daran gedacht, wie bei den schon älteren mykenischen Burgen, den Angreifer so zu führen, daß er an das Burgtor schräg, die unbeschildete rechte Seite preisgebend, herangehen muß. Es ist auch vor allen Dingen alles auf die p a s s i v e Verteidigung eingerichtet: keine Poternen, keine Ausfalltore sind vorhanden. „Der überall hervortretende Wunsch des schwertgeübten Griechen, die Verteidigung unter möglichst günstigen Umständen in eine Feldschlacht zu verwandeln, findet hier keine Parallele", sagt Koldewey. Der einzige, im Laufe der Perioden erkennbare Fortschritt, aber auch er auf der Linie der passiven Verteidigung, liegt darin, daß man einmal nach der zuerst angelegten inneren Stadtmauer mit gewöhnlichem, wenig tiefen Fundament, nachher die Burgmauer auf einen breiten geböschten und außen mit starken Steinen verkleideten Damm gesetzt hat, um sie fester zu stellen und ein Untergraben zu erschweren. Zum andern hat man dann bei dieser Burgmauer nicht mehr die flachen rechteckigen Türme der Stadtmauer verwandt, sondern weit vorspringende rundliche, um den toten Winkel vor der Stadt-



27. Das nördliche Syrien. 1:6000000.

mauer besser zu überwinden. Bei der noch späteren „Zwischenmauer“ hat man dann mit beiden Turmarten abgewechselt, weil so die weiter vorspringenden auch die Fläche vor den zurückliegenden bestreichen konnten.

Das stärkste Zeichen der echt orientalischen passiven Verteidigungsmittel ist die Vervielfachung der Linie. Wie Ekbatana 7 Mauern hintereinander hatte, so sind in Sendschirli „nach vollständigem Ausbau der Festung 3 volle und 2 teilweise Mauergürtel zur Anwendung gekommen, so daß der Angreifer, bis er zum Burggipfel gelangte, 5 Tore mit im ganzen 11fachem Torverschluß zu passieren gehabt hätte. Innerhalb der innersten Burgmauer aber erhob sich dann, wenigstens in alter Zeit, das feste Hilani mit seinen 5 m dicken Mauern und 17 m im Quadrat messenden gewiß hohen Fronttürmen, die dem Erbauer schier uneinnehmbar vorgekommen sein müssen“.

Der letzte Ausläufer dieser Betrachtung beleuchtet noch einmal, wie Koldewey dazu kommen konnte, das Tor von Sendschirli für das Vorbild des Palastes zu halten. „Ein Tor,“ sagt er „ist stets eine gefährliche Unterbrechung der Mauerlinie, eine prädestinierte Bresche. Daher richten sich Kunst und Mittel von alters her vornehmlich auf seinen Schutz. Je passiver dabei die Verteidigung gedacht ist, desto größere Sorgfalt und Anhäufung der Verteidigungsmittel erfährt das Tor. Es wird dadurch mehr zu einem in sich abgeschlossenen einheitlichen Torgebäude.“

Nicht erst hier ist aber das Tor zu solcher Ausgestaltung emporgediehen, sondern schon im ältesten Ägypten bei ähnlichem Bestreben zu passivem Widerstande, und dort bietet sich in dem Wohnturme hinter dem Tore auch das Vorbild für das hettitische Schloß.

Das Auffallendste an der ganzen Anlage von Schamal-Sendschirli bleibt die vollendete Kreisform der Stadtmauer. Sie liegt durch Ausgrabung klar bewiesen erst in diesem einzigen Beispiel vor; aber verschiedene Reisenachrichten deuten darauf, daß sie in diesem Gebiete von Nordsyrien, also im Bereiche der Hettiter, das Übliche gewesen ist. Hatra westlich Assur und Homs, das alte Hemesa am oberen Orontes zeigen in den erhaltenen Ruinen später Zeit die Kreisform, wobei diese Ruinen wahrscheinlich auf sehr viel älteren Grundrissen stehen werden. Ebenso scheint es mit dem althetti-

tischen Karchemisch (heute Dscherabis) östlich von Sendschirli nahe dem Euphrat zu sein, das in derselben Zeit wie dieses seine historische Rolle gespielt hat. Das einzige anschauliche Beispiel neben Sendschirli erhalten wir in Kadesch, das Koldewey während der Sendschirli-Grabung 1890 aufgesucht und aufgenommen hat (Abb. 28).



28. Die Ruinenhügel von Kadesch am Orontes. Nach Koldewey. 1:12000.

Kadesch ist das große, weithin herrschende und schier unüberwindliche Zentrum der Hettiter am obersten Orontes an der Stelle, wo Libanon und Antilibanon auslaufen, und nun die Wege sich frei gegen Osten zum Euphrat nach Assyrien und Babylonien öffnen. Die ägyptischen Pharaonen haben ihre Züge nach Syrien nicht gemacht, um das bißchen Palästina und Phönikien zu bekommen: ihr Ziel war das Zweistromland, das ihr eigenes schmales Nilbett an Reichtum mehr als zweifach übertraf. Schon Amenhotep (um 1550 v. Chr.) war an den Euphrat gekommen, und sein Nachfolger Thutmosis I. fand dort seinen Gedenkstein. Thutmosis III. gibt sich dann die größte Mühe, Kadesch zu erobern, um den Weg zum Euphrat zu gewinnen. Aber 10 Jahre braucht er, bis es gelingt. Als alle Versuche, auf dem Frontwege südnördlich durch Palästina hin und zwischen Libanon und Antilibanon entlang es zu erreichen, mißlingen, läßt er eine kolossale Flotte bauen und fährt sein Heer nach Simyra, um von dort aus den Eleutherosfluß hinauf Kadesch zu erreichen. So hat er es dann endlich bezwungen, ist zum Euphrat weitergegangen und hat dort auch von Babylon Boten und Geschenke empfangen.

Nachher, nachdem lange Zeit die Beziehungen zu Asien vernachlässigt waren, hat Ramses II. die Züge wieder aufgenommen und ist bei Kadesch in einer berühmten

Schlacht arg in Bedrängnis gekommen. Er marschierte von Süden kommend westlich an der Stadt vorbei, der Feind zog sich östlich hinter sie zurück, so daß er ungesehen blieb und schwenkte dann südlich um die Stadt herum, um Ramses in den Rücken zu kommen und ihn von seinen noch weit weg im Anmarsch befindlichen weiteren Truppen zu trennen. In großartigem persönlichen Entschluß setzte Ramses östlich über den Fluß gegen den Rest der dort verbliebenen Hettiter und rollte dann das weitere Heer der Gegner auf. Dies Ereignis, auf das er sehr stolz war, hat er auf verschiedenen Denkmälern in Ägypten in Schrift und Bild verewigt, und dem verdanken wir die authentische Kenntnis von der Kreisgestalt der Stadt Kadesch.

Damit übereinstimmend läßt die Aufnahme Koldeweys um die stattliche nordsüdlich oval gestreckte Königsburg die Stadt als einen vollendeten Kreis erkennen (Abb. 28), der östlich, westlich und nördlich durch die zwei sich einander nähernden und dann zusammenkommenden Flüsse gebildet und im Süden durch den Bogen des Hügelgeländes vervollständigt wird. Gegraben ist noch mit keinem Spatenstich dort, aber das Terrainbild zeigt allein schon genug die ungemeine Übereinstimmung mit Sendschirli.

Diese Vorliebe der Hettiter für die Kreisform bildet eine besondere Seite des Burgen- und Städtebaus und findet vielfache Parallelen im europäischen Binnenlande.

Babylon

In Mesopotamien ist heute Babylon die Stätte, die über das Verhältnis von Burg und Stadt, die Einteilung der Burg, den Herrscherpalast mit seinen Repräsentations-, Verwaltungs- und Wohnräumen, ja auch den Erholungsplätzen wie den „hängenden Gärten“ am meisten hergibt. Denn hier hat im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft Koldewey mit vielen Mitarbeitern 18 Jahre lang (1899—1917) großzügig gegraben. Die große Bauzeit Nebukadnezars (604—561), die nach den antiken Nachrichten ein einheitliches Bild geschaffen haben mußte, ließ eine einzigartige imposante Schicht erwarten. Sie lockte Koldeweys Architektenherz, und die königlichen Museen waren gern mit von der Partie auf Grund der glasierten Bildziegel, die Koldewey von der Orientierungsreise 1898 mitgebracht hatte.

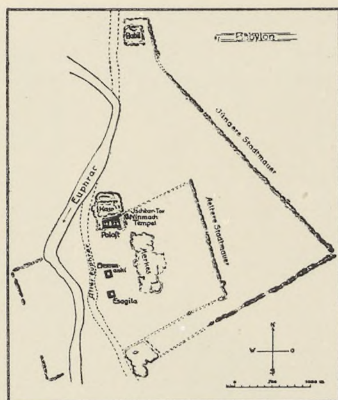
Babylon war ein großes Quadrat, vom Euphrat im westlichen Teile schräg gegen Süden hin durchflossen; freilich nicht so groß wie Herodot und Ktesias mit ihren 86 und 65 km Umfang angeben — es muß da ein Irrtum, wie etwa Verwechslung von Umfang und Seitenlänge vorliegen —, aber doch von 18 km Umfang, so daß die am besten erhaltene Ostseite heute noch mit 4400 m gemessen werden kann.

Als Koldewey hinkam, war eine große, sehr unebene, kahle Wildnis vorhanden, in der an verschiedenen Stellen größere und kleinere zerklüftete Hügel aufragten, die zusammengefallenen und verwitterten Reste der alten Riesenbauten aus Lehmziegeln, aus denen die heutigen benachbarten Araberdörfer sich seit vielen Jahrhunderten schon das noch brauchbare Baumaterial herausgewühlt hatten.

Der mächtigste der aufragenden Hügel war der „Kasr“, d. h. „die Burg“. Er erhob sich $17^1/_2$ m über den Nullpunkt der Ebene und bedeckte ein Areal von 500 m Länge und Breite. Südlich davon folgten zwei geringere Erhöhungen aufeinander, die Sachin und Amran hießen, und weit weg im Norden lag noch der Hügel Babil (Abb. 29).

Das heutige Euphratbett wich von dem antiken weit nach Westen ab. Das alte war aber gut zu erkennen und gab damit erwünschte Anhalte.

Koldewey packte den Stier bei den Hörnern und stach sofort den Kasr an, aus dem dann im Laufe langer Jahre auch die ganze Burg Nebukadnezars samt den „hängenden Gärten der Semiramis“ hervorgestiegen ist. Aus den Hügeln gegen Süden schälte sich der berühmte „Babylonische Turm“ heraus, sowie der älteste Tempel der Stadt, Esagila, und der Babilhügel im Norden ergab sich schließlich als ein neuer Königspalast, angelegt zur Zeit, als die ursprünglich kleinere Stadt sich bis hierher ausgedehnt hatte.



29. Stadtplan von Babylon.
1:100 000.

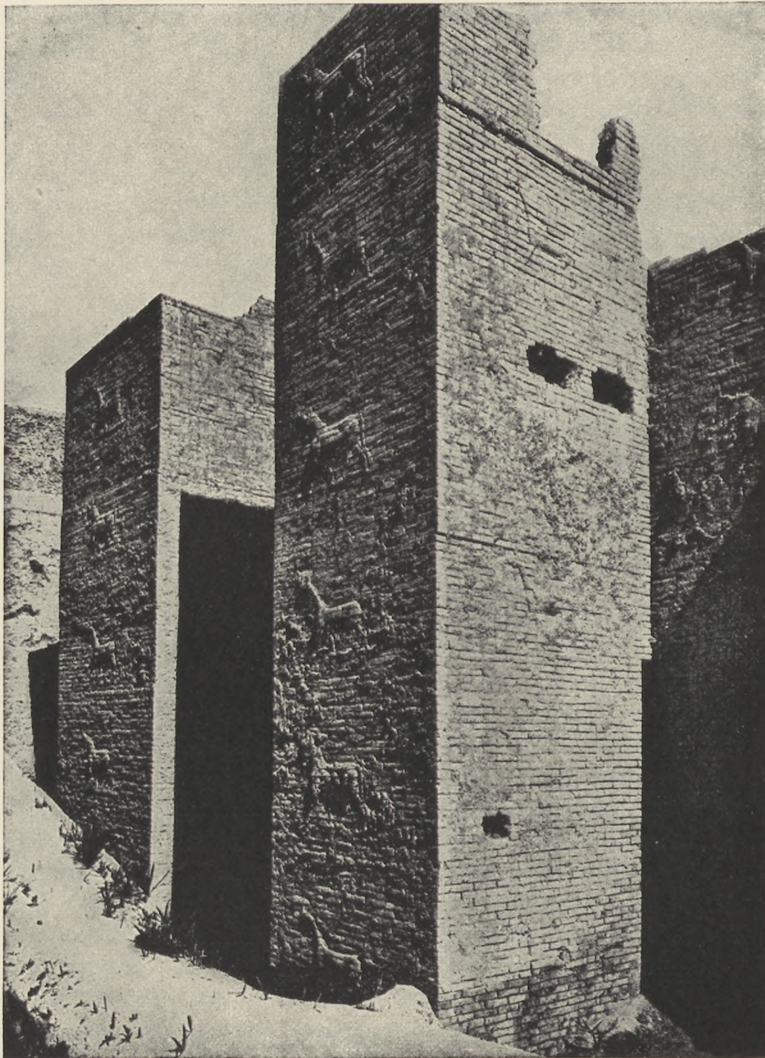
Hier tritt ein neues Moment in bezug auf die Platzwahl der Burg innerhalb der Stadt in die Erscheinung. In Sendschirli wie in Kadesch lag die Burg mitten in der kreisrunden Stadt. Damit ist den Bürgern gewissermaßen die Losung gegeben: wenn die Stadtmauer vom Feinde genommen ist, flüchtet alle in die Burg und sucht sie mit uns noch zu halten! Die Tendenz liegt wieder in der Richtung der „passiven Verteidigung“. Die Verlegung der Burg an das Haupttor der Stadt dagegen besagt, daß der Burgherr dieses Haupttor selbst und bis aufs äußerste verteidigen will, und wie vielfach in mittelalterlichen Verhältnissen, spielt vielleicht der Gedanke mit, noch über die Stadtmauer zu entkommen, wenn Tor und Stadt verloren sind.

In die Tiefe des alten und ältesten Babylon ist der Spaten nur wenig gedrungen, aber die Hauptzüge der Entwicklung sind doch klar geworden. Die schriftliche Überlieferung der Tontafeln nennt als Ältestes wiederholt „Babylon und Esagila“. Das ist der „Kasr“, die „Burg“, und der 800 m südlich davon, jenseits des späteren Babelturmes gelegene Beltempel Esagila. Der Kasr hieß im griechischen Altertum die „Akropolis“, im römischen die „Arx“. Die Burg war nach der Inschrift einer alten Fußbodenplatte auf dem „Irsil Babylon“, dem „Platze Babylon“, erbaut. Nach diesem Namen war er das eigentliche ursprünglichste Babylon, das „Bab Ilani“, die „Pforte der Götter“; er beherrschte den Zugang zu dem größten und berühmtesten Heiligtum Babyloniens, dem Tempel des Marduk mit dem Namen Esagila.

Ob sie beide zusammen, die Burg und der Tempel, schon von einer gemeinsamen Mauer umgeben waren, ist unbestimmt. Die erste festgestellte Mauer ist die sog. „innere Stadtmauer“, die westöstlich die Mitte des Kasr durchschneidet, im Osten nach 1500 m rechtwinklig gegen Süden biegt und nach 1700 m langem Verlaufe dort sich zum Westen zurückwendet, um wenig südlich von Esagila den Euphrat zu erreichen. Sie geht dann über den Fluß hinüber und schließt dort rechteckig noch ein kleines Stück ein.

Das ist also die ältere Stadt. An ihrer Nordwestecke, unmittelbar am Euphrat und unmittelbar auch am Haupttore der Stadt, liegt die Burg. Denn die Hauptstraße, die große Landstraße, die die Stadt durchzieht, geht natürlich dem Euphrat parallel, und die Burg liegt somit zwischen dem Euphrat und dieser Straße. Die Burg hat den Platz gewählt, auf dem sie zugleich links den Euphrat, die Wasserstraße, und rechts die Landstraße, die hier durch ein mächtiges Tor in die Stadt eintritt, beherrscht.

Diese alte Stadtanlage hat lange vor Nebukadnezar bestanden, wie ja auch die Stelle seines Palastes schon vor Urzeiten andere Paläste getragen hat. Nebukadnezar aber



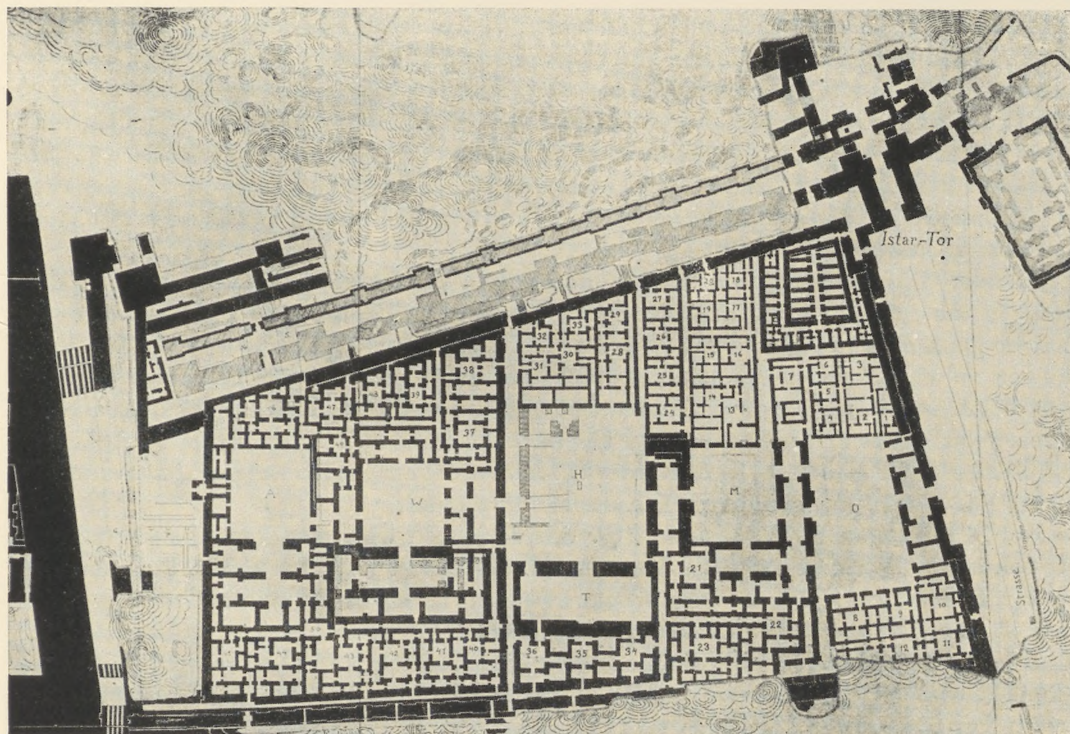
30. Die westlichen Pfeiler des Nordturms am Ischtartor von Babylon.
(Koldewey, Das Ischtartor in Babylon.)

hat dann eine große Stadterweiterung vorgenommen, die durch die „äußere Stadtmauer" angezeigt wird. Sie läuft im Süden nur wenig vor der alten Mauer, greift im Osten aber im spitzen Winkel weit aus und läuft mit fast 5 km langer, ganz gerader Linie gegen Nordwesten zu dem Babilhügel, den sie ausknickend umzieht. Mit diesem Hügel ist auch schon der alte Euphratlauf erreicht: Babil, der neue festungsartige Palast, die neue „Burg" also, deckt die Nordecke der erweiterten Stadtbefestigung und ihr neues Haupttor, zugleich wieder mit dem Flusse.

Wir haben hier gegenüber Sendschirli und Kadesch den weit tapferern Gedanken verkörpert, daß der König sich als Vorkämpfer seiner Untertanen kühn hinter das Haupttor der Befestigung legt. Freilich war auch dafür im frühesten Ägypten in den Befestigungen von Schunet ez Zebib bei Abydos schon das Beispiel gegeben.

Auch die neue Nebukadnezar-Stadt hat über den Fluß hinübergegriffen und muß dort sogar noch ein großes Gebiet bedeckt haben. Dahin haben sich aber unsere Ausgrabungen nicht erstreckt, und ohne solche ist die Ausdehnung nicht festzustellen.

Die innere, ältere Stadtmauer ist, wie der Palastplan Abb. 31 zeigt, eine Doppelmauer. Die innere Linie ist 6,50 m dick und hat auf alle 18,10 m Türme, die abwechselnd flach sind oder mehr vorspringen. Es sind „Kavaliertürme", d. h. sie sitzen, rittlings nach beiden Seiten vortretend, auf der Mauer. Die Vordermauer, im Lichten



31. Grundriß vom Palast Nebukadnezars in Babylon. Nach Koldewey. 1:3000.

7,20 m von der hinteren entfernt, ist nur 3,72 m dick und hat in Abständen von 20,50 m kleinere Türme von nur 5 m Front. Beide Mauern sind aus Lehmziegeln erbaut; bei der dicken sind sie 32: 32 cm, bei der dünnen 33: 33 cm groß. Die dicke Mauer steht zum Teil auf älteren Fundamentresten. Sie ist vielleicht die oft genannte Imgur Bel mit der Nabupolassar, der Vorgänger Nebukadnezars, Babylon an allen vier Seiten umgeben haben will.

Daß die große äußere Stadtmauer erst von Nebukadnezar stammt, ist durch die in ihr enthaltenen Ziegel mit seinem Namensstempel ausgiebig bezeugt. Außerdem ist eine „große Steinplatteninschrift“ vorhanden, in der es heißt: „Damit Schlachtensturm an Imgur Bel, die Mauer Babylons (die Burgmauer) nicht herankomme . . . ließ ich eine gewaltige Mauer im Osten Babylon umgeben. Ihren Graben grub ich, und seine Böschung baute ich aus mit Erdpech und Ziegelsteinen. Eine gewaltige Mauer erbaute ich an seinem Ufer berghoch; ihre weiten Tore fügte ich ein, und Türflügel aus Zedernholz mit einem Überzug aus Kupfer errichtete ich in ihnen.“

Das ist die von den Alten so sehr bestaunte große Mauer von Babylon, auf der zwei Viergespanne sich begegnen konnten. Sie besteht nach der Ausgrabung aus zwei Linien hintereinander. Die hintere, 7 m dick, ist aus Lehmziegeln errichtet, die 33: 33 cm groß, auch Lehm als Mörtel zwischen sich haben. Auf der Mauer sitzen Kavaliertürme. Sie sind 8,37 m breit und stehen 52,50 m (rd. 100 Ellen) voneinander. Im lichten Abstande von 10 m liegt vor dieser Mauer die vordere Linie, die aus gebrannten Ziegeln gebaut ist und Asphalt als Mörtel erhalten hat. Sie ist, abgesehen

von dem nach vorn geböschten Fundamente, $7^1/_2$ m stark und hat nach den antiken Nachrichten auch Türme gehabt, 250 ringsum, aber die Ausgrabung ist nicht so weit gekommen, solche festzustellen, wie sie auch von Toren keines freigelegt hat.

Der Zwischenraum zwischen den beiden Mauerlinien war mit Erde aufgefüllt, und zwar sicher so hoch, daß die Schüttung die Krone der vorderen Mauer erreichte. So entstand der unerhört breite Wehrgang, der bei einer Belagerung die rasche Verschiebung großer Truppenmengen gestattete und den die Volksphantasie sogar mit Viergespannen belebte.

Hat die Grabung in dieser äußeren Mauer kein Tor aufgewiesen, so hat sie an der inneren um so mehr getan mit der Wiedergewinnung des herrlichen Ischtartores in seinem ganzen Grundriß und Aufbau. Das Ischtartor durchbricht die innere alte Stadtmauer an der Nordostecke des Kasrpalastes. Es nimmt die große, dem Euphrat parallel ziehende Heerstraße auf und entläßt sie, um als (heute noch!) schön gepflasterte Prozessionsstraße am Palaste entlang zum alten Tempel Esagila zu ziehen (s. Abb. 29). „Auf diesem Pflaster", pflegte Koldewey seinen Besuchern zu sagen, „ist Nebukadnezar mit Daniel in tiefsinnigen Gesprächen gewandelt."

Die Stadtmauer, die vom Ischtartor durchbrochen wird, ist doppellinig. Infolgedessen ist das Tor dreiteilig. Im Durchbruch der ersten Linie hat es die übliche quer gelagerte Kammer. Der Zwischenraum zwischen erster und zweiter Linie ist durch links und rechts eingesetzte Mauerstücke wieder zu einer Kammer geschlossen worden, und beim Durchbruch durch die zweite Linie schließlich sind Mauerschenkel parallel dem Wege weit hinausgezogen, so daß hier eine sehr langgestreckte Kammer entsteht.

Im vorderen Teile des Tores sind die Fronttürme, Seitenpfeiler und Wände mit riesigen lebensgroßen Tieren in farbig glasierten Ziegelreliefs geschmückt: Stieren und Drachen. Der Stier ist das heilige Tier des Wettergottes Ramman, der den Blitz führt; der Drache (Sirrusch), die „gehende Schlange", ist dem Marduk und dem Nebo heilig, und Marduk ist zur Zeit Nebukadnezars der hervorragendste Gott in Babylon, der Herr von Esagila. Unser Bild (Abb. 30) zeigt von innen nach außen (Süden nach Norden) gesehen den Blick auf die Pfeiler, die die Osthälfte der breiten Kammer in der ersten Mauerlinie flankieren. Die ganze Höhe der jetzt vor uns stehenden Pylone ist aus dem Schutt des Kasr herausgeschält worden. Sechs Tiere stehen in weitem Abstande übereinander. Sie schreiten an den Pfeilern wie an den dahinter sichtbaren Mauerstücken alle nach außen, dem ins Tor Eintretenden schreckhaft entgegen. An den Wänden der Prozessionsstraße folgten dann weiterhin rechts und links schreitende Löwen in unabsehbarer Reihe.

Die Außenfront des Ischtartores wird mit einem Teil der Prozessionsstraße jetzt in einem Flügel der neuen Messelbauten auf der Museumsinsel in voller Größe aufgebaut, und die ganzen dazu erforderlichen Tierfiguren werden aus Originalstücken zusammengestellt. Es wird ein Bild von einzigartiger Großartigkeit werden.

Die alte Burg von Babylon liegt also im Kasr. Sie bestand schon vor der ersten Stadtummauerung und beherrschte immer die Wasserstraße auf der einen und die Landstraße auf der andern Seite. Ihre Beschaffenheit sehen wir fast ganz in der Form, die Nebukadnezar ihr gegeben hat; nur der westliche Teil ist in etwas früherem Zustande, nämlich dem seines Vorgängers Nabupolassar erhalten, weicht aber in der Raumteilung nur wenig von dem folgenden ab.

Der ganze Bering hat eine trapezförmige Gestalt, gegeben durch die Fluß- und die Straßenlinie. Die Nordseite mißt 250, die Südseite 300 m, die Ost- und Westseiten

185 und 120 m. Die Umwehrung bildet eine an manchen Stellen doppelte starke Mauer. Ihr Haupteingang liegt im Osten an der Prozessionsstraße (Abb. 31).

Der riesige Komplex ist durch nordsüdliche Fugen in 5 Teile geteilt, die nacheinander der Verwaltung und den Beamtenwohnungen, dann dem König und der Königin und schließlich dem Gefolge und der Wirtschaft dienten. Es ist eine herrliche Spende des mesopotamischen Lehmbodens und wissenschaftbegeisteter deutscher Männer, daß wir die Königsburg Nebukadnezars von seinem Thronsaal bis in den letzten Dienerwinkel kennenlernen können, und zwar erläutert von einem Ausgräber, der mit seinem eindringenden Sinnen und Grübeln ein Auge und eine wissenschaftliche Phantasie verband, daß ihm solche Ruinen zu vollstem alten Leben auferstanden. Sven Hedin sagt in einem seiner Reisebücher, auf der ganzen Fahrt sei ihm der Tag der köstlichste gewesen, wo ihn Koldewey über das Trümmerfeld von Babylon geführt habe.

Die fünf großen Abteile der Burg haben einige Hauptzüge alle miteinander gemein. Bei jedem liegt in der Mitte ein großer quadratischer oder rechteckiger Hof. Man kommt vom Osten her in ihn hinein durch einen oder zwei große Querräume mit Nebengelassen. Südlich am Hofe liegen — mit Ausnahme des 1. Abteils — größere oder ganz große Querräume und hinter ihnen einige Gruppen kleinerer Räume. Nördlich vom Hofe entwickelt sich ein Konglomerat von kleineren Räumen, durch mehrfache lange Nordsüdkorridore und kürzere Ostwestlinien zu Ordnung und Übersicht gebracht.

Aber diese im allgemeinen übereinstimmenden Dinge haben doch in jedem Abteil ihren besonderen Charakter, so daß für ihre Benutzung auf verschiedene Zwecke und verschiedene Menschen geschlossen werden kann. Augenfällig ist z. B., daß im mittelsten Abteil der Hof am größten ist, und daß an ihm südlich der größte geschlossene Raum der ganzen Burg liegt, sowie daß hinter diesem Raume auch wieder die stattlichsten und mit den stärksten Mauern versehenen Einzelräume folgen. Das deutet darauf, daß dieses Abteil die eigentliche Königswohnung mit dem Thronsaal gewesen sein wird.

Gerade zu diesem 3. Abteil steht am meisten im Gegensatz Abteil 1, in das man von der Straße aus zuerst eintritt.

Durch das Tor, einen einfachen Durchgang durch die dicke Mauer, kommt man zunächst in den üblichen quer gelagerten Torhof. Links und rechts öffnet sich eine weite Tür zu je einem Gemach, das auch vom Hofe zugänglich war und wohl die Schloßwache beherbergte. Zwei weitere Räume daneben können Warteräume darstellen.

Am Hofe findet man im Süden immer die wichtigsten Räume. Sie sind die kühlsten, weil sie fast den ganzen Tag im Schatten liegen; und Kühle ist in Babylonien mit seinem achtmonatigen Sommer das Begehrteste. So liegen denn auch am Osthofe 2 größere Räume, die eine Tür zum Hofe haben. Es werden Verwaltungsräume, Bureaus gewesen sein, und der Beamte hatte seine Wohnung gleich hinter ihnen. Die Zimmer gruppieren sich um die kleinen Höfe 8 und 9, und wiederum liegt auch hier südlich an jedem Hofe das beste Zimmer. Die beiden Höfe haben Verbindung miteinander; es war also dies eine zweihöfige, eine Doppelwohnung. Eine einfachere befindet sich gleich daneben um den Hof 10. Die dahinter an der Burgmauer folgenden Räume um die miteinander verbundenen Höfe 11 und 12 aber scheinen eine Flaschenfabrik enthalten zu haben. Hier wurden die kleinen, griechisch Alabastra genannten Gefäße hergestellt, und zwar aus Stein unter Ausbohrung eines zylindrischen Kerns. Diese bei den Ausgrabungen massenhaft gefundenen Kerne verrieten die alte Be-

stimmung der Räume. Hier in der Südostecke der Burg sind auch die ältesten Ziegelstempel Nebukadnezars gefunden worden. Er hat seine Bautätigkeit offenbar hier begonnen. Sie sind sechszeilig — gegenüber anderen drei-, vier-, fünf- und siebenzeiligen — und lauten fast immer: „Nebukadnezar, König von Babylon, Pfleger von Esagila und Egida, Sohn Nabupolassars, König von Babylon, bin ich."

Wenn wir Nebukadnezar sagen, so verwenden wir den hergebrachten Namen der Bibel, den die Juden sich mundgerecht gemacht haben. Auf den Ziegeln steht „Nabu-ku-dur-ru-u-sur" oder auch „Nabu-ku-du-ur-ri-usur".

Nördlich von unserm Hofe gewahren wir dann noch mehrere Wohnungen neben- und hintereinander geschichtet. 1, 2, 3 und 6 — die Zahlen stehen immer in den Höfen — sind einhöfige Wohnungen, 4 und 5 dagegen ist zweihöfig. Auch hier wieder liegt der Hauptraum allemal südlich von dem kleinen Hofe.

Der große Hof in der Mitte des ganzen Abteils ist mit Ziegelplatten von 50 cm im Quadrat gepflastert, und die Fugen sind mit Gipsmörtel ausgegossen. Eine Asphaltschicht aber bildet die Unterlage. So konnte der Hof immer reichlich mit kühlendem Wasser gesprengt werden.

Ob die Hofwände verputzt waren, ist unbestimmt. Es haben sich in ihnen aber immer so viele Bruchstücke von bunten Löwenziegeln gefunden, daß mindestens die Toreingänge diesen Tierschmuck gehabt haben müssen. Die Wände der Innenräume haben immer einen feinen Verputz von reinem Gips gehabt.

Wie die Wohnräume gedeckt waren, erfahren wir durch einen sechszeiligen Ziegelstempel, der in dem anstoßenden Bauabteil gefunden ist. Es heißt da: „Nebukadnezar, König von Babylon usw. Den Palast, die Wohnung meines Königtums auf dem Platz Babel, der in Babylon ist, baute ich. Mächtige Zedern vom Gebirge Libanon, dem glänzenden Walde, brachte ich, und zu seiner Bedachung legte ich sie . . . Darin in Babylon möge alt werden mein Wandel. Meine Nachkommenschaft möge in Ewigkeit die Schwarzköpfe (Neger) beherrschen." Der Palast war also mit Zedern gedeckt und nicht überwölbt.

Um so erstaunlicher mutet uns an ein ganz eigenartiges Baugebilde, das den nördlichen Rest unsers ersten Bauabteils ausfüllt und „eine Ausnahmestellung unter allen Baulichkeiten der Burg und selbst der ganzen Stadt, man kann gewiß auch sagen: des ganzen Landes einnimmt". Es ist ein verschobenes Viereck von etwa 45 m im Quadrat,umzogen von einer starken Mauer, die nördlich und östlich an die Burgmauer stößt, im Kern aber noch von einem weiteren dickmauerigen Viereck besetzt. Dies Kernwerk ist im Norden und Osten nur durch einen Korridor getrennt von der Burgmauer, im Westen und Süden aber durch einen breiten Abstand von der Umhegungsmauer. Im Kernwerk liegen nun an einem nordsüdlich streichenden Mittelgange rechts und links je 7 gleich große Kammern, durch starke Mauern voneinander getrennt. Die erhaltenen oberen Teile zeigen, daß sie in Rundbogen überwölbt waren, also lange Tonnengewölbe trugen. Das ist, wie Koldewey darlegt, für Baylonien etwas ganz Unerhörtes. Gewölbe in der Mauer, für ein Tor etwa, oder in der Erde für Kanäle, gab es schon früh. Da nimmt die Mauer oder das Erdreich den seitlichen Schub auf. Aber Gewölbe auf frei stehenden Wänden, die den ganzen Druck allein zu tragen haben, hat hier Nebukadnezar zum ersten Male gewagt. Er traute auch der Standfestigkeit noch nicht ganz. Die Tragmauern der Gewölbe berühren nirgends die Umfangsmauer des Kernwerks, sondern sind von ihr durch die sog. „Dilatationsfuge" getrennt. Der Gewölbebau konnte sich also senken oder verbiegen, ohne die Außenmauer in Mit-

leidenschaft zu ziehen. In dem breiten Streifen vor dem Kernwerk im Westen und Süden sind die Kammern ebenfalls von Tonnen überwölbt, so daß der ganze Komplex überall zu starkem Tragen eingerichtet war. Es können unmöglich nur gewöhnliche Wohnräume sein, die man über ihm errichten wollte.

Der ganze Bau ist kellerartig tief in den Boden versenkt, was in Babylon sonst auch durchaus nicht vorkommt. Eine Treppe führte im südlichen Teile in eine Kammer hinab. In einer westlichen Kammer aber befand sich ein merkwürdiger Brunnen, wie auch sonst nirgend beobachtet, den Koldewey folgendermaßen beschreibt: „Es sind drei nebeneinander liegende Schächte: ein quadratischer in der Mitte und zwei längliche zu beiden Seiten, eine Anlage, für die ich weiter keine Erklärung sehe, als daß hier ein mechanisches Schöpfwerk arbeitete von der Art unserer Paternosterwerke, bei dem sich die zu einer Kette vereinigten Schöpfkästen über einem auf dem Brunnen angebrachten Rade drehten. Das Rad wird dabei durch ein Göpelwerk in dauernde Umdrehung versetzt. Die Vorrichtung, die heutzutage in dieser Gegend auch üblich ist und ‚Dolab' (Kasten) genannt wird, ergibt einen kontinuierlich fließenden Wasserstrom."

Koldewey sagt schließlich, daß er in diesen Gewölberäumen zahlreiche Hausteine gefunden habe, die also beim Bau mitverwendet sein müßten, und er fährt fort: „Wir haben nur zwei Stellen, an denen Haustein in größeren Massen vorkommt: am Gewölbebau und an der Nordmauer des Kasr. Und — merkwürdig: in der gesamten Literatur über Babylon einschließlich der Keilinschriften ist ebenfalls nur an zwei Stellen von Haustein die Rede, das ist bei der Nordmauer des Kasr und — bei den ‚hängenden Gärten'!"

Er hält deshalb den „Gewölbebau" in der Nordostecke der Burg für den berühmten „Kremastos Kepos", den aufgehängten, in der Luft schwebenden Garten der Semiramis. Die mächtig tragenden Gewölbe und der eigenartige Brunnen, der eine ständige Berieselung ermöglichte, werden ihm recht geben. Auch die Platzwahl muß sehr geeignet scheinen: am Burg- und Stadtrande mit der frischen Luft vom Norden und an dem Haupttore, wo der lebhafte Verkehr der Weiblichkeit des königlichen Hauses Augenweide genug bieten konnte. Im ganzen übrigen Bereich des Palastes ist auch keine Stelle vorhanden, die nach ihrer baulichen Beschaffenheit für dies Wunderwerk der alten Welt in Betracht kommen könnte.

Die „hängenden Gärten" waren in Babylon vorhanden, Berosus (bei Josephus), Ktesias (bei Diodor), Strabo, Curtius Rufus erwähnen und beschreiben sie. Semiramis aber, die sie angelegt haben soll, ist eine sagenhafte Gestalt, bald die Gattin des Ninus von Assyrien (um 2000 v. Chr.), die ihre Herrschaft über Babylonien ausgedehnt hätte, bald (nach Herodot I 184) eine Königin Babyloniens, „die 5 Generationen vor Nitokris regierte". Sie ist uns gleich, aber das interessante Baustück Koldeweys in Nebukadnezars Palaste möchten wir nicht missen.

Der Mittelbau

In dem zweiten Baukomplex M = Mittelbau entwickelt sich das Beamten- und Wohnwesen weit großzügiger. Der Eintritt vom Osthof (O) her geschieht durch 3 große Tore. Das mittlere führt in einen sehr breit gelagerten Saal, die beiden anderen in kleinere Nebenräume. Diese haben jedesmal noch einen Beiraum neben sich, der mit ihnen durch weite Bogenöffnung verbunden ist und auf der anderen Seite eine Tür zu den weiteren Palasträumen hat. „Ich stelle mir diese Torräume gern als Gerichts-

lokalitäten vor und denke mir, daß die Richter in den nur von den Häusern aus erreichbaren Beiräumen und die Parteien in den Nebenräumen sich aufhielten, in die man von den Höfen und auch von dem Torraum aus gelangen konnte. Das Tor als Gerichtssaal spielt seine Rolle auch im Alten Testamente. Beweise für diese Art der Benutzung unserer Räume haben wir aber nicht."

Der Hof ist hier kleiner als im Ostbau. Von ihm sind die stattlichen Räume im Süden abgeschnitten: ein breiter Saal und drei dahinterliegende Kanzleien. Hinter diesen wird der ganze weitere Raum bis zur Burgmauer von einer zusammenhängenden großen Wohnung eingenommen, die sich um die Höfe 22 und 23 gruppiert. Koldewey hält sie wohl mit Recht für die Wohnung des obersten Beamten des Reiches. Von ihr sowie auch von der neben den Amtszimmern liegenden Wohnung 21 hat man direkten Zutritt zu den im westlich anstoßenden Hauptbau folgenden königlichen Privatkanzleien.

Nördlich vom Hofe *M* gliedern sich einfachere Beamtenwohnungen sehr übersichtlich. Die Doppelwohnung 13 und 14 bildet mit den einfachen 15 und 16 den ersten Block. Den zweiten bis zur Burgmauer füllen die einfachen 17, 18, 19, 20. Vom Mittelhofe her führt neben diesen Nordwohnungen ein breiter Zugang zum „hängenden Garten".

Der Hauptbau (*H*)

Im Hauptbau *H*, in der Mitte der 5 Gebäudekomplexe, kommen wir in die vornehmsten Verhältnisse. Der ganze Komplex ist breiter als die bisherigen. Maß der Hof *M* 35: 38 m, so mißt der Hof *H* 55: 60 m.

Der Durchgang von Hof *M* nach *H* führt durch einen Torbau mit bedeutend größerer Kammer als vorher. Auch die Mauern sind sehr viel stärker und deuten damit auf einen höheren Aufbau. Es sind wieder die beiden Nebenräume vorhanden und in dem schmalen nördlichen der deutliche Unterbau zu einer Treppe in ein oberes Geschoß oder auf das Dach.

„Südlich am Hofe liegt der größte Raum der Burg, der Thronsaal der babylonischen Könige. Er zeichnet sich in jeder Beziehung vor allen andern Räumlichkeiten aus, so daß schon deshalb über seine Bestimmung als Hauptrepräsentationsraum kaum ein Zweifel walten kann. Wenn man sich irgendwo die Erzählung von dem verhängnisvollen Gastmahl Belsazars (des 5. Nachfolgers von Nebukadnezar, der 539 zur Regierung kam) lokalisieren will, so kann man das in diesem kolossalen Raume gewiß mit dem größten Rechte. Er ist 17 m breit und 52 m lang. Der Weiße Saal im Schlosse zu Berlin mißt 16: 32 m. Die Mauern der Breitseiten übertreffen mit 6 m Dicke die der Schmalseiten bedeutend und legen den Gedanken nahe, daß sie ein Tonnengewölbe trugen, was sich allerdings sonst nicht beweisen läßt. Eine große Mitteltür und zwei ebenfalls beträchtliche Seitentüren öffnen sich zum Hof. Der Mitteltür gerade gegenüber liegt in der Rückwand eine doppelt umrahmte Nische, in der gewiß der Thron stand, so daß die im Hofe Wartenden von dort aus den König sehen konnten, sowie man das Tempelbild im Ninmach-Tempel ebenfalls schon vom Hofe aus sehen konnte. Der Fußboden besteht nicht wie sonst aus einer einfachen Ziegellage, sondern aus mindestens sechs, die außerdem noch in Asphalt allein verlegt waren und so eine zusammenhängende Platte bildeten, die an den Wänden auf einem Mauervorsprung auflagerte. Die Wände dieser Räume waren wie bei den anderen mit Gipsputz versehen." — Und schrieb und schrieb an weißer Wand! —

Außen nach dem Hofe zu war aber die Wand des Thronsaales reich geschmückt, und zwar mit farbigen Emailziegeln, diesmal nicht in Relief wie bei den Tieren am Ischtartor und an der Prozessionsstraße, sondern flach (Abb. 32). Diese Emailziegel heißen babylonisch uk-nu, das ist dasselbe Wort wie Kyanos, mit dem Homer den Schmuckfries im Königspalaste des Alkinoos bezeichnete, und einen Kyanosfries glauben wir ja auch im Palaste von Tiryns gefunden zu haben.



32. Ornament der Hofwand vom Thronsaal in Babylon. (Nach Koldewey.)

Die Wandverzierung am babylonischen Königshofe hat dunkelblauen Grund, darauf erheben sich Säulen mit gelbem Schaft und hellblauen Kapitellen. Darüber läuft in besonderem Rahmen ein Fries von Doppelpalmetten entlang. „Dem Ganzen liegt offenbar die phantastisch abgekürzte Idee einer Säulenstellung zugrunde, wie sie der König und seine Leute wohl im Westen bei seinen Kriegszügen gesehen haben konnten, wie sie aber dem Babylonier der Scholle im ganzen fremdartig erscheinen mußte, denn der kannte für gewöhnlich weder Säulen noch Gebälke."

Die Raumverteilung hinter dem Thronsaal ist ganz anders als sonst in der Burg. In seiner Rückwand gehen 2 Türen in einen Korridor, der sich aber neben der Mitte zu 2 Zimmern ausweitet. Jedes davon enthält einen merkwürdigen, sehr sorgfältig angelegten Brunnen. Hinter diesem Trakt folgen 3 Höfe 34, 35, 36 zwischen und neben den beiden Brunnenzimmern. Die letzte Reihe mit 6 Zimmern lehnt sich schon an die Burgmauer.

Über die Brunnen muß man Koldewey selbst hören: „In den beiden Zimmern neben 35 liegt je ein gemauerter runder Brunnen, und jedes dieser Zimmer ist vom Grundwasser an bis zum Fußboden vollständig ausgemauert mit Ziegelbruchwerk in Asphalt und Lehm. Die Brunnen liegen beidemal in der Südwestecke des Zimmers. Der Zweck dieser großartigen Ummauerung der Brunnen, aus denen das Trinkwasser für den königlichen Hof geschöpft wurde, kann wohl nur in dem Wunsche erkannt werden, ein unter allen Umständen zweifellos reines Getränk zu erhalten, das außerdem ja auf dem Wege vom Flusse her durch das Erdreich aufs beste filtriert in den Brunnen eindrang. Eine hochgradig differenzierte Einschätzung des Trinkwassers als eine naturgemäße Folge des Klimas ist noch heute diesen Gegenden eigen. Die Leute unterscheiden so viel Sorten Wasser, wie wir sie nur für alkoholische Getränke kennen: süße, salzige, tote, brakige usw. Und wie wir von leichtem und schwerem Bier, so spricht der Orientale von leichtem und schwerem Wasser. Das Euphratwasser ist berühmt. Es gilt als leichter als das Tigriswasser. Einer unserer früheren Gouverneure von Bagdad trank nur Euphratwasser, das er sich in täglichen Sendungen von Musseijib schicken ließ;

ein andrer reiste mit vielen Schläuchen Euphratwasser von Bagdad bis Konstantinopel, so wie ein berühmter moderner Reisender auf dem weiten Wege nach Heil in Arabien im Zentrum von Arabien nie etwas andres getrunken hat als Champagner."

Die Raumgruppe nördlich vom großen Hofe *H* hat in der Front drei große Quersäle, Amtszimmer; dahinter folgt rechts eine tiefe zweihöfige Wohnung 28 und 29 und links eine ganz große vierhöfige 30, 31, 32, 33. Im Nordosten gehen zwei durch eine lange Mauer getrennte Korridore, der eine zu den Räumen von 28 und 29, der andere zu dem auf der Grenze vom Baukomplex *M* und *H* liegenden Trakt der Einzelwohnungen 24, 25, 26, 27, die jede vom Korridor aus ihren Zugang haben.

Bis hierher reicht der Neubau Nebukadnezars, von dem er selbst in einer Inschrift (dem Grotefend-Zylinder) sagt: „Damals baute ich den Palast, den Sitz meines Königtums, das Band der großen Menschenscharen, den Wohnsitz des Jauchzens und der Freude, wo ich die Geschenke . . . in Babylon neu, legte seinen Grundstein an die Brust der weiten Erde mit Erdpech und Ziegelsteinen; gewaltige Zedernstämme brachte ich vom Libanon, dem hellen Walde, zu seiner Bedachung, eine gewaltige Mauer aus Erdpech und Ziegelsteinen ließ ich ihn umgeben, das königliche Gebot, das Herrschaftsgeheiß ließ ich aus ihm ausgehen."

Der Stil, in dem diese Herren sprechen, erläutert den, in dem sie gebaut haben.

Westbau (*W*) und Anbau (*A*)

Den Westbau (*W*) hat Nebukadnezar errichtet auf Grundmauern, die mindestens von seinem Vater Nabupolassar herrühren. Er sagt selbst über diese Erneuerung in einer Inschrift: „In Babil . . . war der Palast . . . vom Euphratufer bis Aibarschabu, welchen Nabupolassar, König von Babil, der Vater, mein Erzeuger, aus Luftziegeln gebildet und in ihm gewohnt hatte — infolge Hochwassers war sein Fundament schwach geworden, und infolge der Auffüllung der Straße von Babil waren seines Palastes Tore zu niedrig geworden. Seine Luftziegelwände riß ich nieder, legte seinen Grundstein bloß und erreichte die Tiefe des Wassers" usw.

Die dicke nördliche Burgmauer bricht an der Nordwestecke des Westbaues ab, eine weit dünnere setzt sie um den Anbau fort. Nur im Westbau sind auch die Mauern aus ganz alten Ziegeln gefunden, und die alten Fußböden liegen 7 m unter denen Nebukadnezars. Es ist also dieser Teil, den der König mit seiner Inschrift nennt. Der Westbau zeigt denn auch in seinem Grundriß manches von den andern Abteilen Abweichendes. Schon der Toreingang hat nicht, wie üblich, die zwei Nebenräume neben sich, sondern hinter sich als zweiten Trakt. Vom Tor aus gelangt man auch sofort in die nördlich um die Höfe 37 und 38 sich entwickelnde Wohnung. Südlich vom großen Hofe *W* liegt der alte Thronsaal mit 3 Räumen dahinter, und hinter diesen folgen 4 gleichartige Wohnungen 40—43, die Koldewey vier Frauen des königlichen Haushalts zuweisen möchte.

Den Anbau *A* hat Nebukadnezar vollständig neu errichtet. Hier wohnte wahrscheinlich die Königin in den großen reichen Räumen südlich vom Hofe mit den anschließenden Gelassen um die kleinen Höfe 44 und 45. Gegen Westen hatte der große Hof dieses Anbaues einen besonderen durch Vorbau geschützten Ausgang ins Freie.

Das also war die Königsburg Nebukadnezars an der alten heiligen Stätte Babil, wo von alters her die Burg am Euphrat gestanden hatte. Sie enthielt in 5 großen Bauteilen nicht nur die behaglichen weiten Wohnungen des Königs und der Königin mit den Repräsentationsräumen, wie dem riesigen Thronsaale, und die Wohnungen des Hofstaates, der Herren und Damen vom persönlichen Dienst und der gesamten niederen

Dienerschaft, sondern sie enthielt im ersten und zweiten Abteil auch die für die Zentralverwaltung des mächtigen Reiches erforderlichen Amtsräume und die Wohnungen der betreffenden Beamten. Nie wieder in der ganzen Geschichte des Burgenwesens findet sich ein Beispiel solcher Großartigkeit und Vielseitigkeit. Wie Vogelnester nehmen sich demgegenüber unsre kleinen mittelalterlichen Herrenburgen aus: mit Palast, Kapelle und Wachtturm. Sie sind das notdürftige Schutzhaus der herrschaftlichen Familie ähnlich wie das hettitische Hilani, das mit seinen 50 m Front auch schon beinahe so groß ist wie die πόλις von Troja II oder wie eine urbs Heinrichs des Vogelstellers. Aber auch das „Alte Schloß" in Berlin, am Flusse und an der alten Stadtummauerung gelegen, wie das in Babylon, mit seinen 200: 120 m Grundfläche und 2 Binnenhöfen, ist doch immer nur für die Familie des Fürsten und für die Hofhaltung bestimmt gewesen und hat nie ein Ministerium oder eine Reichskanzlei enthalten. Die lagen immer für sich gesondert in der Stadt. In der Burg Nebukadnezars spiegelt sich das straffe selbstherrliche Regiment des asiatischen Herrschers, in dem der erste Beamte des Staates nichts ist als die rechte Hand des Königs, der untrennbare, stets griff- und schlagbereite Teil seines Wesens.

Und doch war diese Symbiose des Königs mit seiner Verwaltung nur möglich, weil die Zentrale Babylon sich nur den letzten obersten Teil der Geschäfte des gewaltigen Reiches vorbehalten hatte. Im Reiche herrschte eine weitgehende Dezentralisation, indem die unterworfenen Völkerschaften zumeist ihre kleinen Könige und unzähligen Gaufürsten behalten hatten oder unter Gouverneure gestellt waren, die wie jene ziemlich selbständig regierten. Die ganze innere Verwaltung wurde so an Ort und Stelle besorgt, und der Großkönig hatte sich nur die zusammenfassende Gewalt und die äußere Politik vorbehalten. Damit blieben seinem großen Hause in Babylon die Akten der einzelnen Landesangelegenheiten ebenso erspart wie heute Berlin diejenigen von Sachsen und Hessen, Bayern, Württemberg und Baden.

Der neue Babilpalast

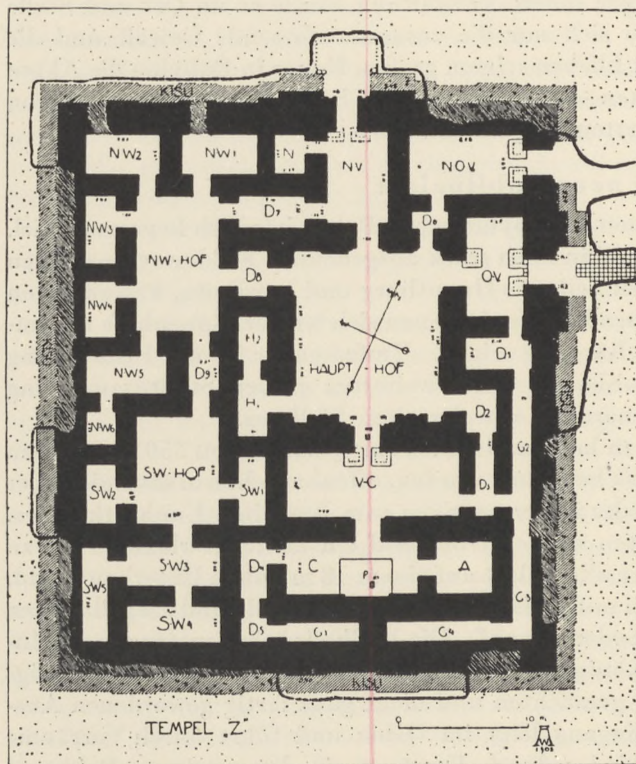
Als die alte Stadtmauer, die diesen altbabylonischen Palast nördlich begrenzte, fiel, hat sich der Palast nach dieser Seite hin noch stark ausgedehnt. Koldewey nennt den alten Palast die Südburg, die neuen Teile die Hauptburg und Nordburg, hat aber von ihnen nur kleine Teile noch ausgraben können, in denen sich wieder Binnenhöfe mit anliegenden größeren und kleineren Räumen zeigen. Umfassender ist die Erforschung des neuen Babilhügels an der Nordspitze der erweiterten großen Stadtumwehrung Nebukadnezars gelungen, 2400 m nördlich von der alten Südburg.

Der Ruinenhügel erhebt sich 22 m hoch und bildet ein Quadrat von 250 m. In ihm ist die Ziegelräuberei besonders stark betrieben worden, offenbar schon in sassanidischer und parthischer Zeit und dann wieder in der unsrigen zum Bau eines Euphratkanales. Die deutschen Ausgrabungen hatten zunächst obenauf ein mittelalterliches Fort zu beseitigen, dann ergab sich, daß der alte Palast auf einem 18 m hohen Unterbau stand, der durch dicke Fundamentmauern mit Zwischenpackung von Erde und Ziegelbrocken ausgefüllt war bis zum Palastfußboden hinauf. Die Fußbodenplatten trugen die Inschrift: „Palast Nebukadnezars, Königs von Babylon, Sohnes Nabupolassars, Königs von Babylon." Von der erst 1915 gemachten und nicht ganz fertig gewordenen Ausgrabung sagt Koldewey: „Der Eingang liegt im Osten und führt durch Vorräume in den ersten Hof und von da wieder durch Vorräume in den zweiten. Beidemal im Süden liegt der große Saal, der erste einfacher, der zweite reicher gebildet durch

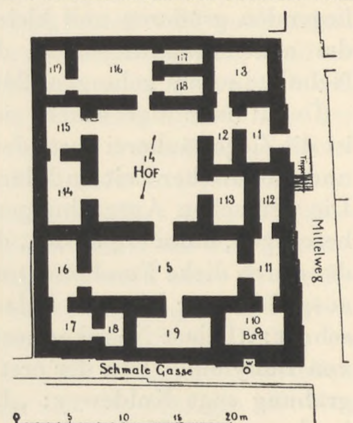
Einbeziehung von 2 Seitenräumen, die sich in weit gespannten Gurtbögen zum Mittelraume öffnen. Die weite Fensteröffnung macht den Raum zur Halle. Dahinter liegt der geschlossene Saal und daran ein kleines innerstes Zimmer. Weit geöffnete Türen verbinden diese 3 Räumlichkeiten miteinander. An der Rückwand des Zimmers und ebenso bei dem Saal am östlichen Hof liegt eine Anzahl von senkrechten Kanälen. Sie endigten wohl auf dem Dache in einem Windfang und führten von dort frische Luft nach unten, so wie auch heute die „Bad-Gir" genannten Anlagen in den Häusern von Bagdad. Im übrigen gleicht der Palast dem westlichen der Südburg, kennzeichnet sich aber eben durch die Luftschächte als der Sommerpalast." Daß er angelegt war, um das Haupttor der neuen vergrößerten Stadtummauerung Nebukadnezars zu schützen, ist oben schon gesagt.

Häuser und Tempel

Man kann den Palast nicht verstehen, ohne einen Blick auf die gewöhnlichen Wohnhäuser und die Tempel von Babylon zu werfen. Es zeigt sich da, daß diese drei Dinge in ihren wesentlichen Zügen ganz außerordentlich übereinstimmen. Das alte Hauptstück von Ägypten und Hettitien, der große Quersaal unmittelbar am Hofe, beherrscht auch in Babylonien alle Bauten. Schon die ältesten Häuser, die wir dortzulande bisher kennen, die von Hatra aus der Zeit um 3000 v. Chr., haben einen quadratischen Mittelhof *H*, in den man durch einen Vorraum *V* gelangt, und an dem dann links das Hauptgemach in Gestalt des großen Quersaales liegt. Gegenüber ist die Ostseite in 2 Räume aufgeteilt. Dieser Grundtypus hat sich bis ins Spätbabylonische fortgeerbt, und wie überall üblich hat sich das Gotteshaus die vornehme Menschenwohnung zum Muster genommen. In der Stadt Babylon ist die Ausgrabung gegen Schluß noch stark in das „Merkes", das bürgerliche Wohn- und Geschäftsviertel östlich von

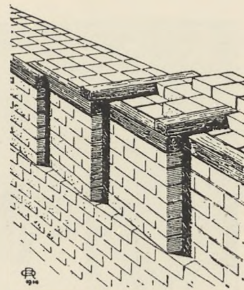


33. Grundriß des Tempels „Z" in Babylon. 1:600.



34. Grundriß des Hauses I in Babylon. 1:700.

der Prozessionsstraße vorgedrungen. Es ergaben sich da sehr viele Schichten übereinander. Schon zur Zeit Hammurabis um 2000 v. Chr. war das Viertel durch regelmäßige Straßenzüge aufgeteilt. Die Häuser bilden quadratische Blocks, und ein typischer Grundriß, wie Haus I, deckt sich Zug um Zug mit den entsprechenden Räumen z. B. des Tempels Z, nur daß der Tempel erheblich größer ist als das Haus. Die beiden hier nebenstehenden Grundrisse (Abb. 33/34) sind der eine im Maßstab 1 : 600, der andere im Maßstab 1 : 700 gegeben.



35. Holzverankerung bei Haus III in Babylon. Nach O. Reuther.

Man tritt bei beiden von Osten her, beim Tempel außerdem noch von Norden her durch Vorräume in den quadratischen Binnenhof ein, an dem dann gegen Süden der große Querraum und dahinter und daneben kleinere Räume liegen. Beim Tempel steht in dem Mittelraum hinter dem großen Quersaal das Götterbild in der Achse der Tür, so daß es vom Hofe aus zu sehen ist. Im Tempel Z ist neben den symmetrisch um den Hof gelagerten Räumen an der Westseite noch ein breiter Trakt angefügt, offenbar die Wohnung des Priesters mit seinen Gehilfen. Die merkwürdige flache Zackenbildung, die die Straßenmauern dieser Gebäude zu haben pflegen, so die Ost- und Südmauer von Haus I, erklärt sich daraus, daß Hölzer an der Front entlang gelegt waren, die an ihrer Verbindungsstelle hintereinander griffen und so einen kleinen Knick in der Frontlinie hervorriefen (Abb. 35). Diese Mauerform war in Vorderasien so sehr Stil geworden, daß sie auch ohne Holz bei Steinmauern beibehalten wurde, wie bei der mykenischen Burgmauer von Troja VI.

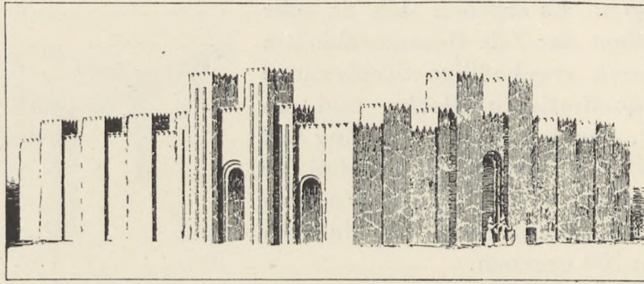
Schon Koldewey hat den festungsartigen Charakter eines so geschlossenen großen Blocks, wie unser Tempel Z oder auch der alte Ninmach-Tempel östlich vom Ischtartore ihn darstellen, lebhaft empfunden und in diesem Sinne das alte Bild eines solchen Bauwerks in Zeichnung rekonstruiert (Abb. 36). Der Blick geht auf die Nordostecke, so daß man die beiden Haupteingänge mit ihren hohen Tortürmen und den Nebeneingang vor Augen hat. Die Höhe der Mauern veranschlagte Koldewey in reicher Erfahrung nach ihrer Grundstärke. Die bloße Mauer ist hier auf 7 m Höhe angenommen, die Mauertürme auf 8 m und die Tortürme auf 10 m. Diese Höhe der glatten Wände macht ein Ersteigen, auch mit Leitern, sehr schwierig, und das Einstoßen und Breschelegen ist bei der Stärke der Mauern ebenso untunlich.

Die wiedererstehenden Bilder dieser Nebukadnezar-Bauten werden von unserm heutigen, nach langer wirrer Zeit auf ruhige Flächen und hochstrebende Linien gerichteten Geschmack mit besonderer Freude begrüßt. In vielen deutschen Städten, voran in Stuttgart, seit seinem neuen Bahnhof, werden heute große öffentliche Gebäude, man kann direkt sagen: „in babylonischem Stile" errichtet.

Rückblick

In seinem ersten Entwicklungsgebiete, Ägypten und Vorderasien, hat das Befestigungs- und insbesondere das Burgenwesen trotz der verschiedenen Völker und der verschiedenen Landschaft doch ein im wesentlichen einheitliches Gesicht.

Das besiedelbare schmale Nilgebiet Ägyptens ist flaches Land. Es hatte schon früh eine starke Bevölkerung und ein starkes Königtum, die beide auf den Schutz ihrer leicht angreifbaren Wohnsitze energisch bedacht sein mußten. So wurden schon im Beginn der geschichtlichen Zeit Städte ummauert und Fürstenschlösser errichtet. Für die Gestalt, die man diesen Befestigungen geben wollte, hatte man freie Wahl. Kein



36. Rekonstruktion des Tempels „Z“ in Babylon. (Koldewey.)

Bergplateau zwang zu einer unregelmäßigen Form, keine Flußverzweigungen verlockten zum Anschmiegen an ihre Windungen. So gab man den Städten große ungefähr quadratische Umhegungen. Die besterhaltene von Elkab mißt 570 : 540 m, Hierakonpolis, ihr gegenüber am westlichen Nilufer, hat ähnliche Gestalt und Größe. Und so baute man die ersten Königsschlösser als quadratische feste Wohntürme und umzog sie mit einer großen rechteckigen Mauer, in der eine stattliche Leibgarde zelten konnte. Hier und da hat man auch die ebenso freie Form des Rundturmes gewählt, aber anscheinend nicht für Königsschlösser, sondern nur für Grenzwachen.

Ägypten ist dann die erste Macht gewesen, die in das ihm am nächsten gelegene Palästina und Syrien hinübergegriffen hat. Dort mögen chaldäische Bergfesten, wie Jericho und Sichem, ursprünglich beliebige Formen gehabt haben, doch der ägyptische Wohnturm wurde aufgenommen, wie Sichem zeigt, und er entwickelte sich weiter zu der festen Form des hettitischen Hilani, das dann auch nach Assyrien (Korsabad) und nach Persien übergriff.

Woher die Vorliebe all dieser Gegenden für den „breiten Saal“ stammt, der die Innenteilung des Hilani bestimmt, ist schwer zu sagen. Er ist in den Schlössern von Abydos um 3200 v. Chr. ja schon vorhanden, aber in solchen Wohntürmen schwerlich entstanden, sondern doch wohl aus den Wohnungen gewöhnlicher Sterblicher übernommen. In Ägypten stehen uns solche Wohnungen bisher erst aus dem Mittleren Reiche zur Verfügung; aber in Babylonien sind welche schon aus derselben Zeit wie jene ägyptischen Schlösser freigelegt. Und da scheint sich eine Erklärung für die natürliche Entstehung des breiten Saales zu bieten. Die Häuser haben einen annähernd quadratischen Binnenhof, und quadratisch legt sich auch weiter umher die Außenmauer um sie. Ein nicht sehr breites Band zwischen Hof und Außenmauer enthält also die Wohnräume, und in ihm lassen sich keine tiefen, sondern nur breite Säle anlegen.

Der Binnenhof mit den breiten Sälen beherrscht dann die hochentwickelten Paläste von Babylon, die den Schluß- und Höhepunkt dieser ganzen ägyptisch-asiatischen Reiche bilden.

Babylon hat auch für seine Stadt den quadratischen Grundriß angewendet. Im übrigen ist aber dafür in Vorderasien, besonders bei den Hettitern, die Kreisform am beliebtesten. Das Viereck der Ägypter und der Kreis der Hettiter sind die beiden Kunstformen, die das hohe Altertum für den Städte- und Burgenbau geschaffen hat, und die den nachfolgenden Zeiten so gegeben und geraten erschienen, daß sie leicht immer wieder auftreten, wo Freiheit herrscht, wo nicht die natürlichen Berg- oder Wasserverhältnisse zu besonderer Formung zwingen. Es gehen aber die beiden Formen eigentlich nie durcheinander, vielmehr bleibt eine lange Kulturüberlieferung, wie die mittelländische, durchaus bei dem Viereck und die festländische im Osten und Norden bei dem Kreis oder Oval. Selbst die großen Völkerverschiebungen des frühen Mittelalters bringen da keinen Austausch; noch die Franken als Kulturkinder der Römer stehen schroff gegen die im Alteinheimischen wurzelnden Sachsen.



37. Südseite des Goldbergs bei Nördlingen. (Photo: Bersu.)

II. NORD- UND WESTEUROPA

ALLGEMEINES

Ganz anders als in Ägypten und Vorderasien beginnt das Burgenwesen in Europa. Sind dort die ältesten Befestigungen gleich Ummauerungen volkreicher Städte oder Schutzbauten für einen selbstherrlichen Fürsten, so beginnen die Burgen in Europa zwar nicht weniger früh, aber es gibt zu der Zeit hier noch keine volkreichen Städte und keine selbstherrlichen Fürsten. Schon in der Steinzeit, im 3. Jahrtausend v. Chr., setzt der Burgenbau ein, bezeichnenderweise in demjenigen Länderkreise, der schon lange vorher, während der Eiszeiten, Menschen und menschliche Kultur genährt hatte, als große Teile von Europa, wie insbesondere Skandinavien und Norddeutschland, noch unter den schwedischen und Süddeutschland und die Schweiz unter den Alpengletschern begraben lagen. Frankreich, Spanien und Südengland waren damals die bevorzugten Länder; in Deutschland taten der Rhein und die Donau mit, und in Thüringen war ein Gebiet mit besonderer Kultur zwischen dem nördlichen und dem südlichen Eise ausgespart geblieben.

Aber auch in Frankreich war die Bevölkerung nur sehr dünn. Man hat nach den Siedlungsplätzen, die die Werkzeuge des Altpaläolithikums enthalten, besonders den

Höhlen und Felsschutzdächern, ausgerechnet, daß immer nur ein paar hundert Sippen sich auf dem französischen Boden herumbewegt haben können. Auf den Schutz ihrer Behausung sind auch diese Leute schon bedacht gewesen. Es ist eine paläolithische Wandzeichnung erhalten, die darstellt, wie ein Mann an einem Seile zu seiner offenbar hoch am Felsen gelegenen Höhle hinaufklettert. Das Bild ist leicht verständlich, wenn man das klassische Gebiet der französischen Höhlenkultur, das Vesèretal in der Dordogne, sich vor Augen stellt, wo der Fluß sich in das Kalkplateau so eingesägt hat, daß zu seiner Seite die steile Felswand ansteht mit den stark ausgewaschenen weichen Schichten, in denen die Menschen sich ansiedelten.

Am Ende der Eiszeiten ist das frei gewordene Neuland von den Menschen der paläolithischen Randgebiete besiedelt worden, so Norddeutschland einerseits vom Niederrhein, anderseits von Thüringen her. Es ist damit so viel Volks gekommen, daß schon in der neolithischen Zeit, um 3000 und 2000 v. Chr., die erstaunlichen großen Hünenbetten oft 20, 50, 100 m lang errichtet werden konnten mit ein oder zwei Steinmausoleen darin für eine vornehme Familie und dem übrigen Raum für einfache Grubenbestattungen der gewöhnlichen Sterblichen. Man kann daraus auf eine gesellschaftliche Organisation von Gutsherrschaften mit Heuerleuten und Arbeitern schließen und könnte meinen, daß die Vornehmen sich nun auch ihre Wohnsitze mit Aufbietung vieler Menschenkräfte zu Burgen gestaltet hätten. Aber das ist nicht geschehen, noch viele Jahrhunderte, ja mehr als zwei Jahrtausende nicht. In der ganzen norddeutschen Ebene hat es Burgen bis zur Römerzeit überhaupt nicht gegeben; dann wachsen sie am Gebirgsrande nach und nach auf. Die Leute scheinen sich im Lande patriarchalisch miteinander vertragen und mit äußeren Feinden kaum gerechnet zu haben. Es sind in diesem Gebiete ja auch Völkerverschiebungen während der ganzen Zeit nicht vorgekommen. Tacitus preist die unverdorbene Urwüchsigkeit der Germanen, die er nach Plinius' Berichten gerade für die nördlichen Gegenden kannte, und Karl d. Gr. fand im Sachsenlande noch das unveränderte Urgermanentum vor ohne feste Fürsten und Feldherren, mit der herrschenden einfachen Volksversammlung.

So sind die Burgen, die hier entstehen, sehr lange Jahrhunderte hindurch keine Herrenburgen, sondern Volksburgen, und auch als solche keineswegs bestimmt zu ständiger Bewohnung, sondern nur als Fluchtburgen aufgesucht in Zeiten der Not. Sie werden angelegt versteckt in unzugänglichem Gelände, auf Bergen und in den Wäldern. Als Caesar über den Rhein geht, um den Sueben einen Denkzettel zu geben, haben sie sich alle „in latebras et silvas“ zurückgezogen, und der tatendurstige Römer muß unverrichteter Sache über seine Brücke zurückkehren.

Aber in Gallien und Britannien hat Caesar noch dieselben großen Volksburgen vor sich. Sein siebenjähriger dortiger Krieg hat sich gedreht um die Angelpunkte Alesia, Gergovia, Bibracte usw. Und 100 und 150 Jahre früher haben die Römer es in Spanien ebenso gehabt. Numantia, das uns heute durch deutsche und spanische Erforschung ganz vertraut geworden ist, war die alte große Volksburg, durch die langdauernden Kriege als Dauerzuflucht zur Stadt geworden, ähnlich wie Bibracte in Gallien.

Sie sind überall typisch für Alteuropa, die großen Volksburgen. Wir kennen sie eigentlich nur durch Ausgrabungen. Nur in dem einen Lande, wo, soviel ich weiß, noch keine ausgegraben ist, erhalten wir als Ersatz die einzige Nachricht über Bestimmung und Einrichtung dieser Burgen, die aus dem Altertum erhalten ist. Dionys von Halikarnass, der in Rom zugewandert war und dort in der ersten Kaiserzeit eine römische Geschichte geschrieben hat, berichtet offenbar aus guter Quelle: Servius Tullius, der

vorletzte der römischen Könige (um 550 v. Chr.), der große Gesetzgeber und Reorganisator der Verwaltung, habe zum Schutze der Landbevölkerung überall Bergfestungen angelegt.

„Da die Höhen den Landleuten große Sicherheit gewähren", sagt er, „richtete der König ihnen dort Zufluchtsorte ein und nannte sie mit griechischem Ausdruck ‚Burgen' (Pagoi). Dahin flohen alle Leute von den Äckern, wenn der Feind ins Land fiel und blieben dort auch vielfach über Nacht. Die Burgen hatten ihre Hauptleute (archontes), denen es oblag, eine Namensliste zu führen über alle, die zu der betreffenden Burg gehörten und auch über die Vermögensverhältnisse, in denen die einzelnen lebten. Im Kriegsfalle mußten sie die Landleute zu den Waffen rufen, und ständig hatten sie die Abgaben Kopf für Kopf zu erheben . . .

Damit aber die Menschenmenge auf der Burg sich nicht verlöre, sondern gut übersehbar bliebe, ließ er Altäre errichten für die Götter, die ihr Auge wachsam und schützend über der Burg hielten, und stiftete ein Fest, bei dem alljährlich alle zusammenkommen und dem Höchsten feierliche Opfer bringen sollten. Dies Fest hieß die Paganalien."

Mit diesen Anordnungen ist der Charakter der Burgen ein für allemal bestimmt. Es ist erstaunlich, wie weithin und wie lange sie Geltung behalten haben. Der sächsische Helianddichter, der um 840 das Evangelium zu einem Heldenepos umgedichtet hat und dabei ganz von den Verhältnissen seiner Heimat ausgeht, so daß er Jesus als einen Edeling mit seinen Degen durchs Land ziehen läßt, er spricht von Bethlehemburg als der Stätte, wo Maria und Joseph sich einstellen müssen, damit der Vogt des Kaisers, der dort sitzt, ihren Namen in seinen „bref" schreibt und von ihnen den Steuerschilling in Empfang nimmt. Und als beinah hundert Jahre später Heinrich I. gegen die Ungarn- und Wendengefahr die allgemeine Anlegung von Burgen befiehlt, soll — nach Widukind von Corvey — jede solche Burg für neun landsässige Ritter (milites agrarii) bestimmt sein. Aber nur einer von ihnen soll ständig auf der Burg wohnen und für die acht andern Unterkunft und Verpflegung bereit halten, während diese für jenen einen den Acker mitbestellen und ständig einen Teil ihrer Erträge auf die Burg liefern.

Dies alles mit Einschluß der Burgen Heinrichs I. sind immer noch in gewissem Sinne „Volksburgen". Sie sind für eine größere Zahl von Benutzern da und werden von ihnen gemeinsam geschaffen. „Herrenburgen", die ein Dynast für sich und seine Familie und einige Bewaffnete anlegt, gibt es bei uns erst nach Heinrich I. Im 11. und 12. Jahrhundert entstehen die kleinen Felsennester und in der Ebene stark umwallte und umgrabene Festen.

Etwas anders als bei uns ist es schon früh im Südkreise gegangen. Er war zunächst mit dem durch altpaläolithische Kultur ausgezeichneten Westkreise nahe verbunden, erfuhr aber im Laufe der Zeit auch erheblich den Einfluß der alten ostmittelländischen Verhältnisse, die das Herrentum über das Volkstum stellten. So kommt es, daß sich auf Sardinien, auf Malta, auf Kreta schon früh das auf seine persönliche Sicherheit bedachte Gebaren der vornehmen Familie zeigt.

In den weiten Hauptländern des Westkreises, in Frankreich und Spanien, hat der Burgenbau ohne Frage überhaupt begonnen; aber gerade in ihnen ist die Erforschung dieser Verhältnisse so im Rückstande, daß aus Frankreich noch nicht von einer einzigen stein- oder bronzezeitlichen Befestigung der Plan bekannt ist, trotzdem es heißt, daß es in verschiedenen Gegenden, wie der Franche-Comté, im Jura, gar nicht wenige steinzeitliche Burgen gebe. Sie sollen fast immer so angelegt sein, daß man sich die

Umwehrung möglichst bequem gemacht hat: auf einem Plateauvorsprung, einer Bergnase, ist einfach die Spitze durch einen querüber gezogenen Wall abgeschnitten, oder wenn der Vorsprung breiter war, hat man an seinem Rande durch einen Bogenwall ein Burggelände abgegrenzt, in beiden Fällen sich also für einen guten Teil des Umfangs auf den natürlichen Schutz des Berghanges verlassen. Von der Feste Peu Richard (Charente Inférieure) wird berichtet, daß sie zwei starke Gräben habe von 7 m Breite und $3\,^1/_2$ m Tiefe, in den Kalkstein geschnitten, und daß auf dem 9—10 m breiten Zwischenraum zwischen den Gräben das Grabenmaterial zum Walle aufgehäuft sei. Eine andere, Catenoy (Oise), soll einen 8 m hohen Wall haben.

Die Größe dieser französischen Steinzeitburgen ist sehr verschieden. In der Franche-Comté sind sie 15, 25, ja 30 ha groß, im Jura oft nur 1 ha. Dort waren sie jedenfalls richtige Volksburgen und im Jura wohl nur Grenzburgen.

Daß diese Burgen steinzeitlich sind, hat sich aus den in ihnen gehobenen Kleinfunden ergeben. In dem Camp de Chassey südlich von Dijon, das ich 1912 besucht habe, und das einfach eine ganz langovale, schwachumwallte Gipfelburg ist, hat man eine Menge Tongefäße gefunden, die durchaus den Gefäßen aus den französischen Dolmengräbern gleichen und damit dem sog. Michelsberger Stile angehören, der in Deutschland nach einer solchen Steinzeitburg benannt ist.

In Spanien wie in England ist noch keine sicher steinzeitliche Burg aufgewiesen. In England sind viele Burgpläne aufgenommen, aber die Entstehungszeit der Burgen ist nicht durch Ausgrabung bestimmt worden. In Spanien beginnt solche Sicherheit erst mit der Bronzeperiode, um 2000 v. Chr.

So sind wir für den genaueren Einblick in die ältesten Volksburgen auf das deutsche Rhein- und Donaugebiet angewiesen.

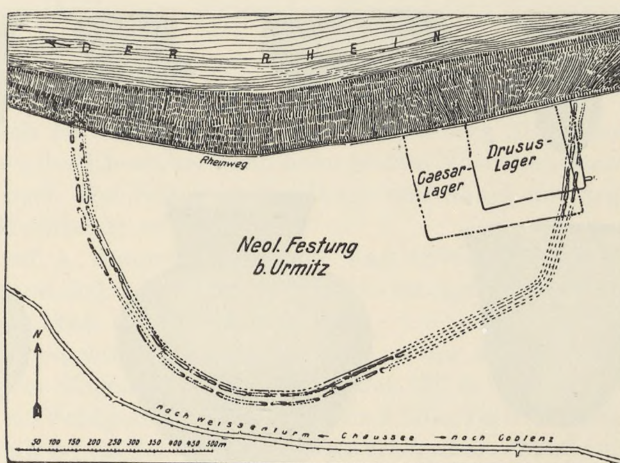
Steinzeit in Deutschland

Seit langem bekannt ist am oberen Rhein der Michelsberg bei Untergrombach, östlich Bruchsal, als Steinzeitburg. Er hat der „Michelsberger Keramik“ ihren Namen gegeben. Seinen Grundriß hat er sich auf der vorspringenden Hochfläche mit einiger Kunst rein eiförmig gestaltet, und da zwei andere Burgen, Mayen in der Eifel und Plaidt an der Nette bei Neuwied, das auch getan haben, so scheint es der Stil jener Zeit und Gegend gewesen zu sein. Die größte der rheinischen Befestigungen ist die mächtige Uferburg bei Urmitz. Sie hat eine besondere Aufgabe, nämlich den Flußübergang zu decken, der hier zu allen Zeiten sehr begehrt war; liegen doch in der großen alten Volksburg in einer Ecke zusammengeschachtelt ein Caesar- und ein Drusus-Lager, die sich auch die Rheinfurt sichern wollten. Schließlich ist von verschiedenen in Betracht kommenden Burgen in Württemberg der Goldberg bei Nördlingen bemerkenswert, weil auf ihm die Einteilung der Bewohnung in einer sonst noch nirgend erreichten umfassenden Weise herausgearbeitet worden ist.

Wir geben alle wichtigeren neolithischen Burgen in ihren Grundrissen: den Michelsberg mit Mayen und Plaidt, sowie Urmitz, dazu vom Goldberg mehrere Ansichten.

Die weitaus größte und in ihrer Umwehrung stärkste Befestigung ist die bei Urmitz (Abb. 38). Sie liegt in der großen Ausweitung des Neuwieder Beckens an einer für den Übergang über den Rhein sehr günstigen Stelle. In der Ostecke der großen neolithischen Burg finden sich deshalb auch zwei römische Lager, eines offenbar von Caesar für seinen Rheinübergang angelegt, das andere ein Etappenkastell des Drusus an seiner großen Rheinstraße.

Die Burg liegt auf dem von dem alten Vulkan am Laacher See ausgeworfenen Bimsstein nur 12 m über dem Rheinspiegel. Ihre Umwallung legt sich in großem, eine Eiform erstrebenden Bogen an das linke Flußufer. Sie mißt 1275 m in der Länge, dem Flusse parallel, und 890 m in der Breite, hat also einen Flächeninhalt von etwas mehr als 100 Hektar!

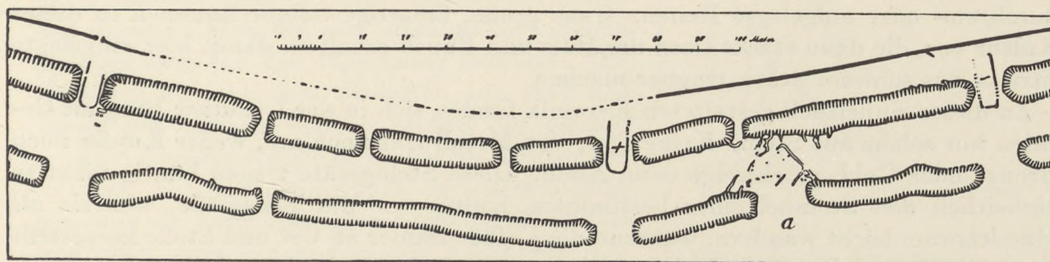


38. Plan der Festung Urmitz bei Neuwied. Nach Lehner. 1:20 000.

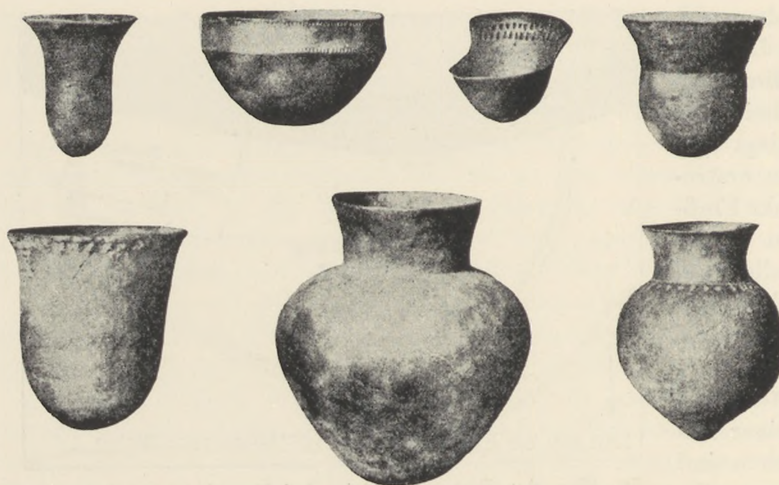
Die Umwehrung besteht aus zwei Sohlgräben mit einer Palisade dahinter. Die Gräben sind 8—9 m breit und 11 m auseinander. Auf diesem Zwischenraum lagerte als hoher Wall die ausgehobene Grabenerde. 6 m vom hinteren Graben entfernt läuft die Palisade.

Die Gräben sind von vielen stehengelassenen Erdbrücken unterbrochen. Im äußeren Graben sind mindestens 22 zu zählen, im inneren fast doppelt so viele. Diese Überzahl des inneren sollte wohl dazu dienen, rasch möglichst viele Verteidiger auf den Wall zwischen den Gräben zu bringen. Die vielen Tore des äußeren Grabens aber sollten der umwohnenden Bevölkerung im Notfalle ein rasches Hereinkommen ermöglichen. Sie charakterisieren also die echte Fluchtburg.

Die Tore hatten keinen dauernden festen Verschluß. Die Einsatzspuren von Schwellen und Pfosten, die sich zuweilen in ihnen finden, rühren von vorübergehenden Verrammelungen her, und sie sind immer nur in den breiten Durchgängen des hinteren Grabens angewendet, die hinter ebensolchen des äußeren Grabens liegen (Abb. 39). Die Art der Torverteidigung wird damit ganz klar. Der breite Wall, der zwischen den beiden Gräben lag, ging bei den kleinen Grabenübergängen unverändert durch, denn die sollten ja nur auf ihn hinaufführen. Aber bei den großen Grabendurchgängen war er natürlich unterbrochen. Seine Böschungen standen neben dem Wege vom ersten zum zweiten Grabendurchgang steil empor und waren von Verteidigern besetzt. Es war eine üble Sackgasse, in der der Feind die Verrammelung beim zweiten Graben angreifen mußte.



39. Anordnung der Gräben und Tore in Urmitz. Nach Lehner. 1:1800.



40. Michelsberger Keramik. Museum Karlsruhe.

Wie die Wohnungen in dieser riesenhaften Fluchtburg beschaffen waren, hat sich nicht klar ergeben. Da sie gewiß immer nur für kurze Zeit errichtet wurden, haben sie keine deutlichen Spuren hinterlassen. Aber von den Gefäßen und Geräten aus den Wohnungen ist mancherlei übriggeblieben, und damit wird der Kulturkreis, dem die Burg angehört, vollkommen klar. Es ist der westeuropäische, bei uns gewöhnlich Pfahlbaukultur genannt, weil seine Formen hier zuerst durch die Funde aus den Pfahlbauten des Bodensees und der Schweiz bekanntgeworden sind. Das Bezeichnende ist der „Lederstil" der Gefäße. Sie erscheinen wie aus Ledersäcken oder -beuteln hergestellt, die oben mehr oder weniger ein- oder zusammengeschnürt wurden. Unverkennbar ist immer der „Tulpenbecher" mit dem oft weit ausladenden Trichterrande und dem kugligen oder eiförmigen Unterteil (Abb. 40). Die Gefäße sind offenbar solchen nachgeahmt, die in einer früheren, mit der weltbewegenden Erfindung der Tontöpferei noch nicht beglückten Zeit aus Leder hergestellt waren. Solche Nachahmungen pflegen dann eine ganze Weile die alten Vorbilder in Form und etwaiger Verzierung getreulich wiederzugeben, schon deshalb, weil sie den Anschein erwecken möchten, als ob sie selbst noch aus dem alten soliden Material beständen und nicht aus dem gebrechlichen Ton. So wird in einem anderen Kulturkreise die Kürbisschale nachgeahmt, mit den in die Fruchthaut eingeschnittenen spielenden Ornamenten, in wieder einem anderen die aus Korbflechterei hergestellten Gefäße mit den hochgerichteten Spanten und den quer laufenden Fadenschlingungen. Bei der Pfahlbaukeramik gehört zum Lederstil auch die durchgehende Ornamentlosigkeit. In das Leder kann man nicht so ohne Gefahr Verzierungen einschneiden wie in die harte Kürbisschale. Viel eher wird man die im Gebrauch besonders beanspruchten Gefäßteile, wie den Rand, zu verstärken suchen durch ein- oder umgelegte Reifen. Ganz große, faßartige Gefäße kommen in dieser Kultur vor, die dann starke Ösen um Hals und Bauch erhalten, damit hier umgelegte Stricke das schwere Stück tragbar machen.

Zu dieser einheitlich gestalteten Keramik fanden sich in der Urmitzer Burg an Geräten nur solche aus Stein. Keine Spur von Metall trat noch auf, weder Kupfer noch Bronze oder Gold, geschweige denn Eisen. Diese Steingeräte tragen häufig nicht so einheitlich den Stempel einer bestimmten Kultur wie die Tongefäße, weil sie als Handelsware leicht wandern, während die Gefäße immer an Ort und Stelle hergestellt werden. So fanden sich zu den geschliffenen und polierten Pfahlbaubeilen auch facettierte Hämmer aus dem Thüringer Kreise und die kleinen Armschutzplatten der Bogen-

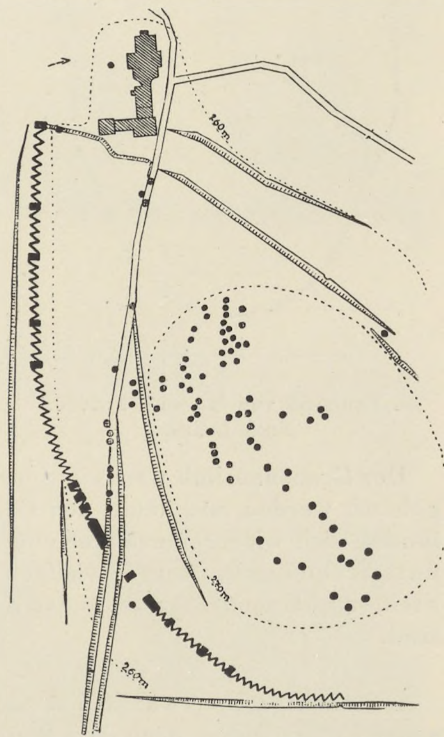
schützen, die die westlichen Zonenbecherleute zu verwenden pflegen; dazu die üblichen Feuersteinmesser und eine Feuersteinsäge.

Der Michelsberg

Östlich von Bruchsal erhebt sich bei Untergrombach der Michelsberg 270 m hoch als markanter Bergrücken, der von der Ebene her auch beim bloßen Vorbeifahren mit der Eisenbahn auffällt. Er hat nach drei Seiten steile Hänge und hängt nur gegen Süden mit dem anschließenden Hochlande zusammen.

Hier haben K. Schumacher und A. Bonnet schon 1888 und 1896 gegraben und dem Boden abgerungen, was die seit Jahrhunderten betriebene intensive Felderwirtschaft für die archäologische Erkenntnis übriggelassen hatte.

Die ausgedehnte Kuppe des Berges wird gegen Süden, also an der einzigen Seite, wo hohes Land vorliegt, von einem Bogengraben umzogen, der 400 m weit verfolgt werden konnte (Abb. 41). Es ist ein Sohlgraben, unten 2, oben 3,50 m breit und gegen 1,50 m tief. In seinem östlichen Teile ist ein Tor von 20 m Weite erkennbar, ohne Spuren eines Verschlusses. Auch die Spur eines Walles hinter dem Graben und etwa einer Palisade weiterhin war nicht vorhanden resp. nicht erhalten. Auch im Innern waren Hausgrundrisse nicht zu erkennen, wohl aber ergaben sich eine große Menge von Gruben, die nach ihrem Inhalt bald Keller-, bald Abfallgruben gewesen sein müssen, zum Teil aber auch zu Bestattungen verwendet waren. Die Gruben sind gleichmäßig glocken- oder beutelförmig, etwa 1,50 m weit und 2,50 m tief. Die Skelette mit einigen Beigaben von Keramik und Steingerät sind immer zusammengekrümmt, liegen mit angezogenen Beinen und Armen auf der Seite oder auf dem Rücken. Gegen 90 solcher Gruben sind gefunden und 12 davon enthielten Leichen. Diese klare Tatsache ist von besonderer Bedeutung, weil sie unwiderleglich zeigt, daß die Sitte des alten Mittelmeeres, in der Burg und im Hause zu bestatten, wie wir sie schon in Sendschirli kennengelernt haben, auch im westeuropäischen Kreise geherrscht hat. Auch bei Frankfurt am Main sind in Steinzeithäusern kleine Brandgräber, mit Halsketten ausgestattet, beobachtet worden, und in Spanien werden wir in Burgen weitere Beispiele kennenlernen.

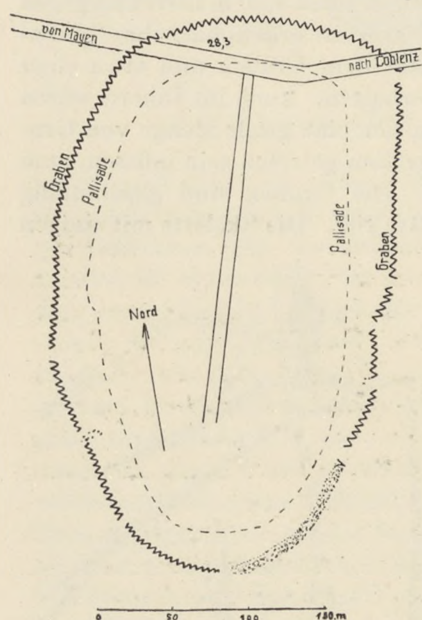

41. Grundriß vom Michelsberge. 1 : 5000. Nach Bonnet-Schumacher.

Die Bestattungsgruben auf dem Michelsberge unterscheiden sich in ihrer Anlage nicht von den übrigen. Man hat also offenbar vorhandene Kellergruben für die Beisetzung benutzt. Die Beigaben aber bei den Skeletten, wie auch der Inhalt der übrigen Gruben breiten den ganzen reichen Formenschatz der westlichen Kultur vor uns aus. Die einfachen Näpfe, die tieferen Glokken- und die Tulpenbecher, schließlich die weiten und oben stark eingeschnürten Amphoren mit ihrem rundlichen oder spitzen Unterteil ver-

mitteln die ganze Entwicklung von der primitiv-mesolithischen zu der späteren klassisch-griechischen Keramik. Diese Gefäße brauchten zum Stehen einen geflochtenen oder einen tönernen dicken Ring. Sobald man sich ihn an den Fuß eines Gefäßes, wie Abb. 40f, angefügt denkt und den Hals links und rechts mit festen Henkeln ausgestattet, ist die griechische Amphora fertig.

Man nennt diese Lederstilgattung, weil sie nirgend so reichhaltig und so einheitlich zutage gekommen ist wie hier, heute allgemein die Michelsberger Keramik. Im Stile stimmt die ganze französische Dolmenkeramik mit ihr überein, und in Spanien schließen sich die Formen aus den ältesten Metallzeiten, die Tulpenbecher von Ciempozuelos und die Näpfe von El Argar durchaus an.

An Geräten hat der Michelsberg außer den üblichen geschliffenen Flachbeilen und Meißeln Hirschhornhacken geliefert, durchbohrte Tierzähne, die zu Halsketten gereiht wurden, und aus Feuerstein feine Messer und nadelartig schlanke Pfriemen.



42. Grundriß von Mayen. 1 : 5000. Nach Lehner.

Mayen

Die dritte Burg im Rheingebiete, die der reinen Michelsberger Kultur angehört, liegt bei Mayen, zwischen Andernach und Gerolstein, in der Eifel. Und hier erhalten wir zum ersten Male eine nicht durch Anlehnung an einen Flußlauf oder eine Bergkante beeinflußte, sondern in offenem Gelände frei gewählte Form. Das große Oval, das bei den andern immer nur angestrebt wurde, ist hier vollkommen vorhanden (Abb. 42). Es mißt etwa 360: 220 m. Die Umwehrung bezeichnet ein Sohlgraben von 1,40 bis 3,40 m Breite und 1,20—2,60 m Tiefe mit sehr steilen Wänden. Vielfach ist er durchbrochen von 5—10 m breiten Torbrücken. Es konnten 11 solcher Tore festgestellt werden, im ganzen werden aber etwa 17 vorhanden gewesen sein.

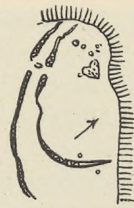
In der starken Entfernung von durchschnittlich 25 m hinter dem Graben verlief ein Palisadenzaun, angezeigt durch ein steilwandiges Gräbchen von 0,60—1,30 m Breite. Die Pfähle standen 60—80 cm voneinander.

Der Grabenaushub war, wie Spuren zeigten, dicht am Graben zu beiden Seiten aufgehäuft worden, um damit den Graben tiefer und breiter zu machen. In den Toren fanden sich wieder Verrammelungsspuren, auf der inneren Burgfläche aber keinerlei feste Wohnungen, dagegen vielfach Scherben von Tulpenbechern und die zugehörigen Stein- und Knochengeräte, so daß Zeit und Kulturkreis wieder vollkommen klargestellt sind.

Plaidt

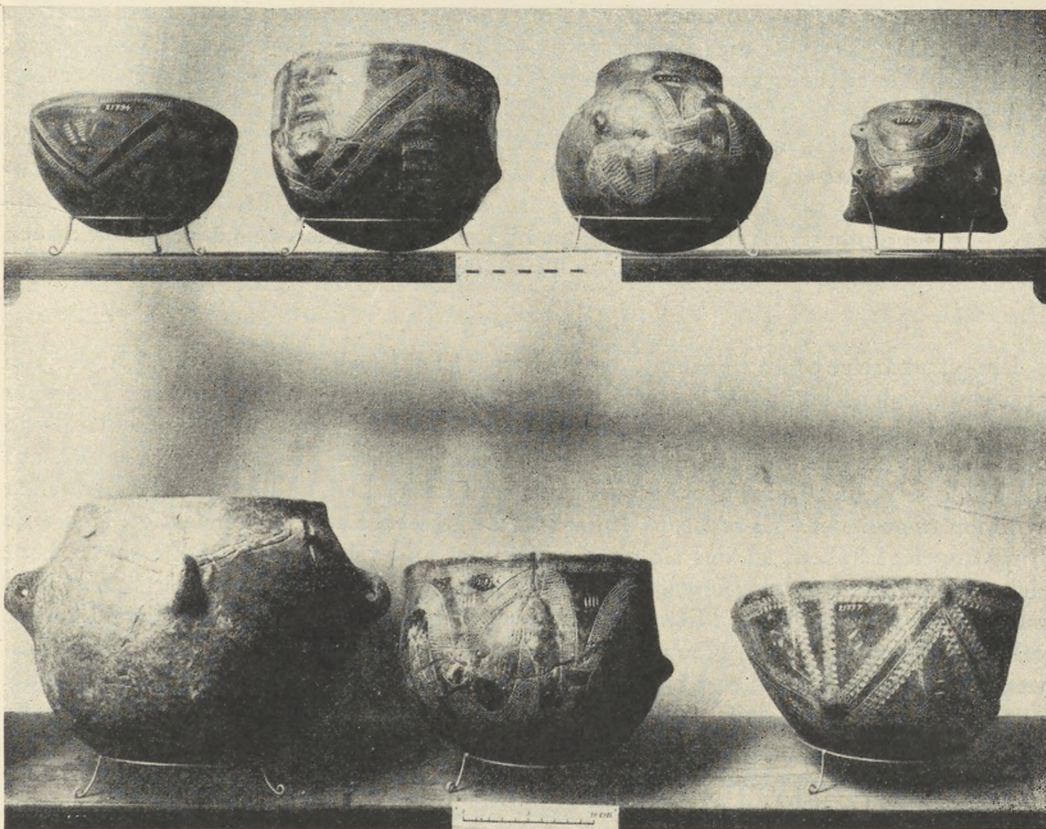
Äußerlich ganz verwandt den Anlagen vom Michelsberge und Mayen, aber bei genauer Untersuchung doch dem Wesen nach recht verschieden stellt sich Plaidt an der Nette dar, wenig westlich von Andernach nach Gerolstein zu. Es ist keine Volksburg, sondern ein befestigtes Gehöft.

Wir sehen am Rande der Höhe eine eiförmige Fläche, 50: 100 m groß, von zwei weit auseinanderstehenden Gräben umzogen (Abb. 43). Die Gräben sind beide sehr schwach. Sie haben auch nicht gleichzeitig zu gegenseitiger Unterstützung bestanden, sondern der innere ist zugefüllt worden, als der Gutsherr seinen erweiterten Besitz weiter draußen umfriedigen wollte. Die Gräben sind merkwürdigerweise streckenweise ganz schmal und steilwandig wie Palisadengräben und dann wieder $2^1/_2$ m breit und bis 2 m tief. Da auf den schmalen und steilen Strecken mehrfach Pfostenlöcher gefunden wurden, die breiten und tiefen Grabenteile aber eine Fülle von Keramik und Steinwerkzeugen enthielten, ergab sich, daß in jenen Teilen eine Palisade gestanden, in der andern aber der einfache offene Graben die Einhegung gebildet haben muß. Denn nur in einem ständig offenen Graben kann sich eine solche Fülle von Abfall aus der Siedlung ansammeln.



43. Plaidt. 1 : 5000. Nach Lehner.

Die Umhegung hat nur ein Tor gehabt, das bei der ersten wie bei der zweiten Umhegung denselben vom Südwesten kommenden Weg hereinließ. Ein Verschluß war für beide nicht vorhanden. Gleich hinter dem Tore der jüngeren, äußeren Linie liegt aber eine langgestreckte Tierfanggrube, die wohl das Wild zur Nachtzeit abhalten sollte.



44. Plaidter Keramik. (Photo: Lehner.)

Das Innere der Einhegung zeigt nur im nördlichen Teile Wohnspuren. Da liegt als einzig respektables Stück eine 12: 14 m große Wohngrube. Ihre Nordostseite ist durch frühere Feldbearbeitung weggenommen, und die Form erscheint damit noch unregelmäßiger, als sie wohl ursprünglich war. Es wird ein ovaler oder rundlicher zeltartiger Bau aus Sparren und Flechtwerk gewesen sein, wie er bei Frankfurt (Praunsheim) mehrfach gefunden ist. Ein paar Pfostenlöcher sind nur im Nordwesten vorhanden und bezeichnen dort vielleicht den Eingang.

Neben diesem für die Zeitverhältnisse stattlichen Gebäude sind trotz aller Suchgräben nur ein paar Keller- oder Abfallgruben in dem ganzen Bering gefunden worden. Das ganze muß also als ein Gehöft angesehen werden, das der Besitzer wohl nur gegen äußeres Wild und gegen das Fortlaufen des eigenen Viehs mit einer einfachen Schutzwehr umzog; die Wehr schloß das Haus, die Ställe, den Garten und ein paar Felder ein. Als eine „Burg“ ist es nicht zu bezeichnen, aber es bildet den bemerkenswerten Übergang von den stark bewehrten Volksburgen der Zeit zu den Befestigungen, die bald auch der einzelne Herr für sich und seine Habe anlegte.

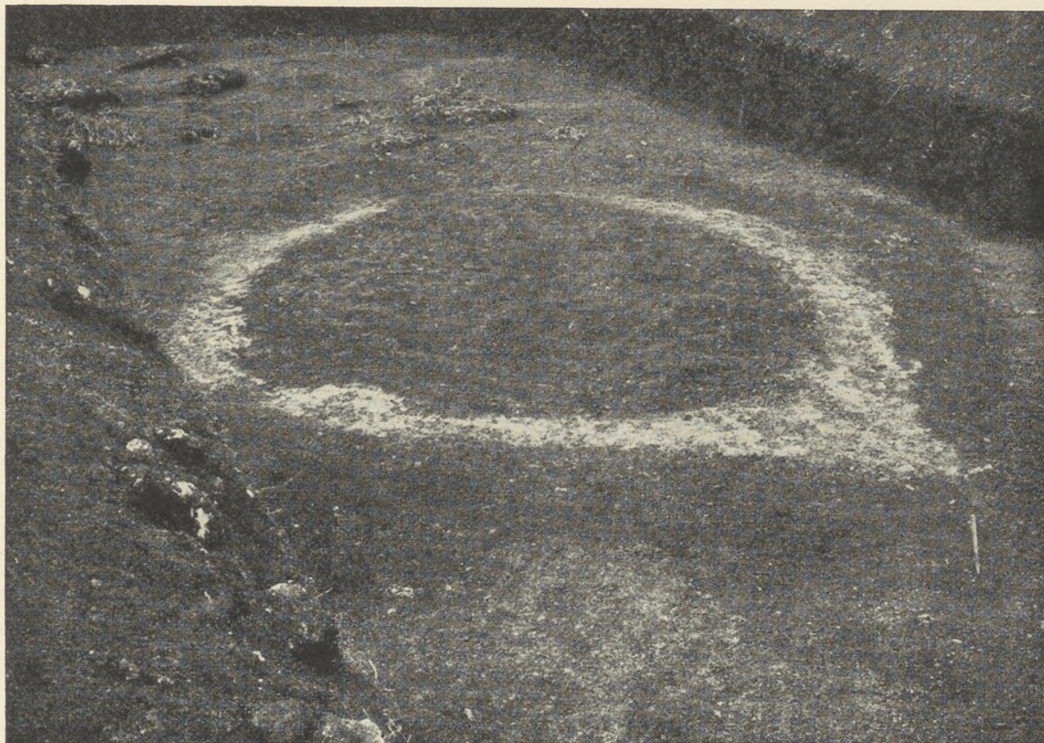
Ähnliche primitive erste Hofumhegungen hat man auch im Elsaß bereits gefunden, bei Achenheim und bei Stützheim (Forrer), und Spuren solcher Umhegung auch bei Monsheim nächst Worms (Koehl), während sie bei ähnlichen Hofsiedlungen nahe Frankfurt (Windecken) und Lüttich (La Hesbaye) sich nicht feststellen ließen.

Bemerkenswert ist, daß nach der gefundenen Keramik Plaidt zu einem anderen Kulturkreise gehört als die Burgen von Urmitz, vom Michelsberge und von Mayen, nämlich nicht zu dem alten westeuropäischen mit der „Lederkeramik“, sondern zu dem donauländischen der Bandkeramik (Abb. 44). Die Gefäße, alle die voraufgegangene Benutzung des natürlichen Flaschenkürbis widerspiegelnd, sind mit einer schon sehr fortgeschrittenen Spiral- und Volutenverzierung versehen, die sich in breiten Bändern spielend auf der Fläche ergeht. Es ist die Keramik und die ganze Kultur, die nachher den großen Völkerzug die Donau hinunter nach Südosten über Ungarn nach Südrußland und über den Balkan nach Thessalien und Griechenland begleitet.

Goldberg

Eine eigenartige Stellung nimmt der Goldberg bei Nördlingen ein (Abb. 37), der von drei verschiedenstämmigen Siedlern nacheinander besetzt gewesen ist: den Rössener Leuten, die aus Mitteldeutschland kamen, den Michelsbergern aus Westdeutschland und den Altheimern vom Südosten aus Niederbayern. Wer hier hinaufzog, wollte sich auf der Höhe sichern. Denn der Berg ist rauh und unwirtlich, zu dauerndem friedlichen Wohnen ungeeignet. Es müssen also schon die Rössener sich hier befestigt, sich eine Burg angelegt haben, in der sie aber wohl nicht ständig hausten. Sehr schön hebt sich die Kultur der drei Siedlerschichten voneinander ab. Die Rössener haben bald nach 3000 v. Chr. in der Mitte der Burg eine Gruppe von großen Pfostenhäusern gebaut. Sie messen bis 6: 12 m und sind im Innern mehrfach durchgeteilt, also keineswegs Einraumhäuser. Ihre Keramik zeigt den nordischen Typus, der für diese Abart vom großen Rössener Friedhof bei Merseburg seinen Namen hat. Diese Siedlung ist durch Brand zugrunde gegangen und nicht wiedererstanden.

Die zweiten Siedler sind Michelsberger mit der bekannten Lederstilkeramik. Ihre Häuser haben auch Pfosten, sind aber wesentlich kleiner als die Rössener. Die dritten schließlich, die Altheimer, sind genannt nach der bei Altheim nächst Landshut stark aufgetretenen Mischkultur der letzten Steinzeit. Sie werden um 2200 v. Chr. gekommen



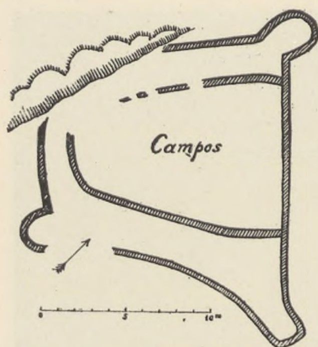
45. Altheimer Häuser mit eingestürzter Lehmwand. (Photo: Bersu.)

sein. Ihre viereckigen oder rundlichen Häuser sind etwas in den Boden eingetieft, anscheinend primitiv aus Stangen mit Flechtwerk errichtet, das dick mit Lehm beschmiert war. Die zerfallenen Hütten hinterlassen dann mit dem heller gefärbten Lehme eine deutliche Spur ihres Randes auf dem dunklen Boden (Abb. 45). Diese Altheimer Hütten scheinen eine so groß wie die andere in kreisförmigen Gruppen angelegt zu sein.

Die Grabung auf dem Goldberge ist unter Bersus Leitung noch in vollem Gange und wird erst in einigen Jahren ein fertiges Bild zeigen. Auch für die Hallstattzeit von 800—500 v. Chr. wird ihre obere Schicht viel Belehrung bringen, denn im Gegensatz zu dem voraufgegangenen steinzeitlichen Genossenschaftswesen scheint jetzt ein großer Herr in einem wahren Palaste hier von einfachen Untertanen umgeben gewesen zu sein.

Spanien

In Spanien gibt es an der dem reichen Verkehr im Mittelmeer zugewendeten Ostküste eine Menge Burgen in kyklopischem Mauerwerk aufgeführt, die offenbar viel älter sind als ihr bisheriger Ruf. Sie haben sich allemal felsige Höhen mit guter Oberfläche und steilen Hängen ausgesucht und sich auf der höchsten Stelle nicht sehr umfangreich eingerichtet. Die rege, seit dem Kriege erwachte archäologische Tätigkeit der Spanier hat diese wichtigen Zeugen noch nicht zur Aussage gebracht. Was wir von ihnen wissen, wird immer noch den belgischen Brüdern Siret verdankt, die um 1880 neben ihren reichen Gräberforschungen in der Provinz Almeria (an der Südostküste) auch ein halb Dutzend Burgen angegraben und in anschaulichen Plänen veröffentlicht haben.



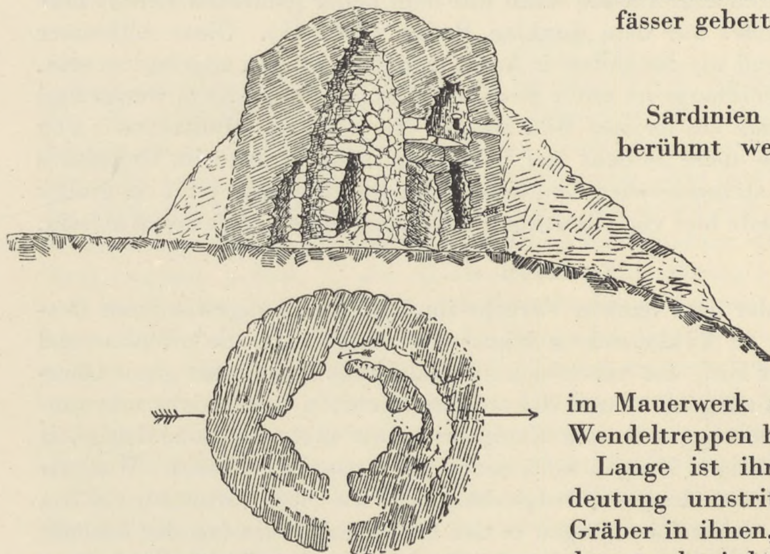
46. Grundriß von Campos.
1 : 500.

Die Burgen haben meist unregelmäßigen Grundriß, da sie den Steilrand der Höhe benutzen. Zapata hat ähnlich wie der Michelsberg und Plaidt nur einen Bogen gezogen und damit ein Spitzoval von 70: 60 m eingehegt. Die Mauer besteht aus unbehauenen Steinen mit Lehmmörtel. Das Hauptgebäude in der Burg liegt, 8: 10 m groß, auf der höchsten Stelle im Norden.

El Oficio, an dessen Fuße viele inhaltvolle Gräber zutage kamen, liegt auf der höchsten Platte eines prachtvoll geschützten Feldplateaus. Es ist ein Vieleck von ungefähr 80: 80 m, in der westlichen Hälfte ganz aufgeteilt in rechteckige Wohnräume.

Am interessantesten ist, wegen der Folge, die seine Formen finden, Campos (Abb. 46). Wir dürfen es denken als ein beabsichtigtes Trapez mit kurzer Seite im Südwesten, langer im Nordosten. Die Westecke ist nicht zur Ausführung gekommen, weil der Abhang hier einen Querstrich machte. Die Maße sind klein, nur 15: 15 m. Die drei vorhandenen Ecken der Außenmauer laufen in runde, turmartige Vorsprünge aus, die nur 3 m Durchmesser und $1^1/_2$ m lichte Weite haben. Im Innern hängt sich an die Ostmauer ein Bau, der sich parabelförmig gegen Westen erstreckt. Er mißt $9^1/_2$: $12^1/_2$ m, läßt zwischen sich und der Außenmauer nur einen Zwinger von 2—$2^1/_2$ m und verkörpert damit allein den Zweck der ganzen Anlage. Er ist ein Wohnturm, ein Donjon, nach Art der ägyptischen und hettitischen. Die Außenmauer aber, die ihn umgibt, mit ihren runden Ecktürmen, finden wir alsbald in Sardinien als ganz geläufige Form wieder.

Vielfach zeigen sich in diesen spanischen Burgen Bestattungen, und zwar in den Kellern — wie auf dem Michelsberge. Es sind noch Skelett-, nicht Brandbestattungen, in Steinkisten oder auch in große Tonfässer gebettet.


47. Durchschnitt und Grundriß des Nurage S. Carmine in Nurra (Nizzardi).

Sardinien

Sardinien war schon im Altertum berühmt wegen seiner Nuragen, der hochaltertümlichen bienenkorbförmigen Türme, die, in kyklopisch massigem Mauerwerk aufgeführt, im Innern doch sehr kunstreich spitz gewölbte Räume und klug im Mauerwerk ausgesparte Nischen und Wendeltreppen haben.

Lange ist ihre Bestimmung und Bedeutung umstritten gewesen. Man fand Gräber in ihnen, hier und da einen Altar, dann auch wieder unleugbare Wohnspuren; zuweilen war der Nurage ein großes Quell-

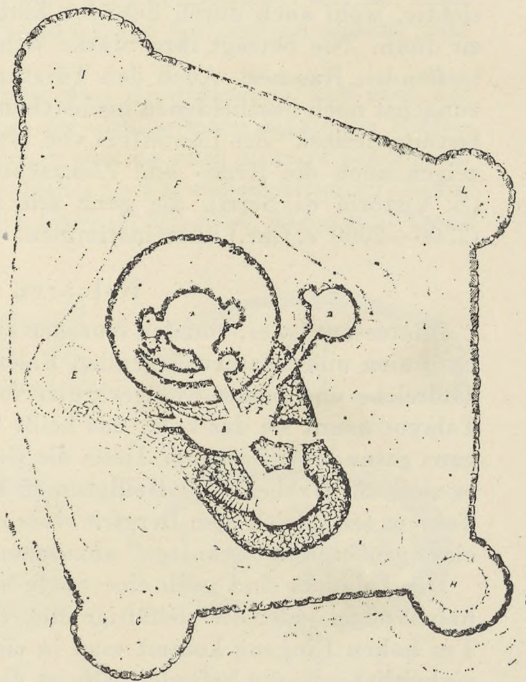
haus, oder wenn es sich um eine warme Heilquelle handelte, ein Badehaus und zugleich Kultplatz für die Heilgottheit.

Die energischen Forschungen der Italiener, besonders Nizzardis und Taramellis, der archäologischen Oberherren von Sardinien, haben in den letzten Jahrzehnten klargestellt, daß die Nuragen in der Hauptmasse Wohntürme sind, kleine Burgen der Häuptlinge, die in Zeiten der Not auch den zugehörigen Umwohnenden als Zuflucht dienten. Da in dem holzarmen Lande Balken für Wände und Decken und Dach, die immer einen eckigen Grundriß mit sich bringen, schwer zu haben waren, wurde der kyklopische Gewölbebau so allgemein geübt, daß er auch Trinkquellen und Heilquellen überdecken mußte.

Der gewöhnliche Nurage ist ein Rundturm aus sehr dicken Mauern mit kleinem, oft hoch angebrachtem Eingang gegen Süden. Im Innern sind wenige Räume in Etagen übereinander in sehr spitzem Gewölbe ausgespart. Das Gewölbe ist nicht in der späteren römischen Art mit keilförmig geschnittenen Steinen hergestellt, sondern die Steinkreise liegen flach übereinander, werden nach oben zu immer enger und führen so zur Spitze und zum Schluß. Es ist der Gewölbebau, der in der Folgezeit in den großen Grabtholen von Mykene zur feinsten Blüte gekommen und durch deren Wiedererwecker Schliemann und Dörpfeld allgemein bekannt geworden ist (Abb. 47).

Die Tholen haben das mäßige Maß, wie es jedem Gewölbebau durch die Natur dieser Technik gesetzt ist. Ein solches Gewölbe läßt sich nicht unendlich weiten. Jeder Nurage enthält daher nur wenige Räume. Gewöhnlich liegt unten der größte Raum, der bei großen Nuragen zur Not 100—150 Menschen als Zuflucht dienen kann. Er hält keineswegs immer die Mitte des ganzen Bauwerks, sondern schafft sich auf der einen Seite, in der größeren Mauermasse einige Nebenräume oder Nischen. Im Oberstock ist dieselbe Teilung zwischen einem Hauptraum und mehreren kleineren, und dann folgt das Dach, das durchaus zur Verteidigung eingerichtet ist. Da diese einzelnen Nuragen sich in der gewaltigen Zahl von etwa 4500 auf Sizilien finden, und da sie stellenweise in großen dichten Gruppen zusammenstehen, muß jedes ordentliche Gehöft einen solchen Schutzturm gehabt haben, so wie im Mittelalter die italienischen Städte (St. Gimignano, Certaldo), die Wehrtürme für jedes bessere Haus hatten, und wie sie auch in Deutschland in Regensburg oder auf westfälischen Gutshöfen (Rüssel b. Bersenbrück) bis heute erhalten sind.

Will man mehr Schutz schaffen, als ein einzelner Nurage bieten kann, so entsteht ein Konglomerat von steinernen Bienenkörben, dem eine hohe massive Terrasse als Fundament dient (Abb. 48). Oder es wird auch eine kleine Burg gebaut, und in



48. Grundriß des Nurage Lugherras. Nach Taramelli. 1 : 500.

deren Mitte thront dann der Nurage. Die Burgmauer erhält in solchen Fällen immer die rundlich ausspringenden Türme auf ihren Ecken, wie sie schon die kleine Burg Campos in Spanien hatte. Die Bogenform der Mauer und die Rundform des Turmes herrscht überall bei diesen sardinischen Festungsbauten. Im Innern der Burg aber bedecken neben dem herrschaftlichen Nurage eine Menge kleiner Rundhütten die Fläche. Es sind die Wohnungen, Stallungen, Vorratsräume und Werkstätten der Gutsleute. Die heutige Bevölkerung erkennt diesen Sachverhalt ganz klar; sie nennt solche Hüttenreste beim Nurage „biddazza“ d. i. „kleines Dorf“.

Die Nuragen sind aber vielfach auch rein militärisch als Warten und Wegesperren verwendet worden. Auf der großen Bergfläche der Giara di Gesturi im Süden des Landes, die noch als Kampfplatz zwischen Römern und Karthagern gedient hat, sind die Ränder und besonders die Felsspalten, die als Aufgänge dienen konnten, sorgsam mit Nuragen besetzt. Und dasselbe ist geschehen mit dem Marghinaplateau nördlich von Bonova, das ebenfalls einen für den Krieg wichtigen Querriegel im Lande bildete. Schließlich wurde der Küstenschutz überall, wo er nötig schien, durch Nuragen versehen.

Die Anlage dieser merkwürdigen Bauwerke geht in Sardinien bis fast in die älteste menschliche Siedlungszeit, bis an die Grenze der Steinzeit zurück. Das zeigen deutlich die Steinwerkzeuge und neolithischen Tongefäße, die Mahlsteine und Waffen, die man in den ältesten von ihnen gefunden hat. Daher stehen die Nuragen in manchem auf einer früheren Stufe als die späteren Tholos- und Festungsbauten der mykenischen Kultur. Es wird noch mit einigem Schwanken ausprobiert, wie stark die Mauer sein muß, um das Gewölbe, das einen großen Raum überspannen soll, zu tragen, und vorsichtig, wohl auch durch Schaden klug geworden, macht man sie lieber zu dick als zu dünn. Nie beträgt ihre Stärke weniger als ein Viertel der lichten Weite des betreffenden Raumes. Auch den Türsturz beginnt man bereits zu entlasten mit einer zunächst noch bescheidenen hochstehenden Platte aus der später das berühmte „Entlastungsdreieck“ des Löwentors von Mykene geworden ist. Wie früh die Bauten sind, zeigen auch die Kreis- und Zickzackornamente an der Fassade eines Quellnurage (S. Vittoria di Serri), die ganz mit solchen auf großen Tonfässern von Troja II (2500—2000 v. Chr.) übereinstimmen.

Balearen und Pantelleria

Interessant ist es, von den Nuragen aus einen Blick zurückzuwerfen auf die zwischen Sardinien und Spanien liegenden Balearen. Dort gibt es ganz ähnliche, nur weniger zahlreiche und bisher weniger gut erforschte Bauten wie die Nuragen. Talaya oder Talayot nennt sie das Volk, das heißt katalonisch „Wartturm“, und verrät also eine ganz gesunde Auffassung. Denn die Gelehrten haben auch hier lange geschwankt, ob es sich um Gräber oder Heiligtümer handle, bis die Überzeugung durchdrang, der Talayot sei „gleich dem Bergfrit einer mittelalterlichen Burg als der feste Mittelpunkt einer größeren Wohnanlage“ anzusehen.

Die Talayots sind noch eine Stufe hinter den Nuragen von Sardinien zurück. Sie haben noch weder die vielfältige innere noch äußere Gliederung. Durch einen oft nur 1 m hohen Eingang kommt man in eine Art Kellergewölbe, über dem sich dann ein einheitlicher Raum befindet. Oft ist dieser auch der einzige im Gebäude, und sein Gewölbe wird zur größeren Sicherheit durch eine Mittelsäule unterstützt. Auch sind die Mauern der Talayots noch erheblich dicker als die der Nuragen; sie betragen fast soviel

wie der Durchmesser des Innenraumes. Eine Vorstufe noch zu diesen doch schön gerundeten Bauten bilden höhlenartige, unregelmäßige Räume, in deren Mitte nach oben sich verjüngende Steinpfeiler mit aufgelegten breiten Deckplatten das flache Steindach tragen (Abb. 49 b).

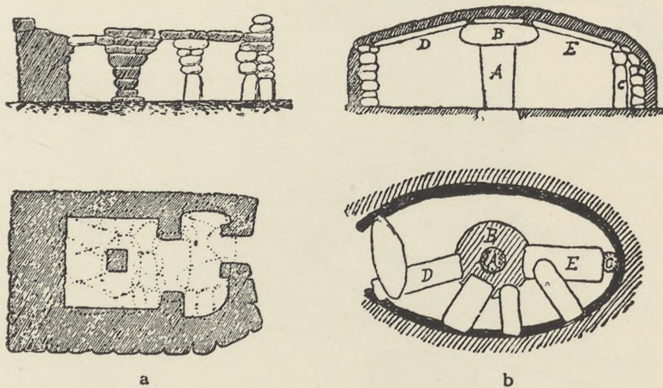
In etwas jüngerer Zeit sind auf den Balearen dann auch viereckige Talayots erwachsen mit einer Burgmauer umher (Abb. 49 a).

Die Erforscher der Talayots wie der Nuragen stimmen darin überein, daß die großen Bienenkorbtürme aus den alten volkstümlichen Rundhütten erwachsen seien.

Auf der kleinen Insel Pantelleria, die zwischen Sizilien und Afrika liegt, schon so nah dem letzteren, daß seine Küste von der Insel aus mit bloßem Auge gesehen wird, gibt es eine einzige vorgeschichtliche Burg. Sie liegt an der Westküste der Insel, wenig südlich von dem heutigen Städtchen Pantelleria in der Gegend, die Marsia heißt. Ihre Form ist die einfachste: eine in das Meer vorspringende Bergfläche wird in ihrem Rücken gegen das Land hin von einem Abschnittswall überquert. Orsi von Syrakus hat sie 1899 besucht und darüber berichtet. Der Wall ist 7—8 m hoch und an der Basis 10 m breit, aus unbehauenen Lavablöcken errichtet und hat nach außen eine gute Front erhalten. Im Burginnern sind viele meist rechteckige Hütten zu erkennen und zahlreiche kleine Geräte aus Obsidian — der auf der Insel selbst vorkommt — konnten aufgesammelt werden. Auffallend war die Formenarmut dieser Geräte und ihre grobe Bearbeitung gegenüber der recht feinen Keramik, die man hätte direkt von Spanien importiert denken können. Jedenfalls ist sie von dort beeinflußt und auch die rechteckigen Hütten erinnerten Orsi an die Wohnbauten in den spanischen Burgen.

So laufen von Spanien aus verschiedene Fäden östlich ins Mittelmeer hinein. Zu den Nuragen führt die Burgmauer mit den Rundtürmen, auch keramische Einflüsse kann man hinzufügen; mit Pantelleria verbinden die rechteckigen Wohnungen und die gute Töpferei.

Neben dieser westöstlich gehenden Entwicklung und Beeinflussung darf aber der Strom nicht vergessen werden, der ständig von der afrikanischen Küste ins Mittelmeer gegangen sein muß. Wie die ersten Menschen von da nach Europa gekommen sein werden, so ist auch später, trotz der geringen bisher nachgewiesenen Spuren (Megalithgräber), die heute so begehrte und beneidete Küste von Marokko, Algier und Tunis wegen ihres starken Hinterlandes gewiß eine größere Kulturmacht gewesen als die beschränkten Inseln. Die Nordküste von Afrika ist sicher schon in paläolithischer und mesolithischer Zeit der Verbindungsweg gewesen zwischen Spanien und Ägypten und weiter nach Syrien hin. Die den spanischen und französischen ganz verwandten Werkzeugformen dieser östlichen Gegenden fordern eine solche Verbindung. Sie kann aber



49. Talayots auf den Balearen. Nach Evans und Bezzenberger.

nicht über das Meer und seine Inseln gegangen sein, denn die Balearen und Korsika-Sardinien, wie weiterhin auch Kreta und Griechenland haben überhaupt keine paläolithische und mesolithische Kultur gehabt. Sie waren zu jenen Frühzeiten offenbar noch so von Urwald bedeckt, daß keine Menschensippe sich herantraute.

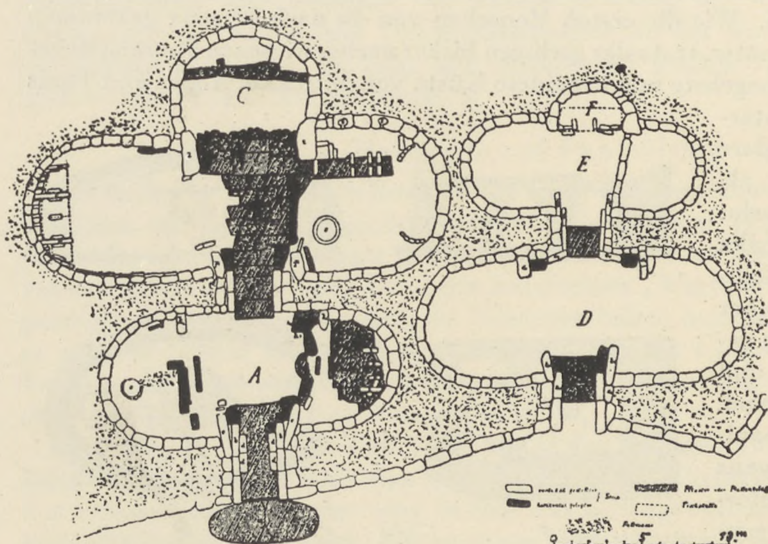
Malta

Wenn die alte Barre, die einst westliches und östliches Mittelmeer schied, von Sizilien über Pantelleria nach Tunis ging, so lag Malta schon im östlichen der beiden Teile, noch nahe an Sizilien, und daher mit ihm im ersten Strome der aus der Adria ausmündenden Kulturen.

Was das bedeuten will, sagt das im griechischen Inselmeere nachher zu so großer Vollendung und Bedeutung gelangte Ornamentmotiv der Spirale. Im ganzen westlichen Mittelmeere gibt es sie in der Stein- und Bronzezeit nicht. Sie ist aufgekommen in der reinen Steinzeit an der mittleren Donau sowie dem angrenzenden Böhmen, Schlesien und Mähren. Bald entwickelt sie bei den Illyriern in der Herzegowina (Butmir) schon den ganzen Reichtum der künstlichen Schlingungen, die man nach Schliemanns Ausgrabungen (1878) so freudig und unbedenklich der wie eine neue Offenbarung aufgetretenen mykenischen Kunst als ihre Haupterfindung zuschreiben wollte.

In Malta tritt dies Ornamentmotiv nach wenigen voraufgegangenen Spuren in Apulien für das Mittelmeer zuerst voll in die Erscheinung. Es erobert sich nicht bloß die Keramik, sondern rankt auch immer üppiger an den Steinen der Burgpaläste. Die Gebäude selber aber verharren auf der vom Westen ausgegangenen Entwicklungslinie, pflegen rundliche Formen und den Gewölbebau auf kolossalen Mauern. Das Westliche bleibt das Wesentliche in der Maltakultur.

Das Hauptstück dieser Kultur ist der festungsartige Palast, das fürstliche Schloß. Es ist eine Fortbildung der Nuragenkonglomerate von Sardinien: alle Räume in eine Ebene gelegt, alles ins Leichtere, Weite gezogen, aber in der ganzen geschlossenen Anlage und der mächtigen Umfassungsmauer doch den Burgcharakter betonend.



50. Grundriß eines kupferzeitlichen Palastes, der sogenannten Gigantia, auf Gozo bei Malta. 1 : 400.

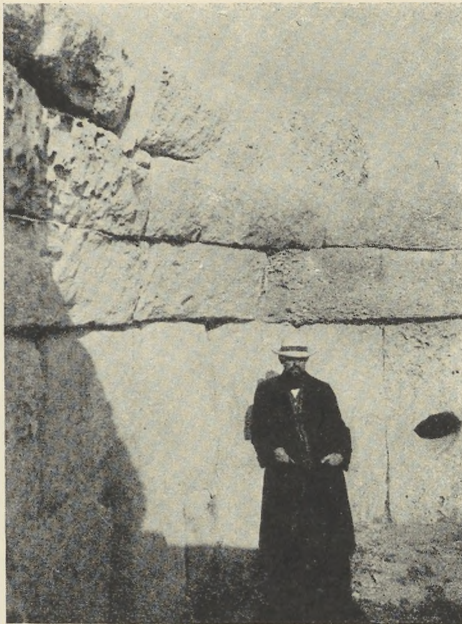
Die Beurteilung dieser Maltabauten hat bei den Lokalforschern den langen langsamen Weg des Schwankens zwischen Grab und Heiligtum noch nicht bis zur Erkenntnis der Burg, in der auch bestattet und der Tote verehrt wurde, zurückgelegt. In Sardinien hat er ja auch erst vor kurzem zum Ziele geführt; Malta ist von dem Vergleichsmaterial

noch mehr abgeschlossen, als es Sardinien war. Man darf sich durch solche lokalen Rückstände nicht aufhalten und beirren lassen.

Der Typus dieser Maltabauten ist am reinsten erhalten in der Gigantia auf Gozo, einer kleinen Nachbarinsel von Malta. Zwei Ovale liegen hintereinander, und hinter der Mitte des zweiten eine Apsis als Abschluß. Der Eingang geht von vorn durch die Breitseite der Ovale und so auf die Schlußapsis zu. Zwei solcher Gebäude, das eine größer als das andere, liegen dicht aneinander, ohne daß ihre Räume direkte Verbindung haben (Abb. 50).

Die Bauten sind halb in den Felsen hineingeschoben. Das Gelände steigt von ihrer Front bis zur Schlußapsis stark an, so daß die Decke der Apsis unter der Felsoberfläche gelegen haben muß.

Die Bauten galten früher für offene phönikische Heiligtümer aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., weil eine phönikische Inschrift dieser Zeit irgendwo auf einer Fußbodenplatte steht. Erst 1913 konnte ich bei einem achttägigen Aufenthalt auf den Inseln durch Beobachtungen an den Bauten und der gefundenen Keramik die Datierung um mehr als 1000 Jahre hinaufrücken. Die Mauern, die die Ovale und die Apsis umziehen, sind



51. Hagiar Kim. Gewölbe im Raum *N* des Planes.



52. Hagiar Kim. Nischen im Raum *A* des Planes.



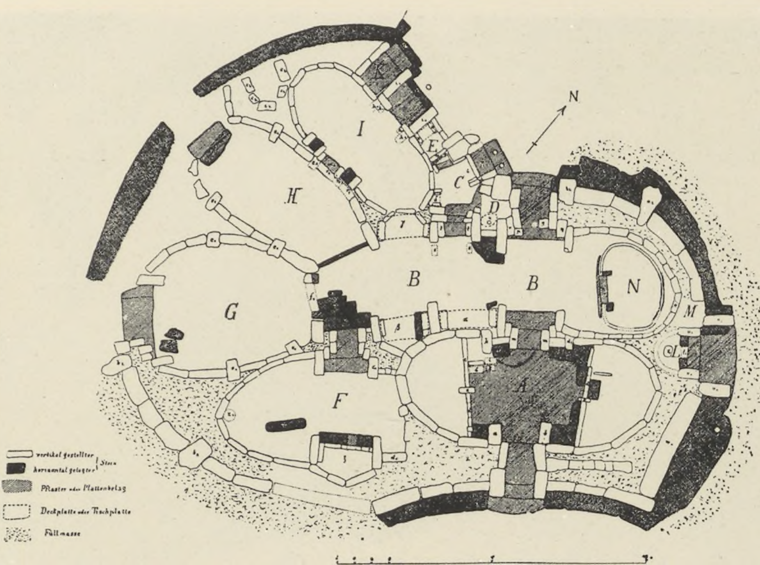
53. Hagiar Kim, Opfertische im Raum *B* vor dem Raum *C*.

keine bloßen Einhegungen. Sie haben zu unterst Orthostaten, etwa mannshoch, darüber aber lagernde Quaderschichten, die eine über die andere verkragen und so eine völlige Zuwölbung nach Art der Nuragen anzeigen (Abb. 51). Es ließ sich nach den hier und da erhaltenen 5 Schichten errechnen, daß mit 15 Schichten die völlige Zuwölbung erfolgen konnte. Damit war die These von der offenen Einhegung gefallen. Der schmale Eingang durch die starke Außenmauer hatte einen inneren Verschluß, den in den Seitenpfosten tiefe Balkenlöcher anzeigten. Das Gebäude muß also bewohnt gewesen sein; ein Grab oder einen leeren Tempel verschließt man nicht von innen.

Im ersten wie im zweiten Oval liegt die Mitte als rechteckiger Raum etwa einen Fuß tiefer als die Halbrunde zu seinen Seiten. Dieser Mittelraum ist gepflastert, und eine Steinstufe führt von ihm nach den Seitenteilen der Ovale hinauf.

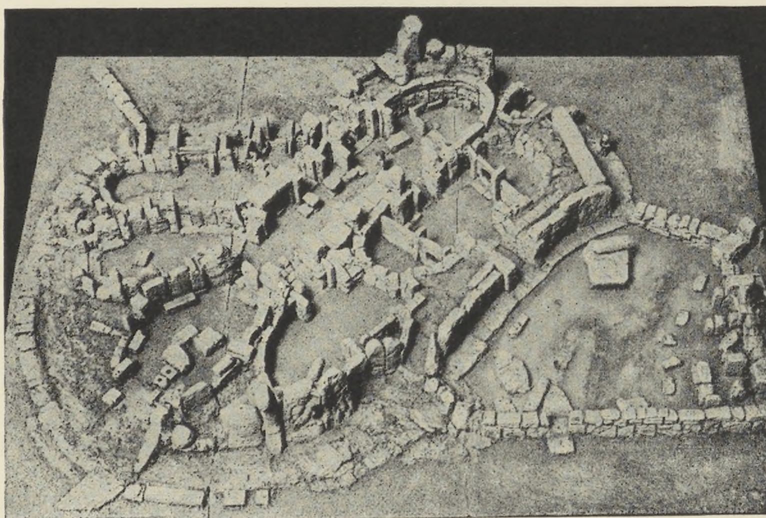
Am Ende dieses gepflasterten Mittelraumes, links und rechts vor dem Durchgange zum zweiten Oval befindet sich jedesmal eine Nische, gebildet dadurch, daß aus der Mauer dünne Seitenplatten vorspringen (Abb. 52). Den Fußboden der Nische bildet ein dicker Sockelstein, auf dem, so kann man mit Sicherheit sagen, eine etwa mannshohe Spitzsäule gestanden hat. Die Trümmer dieser Säulen sind vielfach in den Palästen gefunden, und die Mitte des Sockelsteins der Nischen ist zuweilen durch Verreibung aus-

getieft, offenbar durch das häufige Zurechtrücken der Säulen. Einmal, in dem Mnaidrabau, stehen neben den Nischen noch tischförmige Altäre als Zeichen, daß es sich hier um einen Kult handelte (Abb. 53). Und daß dies ein Toten- oder Ahnenkult gewesen ist, machen andere Beobachtungen wahrscheinlich. Mehrfach sind in die Megalithwände der Ovale rundliche tiefe Nischen geschlagen, und in dem Bau Hagiar Kim sind ganze Kämmerchen eingerichtet, die jedermann immer schon für Grabstätten gehalten hat, so südöstlich in dem Raume *F* und zwischen *B* und *I*. Es wurde also in diesen Bauten bestattet, und es bestand infolgedessen auch ein Totenkult in ihnen. Das beides bedingt einander. Schon der alte römische Antiquar Varro sagt: „Der Ahnenkult in unsern Häusern stammt daher, daß in ihnen ursprünglich bestattet worden ist.“ Es sind auch einige Skelettreste gefunden; der Volksmund wußte den ersten Ausgräbern noch von viel mehren zu erzählen (Abb. 56).



54. Hagiar Kim: Plan der Anlage. 1:500.

Zuweilen scheint es mit diesen Bauten gegangen zu sein wie mit den Höhlen im Paläolithikum: wenn vielfach in ihnen bestattet wurde, zogen die Bewohner aus. Der Zustand von Hagiar Kim, wie er schließlich geworden ist, legt diesen Gedanken nahe (Abb. 54, 55). Den Grundtypus bilden nach dem Muster der Gigantia rechts zwei Ovale hintereinander. Das hintere ist aber nach links aufgerissen, und es sind hier vier neue Ovale viel schlechter umwallt angelegt. Außerdem ist die Apsis, die hinter



55. Hagiar Kim, Modell der Anlage.



56. Hagiar Kim, Grabnische 3 bei Raum *F*.

dem zweiten Oval doch wohl ursprünglich vorhanden war, beseitigt, und an ihre Stelle ist ein hinterer Ausgang getreten. Auch ist rechts in die Außenmauer in den dicken Zwickel zwischen erstem und zweitem Oval eine große Nische gerissen, in der ein Steinpfeiler mit Altar davor heute noch steht. Große Grabstätten für gestreckte Leichen sind, wie schon erwähnt, in den Räumen *B* (α, β, γ) und *F* (ζ) angelegt.

Die Hauptbauten dieser Gattung, Gigantia, Hagiar Kim, Mnaidra, sind schon 1841 aufgedeckt, als die Engländer anfingen, den militärisch kostbaren Besitz der Insel Malta mit seinem unvergleichlichen, vielverzweigten Hafen Valetta, den sie 1803 gewonnen hatten, auch wissenschaftlich sich zu eigen zu machen. Damals wußte man mit den Topfscherben aus den Ruinen noch nichts anzufangen. Heute aber können wir sie im Vergleich mit der spanischen und sardinischen Keramik ohne weiteres in dieselbe früheste Metallzeit verweisen, also um 2000 bis 1800 v. Chr.



57. Mnaidra, Raum *JN*.

Die Mauern, die die Ovalräume umziehen, zeigen schon durch ihre kolossale Stärke, daß sie nicht eine bloße „Einhegung“ bilden sollten, sondern bestimmt waren, eine sehr starke Last zu tragen, nämlich den Schub der Gewölbe, die Räume von

5:15 m überdeckten. Außerdem haben sie als Außenverkleidung so riesenhafte lagernde oder stehende Blöcke, bis zu 6 m Länge, daß darin zugleich eine Verteidigungsabsicht liegt.



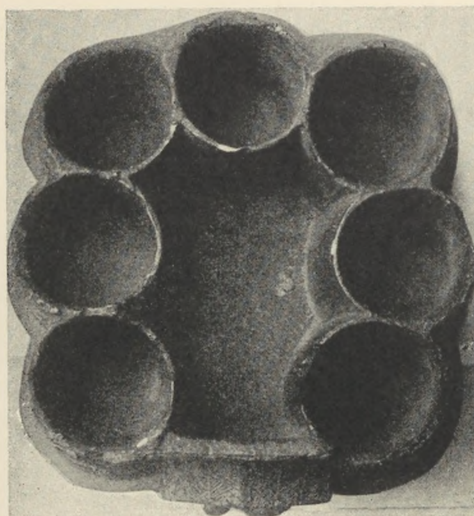
58. Melos-Modell von vorn.

Die Neigung zu rundlichen Formen und Linien zeigt sich auch in der Front vor dem ersten Oval. Die Außenlinie läuft hier konkav, und wo die ganze Anlage besser erhalten ist, setzt sie sich zu der Umfassung eines ovalen oder runden Hofes fort. Unmittelbar vor dem Oval aber hat sie eine breite Bank und an die erinnert eine Homerstelle: Nestor kommt morgens früh aus seinem Palaste und setzt sich auf den Stein vor seiner Tür, um die Mannen, die er berufen hat, zu erwarten. So sah also ein alter Versammlungsplatz aus, und wohl, weil er das sein sollte, war er rund.

Eine Vorstufe zu den östlicheren Kulturen bietet der Mauerbau mit den Orthostaten unten und den lagernden Quaderschichten darüber. In Kreta werden wir ihn wiederfinden. In Malta aber sehen wir ihn entstehen. Ein alter Teil von Hagiar Kim hat statt der wohlbehauenen rechteckigen Orthostaten noch rohnatürliche Megalithblöcke mit kleinen Steinen und Lehm ausgezwickt, die von unten her in gleichmäßigen Lagerschichten aufsteigen und sofort schon in den ersten drei Schichten die Wölbung beginnen. Darauf folgt ein anderes altes Stück in der Mnaidra (Abb. 57), wo man zu unterst schon große hochstehende Steine verwandt hat. Sie sind aber nicht zu rechteckigen Platten behauen, sondern in dem Zustande, wie sie gebrochen waren, belassen, so daß die Lücken zwischen ihnen stark gestopft werden mußten. Die Wölbung der Mauer beginnt dann erst über diesen großen Steinen.

Neben den alten drei großen Schlössern Gigantia, Hagiar Kim und Mnaidra sind seit 20 Jahren viele einfachere Wohnungen, aber mit ähnlichem Raumcharakter, freigelegt, und es läßt sich aus ihnen einiges erschließen für die umstrittene Frage, wie das feste in der Gigantia am schärfsten ausgesprochene System entstanden ist, ob jedes seiner Ovale eine aufgeblähte Rundhütte ist, oder ob jedes Oval aus zwei Rundhütten rechts und links von einem rechteckigen Mittelplatze entstanden ist.

Am deutlichsten belehren uns da die Grundrisse von Corradino, die die Engländer 1910 aufgedeckt haben. Wohin man blickt, zeigt sich, daß die Leute von der Idee, einen Rundbau zu schaffen, ausgegangen sind und ihn nur aus äußeren Gründen bald so, bald so abgeändert haben. Zwei Apsiden einander gegenüber lassen sich als zwei Runde glatt auseinanderschneiden; die hintere kleeblattförmige Endigung aber ist ersichtlich auch aus 3 Runden entstanden.



59. Melos-Modell von oben gesehen.

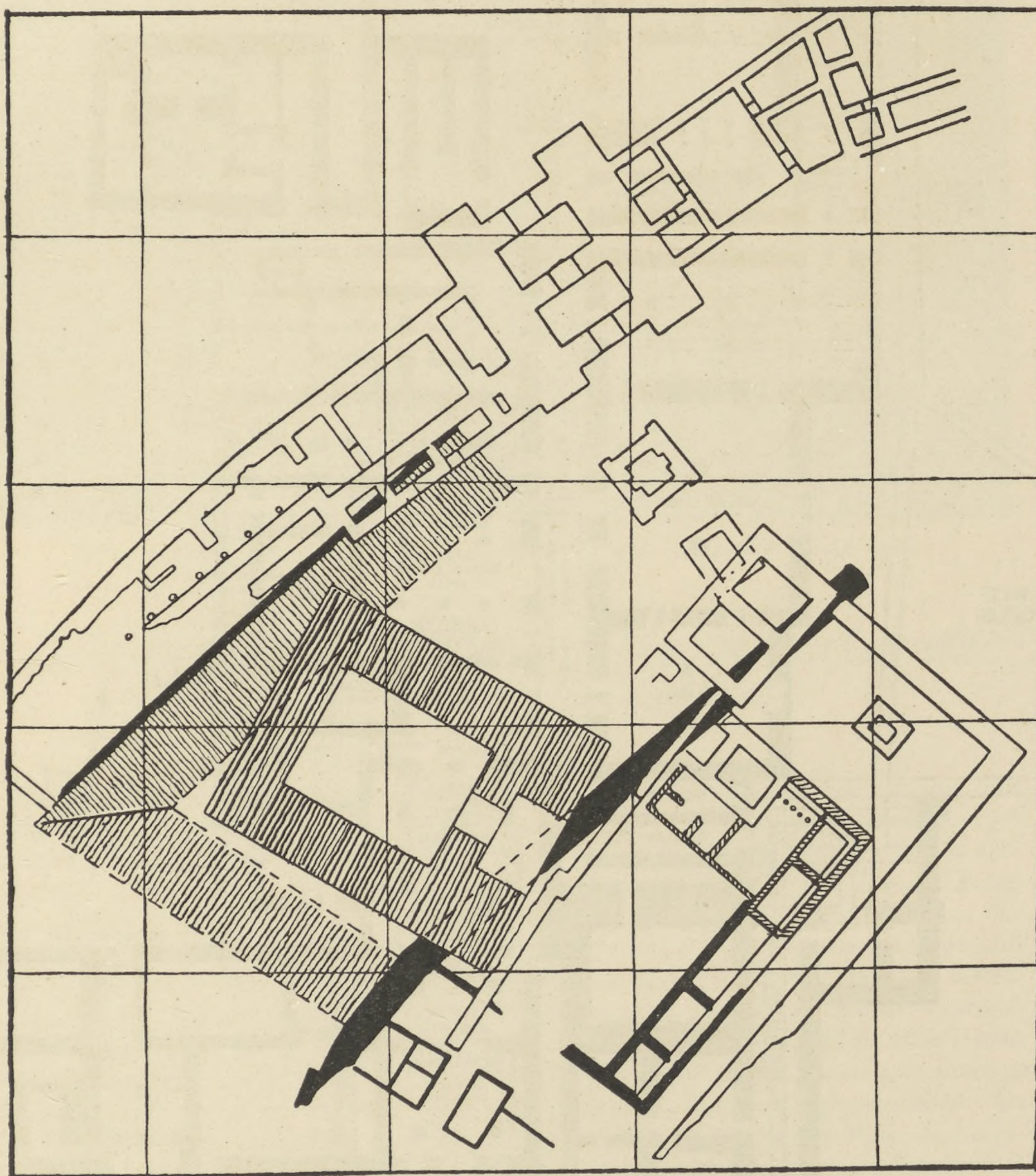
So dürfen wir denn als die schönste Erklärung der Maltabauten ein köstliches kleines Stück des Münchner Museums heranziehen: das kleine, offenbar als Schmuckdose verwendete Modell eines Wohnkomplexes aus Melos (Abb. 58, 59). Auf einem quadratischen Platze liegen in Hufeisenform 7 Rundhäuser um einen gestreckten Mittelhof. Sechs von ihnen halten sich einander paarweise rechts und links gegenüber, das siebente bildet hinten in der Mitte den Abschluß. Vorn wird der Hof zwischen dem ersten Hauspaare von einem starken Giebeltore abgeschlossen. Der Deckel des kleinen Gerätes fehlt. Er hatte ohne Zweifel für jedes der 7 Häuser ein flaches Kegeldach. Das dürfen wir schließen aus den ähnlichen Schmuckdosen derselben Inselgegend, die ein einzelnes Rundhaus darstellen und im Deckel das zugehörige Spitzdach erhalten haben.

Mit diesem Melosmodell haben wir die unmittelbare Vorstufe zur Gigantia vor uns. Die Räume rechts und links und hinten haben noch ihre alte runde Naturform, weil der Hof noch nicht so anspruchsvoll ist, auf eine eigene feste Form auszugehen und ihnen damit die zu ihm gekehrte Seite gerade zu schneiden.

Das Original dieses Modells ist aus Stein geschnitten. Seine Front ist ganz mit sauberen Doppelspiralen, die ein- und auslaufen, bedeckt. Es gehört damit in die Periode der Kykladenkultur, die zeitlich mit Troja II (2500—2000 v. Chr.) stimmt und etwas vor den Maltabauten liegt.

Man hat gemeint, das Modell stelle nicht Wohnhäuser, sondern Kornspeicher dar, weil es in Ägypten bienenkorbförmige Kornspeicher, in dieser Hufeisenform gruppiert, gibt. Aber im Inselmeere und in Griechenland tritt diese Kornspeicherform überhaupt nicht auf, und die mehrfach erhaltenen Modelle von einzelnen Rundhäusern mit ihrem Kegeldach zeigen, daß es sich um Wohnungen handelt.

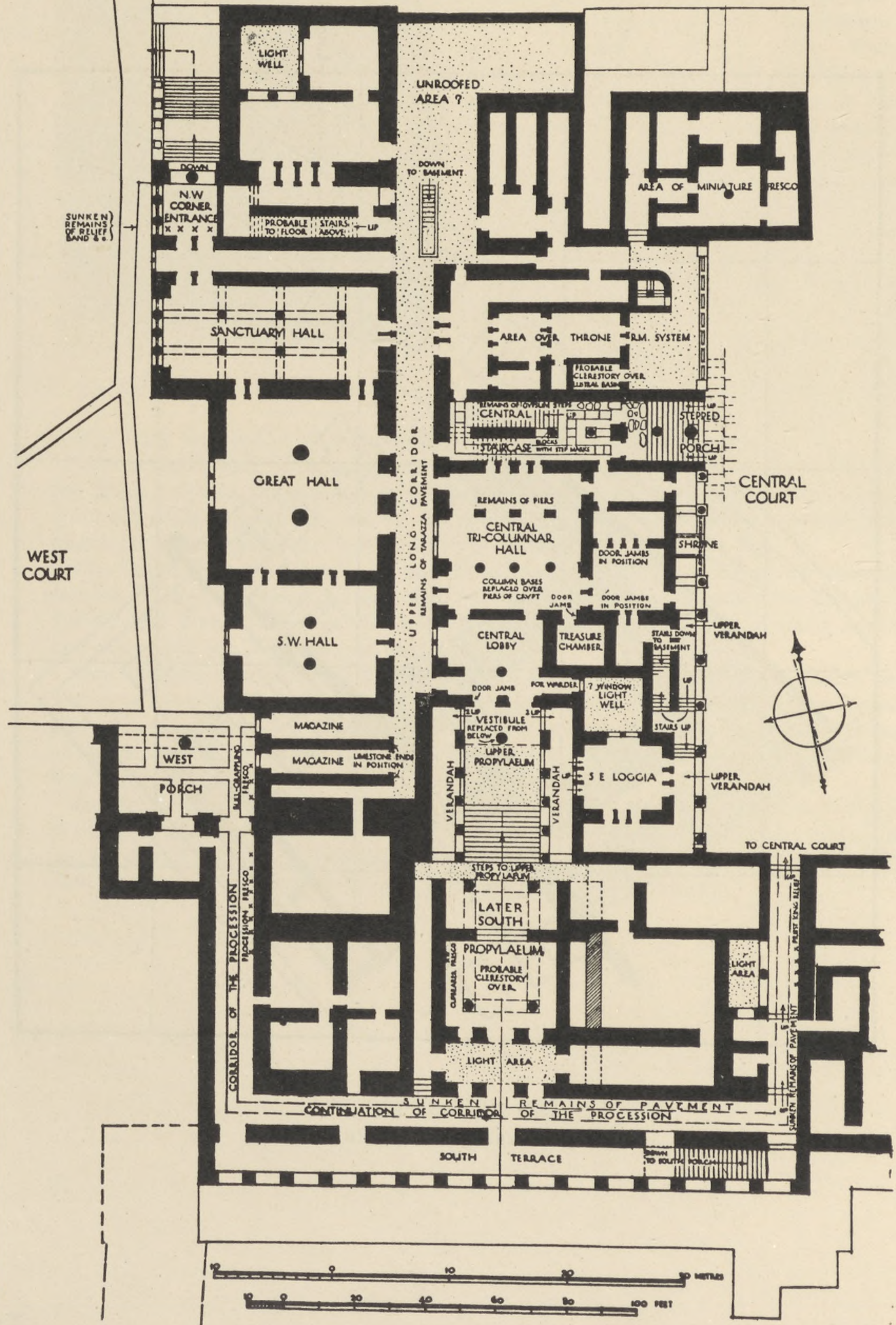
Bemerkenswert ist, daß auf Malta die Edelsitze sich auf diese kleinen festen Schlösser der Herren selbst beschränken, daß keine größere Burgmauer um sie herum vorhanden ist, die einer Volksmenge Platz geboten haben würde. In derselben Art setzt sich die Herrenburg auch auf der nächsten Entwicklungsstufe in Kreta fort.

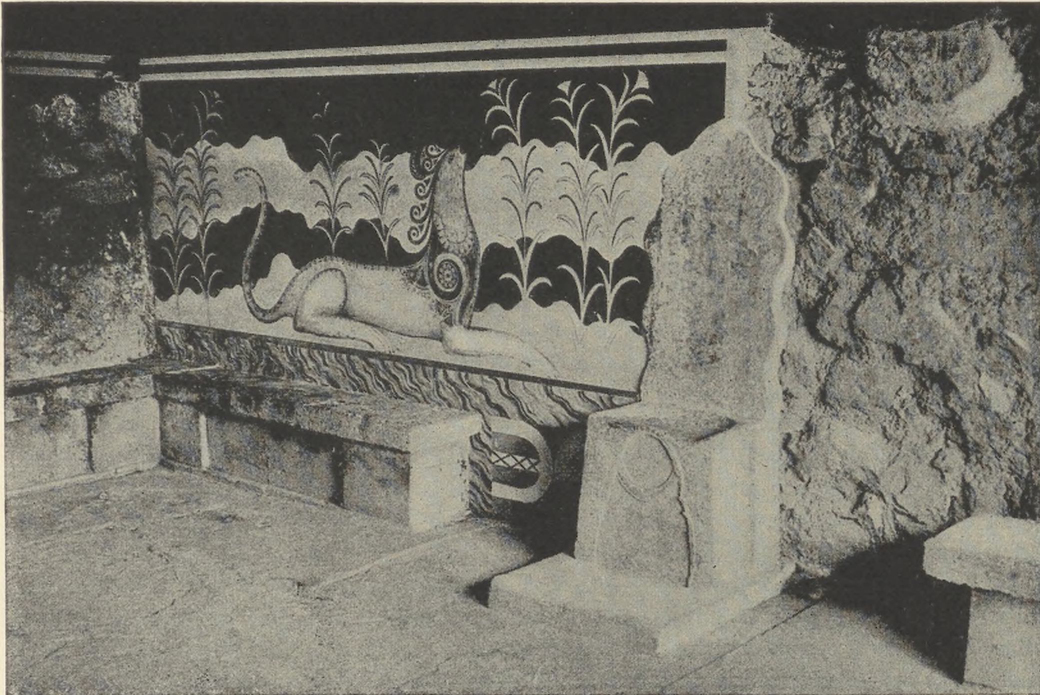


Der Turm zu Sichem.
1:600. Nach Welter. (Zu S. 15.)

Tafel III
Rückseite

Erstes Stockwerk der Westseite des Knossos-Palastes.
Rekonstruktion von Newton und Fife. (Zu S. 69.)





60. Thronsaal mit Thronsessel und restauriertem Fresko in Knossos. Nach Evans.

III. DAS FRÜHE ÄGÄISCHE MEER UND DER NORDISCHE EINSCHLAG

Kreta

Kreta spielt in der sagenhaften Urgeschichtsperiode, um die es sich für uns hier handelt, eine große Rolle. Der König Minos hat eine weit gebietende Seeherrschaft im östlichen Inselmeere aufgerichtet und die hergebrachte Seeräuberei der Karer ausgerottet. Auch Athen ist ihm untertan und muß alle Jahre einen Tribut von 100 Jungfrauen liefern, die dem Minotauros von Knossos zum Opfer fallen, bis Theseus, der einen solchen schmählichen Transport einmal zu leiten hat, den Minotauros tötet und vermittels des Ariadnefadens sich und die Seinen aus dem Labyrinthe glücklich rettet.

Klarer als je ein Grieche sich's konnte träumen lassen, steht diese ganze Minoische Herrlichkeit heute vor unsern Augen. Schon Schliemann hatte vor (1886), nach seinen Erfolgen in Troja, Mykene und Tiryns das wichtige weitere Glied seiner griechischen Heldenzeit, die Burg des Minos in Knossos, mit Dörpfeld zusammen auszugraben. An den horrenden Forderungen der dortigen Grundbesitzer scheiterte der Plan. In besseren Zeiten hat nachher der ausgezeichnete Sir Arthur John Evans, nun bereits seit 30 Jahren und zumeist mit eigenen Mitteln, den ganzen riesenhaften Palast freigelegt, große Teile davon wieder aufgebaut und die Verbindung mit dem weiteren Lande überraschend aufgehellt. Von dem Hafen der Residenz Knossos z. B., dem heutigen Heraklion, führt eine große Straße mit noch erhaltenem Pflaster gegen Süden an

Knossos vorbei, überschreitet eine Brücke über den Kairatosbach, deren Pfeiler sich gefunden haben, und durchzieht das ganze Land, immer die südliche Richtung haltend, bis zu einem Hafen an der Südküste bei Komo, der schon in frühminoischer Zeit bestanden hat.

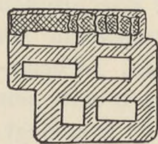
Hier in Knossos hat offenbar die Residenz des Oberkönigs von Kreta gestanden, der seine Verbindungslinien durchs ganze Land gezogen hatte. Die inzwischen von andern Nationen ausgegrabenen Herrensitze an andern markanten Stellen, wie Hagia Triada und Phaistos in der Massaraebene im Süden, Gurnia und Mochlos im Osten der Insel, haben nur Gaufürsten gehört und wurzeln zumeist nicht so tief in alter Zeit wie Knossos.

Sie haben alle miteinander gemein, daß die Fürstenwohnung nicht in einer besonderen „Burg" liegt, einer frei umherziehenden Ummauerung, sondern daß, ähnlich wie in Malta und in Babylon, der Palast nur eine starke Außenmauer hat, die ihn zugleich stützt und schützt. Sie haben ferner miteinander gemein die allgemeine Anlage des Palastes. In der Mitte liegt ein großer, zuweilen sehr großer rechteckiger Hof. Von einer Seite kommt man auf schmalem Wege in ihn hinein, um die drei anderen lagern sich die den verschiedenen Wohn- und Verpflegungs-, Repräsentations- und Verwaltungszwecken dienenden Räume.

Die größten Ausmaße und die weitgehendste Raumteilung bietet der Palast von Knossos. Hier allein blicken wir auch in so tiefe Schichten, daß auf den ursprünglichen Charakter dieses später so allgemeingültigen, harmlos friedlich anmutenden Palastbaus ein bezeichnendes Licht fällt. Zu der ersten Anlage von Knossos hat nämlich ein großer Wehr- und Wohnturm gehört, was bisher nur von Evans selbst beobachtet und erkannt, aber sonst noch von niemand gewürdigt ist. Er liegt da, wo der von Norden kommende lange Eingang den großen Binnenhof erreicht und nimmt mit seiner Front dessen halbe Nordseite ein. Evans sagt wörtlich (Palace of Minos I, S. 136ff.):

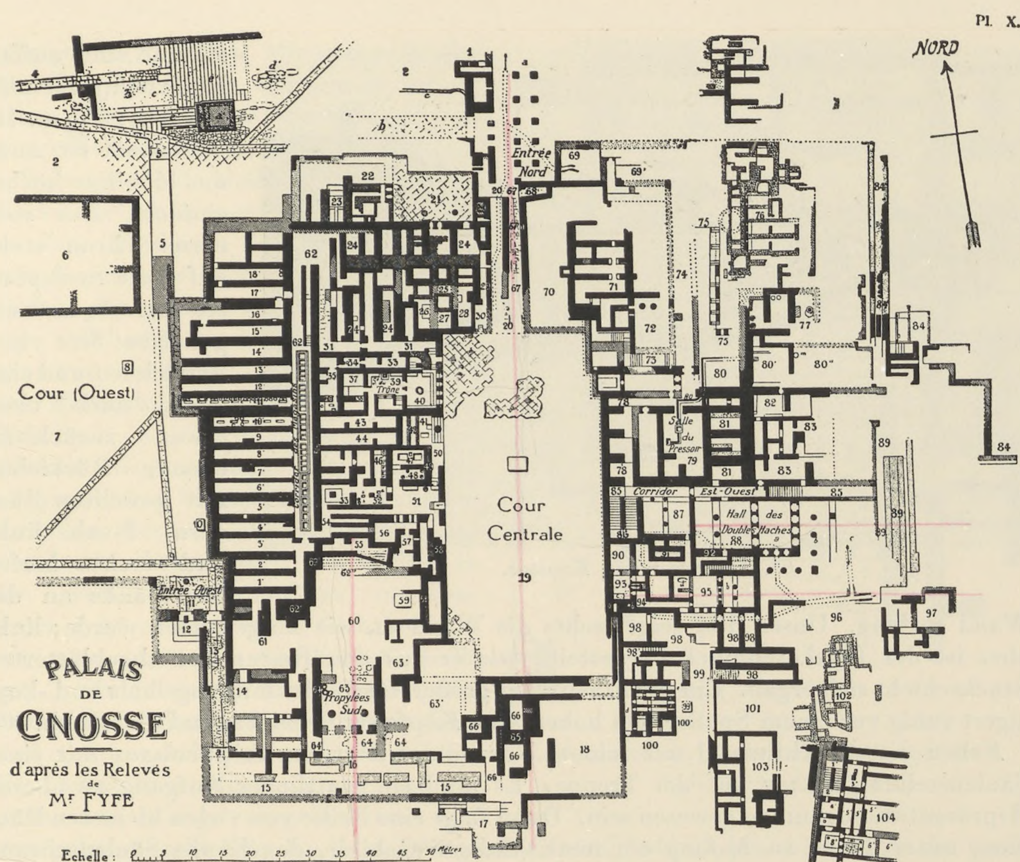
„Nicht lange nach dem Beginn der Mittel-Minoischen Zeit (um 2000 v. Chr.) wurde an dieser Stelle ein massiv steinerner Schloß- oder Wehrturm (Keep or Tower) mit tief gemauerten Zellen darin errichtet. Seine Außenmaße waren nicht sehr groß: etwa 20 m ostwestlich und 15 m nordsüdlich. Er scheint ganz isoliert gestanden zu haben, zeigt indes dieselbe Orientierung wie der Palast: seine Südmauer fällt mit dem Rande des Zentralhofes zusammen, der zu dieser Zeit schon angelegt gewesen sein muß, und seine Ostmauer deckt sich mit der späteren Westmauer des Haupteinganges. Er war daher ein wichtiger Bestandteil des ältesten Palastplanes" (Abb. 61).

Man wird erinnert an die etwa gleichzeitigen Nuragen von Sardinien, die für jeden Herrensitz immer das erste und wichtigste Stück waren, aber mehr als an jene Rundbauten noch an die rechteckigen kleinen Schlösser bei Abydos in Ägypten, die in einer größeren rechteckigen Ummauerung lagen. Sie stimmen auch in den Maßen fast genau mit dem Knossosturme überein: das eine war 20 : 18, das andere 18 : 12 m groß. Und da jene Abydosbauten schon 1000 Jahre vor Knossos vorhanden waren, so wird man bei den engen Beziehungen zwischen Kreta und Ägypten die Verwandtschaft der beiden Baustücke gewiß auf ägyptischen Einfluß zurückführen dürfen.



61. Alter Schloßturm in Knossos. Nach Evans.

Der Oberbau dieses Turmes ist später gefallen, so daß der alte Donjon im nachherigen Palaste nicht mehr zu bemerken ist. Aber die bis 6 m tief in den Boden gehenden gemauerten Zellen sind



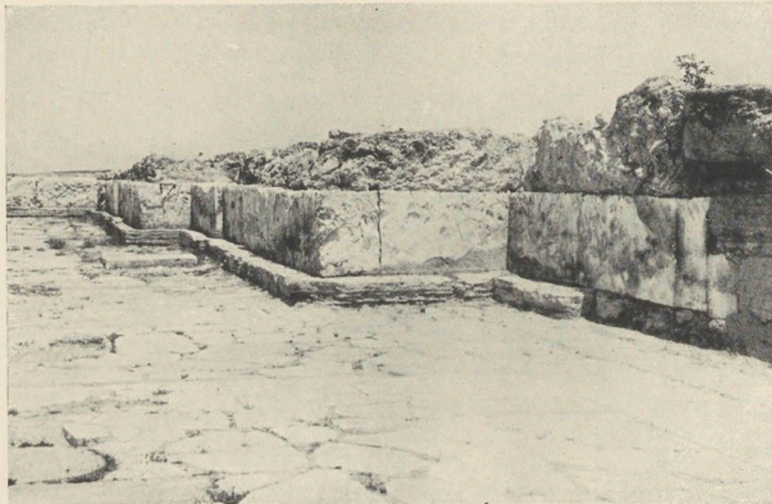
62. Plan des großen Palastes von Knossos. Nach Evans: 1:1250.

erhalten geblieben und, wie Evans meint, immer noch als Gefängnis benutzt worden. Der Palast hat sich überhaupt in späteren Umbauten vielfach verändert, so daß der alte Zustand oft nur noch in Andeutungen zu erkennen ist. Im ganzen auf ihrer alten Spur scheint die Umfassungsmauer geblieben zu sein. Sie ist mit starken, schön rechteckig behauenen Orthostaten und Bruchsteinmauerwerk darüber hergestellt und bietet damit eine Fortsetzung der in Malta begonnenen Linie (Abb. 63).

Der Palast hat als einziger auf Kreta mehrere Stockwerke gehabt. Zwei, drei, ja auch vier liegen übereinander. Klar erhalten ist natürlich überall nur das Erdgeschoß, die oberen müssen aus Spuren ergänzt werden.

Im ganzen ergibt sich, daß westlich am Haupthofe die Repräsentationsräume lagen und hinter ihnen an der Außenmauer an einem langen Gange unendlich viele gleichmäßig schmal geschnittene Magazine. An der Ostseite des Hofes lagen im nördlichen Teile Wirtschafts- und Vorratsräume, im südlichen die Wohnräume der königlichen Familie.

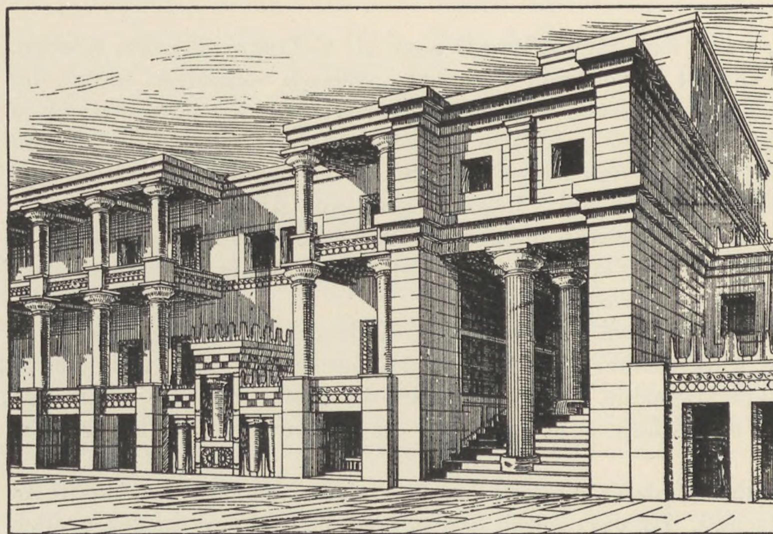
Unser Gesamtplan (Abb. 62) bietet die wirklich gefundenen Mauern und damit im wesentlichen das Erdgeschoß. Ist man durch den nördlichen Eingang in den großen Hof gekommen, so folgt auf die Ecke, wo der alte Wohnturm gestanden hatte, als Nächstes der Thronsaal des Königs mit einer fast quadratischen Vorhalle. Beide



63. Außenwand in Knossos.

Räume sind auffallend klein, jeder mißt nur $5^1/_2$: $5^1/_2$ m. Im Thronsaal ist auch das Mobiliar höchst einfach. Der steinerne Thron steht auf einer Steinplatte, hat etwas ausgetieften Sitz ohne Armlehnen und eine hohe, nach oben etwas zurückweichende Rücklehne mit gewellten Rändern. Nach links und rechts laufen Steinbänke an der Wand entlang. Unser Bild zeigt rechts die Wand so, wie sie gefunden wurde; links aber ist der Freskoschmuck hergestellt, wie er aus den Resten der abgeblätterten Stuckschicht sich ergab. Ein phantastischer großer Vierfüßler mit Vogelhals und -kopf lagert ruhig vor einem Spalier von hohen, ihre Köpfe sanft neigenden Lilien (Abb. 60).

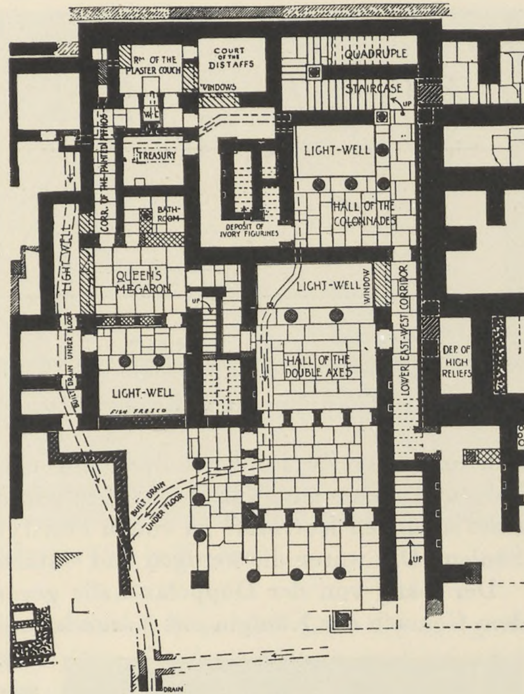
Neben diesem Thronsaal mit seinem Vorzimmer liegt ein Treppenhaus mit einer Säulenstellung mitten auf der Treppe. Es muß ein stattlicher Aufgang zu oberen Repräsentationsräumen gewesen sein. Dann folgt eine Reihe von vielen kleineren Räumen, unter denen zu Anfang ein merkwürdiges Gebilde, das Evans Säulenschrank (Column shrine) nennt, sich befindet. Es muß wohl ein kleines Heiligtum gewesen sein, es ähnelt außerordentlich den kleinen sog. „Tempelblechen" von Mykene, die auf den Dachabsätzen „Weihehörner" haben, wie sie auf den Altären zu stehen pflegen. Über dieser ganzen Flucht von Räumen haben noch zwei weitere Stockwerke gelegen, und Evans' Architekt F. G. Newton hat kühn und menschenfreundlich uns eine bildliche Herstellung dieser Hauptfassade des Hofes



64. Rekonstruktion der Westfassade des Palastes in Knossos von F. G. Newton.

gezeichnet (Abb. 64). Mit seinem Kollegen Theodore Fyfe zusammen hat er dann auch das ganze obere Stockwerk dieser Westseite rekonstruiert (Taf. IIIb).

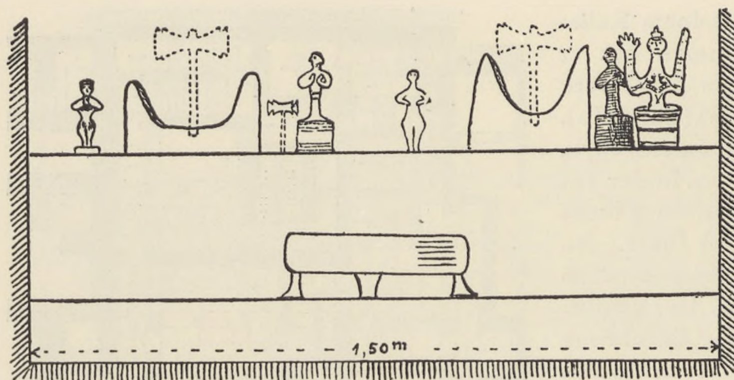
Es zeigt sich da, daß die Säulentreppe, die wir soeben kennenlernten, in der Tat zu dem Nordende der ganzen Flucht von Repräsentationsräumen führt. Im Süden gibt es aber noch einen zweiten Ein- und Aufgang zu ihnen. Der kommt ganz von außen her — ohne Berührung des Binnenhofes —, direkt in diesen Palastteil. Er überquert zunächst eine schmale, dem ganzen Bau vorgelegte Loggia, dann einen ebenso schmalen Korridor, der, vom Westeingang kommend, hier herumführt, um östlich in den großen Binnenhof zu münden. Dann geht er über einen Lichthof und tritt nun ein in eine stattliche Vorhalle mit 2 Säulen vorn, dann einer Quermauer und 2 Säulen hinten. Jetzt folgt eine monumentale Treppenhalle, bei der die Treppe von einem oberen säulengetragenen Gange umgeben ist, und man gelangt endlich in den letzten Vorsaal (Central Lobby), hinter dem nun der große quadratische Festsaal sich öffnet, $11^1/_2$ m lang und breit. Die Decke tragen zwei Reihen von je 3 Säulen und 3 Pfeilern. Nach rechts, zum großen Hofe hin, stoßen mehrere Nebenräume an, links liegen hinter einem breiten Gange über den Magazinen des Erdgeschosses noch zwei große Säle von 13: 14 und 10: $11^1/_2$ m.



65. Grundriß der Wohnräume östl. vom Hofe in Knossos. 1:500.

Mit diesem doch wohl auf guten Beobachtungen beruhenden Herstellungsplane seiner Architekten hat Evans die langjährige Verwunderung der Welt über die kümmerliche Kleinräumigkeit seines Knossospalastes, wie die engen Verhältnisse der Grundmauern sie an die Hand gaben, erfreulich großzügig beantwortet. Dieses Obergeschoß bietet wirklich ein königliches Bild, wenn auch die größten Festräume hinter dem Belsazarsaale von Babylon (50: 16 m) immer noch erheblich zurückstehen: der größte in Knossos hat knapp 200, der Belsazars aber 800 qm! Ein Großkönig wie der im gesegneten Zweistromlande war der kretische Inselkönig doch noch nicht.

Mag man hier zweifeln, ob die einzelnen Räume wirklich alle so beschaffen waren wie die Rekonstruktion sie annimmt, so kommen wir gegenüber, auf der anderen Seite des großen Hofes auf ganz festen Boden. Hier liegen in der südlichen Hälfte die Wohnräume der königlichen Familie, und gegen Norden schließen sich die Wirtschafts- und Vorratsräume an. Ein Eingang führte auch in dieses Wohnviertel direkt von außen her, wenn auch die Zerstörung der Palastmauer seine genaue Stelle und Gestalt nicht mehr erkennen läßt. Der Palast springt hier eckig im rechten Winkel aus (Abb. 65). Die Ecke nimmt zu äußerst eine Säulenhalle ein, die von einem starken Eckpfeiler aus je 3 Säulen auf der Nordsüd- und der Ostwestlinie hat. Von ihren beiden Seiten



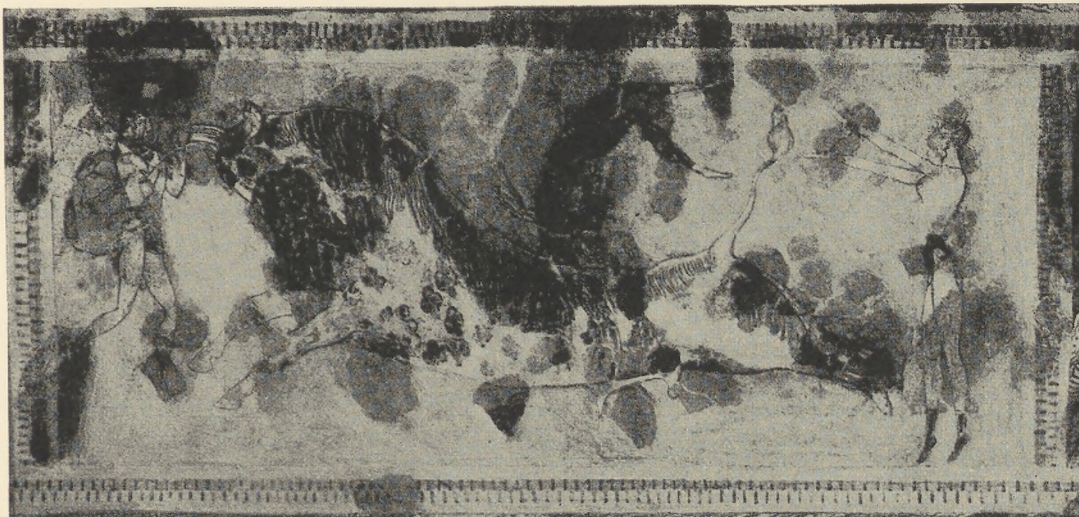
66. Kultnische in Knossos. Nach Evans.

her tritt man ein in die „Halle der Doppeläxte", so benannt nach dem offenbar königlichen Zeichen, das in einen der Pfeiler eingemeißelt ist. Sie ist 8 m breit und 21,5 m lang, wird aber in der Mitte dieser Längenausdehnung durch eine Pfeilerwand mit vier Durchgängen durchgeteilt. Ihr Ende öffnet sich mit einer Zweisäulenstellung auf einen offenen Hof. Dicht vorher aber liegt links und rechts eine Tür. Links geht's in die Gemächer der Königin, rechts vermittels eines schmalen Korridors zu einem Peristyl mit kleinem, offenem Hofe zwischen den Säulen. Das waren die wenigen und einfachen Räume des Königs.

Der Gang von der Doppelaxthalle gegen Süden führt in geknicktem Korridor zu dem Gemach der Königin mit Varanda und Lichthof daneben. Auf der anderen Seite liegt ein Badezimmer, und daneben geht ein schmaler Korridor gegen Westen zu dem „Raum mit dem Gipslager" (Room of the plaster couch), das man auch von den Königsgemächern aus erreicht, und in dessen Ostwand sich ein erstaunlich kultiviertes Klosett befindet, ein Spülklosett (W. C., sagt Evans auf dem Plane). Es ist nämlich ein Wasserkanal durch diesen Teil des Palastes geführt, der in einer Schleife unter den Räumen herzieht und beim Osttore hinausgeht. Damit war für Trinken, Kochen, Waschen, Sprengen dieser im Süden so besonders wichtige reine Stoff gesichert.


67. Prinz mit der Federkrone. Wandgemälde in Knossos.

Etwas südlich von den Gemächern der Königin liegt, von kleinen Korridoren umgeben, ein kleines Sanktuarium — ähnlich wie auch in Phaistos eines gefunden ist —, so klein, daß nicht mehr als zwei Leute zugleich es betreten können. An dessen Rückwand standen auf einem Podium als heilige Zeichen gestielte Doppeläxte auf „Weihhörnern" und dazwischen kleine Tonfiguren in anbetender Haltung (Abb. 66). Diese winzigen Räume dienten sicher nur dem Ahnenkult. Zu den Göttern betete man an dem Altar in der Mitte des großen Hofes oder im Zeusheiligtum auf dem Kegelberge



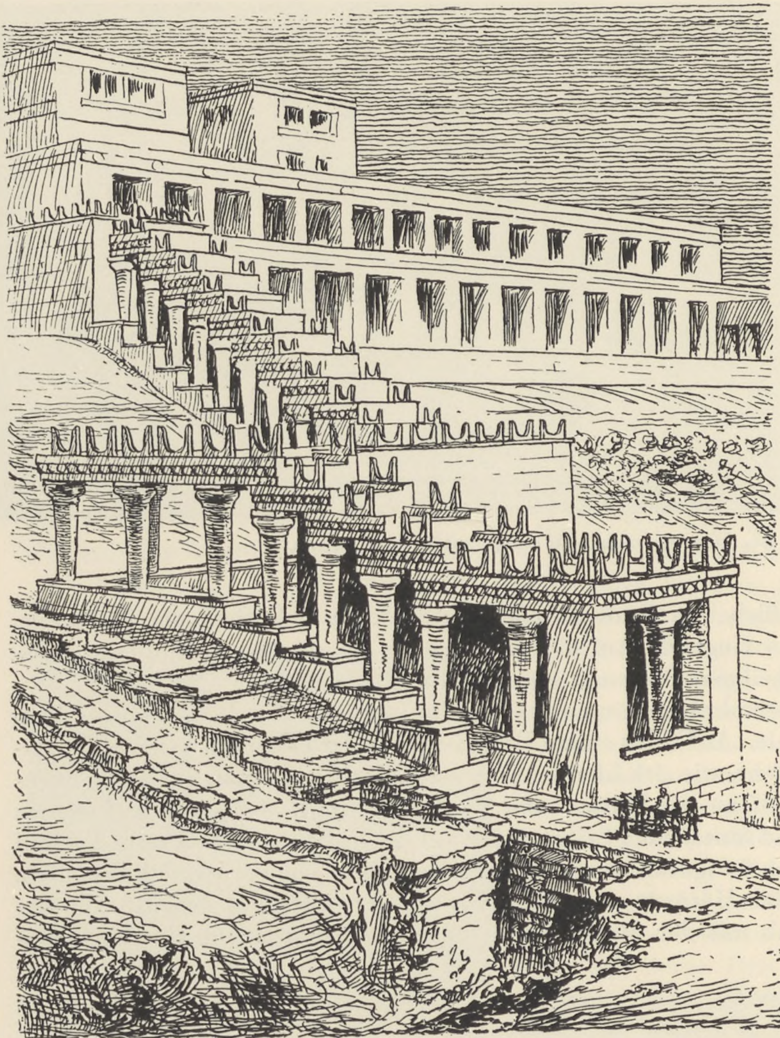
68. Das Stierspiel. Wandgemälde in Knossos.

Juktas, der wenig südlich von Knossos jeden Ausblick an sich zieht als das große, heilige Wahrzeichen der Gegend. Auf diesem Berge ist Zeus geboren, und eine große Mauer umzieht einen heiligen Platz mit einer uralten Opferhöhle.

Vielfach waren die bewohnten Räume des Palastes, ähnlich wie der Thronsaal, von Künstlerhand ausgemalt. Auf solch einem Bilde ist eines der beliebten Stierspiele dargestellt. Das Spiel besteht, wie sich hier deutlich zeigt, darin, daß man auf den rennenden Stier mit dem Griff an die Hörner von vorn aufspringt, sich dann auf seinem Rücken überschlägt und hinter dem Stier wieder auf die Füße kommt. Dieser Verlauf wird sehr lebendig durch 3 Figuren um den Stier vorgeführt. Die vorderste links ist im Begriff, den Stier bei den Hörnern zu packen; die mittlere steht auf dem Rücken des Stieres Kopf, neigt sich mit den Beinen aber schon nach hinten, um dorthin abzu-



69. Anbetung und Opferzug. Wandgemälde in Knossos.



70. Rekonstruktion der großen Südtreppe in Knossos von Theodore Fyfe.

springen; die dritte Gestalt steht hinter dem Stiere und streckt die Arme weit vor, um den abspringenden Gefährten aufzufangen (Abb. 68).

Berühmt ist aus dem Knossospalaste besonders „der Prinz mit der Federkrone“ (Abb. 67). Es ist eine 2,22 m hohe Jünglingsgestalt, die wieder in einem Lilienfelde dahinschreitet; fast nackt, nur mit einem Gürtel und einer Brustkette angetan, auf dem Haupte aber eine Art Krone mit weit nach hinten geschweiftem Federbusch. Die stolze Haltung im raschen Schreiten, die schlenkernde Bewegung der Arme ergeben ein Bild von hoher Lebendigkeit und Anmut. Die Lebendigkeit wird erhöht dadurch, daß das Bild nicht einfach gemalt, sondern in feinem Stuckrelief, das sich bis 5 cm über der Wandfläche erhebt, hergestellt ist.

Gut wiederherstellen ließ sich auch das Bild eines Opferzuges von Jünglingen hin zu einer Göttin, die in beiden erhobenen Händen das heilige Zeichen des Doppelbeiles hält. Sie zeigt die sehr enge Taille und nackte Brust, die Mode der damaligen Zeit, die man auch auf die Himmlischen übertrug (Abb. 69).

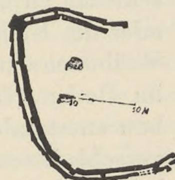
Wie die ganze Burg sich von außen her präsentierte, führt eine Rekonstruktion von Evans Mitarbeiter, Theodore Fyfe, uns vor (Abb. 70). Sie zeigt die großartige Anlage des Treppenaufgangs von Süden her, die in das Südtor und damit direkt zu den Festräumen des Palastes führt. Die gedrungenen, nach oben anschwellenden Säulen sind ganz nach den auf den Wandbildern auftretenden gebildet. Im Vordergrunde sieht man auch ein Stück der großen Straße, die von Knossos nach der Südküste führt

und erkennt, wie sie auf kyklopischem Mauergewölbe gerade einen Wasserlauf überschreitet.

In der Stadt Knossos hat Evans bisher nur Tastversuche gemacht und nur hier und da ein Haus ganz ausgegraben. Es läßt sich aber schon sagen, daß die Königsburg ziemlich genau die Mitte eines großen runden Stadtgebietes innegehabt hat, ähnlich wie es in Hettitien und Mesopotamien für die alten Anlagen üblich ist.

In Phaistos hat die Burg auf einem etwas höheren Berge gelegen. In Gurnia, im Ostteil der Insel, dem kleinen Inselchen Pheira gegenüber, wo die ganze Stadt in vieljähriger amerikanischer Arbeit freigelegt ist, hält die Burg eine felsige Höhe am Westrande der Stadt.

Aus dieser altmittelländischen, vorgriechischen Zeit gibt es nur auf zweien der griechischen Inseln, nämlich Seriphos und Siphnos, die zur Kykladengruppe gehören und in der Fortsetzung der Hochlandserhebung von Attika, also südöstlich von Kap Sunion liegen, ein paar Befestigungen alter Fluchtburgen. Das davon veröffentlichte Stück einer Ummauerung auf Siphnos überrascht durch die völlige Abhängigkeit von Ägypten und Babylon (Abb. 71). Die zwei mit geringem Zwischenraum hintereinander liegenden Mauern, die hintere stärker und also höher, die vordere schwächer und niedriger; die hintere mit eckig flach vorspringenden Türmen besetzt, die vordere eine „Zackenmauer", im babylonischen Lehmziegelbau entstanden aus den an der Front entlang lagernden Hölzern, die, wo ein Balken den andern ablöste, immer etwas übereinander griffen (s. oben Abb. 35) — es ist ein völlig orientalisches Bild! Wir sehen greifbar vor uns die Zeit, wo das Inselmeer noch ganz vom Süden und Osten abhängig war. Eine so getreue Nachahmung fremder Bauweise wie hier begegnet auch auf ganz Kreta nicht.



71. Grundriß der Burg Siphnos. 1:4000.

Entwicklung des Indogermanentums

Der Blick auf den nordischen Kreis und sein Verhältnis zu dem bisher betrachteten westlichen wirft sofort eine merkwürdige Frage auf. Soll man den oben schon erwähnten Goldberg bei Nördlingen mit seiner ausgesprochenen Bergbefestigung und seiner dreischichtigen Besiedlung:

1. Rössener Leute, die vom Norden gekommen sind;
2. Michelsberger Leute, die dem Westkreis angehören;
3. Altheimer Leute, deren Kultur eine Mischung aus diesen beiden, dem nördlichen und dem westlichen, darstellt,

soll man diese Goldbergbefestigung zum nördlichen oder zum westlichen Kreise rechnen?

Die ersten am Orte waren ohne Frage die nördlichen Rössener Leute. Ihre ausgesprochen nördlichen Häuser mit der ausgesprochen nördlichen Keramik bilden die älteste Schicht, die der ersten Siedler und der Erbauer der Burg. Nachher sind erst die Michelsberger gekommen und dann haben sich beide zu der „Altheimer Kultur" verschmolzen.

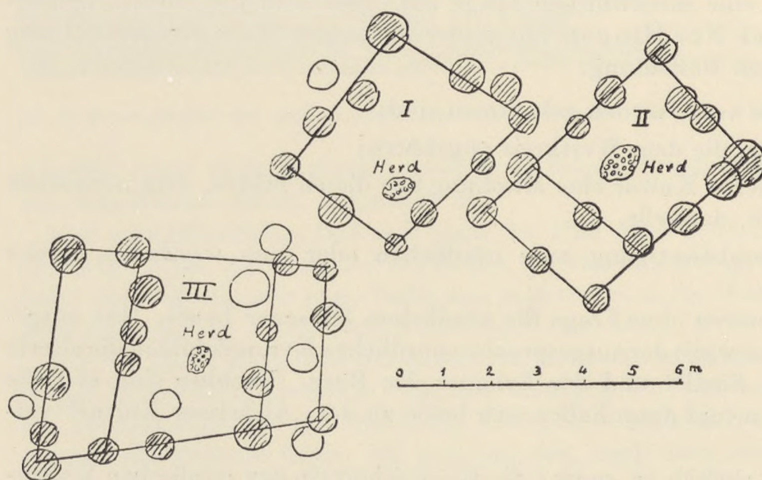
Es scheint also ganz einfach zu sagen: die Burg gehört in den nordischen Kulturkreis.

Aber in diesem nordischen Kreise gibt es zu dieser frühen, nämlich der neolithischen Zeit, überhaupt noch keine Burgen. Die Rössener, die damals nach dem Süden kamen, hatten in ihrer Heimat noch nie eine solche gesehen, geschweige denn eine gebaut. Wenn sie es jetzt auf dem Goldberge unternahmen, so folgten sie damit einer Übung der in diesem Punkte vorgeschrittenen Einheimischen, unter die sie sich eingeschoben hatten. Und sie hatten wohl Ursache, gerade diese neue Kunst sich rasch anzueignen, um für ihr sicheres Verbleiben im Lande zu sorgen.

Die Befestigung des Berges ist also sicher westeuropäischen Charakters. Sie ist eine Kopie nach den Originalen des neuen Landes. Aber sie ist doch die erste — nach unserer bisherigen Kenntnis — derartige Leistung der Nordländer und damit ohne weitere knifflige Rechtsbedenken auf deren Konto zu setzen. Wir dürfen sie, wenn auch im Süden gelegen, als die erste uns genauer bekannt gewordene der Nordländer betrachten.

Was sie als nordisch erweist, ist ihr Inhalt: die Häuser und die Tongefäße. Beide können wir im Norden aus Siedlungen und aus Gräbern belegen.

Im Westen und Süden sind, sobald nicht aus Stein gebaut wird, die Hausformen schlecht zu erkennen. Die Wohnstelle verrät sich gewöhnlich nur durch den Herd oder die Kellergrube. Die Behausung war aus Stangen errichtet, die oben zu einem Wölbdache zusammengefaßt wurden. Solche Bauten hinterlassen nur geringe Spuren im Boden. Im Norden dagegen ist schon von der Steinzeit an der solide Pfostenbau entstanden, der gerade Wände errichtet und ein Giebeldach darüber legt. An verschiedenen Stellen: bei Kassel (Haldorf) sowohl wie in der Mark Brandenburg ist diese Bauart schon steinzeitlich festgestellt. Die besten Grundrisse sind bei Neuruppin herausgekommen in Gestalt von drei Häusern dicht nebeneinander, von denen das eine ein einfaches Rechteck ist, das andere auf einer Seite eine flache Vorhalle hat und das dritte sogar vorn und hinten eine solche Vorhalle aufweist. Die Häuser sind nicht groß. Der Hauptraum, der jedesmal den Herd enthält, mißt 3 : 4 m, die Vorhalle ist $1^1/_2$ m tief. Die Pfostenlöcher aber sind stattlich, sie bilden Kreise von $^1/_2$—$^3/_4$ m Durchmesser (Abb. 72).



72. Hausgrundrisse der Steinzeit bei Neuruppin nach Dr. Weisker. 1:166.

Burgen gibt es im Norden in der Stein- und auch in der Bronzezeit noch nicht. Erst mit dem Beginn der Hallstattperiode und in seiner Blüte um 800 v. Chr. entsteht auf einmal reges Leben im Burgenbau. Es entstehen starke Spannungen und Schiebungen unter den Völkern. Einer sucht sich gegen den andern zu schützen. So wappnet sich Mittel- und Ost- und Süddeutschland.

Solche Veranlassung lag vorher in der Stein- und Bronzezeit für Nord- und Mitteldeutschland nicht vor. Es wurde von keiner Seite bedroht, es sandte nur selbst alle Augenblicke riesige Scharen aus, die neues, größeres Land suchten und bei ihren Niederlassungen dann sich nach dortiger Sitte burgmäßig schützen mußten.

So ziehen in deutlichen Spuren die Leute aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland auf mehreren Linien durch Polen und Galizien, durch Böhmen und Mähren, durch Niederösterreich und Südungarn nach den Balkanländern. Dort staut sich der Zug für eine lange Weile in Rumänien, Bulgarien und Südrußland, entwickelt eine reiche urthrakische Kultur mit großzügig bemalter Keramik und stattlichen Höhenburgen, bis der Abstrom einerseits nach Thessalien und Griechenland hinein, anderseits über den Kaukasus nach Persien und dem Induslande erfolgt.

Das ist die indogermanische Wanderung, wie sie sich wirklich vollzogen hat, im Gegensatz zu der vor 100 Jahren von den Sprachforschern konstruierten, die umgekehrt von Zentralasien über den Kaukasus nach Europa gegangen sein sollte.

Die neue Aufklärung hat das archäologische Material gebracht, das allein uns Einblick verschafft in die wirklichen Vorgänge jener alten Völkerschiebungen durch die ganzen weiten Landräume hin, während wir sprachlich aus ihnen zumeist gar keine alte Überlieferung haben. Unser Spaten ist in Deutschland und Österreich, in Ungarn, in Rumänien und Bulgarien, in Südrußland und Thessalien hinabgedrungen in die steinzeitlichen Kulturen, die Zeitgenossen und Zeugen waren der „indogermanischen Wanderung". Sie wissen von keinerlei asiatischem Zustrom, sie weisen mit all ihren Eigentümlichkeiten immer nur auf Mitteleuropa, von dessen Ausflüssen sie selbst geschaffen oder befruchtet und zur Blüte gebracht sind.

Selbstverständlich ziehen solche Völkerströme in Osteuropa nicht durch leeres Land. Wo nicht Urwald eine Ansiedlung ausschloß, hatten sich längst menschliche Kulturen entwickelt. Auf dieser Unterschicht pflegt sich das neue Herrentum eine Zeitlang als etwas Neues und Eigenes abzuheben, allmählich geht aber eine Verschmelzung vor sich, die nun je nach dem verschiedenen Untergrunde und nach der verschiedenen Kraft des Alten und des Neuen von Landschaft zu Landschaft immer andere Bilder liefern kann. Gerade in Zeiten einer Hochkultur, wo eine rege Schaffensfreude von einem Fortschritt zum andern schreitet, werden sich die Gebietsteile sehr bald in ihrer kulturellen Formenwelt sachte voneinander scheiden, immer wird aber der allen gemeinsame Stil erkennbar bleiben und die nördliche Einwanderung sich von dem Altdagewesenen in scharfem Schnitt abheben.

Alexander der Große hat seine asiatischen Eroberungen zunächst mit ein paar hundert makedonischen Obersten und griechischen Geheimräten im Zaume gehalten und verwaltet und hat dann immer mehr loyale Einheimische an ihrer Stelle eingeschoben. So etwa werden wir uns auch den alten indogermanischen Zug und seine kulturelle Auswirkung zu denken haben.

Die wichtigsten Belege für diese Auffassung erhalten wir aber unter allem archäologischen Material in den Burgen. Die Kleinfunde, wie Keramik, Waffen und Werkzeuge mit dem künstlerischen Beiwerk, den etwaigen Figuren und der Ornamentik zeigen natürlich, woher die Kultur gekommen ist und wie sie sich gewandelt hat. Aber dies Kommen kann auch ein ganz friedliches gewesen sein, durch Handel, durch Mode hergeführt. So könnten wenigstens Zweifler immer sagen. Wenn aber Burgen vorhanden sind, ausgestattet mit dem neuen fremden Inventar, dann



73. Burg Monteoru bei Buzeu (Rumänien).

ist klar, daß neue fremde Leute als Herren ihre starke Hand auf das alte Land gelegt haben.

So werden wir denn vielfach, und besonders deutlich auf griechischem Boden, einen ausgesprochenen Dualismus vor uns haben: die alte pelasgische Unterschicht und darüber das neue nordische Herrentum, das zuerst drohte, einer starken Verschmelzung oder gar Aufsaugung anheimzufallen, dann aber neuen großen Zuzug erhielt und damit in freiem hohen Wuchs das Griechentum entwickeln konnte.

Die Burgen, die den Indogermanenzug begleiten, können wir vielfach wohl erkennen, sie sind zum Teil auch schon an- oder ausgegraben, aber die Pläne fehlen noch, weil die Besucher und Ausgräber die Bedeutung der Plätze als Burgen sich nicht klargemacht haben. In Slawonien liegt bei Vukowar eine solche und nördlich davon bei Drava Sarwasch eine zweite, beide mit reicher Keramik, aber beide in altkultivierten Weinbergen und ohne Spur ihrer alten Umwallung. Der Wietenberg bei Schäßburg in Siebenbürgen ist mit seiner prachtvollen Bergform zweifellos eine Burg. Ihr reiches Material liegt in Schäßburg im Museum und wartet wie der Berg selbst auf Bekanntmachung. Bei Cucuteni in der nördlichen Moldau südwestlich von Jassy hält die Burg ein schönes Bergplateau inne, um das zwei Festungsgräben, ein älterer und ein jüngerer, festgestellt wurden. Auf die Veröffentlichung warten wir seit fast 20 Jahren. Ebenso ist weiter südlich in Rumänien bei Buzeu der Berg von Monteoru eine schon von weitem erkennbare geborene Burg (Abb. 73). Auch hier reiche Keramik, die Spuren der Befestigung am Plateaurande, aber seit 10 Jahren keine Publikation.

Erst in Thessalien erhalten wir anschaulichen Bericht. Die Engländer haben hier zwei steinzeitliche Burgen mit der schönen bemalten Balkankeramik ausgegraben, Sesklo und Dimini, Sesklo weniger, Dimini sehr gut erhalten.

Dimini in Thessalien

Dimini wie Sesklo liegen etwas landeinwärts vom Busen von Volo. Der Burgberg von Dimini erhebt sich nur 16 m hoch und hat eine wenig ausgedehnte Oberfläche. Die Umwehrung besteht aus 5 oder 6 Mauerringen, die aber, genau besehen, sich zu 3 Linien zusammenschließen. Der innere Teil, die eigentliche Burg, ist ein verzogenes Viereck von 30:35 m. Vor ihrer dicken Mauer liegt gleich noch eine zweite dünnere. Im Westen, anscheinend der gefährdetsten Seite, zieht eine Doppellinie in flachem Bogen vor der Hauptmauer her. Es folgt ein ziemlich breiter Zwinger, der wieder von einer Doppelmauer umzogen ist, und schließlich ein zweiter Zwinger, von einer schlecht erhaltenen äußersten Linie umgeben (Abb. 74).

Die Mauerringe steigen von außen nach innen zu an. Die Mauern sind nur 0,60 bis 1,40 m dick und aus glatten Bruchsteinen mit Lehmmörtel erbaut. Hinter verschiedenen hat man die Reste von Erdanschüttungen gefunden. Sie werden davon herrühren, daß die schmalen Zwischenräume zwischen den dicht nebeneinander laufenden Mauern bis oben hin ausgefüllt waren — wie bei der großen Stadtmauer in Babylon —, um so einen leidlich breiten Wallgang zu erzielen. Die bisher hauptsächlich vertretene Auffassung, daß, da ein in den Erdboden eingetiefter Graben nicht vorhanden sei, die Parallelmauern den zwischen ihnen liegenden Raum gewissermaßen als Graben erscheinen und wirken lassen sollten, ist doch nicht annehmbar. Die Verteidiger können, auch wenn sie als Seiltänzer ausgebildet sind, auf einer Mauer von 60 cm nicht kämpfen. Die Angreifer aber können den Zwischenraum von 1 m zwischen den beiden Mauern jederzeit überspringen. Die Parallelmauern haben nur Sinn und Zweck, wenn ihr Zwischenraum ausgefüllt war und sie so einen oberen Umgang von wenigstens $3^1/_2$ oder 4 m boten.

Die Mauerringe sind von vielfachen Toren durchbrochen, die äußeren mehr als der innerste. Das Haupttor scheint vom Süden hereinzuführen. Da geht der Gang durch alle drei Beringe fast in gerader Linie durch. Ein zweites kommt gegenüber vom Norden noch geradliniger durch alle drei Ringe herein. Im mittleren Ring liegen dann im Nordwesten, Westen und Südosten noch weitere.

Diese Tordurchgänge sind jedesmal durch lange Mauern flankiert und der Weg ist oft so eng, daß kaum zwei Leute einander begegnen können. Gewöhnlich ist er 0,85 bis 1,10 m breit, nur einmal 1,60 m.

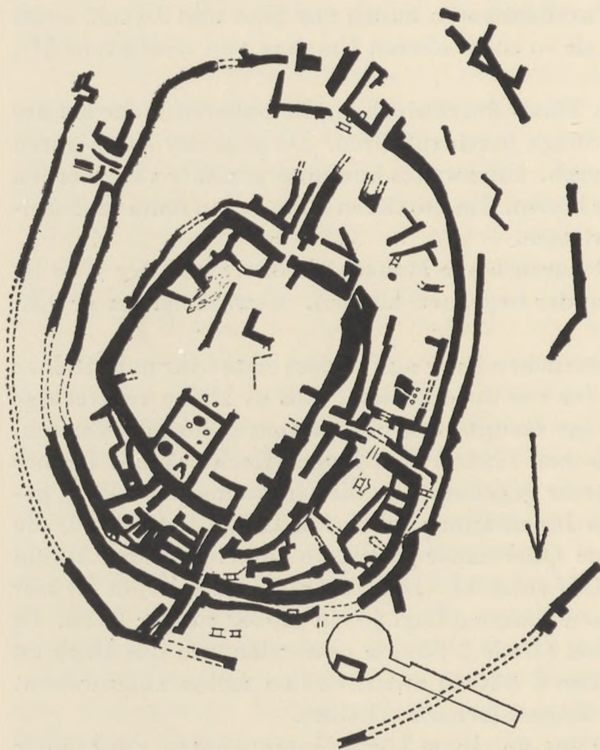
Wohnräume gibt es nur in der eigentlichen Burg und in dem ersten ihr unmittelbar angeschlossenen Zwinger. In diesem ist nur zu erkennen, daß es kleine rechteckige Räume weren. In der Burg aber ist das Hauptstück des Ganzen glücklich erhalten, der Palast in Form des großen nordischen Hauses: ein langes Rechteck mit flacher Vorhalle. Es ist dem südlichen Haupttor gegenüber an die Nordmauer der Burg gelehnt und springt von da weit in den Innenraum vor. Seine Länge beträgt 12, die Breite $7^1/_2$ m. Die Länge ist durch eine Quermauer geteilt, so daß ein hinterer Raum von 5 und ein vorderer von $5^1/_2$ m Tiefe entsteht. Die Vorhalle in der Front ist nur $1^1/_2$ m tief. In den beiden geschlossenen Räumen liegt je ein großer runder Herd. In dem vorderen Raume haben neben dem Herde 2 Säulen gestanden, um das Dach zu tragen. Auch die Vorhalle hat dieselben 2 Säulen zwischen den Anten aufzuweisen. Die Standspuren sind in Gestalt von Pfostenlöchern erhalten.

Mit dieser Diminiburg befinden wir uns an einem höchst interessanten Punkte der Entwicklung. Der Blick nach rückwärts wie nach vorwärts zeigt gleichermaßen, wie

sie einen wichtigen Meilenstein oder besser einen Hundertkilometerstein darstellt. Der Rückblick zeigt die vollzogene Verschmelzung von westlicher und nördlicher Art, aber auch die Fortentwicklung von der Volksburg zur Herrenburg; der Vorblick läßt diese erheblichen Errungenschaften doch nur als eine bescheidene Vorstufe erscheinen zu dem, was in Troja, Tiryns und Mykene folgt.

An die westlichen Burgen vom Michelsberge, von Mayen und Plaidt erinnert schon die schön ovale ganze Form von Dimini. An Urmitz sodann die raffiniert schlauchartige Gestaltung der Torwege. Die Doppelmauern mit Zwischenfüllung erscheinen als etwas Neues. Aber sie sind dasselbe, was wir nachher in Nord- und Ostdeutschland allgemein im Holzbau auftreten sehen: der dicke Erdwall vorn und hinten mit einer steilen Wand verkleidet. Die „Römerschanze" bei Potsdam hat ihn uns zuerst klar geliefert und er ist dort genau so dick wie durchschnittlich in Dimini, nämlich $3^1/_4$ m = 10 Fuß. Nachher hat, wie wir sehen werden, auch in Griechenland der Holzbau des Walles Fuß gefaßt. Dieselbe „Römerschanze" hat sodann als einzig feststellbares „großes Haus" ein Rechteck mit flacher Vorhalle geliefert von fast genau denselben Maßen wie das in Dimini, nämlich $12^1/_2 : 6^1/_2$ m.

Eine starke Abkehr vom westlichen Wesen und den Übergang zu den politisch-sozialen Formen der trojanisch-mykenischen Kultur zeigt aber die Kleinheit der Burg mit dem einen dominierenden großen Hause. Aus der Volks- oder Genossenschaftsburg ist die ausgesprochene Herrenburg geworden. Professor Nilsson-Lund hat einmal in einem Berliner Akademievortrage (1927) dargelegt, daß wir das soziale Verhältnis und die Organisation der Scharen, die von Mitteleuropa aus auf die indogermanische Wanderung gingen, uns etwa so vorzustellen haben, wie es bei den urgermanischen, sehr konservativen Stämmen, etwa den Sachsen, bis auf die Zeit Karls d. Gr. bestehen geblieben ist. Es gab Gaufürsten und eine aus den Gauvertretern zusammengesetzte große Landesversammlung. Aber es gab keinen König und auch keinen ständigen Oberfeldherrn. Brach ein Krieg aus, so wurde ein solcher auf bestimmte Zeit gewählt. So steht das Sachsenvolk da und so Wittekind in ihm. Dieses unsichere Verhältnis, der mangelnde feste Zusammenschluß des kraftvollen großen Volkes hat sein Unterliegen gegenüber dem längst straff organisierten Frankenreiche verschuldet.


74. Grundriß von Dimini in Thessalien.

Zogen nun auch die Indogermanen zunächst in so lockerer

Verfassung aus, so mußte sich doch — sagt Nilsson — auf dem Marsche ein schärferes und steteres Regiment entwickeln, ein Heerkönigtum, das dann bei der Niederlassung im neuen Lande zur vollen Monarchie führte.

Nichts kann diese zunächst aus literarischen Quellen erschlossene These besser unterstützen als der Vergleich der alten Burgen in der Heimat und der neuen im eroberten Lande. Aus der Steinzeit hat uns in Deutschland erst eine, der Goldberg, ein volles Bild gegeben, aber er ist offenbar ein Typus, denn nachher beim Übergange von der Bronze- zur Hallstattzeit zeigt sich immer wieder dasselbe. In der Heimat, besonders im Norden und Osten, ist das alte Verhältnis immer bestehen geblieben und hat sich deshalb bis ins frühe Mittelalter halten können.

Ist in diesem Punkte Dimini eine schon völlig ausgebildete Vorstufe zu den trojanisch-mykenischen Burgen, so wird es in bezug auf den Festungsbau und den Palast dort nachher erheblich überholt. Der unbeholfene Wallbau mit den Verkleidungsmauern wird durch eine dicke Vollmauer ersetzt, die Tore werden großartiger und eleganter gestaltet, der Palast erhält eine ganz feste mustergültige Form.

Wir befinden uns mit der Burg von Dimini in einer Zeit, die immer die interessanteste ist in Kultur- und Kunstgeschichte, der Zeit des Suchens und Ringens nach dem richtigen Ausdruck dessen, was der Wille erstrebt. Da wird jede neue Aufgabe zu einem neuen Problem, und jedesmal wird sie neu und anders als vorher gelöst. So ist's in der archaischen Periode der griechischen Plastik vor Phidias, so bei den italienischen Quattrocentisten vor Raphael. Diese Sucher und Ringer sind die wahrhaften Helden, die Vollbringer sind die glücklichen Genießer.

Dimini steht auf dem Kulminationspunkt der hochgeschwungenen phantastischen Brücke zwischen Deutschland und Griechenland.

Troja

Die erste vom indogermanischen Nordstrome beeinflußte Burg, die wir im Bereich des Griechischen Meeres kennenlernen, ist Troja. Es liegt am südlichen Ausgang der Dardanellenstraße auf kleinasiatischer Seite, nur 5 km von der Küste entfernt. Durch die unsterblichen Lieder des ältesten Griechendichters ist die Burg des Priamos, wo Menelaos von Sparta die ihm geraubte Helena wiederholen wollte und die dann vom gesamten Griechenheere unter Führung des mykenischen Agamemnon 10 Jahre lang umkämpft wurde, zu einem Juwel unserer Jugendbildung geworden. Die alten Zweifel, wo die Feste gelegen habe, sind verstummt. Schliemann hat in langjährigen Grabungen die altwichtige Stätte mit 9 Kulturschichten übereinander aufgehellt, so daß wir ihre lange Geschichte mit der Verbundenheit bald nach der einen, bald nach der ganz anderen Seite hin klar ablesen können (Abb. 75).

Die unterste Schicht I, die Schliemann nur mit seinem ersten großen Versuchsgraben angeschnitten hat, zeigt stärksten thrakischen Einfluß. Die Burg ist ohne Zweifel im Ausgang der Steinzeit von dortigen Einwanderern angelegt worden. Die II. Schicht ist sodann die große reiche Königsburg mit über 20 Goldfunden aus den Schatzkammern der Paläste. Sie hat keine neue Zuwanderung erfahren, vielmehr einen regen Verkehr mit den Kykladen und den Kulturzentren weiter südlich bis nach Kypros und Ägypten hin aufgenommen.

Diese Burg ist in einem großen Brande zugrunde gegangen. Die mächtigen, von Holz durchschossenen Lehmziegelmauern der Umwehrung und der Wohnungen haben mit

einem dicken hartgebackenen Kuchen, was von den Fundamenten noch da war und was in ihnen lagerte, überdeckt und sorgsam vor der ahnungslosen Nachwelt verhohlen, so daß erst der kundige, vor keiner Härte und Tiefe zurückschreckende Spaten unserer Tage es wieder ans Licht brachte.

Die folgenden Kulturen III, IV und V haben in dörflicher Einfachheit auf dem Trümmerfelde gesiedelt, etwa wie heute in Ägypten und Mesopotamien die Eingeborenen sich auf den alten Ruinenstätten oberflächlich niederlassen, ohne weder durch bauliche noch durch archäologische Interessen den vorgefundenen Zustand viel zu verändern.

Die VI. Schicht aber ist wieder eine ordentliche Burg und zwar mykenischen Charakters und erheblich größer als die II. war. Sie hat den Schutthügel, der auf der alten Burgstätte lag, nach allen Seiten abgefahren und so eine viel ausgedehntere Oberfläche des kleinen Berges erreicht. Hatte die II. Burg in ihrer rundlichen Form einen Durchmesser von 120:70 m, so erhielt die VI. jetzt einen von 210:160 m. Dabei hat sie aber in der Mitte nicht so tief gegriffen, daß die alten Fundamentschichten zerstört wurden. Die alten Mauern und die Schätze sind unberührt geblieben.

Mit der VI. Burg ist Troja wieder ein anerkannt wichtiger Platz im Inselmeere geworden. Es hat sich stattliche Mauern, jetzt in Stein, gebaut und schöne neue Häuser in der Burg. Aus dem mykenischen Kreise fließt ihm die feine hellgelbe mit glänzender Firnisfarbe bemalte Keramik zu, die man in Troja nachzuahmen sucht. Es gelingt aber nicht recht. Die Ornamentik stimmt wohl, aber die Farbe ist im Brande nicht glänzend geworden. Man hat das richtige Rezept nicht gehabt.

Mit dieser VI., der mykenischen Schicht, schließt die vorgeschichtliche Periode von Troja. Die VII. gehört schon dem frühen Griechentum, der äolischen Einwanderung, die VIII. den klassischen Griechen und dem Hellenismus und die IX. den Römern. Die Äolier sind noch wieder bescheiden gewesen, sie haben in Holz und Lehm gebaut und von den Schichten der voraufgegangenen Größe wenig zerstört. Aber die Hellenisten und besonders die Römer haben ihre neuen Monumentalbauten so tief in den Grund gebettet, daß in der Mitte der Burg die ganze mykenische Schicht vernichtet worden ist, während die tiefere der II. Burg gottlob gerade noch erhalten blieb. Einen schönen Athenatempel hat Demetrios Poliorketes bald nach Alexander d. Gr. auf der Burg gebaut, von dem wertvolle Skulpturen erhalten sind. Unter den Römern aber

75. Schematischer Durchschnitt durch den Hügel Hissarlik mit Angab der neun verschiedenen Schichten. Nach Dörpfeld.

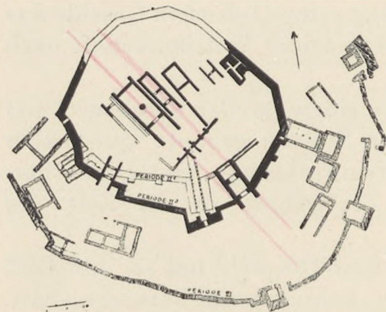
hat bekanntlich Julius Caesar in mythischer Verknüpfung seines Julischen Geschlechts mit dem Ilischen (von Ilion) daran gedacht, die Residenz seiner Weltherrschaft nach dem alten Troja zu verlegen.

Die I. Burg kennen wir, wie schon gesagt, nur aus einem großen Grabenschnitt Schliemanns. Sie zeigt in diesem aber eine dicke aus Steinen gebaute Burgmauer und steinerne Wohnbauten. Die Kleinfunde sind Steinwerkzeuge und ganz spärliche Messer, wahrscheinlich aus reinem Kupfer. Sie gehört in die Zeit vor 2500 v. Chr.

Die II. Burg hatte Schliemann zunächst verkannt. Erst Dörpfeld hat sie ihm 1882 gefunden und die ganze Schicht der monumentalen Lehmbauten herausgeschält. Schliemann hatte den verbrannten Ziegelgrus für Holz gehalten. Dörpfeld aber kam eben von Olympia, wo der alte Heratempel, unter dessen Lehmwand der Praxitelische Hermes so wohlgebettet gelegen hatte, sein Hauptstudienobjekt gewesen war. So erstand nun diese ganze langdauernde II. Burg mit ihren 3 Bauperioden (Abb. 76): die Hauptsache sind die Burgmauern mit ihren Toren und die Paläste mit ihren erstaunlichen Schätzen. Die Mauer ist 5 m dick und das Material bei ihr wie bei den Palastbauten sind große Lehmziegel von 40:60 cm Fläche und 10 cm Dicke. In bestimmten Schichten liegen Holzbohlen von derselben Breite und Dicke wie die Ziegel lang und quer in der Mauer.

Die Burgmauer dieser tiefen Schichten ist im nördlichen Teile des Beringes nicht aufgedeckt worden. Man hat hier absichtlich geschont, um späterer Zeit, die mit neuen Gesichtspunkten auftritt, noch unberührtes Material zu hinterlassen. Die Entwicklung des Mauerringes von II 1 zu II 2 und II 3 zeigt sich aber klar im Süden. Die Mauer wird jedesmal ein wenig vorgeschoben, nur 6—7 m, und in den Toren spricht sich dann die wesentliche Veränderung aus.

Nur in diesem Teile ist ein Stück der Mauer II 1 deutlich zu erkennen. Die Mauer hat, wie auch alle späteren gegen den Abhang hin einen stark geböschten steinernen Unterbau. Darauf steht der senkrechte Lehmziegelbau von ca. 3 m Stärke. Er hat auf alle 10,60 m vorspringende Türme von 3 m Breite und 2 m Vortritt. Besonders an einem Knick der Burgmauer scheint jedesmal ein solcher Turm gelegen zu haben. Das ist also ganz wie in Babylon und Sendschirli; es wird wohl auch in Kleinasien allgemein üblich gewesen sein. Die Toranlage aber ist etwas total anderes, und sie tritt auf dieser Südstrecke gleich zweimal auf. Beide Male springt ein langer schmaler Turm weit vor die Burgmauer den Abhang hinunter vor. Ein langer Gang steigt in ihm langsam hinauf, erreicht bei der Burgmauer auch noch nicht das Plateau und wird von den Mauerschenkeln, die den Turm tragen, noch weiter hinein begleitet. Das westliche dieser beiden Tore (*L*) ist weniger gut erhalten, das östliche (*N*) besser und zugleich lehrreicher, weil bei ihm starke Veränderungen in den Perioden II 2 und II 3 vorgenommen sind. Der alte Bau von II 1 hat einen vorspringenden Turm von $15 \times 9^1/_2$ m. Der Torweg beginnt vorn 3,50 m breit und verengt sich nach oben ein wenig. An seinen Wänden standen runde Holzpfosten, deutlich zu erkennen an den Löchern im Boden und den Eintiefungen an den Wänden. Sie waren 20 cm dick und stützten nicht bloß die Wand, sondern trugen auch die Decke. Über dem Ganzen lag sicher eine Plattform, auf der zur letzten Verteidigung die Männer hinter Brustwehren kämpfen konnten, auf der aber auch, wenn der Kampf noch in der Ferne lag, die Frauen und Greise aus der Burg sich versammelten, um die Entwicklung der Ereignisse zu beobachten. Auf solch einem Turme sitzt Helena im Kreise der Ihrigen, wenn es bei



76. Grundriß von Troja II und VI. 1:2000.

Homer heißt, daß sie vom Skäischen Tore aus gespannt die Männerschlacht in der Ebene verfolgten.

In der Periode II 2 ist die Burgmauer ein wenig vorgerückt und der Turm ist erheblich verbreitert. Die Mauer von II 3 liegt noch weiter vorn, hat aber den Turm nicht mehr verändert, sondern seinen Eingang einfach verschlossen.

In die Burg hinein setzt sich der Turm von Anfang an nicht fort. Es laufen nur zwei schmale Mauern neben dem Wege weiter und machen auch oben die Umknickung nach rechts noch mit.

Es ist sehr wohl möglich, daß auf der nördlichen Burgstrecke noch ein drittes Tor gelegen hat, zumal das in den späteren Perioden immer der Fall war.

Die verschiedenen Bauperioden haben allemal durch Brand ihr Ende gefunden und darum die steten Neuerungen veranlaßt. Sehr gründlich hat die Periode II 3 umgestaltet. Sie hat die beiden alten Torstellen verlassen, ihre neue Mauer vor ihnen durchgezogen und neben jedem der alten Tore gleich rechts gegen Osten ein neues angelegt (Abb. 76). Die unterscheiden sich von den alten erheblich. Sie springen nur wenig nach außen vor, aber weit nach innen hinein. Sie sind auch außerordentlich weit gegen jene alten schmalen Gänge; das eine mißt $5^{1}/_{2}$ m, das andere 8 m im Lichten. In jedem sind 2 Verschlüsse durch kurze Mauervorsprünge angezeigt, daß eine ungefähr quadratische Mittelkammer entsteht zwischen einer Vorhalle vorn und einer hinten. Aber dieser Binnenraum hat doch nichts zu tun mit den links und rechts sich mächtig ausweitenden Kammern der Tore von Syrien und Babylonien. Die trojanischen Tore sind immer nur Gangtore, ganz auf die Längs- und nicht auf die Querrichtung eingestellt. In ihnen könnte niemals ein König sitzen, um seine lieben Untertanen vorbeipassieren zu sehen, könnte niemals Gericht gehalten oder Börse veranstaltet werden. Die Erbauer der trojanischen Tore müssen ganz andere Leute gewesen sein als jene Asiaten.

Die Tore erinnern an die langen Schläuche von Dimini in Thessalien und von Urmitz am Rhein. Wer die Erbauer waren, erfahren wir noch deutlicher im Innern der Burg. Was hier in klaren Grundrissen freiliegt, stammt alles aus der Periode II 3, gehört also zusammen mit den letzten Toren. Das Voraufgegangene schiebt sich nur in einzelnen Mauerstücken dazwischen, deren Zusammenhänge man bei der Grabung nicht herausgearbeitet hat, weil man sonst die wichtige Oberschicht II 3 hätte zerstören müssen. Sie war so schon arg beschädigt. Schliemann hatte mit seinem ersten, furchtbar breiten Nordgraben, der bis auf den Felsen hinuntergeht, viel von den wichtigen Mittelgebäuden der II. Schicht weggenommen, weil er in ihrem Lehmziegelschutt die Mauern nicht erkannte, sehr verzeihlicherweise, wie niemand mehr als Dörpfeld hervorhebt, der die Schwierigkeit solcher Erkenntnis gründlich erfahren und dann als erster gemeistert hatte.

In der Burgmitte liegen 3 Hauptgebäude dicht nebeneinander (Abb. 76). Ein langes und breites hat zwei schmälere und kürzere neben sich. Das große ist 32 m lang und 12 m breit. Es hat vorn, gegen Süden, eine Vorhalle von 10 m Tiefe, dahinter einen Saal von 20:10 m und ganz hinten noch eine flache Halle. Fast die ganze westliche Hälfte dieses Hauptgebäudes hat Schliemanns Graben weggeschnitten. Aber es ist

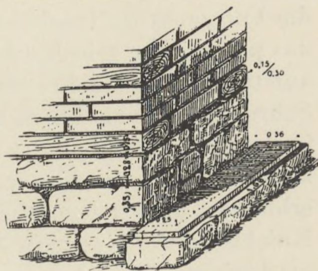
gerade noch ein Teil des großen runden Herdes stehengeblieben, der in der Mitte des großen Saales lag. Gott sei Dank, denn dieses Stück ist die Krone des Ganzen. Die schmäleren Gebäude links und rechts haben auch eine tiefe Vorhalle, aber der folgende große Raum ist durch eine Quermauer in der Mitte durchgeteilt. Das hinderte Dörpfeld und Schliemann nicht, als sie 1882 diese Bauten freigelegt hatten, sie für Tempel zu halten, weil man von solchem Grundriß mit der Vorhalle und dem großen Raum dahinter bis dahin nur griechische Tempel kannte. Erst als 1885 Tiryns von denselben beiden Forschern ausgegraben wurde, und da in mehrfacher Wiederholung sich immer dasselbe Gebäude mit derselben Raumteilung und mit dem runden Herd in der Mitte des Saales fand, in Tiryns, wo man doch ohne Frage einen geschlossenen Königspalast vor sich haben mußte und nicht eine Tempelburg wie auf der Akropolis des klassischen Athen, da erkannten sie sofort, daß es sich auch in Troja um Palastbauten handle, und daß der große Herd im Hauptraume der von Homer für diese Stelle bezeugte sei.

Ihre Erkenntnis hat sich bewährt. Die große Verwandtschaft der Paläste dieser griechischen Heldenzeit mit den späteren griechischen Tempeln erklärt sich leicht. Als man daranging, der Gottheit ein Haus zu bauen — und das ist erst erheblich später geschehen, als die Götterbilder, die an die Stelle des alten bildlosen Kultus traten, überdacht werden mußten — da hat man für das Gotteshaus das vornehmste Menschenhaus, das es damals gab, den Königspalast, zum Muster genommen.

Diese 3 Hauptbauten, das große Megaron mit seinen 2 Nebengebäuden, beherrschte die ganze Burg. Vor ihnen, gegen Südosten, liegt ein Hof in der Breite der 3 Gebäude, aber erheblich weniger tief. Er hat in seiner Frontmitte einen Torbau ähnlich wie die späteren Burgtore, aber nur mit einem Verschluß. Östlich von den 3 Hauptgebäuden liegt außerhalb des Burghofes noch ein kleineres Megaron mit Vorhalle und Saal.

Auffallend ist, daß bei all diesen Bauten noch keine Säulen verwendet sind. Selbst das große Megaron hat solche weder in der Front noch im Innern um den Herd. Er herrscht nach durchaus lagerhafter, nicht emporstrebender Bau. Zu unterst liegen ein paar Steinschichten, dann folgen abwechselnd eine Holzbohle und 3 Ziegelschichten. Die Front war mit Holzbohlen verkleidet (Abb. 77). Aus dieser zweiten Burg von Troja stammen die über 20 Schatzfunde: goldene Schmucksachen, wie Kopfgehänge, Arm- und Ohrringe und Trinkbecher. Von Silber große Humpen, offenbar die auf der Tafel stehenden Mischkrüge; kupferne Flachbeile, Schüsseln und Kessel. Besonders fein sind 4 Steinäxte, eine von Lapis lazuli, die andern aus Grünstein, glänzend poliert und offenbar nie praktisch gebraucht. Da wir uns noch in der Zeit befinden, die ein Schwert nicht kannte, war offenbar das langgestielte Steinbeil das Symbol der Königsmacht, das Zeichen der Herrschaft über Leben und Tod, und wurde vom König selbst oder von seiner Leibwache ihm vorangetragen. Die große Gestalt mit dem geschulterten Beil am Tore von Bogasköi gibt ein Beispiel dafür.

Die Keramik von Troja II hält sich ganz im Rahmen des im östlichsten Mittelmeere Heimischen. Die kugligen, vom Flaschenkürbis stammenden Formen und die vorherrschende zinnoberrote Farbe mit feiner Glättung haben Verbindung nach Zypern und Ägypten. Den nordischen Einfluß auf der Burg zeigt also eigentlich nur der



77. Die Ante des Palastes von Troja. Nach Dörpfeld.

Palast, und dessen Schema muß somit schon aus der I. Schicht übernommen sein, be der auch die Keramik schon stark nach Thrakien zurückwies.

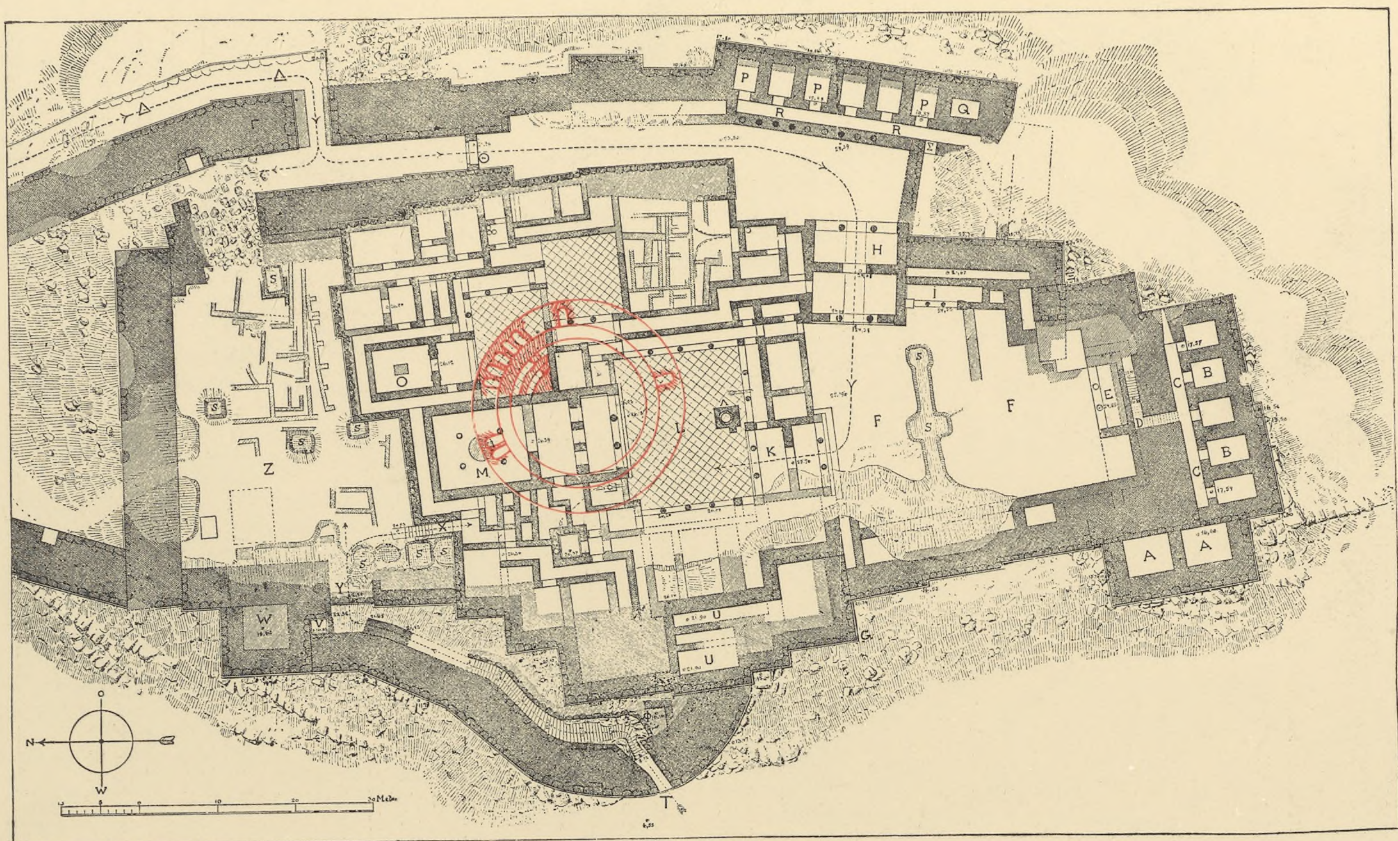
Die neue Mauer der VI., der „Mykenischen Burg“, ist 35—50 m vor die der alten II. vorgeschoben. Sie ist aus Steinquadern in sauberer Fugung gebaut und zeigt vielfach die Zackenfront der babylonischen Mauer, die dort aus der Holzeinlagerung in Lehmziegel entstanden ist, hier im Steinbau aber einfach als Stil auftritt.

Ein Tor im Süden geht neben einem quadratischen Turme glatt durch die Mauer. Bei einem zweiten im Osten greifen die Schenkel der Burgmauer übereinander und bilden so die Hauptsperre. Bei einem dritten im Nordosten hat ein viereckiger Turm vorn eine Hakenbastion, und neben ihr geht einerseits ein Tor herum, anderseits eine hohe Treppe zum Burgplateau hinauf.

In der ganzen Burgmitte sind leider keine Bauten der VI. Schicht erhalten, da hier die spätere, besonders die römische Siedlung, alles weggefressen hat. Nur in dem Randgürtel zwischen der II. und der VI. Mauer lernen wir den Hausbau dieser VI. Schicht kennen. Mehrfach zeigt sich der Megarontypus: Vorhalle und Saal. Einmal im Osten ist der Saal in der Mitte durch eine Reihe von 3 Säulen längsgeteilt. An einer Stelle ist ein 12 m tiefer Brunnenschacht bis unten ausgemauert erhalten.

Auffallend an dieser Schicht ist besonders, daß die Tore von denen in II 3 ganz abweichen, besonders deshalb auffallend, weil die Tore von II 3 schon die ausgesprochenen Vorstufen zu den klassisch griechischen und hellenistischen sind.

Diese Burg Troja also, die Schliemanns glückliche Ahnung und glückliche Ausdauer uns wiedergeschenkt hat, ist der Schauplatz all dessen gewesen, was Homer von Priamos und seinen Söhnen, von Paris und der geraubten Helena, von Hektors Abschied von Andromache und seinem Kampfe mit Achill, von der grausamen Schleifung des Gefallenen um die Mauern der Burg, — kurz von dem ganzen großen Kriege der urgriechischen Völker, der Achäer gegen die alte, mächtige, reiche Herrenburg am Hellesponte uns erzählt. Unnötig zu streiten, was bei Homer Wahrheit, was Dichtung sei. Die 50 Söhne und Schwiegertöchter des Priamos, die Schleifung um die Burg, die ganze Motivierung des Krieges durch den Raub der Helena kann man preisgeben. Es bleibt die Burg am Skamander, in der Nähe des Hellespont, gegenüber der Insel Tenedos. Es bleibt der Achäische Bund mit dem Mykenier Agamemnon an der Spitze, wie wir ihn aus der Verbreitung der mykenischen Kultur im Inselmeere archäologisch immer schon erkannt hatten. Durch die Ausgrabungen Schliemanns aber wird dem ganzen Trojanischen Kriege nun die historische Grundlage gegeben. Wir kennen aus der vormykenischen Periode, aus der sog. Kykladenkultur, keinerlei Burg oder Siedlung, die nur ein Zehntel der Bedeutung von Troja gehabt hätte. Troja war offenbar die Vormacht im Inselmeere, bevor der nordische Zustrom in immer größeren Scharen das pelasgische griechische Festland so belebte und so erstarken ließ, daß sich die neu aufstrebenden Mächte unterfingen, die alte Herrscherin zu stürzen und über die Schranken, die sie ihnen zog, hinwegzufluten. Troja hatte seine Bedeutung nicht bloß im Inselmeere und an der kleinasiatischen Küste. Es war am Hellespont der Schlüssel zum Marmara- und zum Schwarzen Meere, und was für Schätze die Griechen dort erhofften und gelegentlich holten, zeigt die Sage von der Argonautenfahrt nach Kolchis an der Kaukasusküste. Als Troja erobert war, stand den Griechen nicht bloß die kleinasiatische Küste frei, sondern auch der Weg durch Dardanellen und Bosporus zu den Ländern, die nachher die großen Kornkammern für das gebirgige, mit spärlichem Nährboden bedachte Mutterland werden sollten. Daher ist die Eroberung



Plan von Tiryns nach Dörpfeld und Karo. 1:750 (zu S. 85).



Plan von Mykene (zu S. 89).

Tafel IV
Rückseite

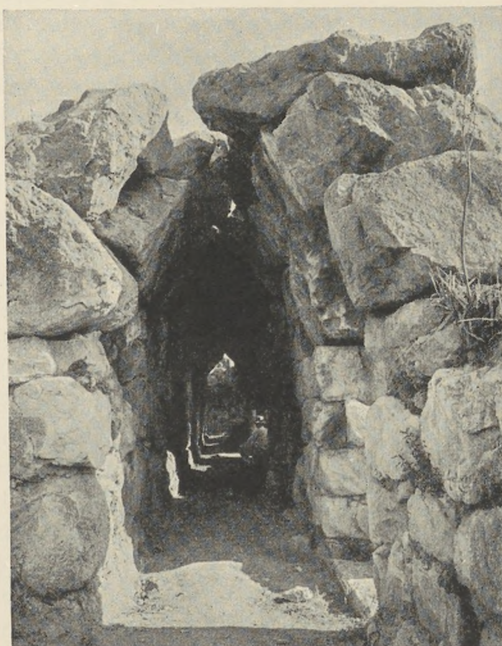
Trojas der wichtige Markstein, der Grundstein geradezu für die spätere große Entwicklung von Hellas gewesen. In poetischer Verklärung hat das Volk diese erste Großtat seiner Geschichte im Gedächtnis behalten. Es hatte Recht, an Homer zu glauben und ihn als seinen Liebling hochzuhalten, denn der Kern der Dichtung war echte, alte Wahrheit.

Tiryns

Auf dem griechischen Festlande sind unter den mykenischen Burgen wohl Orchomenos und Tiryns die ältesten. In Orchomenos sind in einer tiefen Schicht noch viele Rundbauten gefunden, die anscheinend mit Lehmkuppeln überdeckt waren. Das ist natürlich eine Schicht aus der vorindogermanischen alten Mittelmeerkultur, die zeigt, daß die ankommenden nordischen Herren sich hier in eine schon vorhandene Burg hineinsetzten. Aber ebenso ist es auch in Tiryns gewesen.

Tiryns liegt in der Argolis, nur 2 Kil. vom Meere und 4 Kil. von Nauplia entfernt. Der langgestreckte Burgfelsen erhebt sich plötzlich mitten in der Ebene und hat überall steile Abfälle. Nur seine südliche Hälfte ist ganz ausgegraben. Sie hat in dichtgedrängten Bauten die Wohnburg ergeben. Die andere etwas tiefer liegende Hälfte wird die Wirtschaftsräume enthalten haben.

Die Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld haben 1885 die außerordentlich wohlerhaltene Schicht des mykenischen Palastes mit seinen Vorhöfen, Toranlagen und schönquadrigen Festungsmauern freigelegt. Erst ein Menschenalter später sind Karo und Dragendorff darangegangen, an einigen freien Hof- und Saalstellen tiefer zu graben und haben dann genau in der Mitte der Burg einen riesigen steinernen Rundbau von 23 m Durchmesser gefunden, der ohne Frage ebenso wie die entsprechenden kleinen Bauten in Orchomenos die alte vorindogermanische Mittelmeerschicht anzeigt (Tafel IV a). Dieser große Rundbau liegt genau in der Mitte des Burgplatzes, er wird also auch zu seiner Zeit schon der Hauptbau einer Burg, einer Nuragenburg, dürfen wir sagen, gewesen sein. Die muß aber damals in ganz andern Linien umfaßt gewesen sein als die mykenische Burg. Alle Nuragenburgen zeichnen sich aus durch die gebogenen Linien, in denen ihre Mauern dahinlaufen, wie sie bald an-, bald abschwellen, an vorspringenden Felsstücken einen daraufgesetzten Rundturm im Halbkreis umziehen. Wie nun die Wohnbauten der mykenischen Periode sich durch ihre Eckigkeit völlig von dem alten großen Mittelturme unterscheiden, so unterscheidet sich auch der Hauptteil der Burgmauer von den alten Nuragenmauern. Die mykenische Mauer läuft in lauter geraden Linien. Wo sie beim Schmälerwerden des Plateaus einbiegen will, knickt sie so stark und so oft, wie es zur Festhaltung des Fels-


78. Gewölbe in der Burgmauer von Tiryns.



79. Treppe in Tiryns.

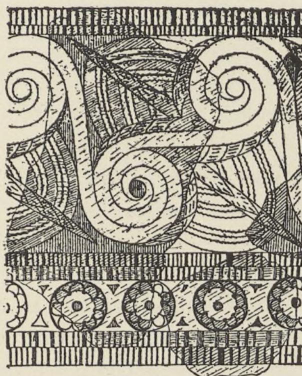
randes nötig ist; und wenn sie ihre Stärke vermindern oder vergrößern will, tut sie es ebenfalls durch Knicken. So ergeben sich überall Ecken und Winkel, und die Mauerdicke wechselt von 4—7, ja 8 m. An zwei Stellen, im Süden und Südosten, ist ihr eine besondere Verstärkung vorgelegt, in der sich 5 resp. 7 Kasematten befinden mit einem langen schmalen Korridor davor. Diese Räume sind spitz zugewölbt dadurch, daß man die Steinschichten immer stärker vorkragen läßt. Der Blick durch den Korridor der südlichen Anlage in unserer Abb. 78 zeigt die eigenartige Wirkung dieses Baues.

Im Gegensatz nun zu dieser ganzen Mauerführung steht im Westen ein Bogenstück, das eine sich hinaufwindende Treppe beschirmt. Da die Treppe am Bergfuße beginnt, ist die Mauer auch ganz hinuntergezogen. Sie knickt dabei aber kein einziges Mal, weder um auszuspringen noch um sich zu verdicken, sondern sie vollzieht beides ganz allmählich. In sanftem Bogen biegt sie aus, und langsam wächst sie von 5 auf 7 m Stärke. Hinzukommt, daß dies Bogenstück in einer älteren, primitiveren Mauertechnik gebaut ist. Die anderen geradlinigen und eckigen Mauern weisen gut gehauene Quadern auf. Hier aber sind große und kleine Bruchsteine aufeinandergepackt (Abb. 79).

Somit scheint es, daß neben dem großen Rundbau in der Burgmitte auch diese Treppenanlage im Westen aus der alten Nuragenzeit der Burg stammt. Wie man eine solche Treppe in mykenischer Zeit anlegte, neben einem quadratischen Turm steil aufsteigend und dann im rechten Winkel umknickend, zeigt Troja VI. Jenem westlichen Treppenaufgang gegenüber liegt im Osten in ganz mykenischen Mauerzügen das einzige andere, das Haupttor der Burg. Die Umwehrung hat hier 2 dicke Mauern hintereinander. Durch die erste führt ein glatter Eingang, vor der zweiten gehts dann gegen Süden in langem Gange zwischen den beiden Mauern hin, nach 20 m folgt ein Verschluß, und erst nach 67 m biegt es westlich durch ein Propylon in die Burg ein. Dabei geht von dem ersten Mauerdurchgang ab der Weg auch gegen Norden und erreicht hier rasch den Durchgang durch die zweite Mauer nach einem hintern Burghofe.

Entspricht schon diese Toranlage der einen von Troja VI, so ist das Propylon, durch das der Weg weiterführt, dort sogar schon in der Schicht II 3 vorgebildet: Säulenfront — Zwischenwand — Säulenfront heißt es in Tiryns, während in Troja die Säulen noch fehlen. Und dieselbe Anlage kehrt wieder zwischen dem ersten Burghofe und dem zweiten. Dieser liegt schon unmittelbar vor dem Hauptbau des Palastes. Er ist an 3 Seiten von Säulenhallen umgeben. An die südliche gerückt, steht ein viereckiger Altar, der eine runde Opfergrube enthält. Im Norden öffnet sich das große Megaron, das hier nicht eine, sondern 2 Vorhallen hat. In die erste geleitet ein Säulendurchgang, die zweite hat 3 Türen. Von ihr in den Hauptraum führt dann

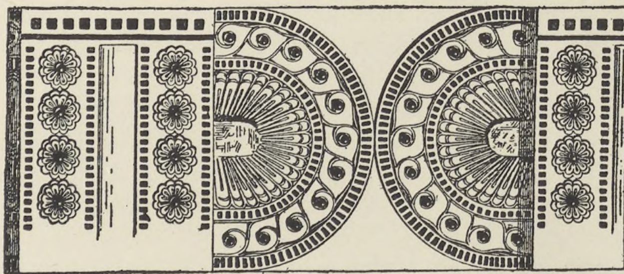
nur eine Tür. Dieses große Wohngemach von 9,75 m Breite und 11,80 m Tiefe hat in der Mitte den großen runden Herd — wie in Troja —, um ihn herum aber 4 Säulen. Sie sind da, um angesichts der Breite des Baues die Decke oder auch den offenen Dachstuhl tragen zu helfen. Homer kennt diese Säulen noch sehr wohl. Als Odysseus nach seiner Begegnung mit Nausikaa in den Palast des Alkinoos kommt, findet er die Mutter Arete „sitzend am glänzenden Feuer des Herdes, an die Säule gelehnt“. Daß das Dach eines solchen Megaron, wie Dörpfeld meint, basilikal gewesen sei, so daß die Mittelpartie zwischen den Säulen höher gewesen, die Seitenteile überragt habe, ist nicht notwendig, wahrscheinlicher, daß es ein offener Dachstuhl war, wie St. Croce in Florenz. In der Szene des Freiermordes schwingt sich bei Homer Athena in der Gestalt eines Vogels auf einen Dachbalken, um dem Kommenden zuzusehen. Es lagen also über den Säulen in der Längsrichtung des Gebäudes 2 Durchzugsbalken, auf denen sich weitere Dachstützen erheben konnten. Das Dach selbst war aber ein Giebeldach, wie es das Vorbild des nordischen Hauses immer gehabt hat.



80. Spirale mit Lotos aus Tiryns.

Hinter dem großen Megaron liegen gegen Osten noch zwei kleinere und einfachere, die einen gemeinsamen Vorhof haben. Vielleicht war das bessere davon das Haus der Königin. Alles übrige auf der Burg sind nur kleine Nebenräume, unter ihnen aber erstaunlich die Verhältnisse des Badezimmers. Sein Fußboden besteht aus einer einzigen dicken Steinplatte, die 22000 kg (440 Zentner) wiegen muß.

Von der Ausschmückung der Räume kann man sich nach allerhand erhaltenen Resten einigermaßen ein Bild machen. Der Fußboden des großen Megaron hatte ein kariertes Muster. Die aufgehende Wand des runden Herdes war in 4 Perioden nacheinander immer wieder verputzt und bemalt worden. Die Wände hatten ebenfalls, ähnlich wie in Kreta, Verputz und Malerei. Dabei fängt die Spiralornamentik an, ihre große Rolle zu spielen. Ein paar Stücke Kalkputz erlauben ein Ornamentband herzustellen, in dem eine fortlaufende, auf- und absteigende Spirale stilisierte Lotosbüschel aussendet (Abb. 80). Es sind auch lebendige Bilder vorhanden: ein Akrobat auf einem Stier, Frauen, in den erhobenen Händen Kästchen tragend, alles ganz in kretischem Stil und wohl auch von kretischen Künstlern ausgeführt. Im großen Megaron lief außerdem ein Alabasterfries um, der ein öfter vorkommendes Motiv verwendet (Abb. 81): zwei Rosettenhalbkreise durch ein breites rosettenbesetztes Band getrennt. Die Mittelpunkte der Rosetten und die Spiralköpfe in den Halbkreisen sind mit Knöpfen aus dunkelblauem Glasfluß besetzt, so daß dieses Zierstück an den Kyanosfries erinnert, der bei Homer den Palast der Phäaken schmückt.



81. Kyanos-Fries in Tiryns.

Eine Burg wie Tiryns im ganzen gesehen, unterscheidet sich wesentlich von den früheren im Mittelmeere, den Nuragenburgen, und ebenso von denen in Ägypten, Hettitien, Babylonien. Die ganze Wucht der Verteidigung ist auf die Burgmauer gelegt. Hat man deren verschiedene Sperren durchbrochen, so ist einem das ganze Innere verfallen. Es gibt kein Schloß, Hilani, Bergfrit, Donjon, der den Insassen noch als letzte Zuflucht dienen könnte. Sie suchen ihr Heil mehr in der aktiven als in der passiven Verteidigung. Sie machen Ausfälle, solange es geht — wie die Trojaner bei Homer — und verteidigen dann ihre Burgmauer. Deren Fall bedeutet Tod oder Gefangenschaft.

Die Gebäude in der Burg sind nichts anderes als die friedlichen Wohnstätten, die die nordischen Einwanderer von ihren heimischen Gutshöfen mitgebracht haben. Nichts von den vielartigen Räumen und den Fluchten von Repräsentationshallen und Treppen und Sälen, wie etwa in Babylon oder Knossos. Der „König", der auf der Burg von Tiryns wohnte, war in Wirklichkeit doch nur ein einfacher Gaufürst, aber er war schon einer von den Leuten, von denen Koldewey sagt, daß sie im Gegensatz zu den Hettitern sich danach sehnen, die Verteidigung möglichst rasch in einen Männerkampf im offenen Felde zu verwandeln.

Mykene

Tiryns, wo Herakles geboren sein soll, steht an Altersruhm und mythischer Würde voran, aber Mykene ist das Haupt des Achäischen Bundes, der gegen Troja auszog und der für uns heute schon so gut wie geschichtlich gilt. Und Mykene ist auch eine weit größere Burg als Tiryns und schon durch seine Lage in der Landschaft zu einer viel bedeutenderen Rolle berufen. Es liegt zurückgezogen in eine schwer angreifbare und sehr verteidigungsfähige Ecke, dabei aber auf der Wasserscheide zwischen dem Korinthischen und dem Saronischen Golf, also dem westlichen und dem südöstlichen Meere, in der Mitte zwischen den Reichen des Odysseus und Nestor und denen des Achill und des Menelaos. Die Straßen, die Mykene damals schon mit den Meeren nach beiden Seiten hin verbanden, sind in Verbindung mit den großen Burggrabungen Schliemanns festgestellt worden. Sie laufen, ganz verwandt den in Kreta von Knossos ausgehenden, über spitzgewölbte Brücken, gestützt durch kyklopische Mauern, wie für die Ewigkeit gebaut, dahin und sind hier und da durch Sperrforts geschützt.

In der Burg Mykene aber hat Schliemann 1876 neben Troja und Tiryns sich den dritten großen Ruhmeskranz erworben. Er hat hier die größten Goldschätze gehoben, die wohl jemals an einer Stelle aus der Erde gestiegen sind, und ihr Reichtum und ihre künstlerische Pracht haben heute im Athenischen Nationalmuseum nicht ihres gleichen in der Welt. Den Palast hat Schliemann in Mykene nicht ausgegraben. Er hatte einen solchen ja damals auch in Troja noch nicht, und Tiryns folgte erst 1884. Er hat vielmehr durch seinen naiven Glauben an die antike Überlieferung, daß gleich hinter dem Löwentore die Gräber des Agamemnon und der Seinigen lägen — während alle Welt diese Überlieferung von einem ganz ungehörigen Begraben innerhalb der Burg verwarf, — diese Gräber tatsächlich gefunden. Die Erforschung der Wohnbauten auf der Burghöhe hat nachher (1886) die griechische Archäologische Gesellschaft besorgt, und in den letzten Jahren haben die Engländer noch an verschiedenen Stellen wichtige Nachträge geliefert.

Die Burg von Mykene hat eine weite unregelmäßige Form, weil sie hoch in den Bergen sich an der Straße Argos—Korinth einen leidlich brauchbaren Platz aussuchen



Das Löwentor von Mykene.
Gemälde von C. W. von Heideck. München, Städt. Galerie. (zu Seite 90).

und herrichten mußte (Taf. IVb). Sie bildet im ganzen ungefähr ein Dreieck, dessen Hauptseite gegen Westen liegt, während die beiden anderen, rundlich oder eckig einbiegend, lang nach Osten ausziehen. Die vordere Breite der Burg beträgt etwa 260 m, die westöstliche Länge gegen 325 m.

Die Besiedelung des Berges ist sehr alt. Am Westhange sind Reste von einfachen Häusern und Gräbern gefunden, deren Tonware bis ins 3. Jahrtausend zurückgeht. Und auch an und in der Burg, wie sie Schliemann und die Späteren ausgegraben haben, waren immer 2 Hauptperioden deutlich zu unterscheiden. Die Schachtgräber Schliemanns waren ja eigentlich einer Burg von Griechen oder auch Urgriechen nicht zuzutrauen. Das Bestatten im Hause und in der Burg ist Sitte der alten vorindogermanischen Kulturen, und so hat es immer schon Kopfzerbrechen gemacht, wie es kommt, daß sie in der mykenischen Burg liegen. Die Lösung haben erst die letzten englischen Ausgrabungen gebracht, die besonders in der Partie des Gräberrundes und des Löwentores die beiden großen Perioden klar haben scheiden können. Um das Gräberrund verläuft die Burgmauer in alter Bogenform und zeigt auch einen alten „kyklopischen" Steinschnitt, und wo sie ans Löwentor gelangt, lassen ihre alten Fundamente unter diesem noch den Ansatz zu einem großen runden Turme erkennen. — Alles Eigentümlichkeiten, die wir von den Nuragenburgen her sattsam kennen und auch in Tiryns in klaren Zügen wiederfanden.

Das Gräberrund hat also noch einer alten mittelländischen Burg angehört. Die Burgmauer, wie sie im übrigen heute noch steht, mit dem weit vorspringenden rechteckigen Turme am Löwentore und diesem Tore selbst gehört derselben späteren Zeit an, die auch in Tiryns lauter geradlinige und eckige Formen verwandte.

Zu den alten Schachtgräbern im Rund hat ein alter Palast gehört, von dem die Spuren auf der Höhe in der Mitte der Burg unter dem späteren Palaste aufgetreten sind. Gräberrund und alter Palast mit alter Burgmauer gehören in das 17. Jahrhundert oder in die Zeit um 1600 v. Chr. Die großen Bauten, die das heutige Bild beherrschen, sind aus erheblich späterer Zeit, nämlich aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, also von 1380 oder 1370 v. Chr., und entstammen, wie Wace, der Leiter der letzten Grabungen, nach allen Seiten zeigt, dem unternehmenden, kunstsinnigen Geiste e i n e s großen Herrschers. Er hat die ganze Burgmauer mit dem Löwentore neu gebaut, die alten Schachtgräber mit einer Schüttung überdeckt und einen Steinplattenring als Kultplatz über ihnen hergerichtet. Er hat auch den neuen Palast gebaut und außerhalb der Burg das bedeutendste und schönste aller Kuppelgräber, das sog. Atreusgrab, errichtet, wahrscheinlich für sich selbst. Die Mauer läuft in außerordentlicher Stärke, bis zu 5 m dick, um die ganze Burg, auch im Süden bleibt sie massig, trotzdem diese Seite durch jähen Felsenabsturz vollkommen sturmfrei ist. Im östlichen Teil der Nordseite liegt eine Nebenpforte ähnlich wie das Löwentor, aber in kleineren Verhältnissen gestaltet; weiterhin folgt dicht an der Mauer der Abstieg auf 83 Stufen zu einem Brunnen, der, dem Feinde verborgen, auch bei einer Belagerung die Burgleute mit Wasser versorgen konnte. An der Ostseite, der einzigen, die gegen hohes Land liegt, befindet sich noch eine kleine spitzbogig zugewölbte Pforte.

Das einzige große Tor ist das berühmte Löwentor mit dem Löwenwappen über dem Türsturz. Es hat sich einen langen Vorplatz, von beiden Seiten eingeengt, geschaffen. Links streicht in südöstlicher Richtung die Burgmauer. Sie knickt an dieser Stelle im rechten Winkel gegen Südwesten um und läßt nun auf der rechten Seite des Tores einen großen Turm von 7,5 m Breite und 22 m Länge vorspringen, so daß der Angreifer



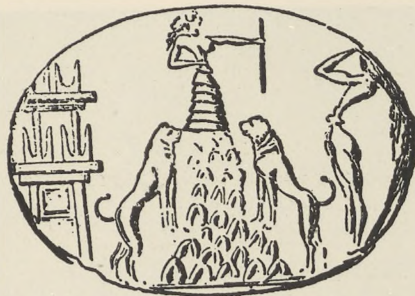
82. Gräberrund in Mykene (Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin).

zwischen diesem Turme rechts und der Burgmauer links in einer langen üblen Enge von beiden Seiten her beschossen wurde. Das Nebentor im Nordosten stellt denselben, nur viel schmäleren Vorraum her, indem es die beiden Enden der Burgmauer hintereinander legt und sie besonders dick werden läßt, so daß der Eingang hier wie von zwei Türmen flankiert ist.

Am Löwentore ist das Quaderwerk besonders schön und schwer gestaltet (Tafel V). Die Schichten aus großen Steinen gehen fast glatt horizontal durch. Der Eingang selbst, etwa 3 m weit und fast ebenso hoch, hat auf 2 hohen Quaderpfosten einen mächtigen, in der Mitte geschwellten Türsturz, der seitlich über die Pfosten etwas übergreift. Damit aber auch trotz dieser Stärke der Türsturz nicht in Gefahr komme, eingedrückt zu werden, hat man über ihm das „Entlastungsdreieck" angelegt, und es mit der Reliefplatte geschlossen, die dem Tore seinen Namen gegeben hat. Auf der gleichschenkligen Kalksteinplatte erhebt sich in der Mitte auf hohem Postament eine Säule mit kapitellartigen Auflagern; beiderseits steht ein Löwe hoch aufgerichtet, die Vorderpranken auf das Postament gestellt, den Kopf, der besonders aufgesetzt war, offenbar nach vorn gewandt.

Was diese wappenartige Darstellung bedeutet, ist aus der Kultur und der voraufgegangenen Mittelmeerzeit ganz klar. Auf Bergen und Bäumen, aber auch auf besonders errichteten hohen Steinen und Säulen nahmen die Geister der Gottheit und der Ahnen Platz, wenn sie mit den Menschen in Verkehr treten wollten. Sie tun das

unsichtbar, aber die Vision der Gläubigen kann sie auch leibhaftig in die Erscheinung treten sehen, die Gottheit mit ihren Begleittieren. So entsteht dann ein Bild wie auf dem kretischen Siegelringe (Abb. 83): auf einem Steinhügel erscheint eine weibliche Gottheit, zwei Löwen recken sich an dem Hügel hinauf.



83. Altkretische Göttin mit Löwen auf Hügel. Abdruck eines Siegelringes aus Knossos, um 1500.

Wenn man ein solches Bild am Tore der Königsburg anbrachte, so wollte man sich damit das regelmäßige Erscheinen und den Schutz der Gottheit sichern.

Hat man das Löwentor durchschritten, so liegt gleich rechts, dicht an der ausbuchtenden Mauer, das Gräberrund, in dem Schliemann die 6 königlichen Schachtgräber mit ihrem erstaunlichen Goldreichtum gefunden hat. Die Gräber waren über den Platz ausgedehnt, den man nachher mit dem Plattenringe eingefaßt hat. Die Engländer haben noch eins nördlich davon gefunden (Abb. 82).

Die Gräber waren senkrecht tief in den Boden geschachtet, an den Wänden mit Steinplatten verkleidet und oben mit solchen überdeckt. Sie sind von verschiedener Größe, so daß sie von 2—5 oder 7 Leichen bergen.

Die Leichen waren unverbrannt bestattet und in verschwenderischer Weise geschmückt und ausgestattet. Auf den Gesichtern der Männer lagen goldene Porträtmasken (Abb. 84), auf der Brust des einen ein goldener Panzer, Schwerter mit goldenen Griffen und Dolche mit metalltauschierten Darstellungen auf der Klinge hatten sie neben sich, dazu kunstreiche Trink- und Schenkgefäße aus Gold und Silber. Die Frauen hatten riesige ovale Platten als Brustschmuck, massenhaft auf die Gewänder genähte Goldscheiben, ferner Kopf- und Armbänder, Fingerringe, Haarnadeln usw. Das Stück einer Silbervase zeigte die Verteidigung einer Stadt. Die Burg steigt mit ihren dicken Mauern terrassenförmig auf. Die Männer schleudern und schießen mit Bogen (Abb. 86).



84. Totenmaske aus dem 5. Schachtgrabe von Mykene, Goldblech. Athen, National Museum.

Über den Gräbern standen auf dem Friedhofe Stelen, die die Taten der Männer in Reliefdarstellungen schilderten, wie sie, auf dem Kriegswagen fahrend, ihre Feinde erlegen. Die Ornamentik auf den Schmucksachen und in dem Rahmen der Stelen schwelgt dabei in den üppigsten Spiral- und anderen Geschlingen (Abb. 85).

In diesem unteren Teil, südöstlich hinter den Gräbern, liegen nur unbedeutende Gebäudereste. Das Gebäude zwischen dem Gräberrund und dem Löwentore scheint nach den letzten Grabungen ein Getreidespeicher gewesen zu sein, aber vielleicht nur für die Zeit der Bauarbeiten zur Versorgung der Arbeiter bestimmt. Unter diesem Gebäude kam das VII. Schachtgrab zutage. In der Mitte der ganzen Burg erhebt sich westöstlich gestreckt



85. Kalksteinstele in Mykene (Schliemann, Mykene).

die oberste Höhe, und sie trägt den Palast. Eine Treppenanlage führt von Süden her hinauf. Sie mündet vor einem Hofe, an dem gegen Westen wie gegen Osten Gemächer liegen. Im Osten ist es genau dasselbe große Megaron mit 2 Vorhallen wie in Tiryns. In der Front stehen 2 Säulen, im Hauptraum hält die Mitte der große runde Herd. Westlich vom Hofe liegt der Thronsaal mit einem Postament, ähnlich wie im Hauptbau von Tiryns für den Thron. Vom Palaste ist nach Süden viel abgestürzt, und im Norden hat der spätere Athenatempel ihn beschnitten. Aber die letzten Grabungen haben doch so viele schöne kleine Schmuckreste ergeben, daß man sieht, der Palast war nicht bloß größer als der in Tiryns, sondern auch besser disponiert und mindestens ebenso reich ausgestattet.

Die Burg von Mykene hatte vor sich im Westen und Süden eine große Siedlung, von der aber nur wenig Häuser zu erkennen sind, und die nicht ummauert war. Die Mauer, die von den beiden Enden der nach Südwesten gekehrten Burgfront abzweigt und früher für mykenisch gehalten wurde, ist erst aus hellenistischer Zeit.

In dieser Stadt Mykene liegen nun auch die großen königlichen Kuppelgräber, die wir der jüngeren Periode der Burg zuschreiben müssen: 2 innerhalb des Altstadtringes, 4 westlich und südwestlich außerhalb.

In der jüngeren Periode war also die altmittelländische Sitte des Begrabens in der Burg schon abgekommen. Man kann die Entwicklung dieses neuen Grabbaues verfolgen. Zuerst hat der Zugang keine Wandverkleidung, und für das Grab werden unbehauene Steine verwandt. Dann kommt die Verkleidung des Ganges und die Erfindung des Entlastungsdreiecks über dem Türsturz. Die letzte und höchste Stufe stellt das sog. Atreusgrab dar, das mit Recht „das herrlichste Bauwerk der griechischen und überhaupt der europäischen Vorgeschichte“ (G. Karo) genannt wird. Es liegt ungefähr in der Mitte der Außensiedlung.

Der Zugang (dromos), 35 m lang und 6 m breit, führt in den Berg hinein, ist aber bis zur Grabfront offen. Diese Front ist 14 m hoch; die Tür zum Grabbau mißt 2,66 m unten, 2,46 m oben und 5,40 m in der Höhe. Sie hat als Überdeckung 2 Balken hintereinander, von denen jeder 9 m lang, 5 m breit und 1 m dick ist, so daß er 120 000 kg wiegt. Neben der Tür ragt links und rechts eine Halbsäule auf, die ein rundliches Kuchenkapitell und ein eckiges Epistyl trägt. Alle 3 Stücke bestehen aus grünlichem Stein, und die Säulen sind mit Zickzackbändern, die Kapitelle mit flachen Rautenmustern geschmückt. Über dem Türsturz befindet sich das Entlastungsdreieck

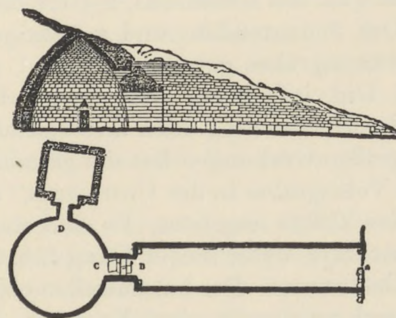
von 3 m Basisbreite. Die Platte, die es verschloß, ist nicht mehr vorhanden, aber vielfache Splitter, die sich fanden, zeigen, daß sie aus rotem Porphyr war. Die Fassade muß in dieser Farbigkeit und mit ihrem reichen Schmuck einen prachtvollen Eindruck gemacht haben.



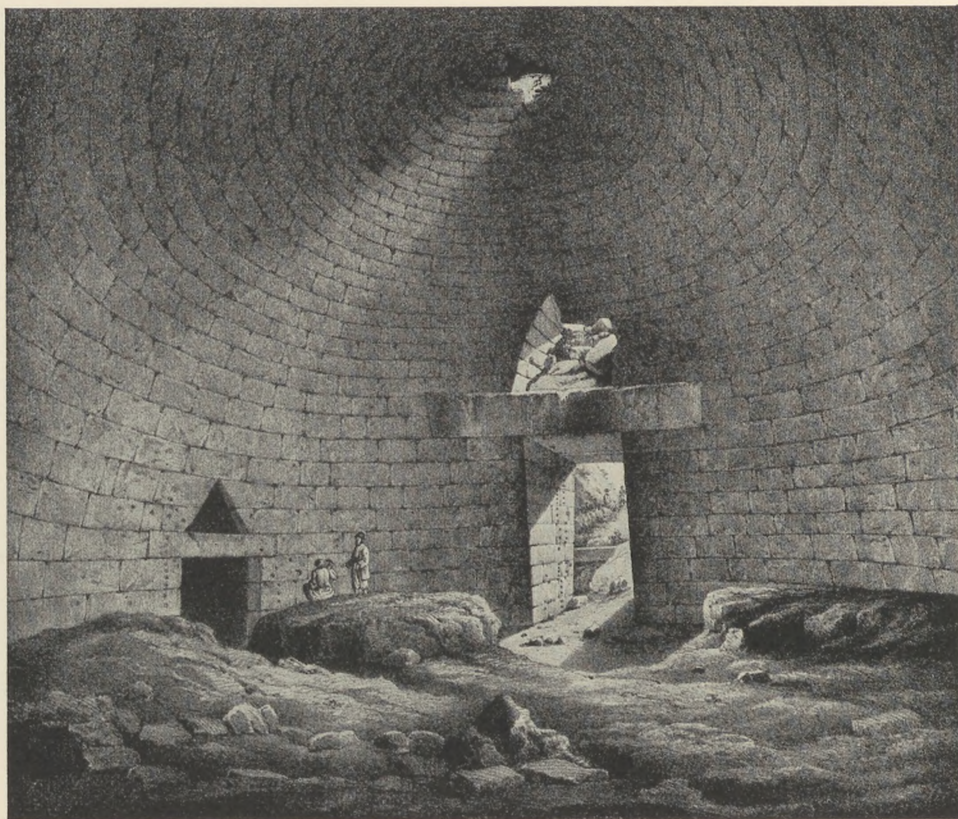
86. Stadtverteidigung, Bruchstück eines silbernen Rhyton aus dem 4. Schachtgrabe von Mykene. Athen, National-Museum (Arch. Jahrb. XXX).

Durch diese schöne Tür gelangt man nun in den großen Kuppelraum. Er ist im Felsen ausgehöhlt und die Wände dann mit Steinringen verkleidet, die sich nach oben verengen und an der Spitze mit einem großen Block geschlossen werden. Der Raum ist 24,4 m weit und 23 hoch, und 33 Steinschichten, deren Stärke nach oben abnimmt, gestalten ihn (Abb. 87, 88). Die Wände sind schön geglättet. Reihenweise finden sich kleine Löcher verstreut, in denen zuweilen noch Bronzestifte stecken. Bei dem ganz ähnlichen großen Kuppelgrabe in Orchomenos konnten vergoldete Bronzerosetten im Fünfermuster verteilt : · : an den Kuppelwänden festgestellt werden. Beim Atreusgrabe war das Muster und die Form der Zierstücke nicht mehr genau zu erkennen, aber es muß ähnlich gewesen sein.

Neben diesem Kuppelraume öffnete sich eine kleinere Tür zu einer rechteckigen Grabkammer — genau so war es auch in Orchomenos —, die ebenfalls in den Felsen gehauen war. Sie war in Mykene mit Alabasterplatten verkleidet gewesen; in Orchomenos hatte sie die berühmte schöne Decke mit dem Spiral- und Lotosmuster in der Mitte und Rosetten im Rahmen umher, genau wie es die gemalte Wandverzierung von Tiryns (oben Abb. 80) bietet. Die Mitte dieser Nebenkammer zeigt nur eine flache Eintiefung im Boden. Das Grab muß halb oberirdisch angelegt gewesen sein. Wo solche besondere Grabkammer vorhanden war, ist die Kuppel offenbar nur Kultraum gewesen, für die Hinterbliebenen jederzeit zugänglich.



87. Aufriß und Grundriß des sog. Schatzhauses des Atreus. 1:1200.



88. Sogenanntes Schatzhaus des Atreus in Mykene.
Lithographie nach einer Zeichnung von C. Dodwell um 1830.

Diese großen Tholosbauten älteren und jüngeren Stils haben sich durch die letzten Grabungen auf 9 Exemplare vermehrt. Daß sie einer andern, jüngeren Dynastie angehören als die Schachtgräber, ist ohne Frage, und man möchte nun jedes Grab mit seinen spärlichen Bestattungen einem Könige dieser jüngeren Dynastie zuschreiben, so daß die Reihe aus 9 Herrschern von etwa 1500—1350 v. Chr. bestanden hätte. Der bedeutendste und prächtigste wäre dann gegen den Schluß der Erbauer des Atreusgrabes gewesen.

Die einfacheren Leute hatten Gräber, die im Baucharakter wohl verwandt, aber in der Herrichtung doch unvergleichlich bescheidener sind. 10 Jahre nach Schliemanns großen Grabungen hat die griechische Archäologische Gesellschaft viele von ihnen als „Volksgräber in der Unterstadt“ aufgedeckt. Sie haben aber immer noch Bevorzugten des Volkes angehört. Es sind einfache, in den Felsen eingeschnittene Kammern. Ein mehrere Meter langer Gang führt horizontal in den Felsen hinein zu dem viereckigen Grabraume. Der hat zuweilen einige Nischen, und ein paarmal führt ein weiterer Gang noch zu einer zweiten Kammer. Die Decke ist gewöhnlich giebelförmig, nur gelegentlich unregelmäßig gewölbt. Die Kammern pflegen 4:5 oder 3:5 m zu messen und sind entsprechend an den Seiten 2—$2^1/_2$, in der Mitte unter dem Giebel $2^1/_2$—3 m hoch.

In diesen Bürgergräbern von Mykene, die schon in das 14. und 13. Jahrhundert gehören, ist das erste Eisen in Griechenland zutage gekommen, und zwar bezeichnenderweise nicht zu Werkzeugen oder Waffen, sondern zu Schmucksachen verarbeitet: ein paar Fingerringe von Eisen sind es, die man gefunden hat.

Die Funde von Mykene liefern das wichtigste Material für den Vergleich der kretischen und der mykenischen Kultur. Man hat lange von einer kretisch-mykenischen Kultur gesprochen und an eine organische Fortentwicklung der einen aus der andern gedacht. Die baulichen Verschiedenheiten sind dem zuerst entgegengetreten und dann immer mehr auch die stilistischen in den übrigen Kunstgattungen. Das lösende Wort können wir heute sprechen mit der Erklärung: die kretische Kultur ist noch rein mittelländisch, die mykenische aber hat als Grundlage die neue nordische Einwanderung. Diese Einwanderer, die neuen Herren, bequemten sich zunächst der vorgeschrittenen Art ihrer neuen Heimat an. Der Steinbau war ihnen von Haus aus fremd, sie ließen ihn sich gefallen und meisterten ihn bald in neuer Art. Die Bogenlinien der Burgmauer weichen den geraden Fluchten und eckigen Vorsprüngen. Der große Rundbau in der Mitte versank unter dem rechteckigen Herdhause. Die Ausschmückung der neuen Paläste aber sollte nicht zurückstehen hinter den stolzen alten Kretern. Durch Künstler, die man aus dem anerkannten Kreise berief oder auf Kriegszügen gefangen und zu Sklaven gemacht hatte, ließ man sie ausführen. Aber was dargestellt werden sollte, schrieb man ihnen schon vor. Die friedlichen Idyllen der Opferträger, der Blumengärtner, der knicksenden Hofdamen waren diesen Nordleuten zu sanft. Die Stierspiele ließen sie sich gefallen, aber im übrigen herrschte Krieg und Jagd. Und auch in den Schmucksachen und dem ganzen Kunststil kam die herbere, strengere Richtung immer mehr zur Geltung. Unter dem von auswärts bezogenen Material fallen besonders auf die großen Bernsteinperlen, die offenbar zu Halsketten gereiht waren: sie stammen nach ihrem hohen Gehalt an Bernsteinsäure von der Nordsee.

Die augenfälligsten Unterschiede der mykenischen gegen die kretische Kultur bleiben der Burgenbau an sich und der Grundriß des Hauses und Palastes. Die Kreter haben keine Burg, sondern nur ein Schloß, einen zur Not verteidigungsfähigen Palast. Die Mykenier schützen sich mit mächtigen Burgmauern und schwer bezwingbaren Toren und setzen ihre Wohnungen in derselben einfachen Gestalt hinein, wie sie sie in der friedlichen nordischen Heimat bauten. Und dies Haus steht im stärksten Gegensatz zum südlichen und speziell kretischen. Es ist das Herdhaus gegen das Hofhaus. Das ganze Haus ist eigentlich dazu da, den großen Herd zu umrahmen und zu überdachen. Es ist erfunden in einem Lande, wo es, wie Heinrich Heine sagte, 7 Monate Winter gibt und 5 Monate keinen Sommer. Das südliche Haus aber hat als Hauptstück den großen Binnenhof, in dem sich zum größten Teil des Jahres alles Leben und alle Betätigung abspielt, in dem gearbeitet, gekocht, gegessen, gebetet und getanzt wird, und um den herum die Unterkunftsräume für die Nacht und die Aufbewahrungsräume für den Besitz und den Vorrat und für die Bedürfnisse der Verwaltung sich gruppieren.

Dieses südliche Hofhaus ist nun freilich weit elastischer als das nordische Herdhaus. Es läßt sich in kleinem und in ganz großem Maßstabe herstellen. In Malta legen sich erst nur drei Rundhütten um den Hof. In Melos sind es schon sieben. In Kreta wimmeln um den großen Binnenplatz unzählbare Räume. Das nordische Haus aber legt sich nur auf einer Seite hinter den Vorhof, in Troja in dreifacher Gestalt, in Tiryns dreifach schräg nach rückwärts verschoben, mit eingesetzten neuen kleineren Vorhöfen.

Wenn die Mykenier eine so große Verwaltung und einen so großen Hofstaat gehabt hätten wie etwa die Babylonier, wären sie mit ihrem einfachen Bausystem in Verlegenheit gekommen. Aber sie waren auch alle nur Kleinkönige, wenn auch zeitweise zu größerem Verbande zusammengeschlossen.

Der Achäische Bund, wie er sagenhaft bei Homer unter dem Heerkönig Agamemnon auftritt, erhält archäologisch in der Ausbreitung der mykenischen Kultur eine so gute Grundlage und historisch durch die Entzifferung der neuen Bogasköi-Tafeln eine so überraschend hohe Abstempelung, daß man von einem Mykenischen Reiche, wenn auch als Bundesstaat gestaltet, sprechen möchte, ebenso wie man „von des Attischen Reiches Herrlichkeit" für die kurze Zeit des Seebundes von 480—430, die zugleich die Perikleisch-Phidiasische Epoche war, gesprochen hat.

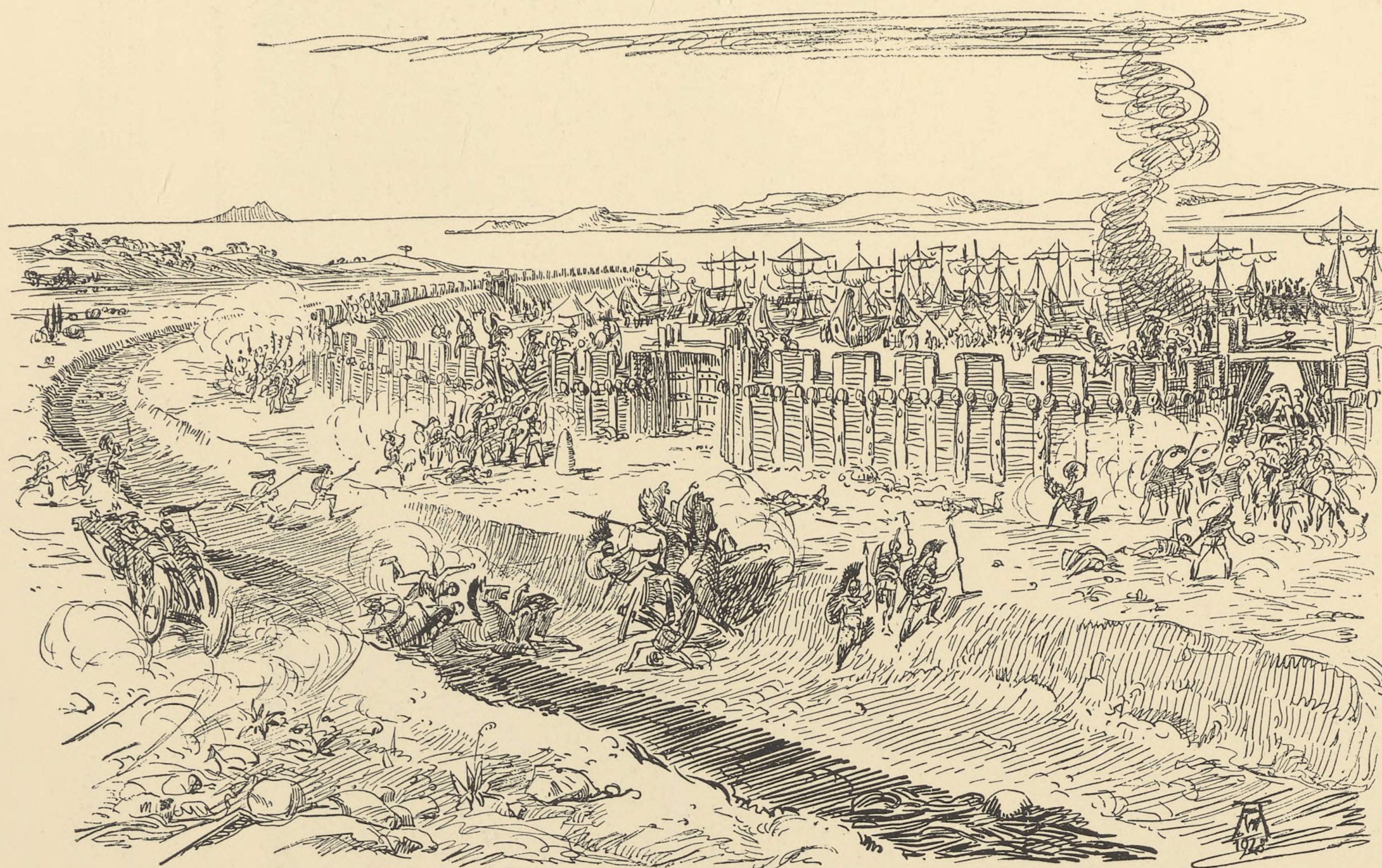
Die Scherben der schönen mykenischen Firnisvasen lassen uns die ganze Ausdehnung dieser Kultur leicht erkennen, hier und da kommen alte Schachtgräber oder jüngere tholosartige hinzu und spärlich auch eine Burg. Die Stammlinie ist die der Einwanderung von Thessalien über Böotien nach Attika, der Argolis und Sparta (Amyklae). Von da strahlt die Verbreitung aus an die asiatische Küste. Troja VI ist da weitaus der stärkste Platz und zugleich der nördlichste wohl der ganzen mykenischen Kultur. Nach Süden folgen Pitane, Kolophon, Milet und sehr stark Rhodos und Kypros. Nach Westen, wo die Reiche des Nestor und des Odysseus liegen, sind an der Küste von Elis (Pylos ?) und auf Kephallenia, Leukas, Korfu die Zeugnisse aufgetreten, aber noch weiterhin in Unteritalien und Sizilien.

Die Burgen sind spärlich oder doch erst spärlich erforscht. Den reichsten Ertrag kann die Argolis geben. Nach dem älteren Tiryns hat nachher Mykene alles überstrahlt. Aber daneben sind Fürstensitze auch in Mideia, Argos, Nauplia gewesen. Bei Argos sogar zwei: ein vormykenischer auf der kleinen rundlichen Burg, die von den Griechen nachher Aspis (Rundschild) genannt wurde, und die mykenische wohl auf der Larissa, was ja pelasgisch „Burg" bedeuten muß.

Deutlich erkennbar ist Athen schon eine mykenische Burg gewesen. Besiedelt war der Platz noch früher. Am Südhange sind vormykenische Gräber und Häuserreste zutage gekommen und ein Kykladenidol. Um den Burgfelsen aber zog sich, den Griechen ganz bekannt und heute noch in Stücken nachweisbar, das sog. Pelargikon, die spätmykenische Festungsmauer mit 3 Toren und einem Vorwerk im Westen, der einzigen Aufgangsseite, wo bis heute die Propyläen stehen. Auch Reste des Palastes hat man bei den Tiefgrabungen der 1880er Jahre erkennen können südlich vom Erechtheion. Unten sind ebenfalls mykenische Spuren aufgetreten: zwischen Areopag und Pnyx spätmykenische Gräber, im Kerameikos einige Bügelkannen. Athen war ohne Frage die Vorburg von Attika (Abb. 89).

Auch Akrokorinth, an dessen Fuße sich ganz alte Siedlungsspuren gefunden haben, werden wir in seiner stolzen Lage mit für die frühe Zeit in Anspruch nehmen dürfen (Taf. VIb).

Das historische Licht auf diese ganzen Verhältnisse im Inselmeere werfen um 1300 die 11000 beschrifteten Tontafeln, Briefbogen können wir sagen, die unsre Ausgrabungen von Bogasköi nach Berlin gebracht haben. Es ist die Korrespondenz der damaligen Hettiterkönige mit den ägyptischen Pharaonen. Da klagt der Hettiter, wie er in seiner schwierigen Mittellage immer zu rechnen habe mit dem Großkönig der Achaivaja im Westen, dem Großkönig von Babylonien im Osten. Die Achaivaja sind ohne Zweifel die Achäer, und ihr Großkönig muß damals unbedingt schon der Mykenier



Schiffslager der Griechen vor Troja.
Zeichnung von W. Andrae. (Zu S. 101).



Photo Staatl. Bildstelle, Berlin.

Akrokorinth.
(Zu S. 96.)

Tafel VI
Rückseite



89. Ansicht von Athen (Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin).

gewesen sein. Man glaubt in den Briefen außerdem andere aus Homer bekannte Namen wiederzuerkennen, so in Atarisios den Atreus, Vater des Agamemnon und Menelaos, in Bataklava den Eteokles von Orchomenos, in Trusa Troja usw. Die Achäer scheinen damals deshalb den Hettitern so gefährlich, weil sie an verschiedenen Stellen auf deren Besitz überzugreifen beginnen. So ist Atarisios an der kleinasiatischen Küste (bei Milet ?) gelandet, andere haben Cypern besetzt und suchen von da aus die Küste von Pamphylien zu gewinnen.

Das sind Geschehnisse, die wir auch früher schon aus der Verbreitung der mykenischen Kultur in ihrer späten Zeit herauslesen konnten. Die Bestätigung durch schriftliche Zeugnisse zeigt aber in erwünschter Weise, wie unrecht diejenigen haben, die in starrem Historikerdünkel immer noch verbieten wollen, aus archäologischem Material Schlüsse auf geschichtliche Ereignisse zu ziehen. Wenn ein großes, einheitliches Material spricht, das ganz bestimmte Bewegungen und Entwicklungen anzeigt, darf man immer annehmen, daß es sich nicht bloß um Kultur- und Modeschiebungen, sondern um Völkerschicksale handelt.

Von einer achäischen Großmacht sprechen die keilschriftlichen Bogasköi-Tafeln. Der bei Homer vor Troja erscheinende Achäische Bund wird damit in der Tat zu einem Achäischen oder Mykenischen Reiche. Und die Furcht und Bedrängnis, die der Hettiter diesen westlichen Nachbarn gegenüber empfindet, erklärt sich aus der rücksichtslosen Ausbreitungslust dieser Achäer und dem besonderen Charakter der damaligen Kriegszüge.

Der Goldreichtum der mykenischen Schachtgräber hat immer schon die Frage aufgebracht: wie kommt der Herr des kärglichen argolischen Bodens zu solchen Schätzen? Die Antwort ist erst neuerdings aus verschiedenen Beobachtungen und alten Berichten heraus gegeben worden: Ein Feldzug wurde damals nicht durch förmliche Kriegserklärung angekündigt und dann durch das Gegeneinanderrücken der Streitkräfte eingeleitet, sondern wie in Wikingerzeiten brach man mit einer Anzahl schneller Schiffe auf, überfiel eine reiche Handelsstadt, nahm alles rasch beförderliche Wertgut weg und

fuhr wieder ab. Auf einem solchen Raubzuge war ja auch Helena von Paris weggeführt worden, und bei Homer erzählen verschiedene: Eurykleia, Eumaios, wie sie bei solchen Gelegenheiten aus ihren vornehmen Elternhäusern in die Sklaverei verschleppt worden sind.

So hat man auch die Einfälle der „Nordvölker" oder ‚Seevölker", der Schardana (Sardinier), Turscha (Tusker), Schekelesch (Sikuler) und Aiwasch (Achäer!) im 14. und 13. Jahrhundert nach Ägypten zu bewerten. Sie wollten das Nilland nicht erobern, sie wollten den Rahm seiner Üppigkeit abschöpfen in den Handelsstädten an der Küste. Gerade von Ägypten müssen die Mykenier sich ihr Gold geholt haben, die Ägypter hatten damals im Neuen Reiche Nubien und den Sudan voll aufgeschlossen und damit das größte Goldland des Altertums gewonnen.

Ganz ebenso haben nachher im frühen Mittelalter die „Wikinger" ihre Fahrten gemacht: die Normannen an die reichen Küsten von Nordfrankreich, die Dänen noch 1168 nach Arkona auf Rügen, wo sie sich den reichen Tempelschatz des Swantewit ausliefern ließen.

Wir dürfen also die Burgherren von Mykene, Tiryns, Athen uns nicht zu sehr von idealen Völkerbundsgedanken erfüllt vorstellen. Die Lage ihrer eigenen Burgen, ebenso wie derer aus dieser Zeit an der kleinasiatischen Küste, zeigt auch schon die starke Rücksicht auf diese seeräuberischen Verhältnisse: sie sind immer ein gutes Stück von der Küste entfernt: von Athen sind es 6 und 7 km bis zum Phaleron und dem Piräus, von Tiryns 3 km bis zum Meere; Mykene liegt ja ganz gesichert weit hinauf zwischen Argos und Korinth. Aber auch drüben Troja ist 5 km von Kum Kale, dem nächsten Punkt am Hellespont entfernt, und Kolophon, der älteste Vorort von Ionien, das man nach Livius 2 milia passuum (= 3 Kilometer) vom Meere entfernt immer vergeblich gesucht hatte, fand ich 1886 15 m. p. (= $22^1/_2$ km) davon, oben auf der Wasserscheide zwischen dem südlichen Golf von Ephesus und dem nördlichen von Smyrna.

So schützte man sich schon von vornherein gegen die zeitübliche Taktik, der man selbst huldigte. Einen Weg von 5 km kann der plötzlich einfallende Feind bis zur Burg wohl ungehindert zurücklegen und dort vielleicht auch seinen Raub vollziehen; aber bis er dann den Rückweg überwunden hat, werden doch so viel einheimische Reisige zusammengekommen sein, daß er schwer mit seiner Beute zu seinen Schiffen gelangen wird.

Auf die Erschwerung des Abzuges sind solche Maßnahmen immer berechnet. Wir wissen es von unseren mittelalterlichen Landwehren her. Die konnte der Feind bei seinem Ansturm auch wohl überrennen, wenn er dann aber das erbeutete Vieh wegtreiben wollte, bot die Landwehr ein böses Hindernis, und die zusammenströmenden Bauern konnten sich ihrer Habe leicht wieder bemächtigen.

Dipylonzeit

Diese achäisch-mykenische Periode, mag sie nach unserem Gefühl auch einen Schönheitsflecken haben durch ihr Raubsystem, war doch die griechische Heldenzeit, die die homerischen Gedichte schildern, und sie war nach ihren Burgen mit Palästen und Gräbern eine Zeit der Kunstblüte, von der wir noch vor wenigen Jahrzehnten uns nichts haben träumen lassen.

Diese große Periode ist dann aber auf einen Schlag zugrunde gegangen. Alle die mykenischen Burgen, die wir kennen, sind zur selben Zeit verbrannt, zerstört und die meisten als Ruinen liegengeblieben. Auf Tiryns und Mykene hat nur ein großer Tempel

die altheilige Tradition fortgesetzt. Athen, dessen Siedlung unten immer lebendig blieb, ist später als Tyrannenburg wieder auferstanden und dann Tempelburg geworden.

Die Vernichtung der mykenischen Herrschaft und Kultur muß erfolgt sein durch eine neue nordische Einwanderung. Und die Leute, die diesmal kamen, zeigten weniger Verständnis und Respekt als ihre Vorgänger für das, was sie vorfanden, die so schön das Pelasgische zum Mykenischen umgeschmolzen hatten. Die ersten Einwanderer waren aus dem Ostteil der Balkanhalbinsel gekommen, aus der großen altthrakischen Kultur der reichen unteren Donauländer, wo Orpheus, der erste Sänger, zu Hause war, aus der man bei Homer immer noch stolz ist, ein schönes Schwert u. dgl. zu besitzen. Die zweiten kamen aus dem ärmlichen westlichen Teile, aus Albanien, Epirus, wo sich in den rauhen Gebirgslandschaften, wie wir bis heute sehen, kaum etwas anderes als ein Bauern- und Hirtenleben entwickeln kann.

Von diesen neuen Leuten, den Doriern, kennen wir in Griechenland keine Burg und kaum ein Haus. Selbst in Attika, wo die zahlreichen Gräber am athenischen Dipylon mit ihren großen geometrisch verzierten Tongefäßen der ganzen Periode den Namen der „Dipylonkultur“ gegeben haben, ist nichts von Architektur vorhanden. Sie müssen sehr primitiv in Lehm und Holz gebaut haben, daß keine Spur in und über dem Boden erhalten geblieben ist.

Und doch können wir auf eigenartige Weise erschließen, wie sie, wenn's einmal durchaus sein mußte, eine Befestigung anlegten. Die homerischen Lieder besingen ja Ereignisse der mykenischen Zeit und sind auch wohl zum guten Teil schon in dieser Zeit entstanden. Aber ihre Zusammenfassung zu großen Epen haben sie erst im 9. bis 7. Jahrhundert, also in der vollen Dipylonzeit, erfahren, und naturgemäß hat der Dichter, der ihnen diese letzte Form gab, seine anschaulichen Bilder vielfach aus dem genährt, was er selber in seiner Zeit sah. So kommt es, daß er für die altberühmten Stätten immer nur die kurzen traditionellen Schmuckworte hat: das „goldreiche Mykene“, das „schön ummauerte Tiryns“ usw. Wo er aber an Stätten kommt, die kein Griechenauge mehr sehen kann oder auch keines je gesehen hat, da schafft er aus eigener Phantasie und nun im Dipylonstil. So läßt er den Odysseus bei den Phäaken vom Hafen hinaufgehen zur Burg des Alkinoos. Die hat eine erstaunliche Mauer „mit Pfosten gebaut“: σκολόπεσσιν ἀρηρότα. Die Skolopes sind Pfähle oder Pfosten, die bei Homer auch für das Schiffslager der Griechen vor Troja eine Rolle spielen. In der Mauer der Phäakenburg sind sie der Beweis, daß hier nicht von einer Steinmauer, wie sie Tiryns, Mykene und Troja VI hatten, die Rede ist und auch nicht von lagernden Hölzern, wie in den Burg- und Palastmauern von Troja II, sondern zum ersten Male von stehenden, von Wallpfosten, wie unsere deutschen Ausgrabungen in bronzezeitlichen Burgen uns sie klar vor Augen geführt haben.

Noch deutlicher kommt die Verwandtschaft mit den alten Verhältnissen in Deutschland zur Geltung in dem Bilde, das der Dichter von dem Schiffslager der Achäer vor Troja entwirft. Freilich wird es nur an einer Stelle ganz einheitlich so beschrieben, daß die anderen gelegentlichen Erwähnungen von Einzelheiten dazu stimmen. Eine andere Stelle, die in gewissem Gegensatze steht, stammt von einem Nachdichter, der selbst keine klare Vorstellung mehr hatte.

Jene erste Schilderung findet sich in einer Rede, die der alte Nestor in der Volksversammlung hält, um die Befestigung des Lagers durchzusetzen. Er will die vielen Opfer der letzten Schlacht ziemlich entfernt von den Schiffen verbrannt und unter einem großen Hügel bestattet sehen (Il. 7. 337ff.):

. . . . . und neben ihm bauen wir eilig
Hochgetürmt die Mauer uns selbst und den Schiffen zur Schutzwehr.
Drin auch bauen wir Tore mit wohleinfugenden Flügeln,
Daß bequem durch solche der Weg sei Rossen und Wagen.
Draußen umziehn wir sodann mit tiefem Graben die Mauer,
Daß er in weitem Bogen abhalte Pferde und Fußvolk.

Hundert Verse später wird die Ausführung dieses Werkes ziemlich mit denselben Worten beschrieben, aber am Schlusse ein Neues leichtsinnig hinzuphantasiert (Il. 7. 440ff.):

Draußen umzogen sie dann mit tiefem Graben die Mauer
Breit umher und groß und darin auch pflanzten sie Pfähle.

Diese Pfähle im Graben, die hier behauptet werden, haben das ganze Bild verwirrt. Alle Kommentare, alle Übersetzungen, alle Sammlungen homerischer Realien haben die Pfähle im oder am Graben angenommen und die richtige Stelle, wo sie wirklich gestanden haben, nicht gefunden. Und doch ergibt sie sich aus der späteren Schilderung eines Angriffs der Trojaner auf die Mauer des Schiffslagers ganz klar. Sie haben in der Front der Wallmauer gestanden und hier eine Bohlen- oder Flechtwand gehalten, so wie es bei unseren deutschen Erdburgen von der Bronzezeit an bis spät hin immer der Fall ist. Noch in mittelalterlichen Stadtrechnungen tritt des öfteren ein Posten auf für das neue „Beplanken" des Walles.

Als der Sturm der Trojaner auf das Schiffslager seinen Höhepunkt erreicht, heißt es bei Homer (12. 258ff.):

Jetzo dem Wink des Gottes und eigener Stärke vertrauend
Strebten sie durchzubrechen der Danaer mächtige Mauer,
Rissen herab die Zinnen und machten sich keck an die Brustwehr
Und umwühlten mit Hebeln des Baus vorragende Pfeiler,
Welche zuerst die Achaier gestellt als Halter der Mauer.
Diese wuchtet' ihr Stoß und sie hofften des schütternden Bauwerks
Einbruch. Doch nicht wichen die Danaer dort von der Stelle.

Man kann die Rolle der Pfosten in der Mauer nicht klarer schildern. Sie halten die Mauer, sie sind zuerst tief in den Boden eingepflanzt und müssen deshalb mit Hebeln herausgewuchtet werden. Es ist genau das, was wir in Deutschland bei diesen Bauwerken, in der frühen Zeit, besonders in der ostdeutschen „Lausitzer Kultur", immer beobachten.

Die „vorragenden Pfeiler" heißen hier allerdings στῆλαι προβλῆτες, nicht σκόλοπες wie sonst. Aber diese sich vorwölbenden Pfeiler sind sicher dasselbe wie die σκόλοπες, die Odysseus in der Burgmauer des Alkinoos sah. Der Ausdruck des sich Vorwölbens ist ganz plastisch bezeichnend für die Rundhölzer, die eine Flechtwand halten und mit ihrer Hälfte naturgemäß vorn herausragen.

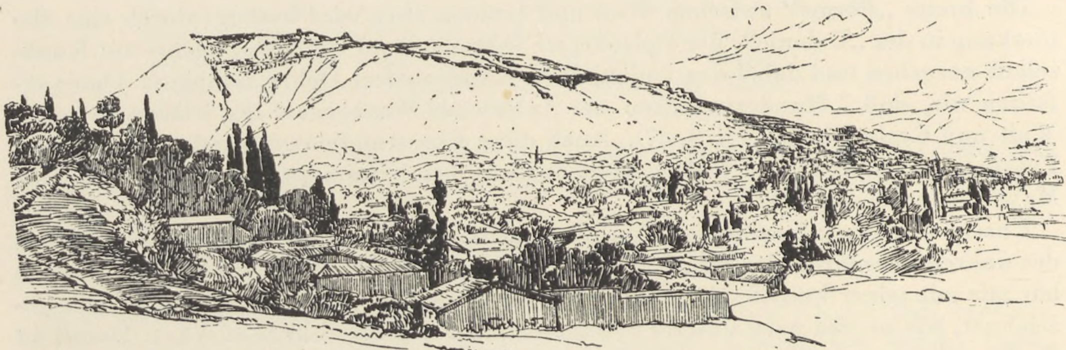
Der Wallbau dieses Schiffslagers ist also ganz klar. Nicht minder interessant ist aber der vorliegende Graben und die breite Fläche, die nach Homer zwischen Graben und Wallmauer gelegen hat. Denn auch diese beiden Dinge finden ihresgleichen nur in den ältesten deutschen Verhältnissen.

Der Graben muß breit und steilwandig gewesen sein, denn er ist zu Fuß und zu Wagen immer schwer zu passieren. Apollon tritt nachher die Ränder ein und schafft damit einen möglichen Ab- und Aufstieg (15, 355). Es war also ein breiter Sohlgraben wie die unserer Steinzeitburgen von Urmitz, Mayen usw. Später hat man sie in Deutschland gar nicht mehr so angelegt.

Die breite „Berme“ zwischen Wall und Graben aber wird bezeugt durch eine Bemerkung in der „Dolonie“, der Episode, wo Odysseus und Diomedes nachts auf Kundschaft ausgehen und dabei den trojanischen Kundschafter Dolon abfangen. Dabei erfahren wir, daß 7 Hundertschaften der Achäer als Wachen auf der Fläche zwischen Wall und Graben liegen (Il. 9, 87). Auch diese Eigentümlichkeit findet ihre einzige Parallele in unseren ganz frühen Volksburgen: bei Urmitz ist die Berme 12 m, bei Mayen sogar 25 m breit!

Unsere deutschen Grabungen sind noch nicht alt. So konnte auch die Erkenntnis des wahren Charakters der Schiffslagerbefestigung erst vor kurzem erfolgen. W. Andrae hat mir mit seiner kunstfertigen Hand ein volles Bild des achäischen Schiffslagers gezeichnet, wie es sich nach unserer heutigen Auffassung darstellt (Taf. VIa). Man sieht die Bemühungen der Trojaner, mit ihren Wagen den Graben zu zwingen. Fußtruppen sind auch an der Mauer beschäftigt und suchen Bresche zu schlagen. Vor einem Tore steht der große oben zugespitzte Stein — ein Götterstein (Seelenthron), wie er an Wegen und Toren aufgerichtet wird —, den Hektor nachher ergreift und gegen die Torflügel schleudert, daß sie krachend auseinanderfliegen.

Die klassische Philologie und Archäologie konnte nicht wohl zum richtigen Verständnis dieser Befestigung kommen, weil in ihrem Material, dem literarischen und monumentalen, alle Anhalte dafür fehlen. Denn so viele Jahrhunderte der Holz- und Lehm- oder Erd- oder Steinbau in Griechenland auch gedauert haben muß, so wenig Spuren hat er doch im Gelände und im Gedächtnis der Bewohner hinterlassen. Nichts zeigt klarer seinen nordischen Ursprung als solch eine Schiffslagerbefestigung. Aber wie die blonden Menschen im Laufe der Zeit von den dunkeln aufgesogen sind und ihre Erinnerung nur noch durch Homers ξανθὸς Μενέλαος wachhalten, so ist auch im ganzen Inselmeere der altangestammte Steinbau wieder zur Herrschaft gekommen, daß niemand mehr an eine schwächere Zwischenzeit dachte. Holzarmut und Steinreichtum des Südens gaben dabei natürlich den Ausschlag. Aus ihnen ist ja auch der Gewölbebau gegenüber dem nordischen Giebel zu erklären.



90. Pergamon nach den Ausgrabungen von 1885. Ansicht von Westen vom römischen Theater aus.

IV. GRIECHENLAND UND ITALIEN

Athen und Rom

Für die weitere Entwicklung des Burgenwesens ins klassische Griechentum hinein ist das Musterbeispiel von Athen, das man immer zuerst vor Augen haben wird, in gewisser Weise irreführend. Man möchte meinen, das Hauptstück von Athen, seine Akropolis, müßte sich, wenn auch in bescheidener Form, als erstes in jeder Stadt wiederfinden.

Das ist aber gar nicht der Fall. Die Akropolis, die Burg, entsteht nur unter ganz bestimmten Bedingungen als Volksburg oder als Herrenburg. Athen bietet sich uns zuerst als mykenische Herrenburg. Der Herr hatte sich, so wie in Tiryns und Mykene, mit der Familie und wenigem Gefolge auf dem Felsplateau eingerichtet. Die Reste des Palastes sind ja beim Erechtheion gefunden.

Als diese erste Blüte von den Dorern zertreten wurde, Kodrus als letzter König, wie die Sage berichtet, vor den Toren der Stadt gefallen war, blieb doch gewiß, wie in Tiryns und Mykene, der alte Götterkult auf der Burg und fand nachher in einem großen Tempel seinen Ausdruck. Aus der volkstümlichen Verfassung der nordischen Leute entwickelte sich die Tyrannis, die im 6. Jahrhundert allgemein wurde. Nun war die Akropolis wieder eine Herrenburg. Die Pisistratiden führten ein vornehmes Regiment. Wo ihr Haus auf der Burg gestanden hat, wissen wir nicht. Der Herr hauste wohl damals wie vorher Pharao in Medimet Habu in der Götterburg. Und als die Pisistratiden 510 vertrieben waren, wurde die Akropolis endgültig und für alle Folgezeit die Tempelburg.

Aber es fragt sich, ob eine so große Burg wie die Akropolis von Athen nicht vor ihrer Rolle als mykenische Herrenburg schon die einer Volksburg gespielt hat; einer Volksburg in dem Sinne, wie Servius Tullius sie für die Landbevölkerung als Zuflucht errichtete, und wie sie im frühen Mittelalter in Deutschland neben dem Herrenhofe als Regel auftritt.

Die athenische Lokalsage versetzt in der Tat den Wohnsitz des Aigeus, des Vaters von Theseus, zu den ältesten Heiligtümern, die unten am Ilissos gelegen haben, an der einzigen Stelle, wo der Fluß ein breiteres Schwemmland gebildet hat, wo zwischen

seinen Armen sogar eine Insel sich ausbreitet, der Stelle, die noch in später Zeit ἐν κήποις „in den Gärten" hieß, und wo die Römer mit Vorliebe ihre Villen anlegten. Die Kalirrhoe, die hier eine Menge im Kalkgeschiebe gesammelten Wassers aussprudelt, konnte die Anziehungskraft des ganzen Platzes nur verstärken.

Auf diesem Gelände liegen die von Thukydides bezeugten ältesten Heiligtümer: das Olympieion, von Hadrian erneuert und heute zum Teil noch stehend, das Pythion, das Dionysion ἐν λίμναις und das Aphrodision ἐν κήποις; dazu kommt der alte Ge-Spalt, der hier immer gezeigt wurde, und nach Pausanias das Delphinion.

Hier muß nun auch der alte Königssitz gewesen sein. Plutarch erzählt, als Theseus unerkannt nach Hause kam und schon mit Aigeus beim Mahle saß, habe ihn der alte König aus Argwohn durch einen von Medea gemischten Giftbecher beseitigen wollen. Da habe Theseus sich zu erkennen gegeben, und der Alte habe den Becher umgestoßen und den Trank verschüttet „an der Stelle, wo heute im Delphinion die Umzäunung steht. Denn hier wohnte Aigeus, es heißt auch eine Herme, östlich vom Delphinion, heute noch ‚die Herme an Aigeus' Pforte'".

Es ist also klar, daß in Athen der König erst am Fuße der Burg gewohnt hat, die als Fluchtburg seinem ganzen Gebiete zur Verfügung stand, und dann auf sie hinaufgezogen ist. Zu verwerfen ist jedenfalls die alte Auffassung, daß Athen entstanden sei aus zwei „Gemeinden", der einen auf der Akropolis, der andern am Ilissos, oder auch aus einer „Burgstadt", die sich nach Süden und Westen ausgedehnt hätte.

Man darf nicht glauben, daß die Annahme einer alten Fluchtburg für Athen willkürlich und ohne Beispiel in Griechenland sei. Der Begriff steht dort tatsächlich auf indogermanischen Entwicklungslinien.

Die alte Burg von Athen hieß einfach Polis, erst später Akropolis „Hochburg". Servius Tullius hatte seine ländlichen Fluchtburgen, wie Dionysios sagt, „mit griechischem Ausdruck" Pagoi genannt. Dieser Ausdruck war also keineswegs gemeingültig bei den Griechen, ja er war von Hause aus wohl überhaupt gar nicht griechisch, sondern altmittelländisch: pelasgisch, karisch und vielleicht auch etruskisch. Wie die Römer als Nachfolger der Etrusker so manches Altmittelländische beibehalten haben, was bei den Griechen durch das Indogermanische überdeckt wurde, so ist auch nur bei ihnen das Wort pagus ein Appellativum, ein Gattungsname geblieben, während er bei den Griechen nur als Eigenname sich ganz spärlich findet: für die Burgen von Smyrna, von Urkorinth, in Athen für den Areios pagos.

Bei den Griechen ist auch die indogermanische Bezeichnung Pergamos nicht Gattungsname geworden, sondern nur spärlicher Eigenname geblieben: für die Priamosburg und die Attalidenburg. Die allgemeine gängige Bezeichnung für die Burg ist griechisch πόλις, und das ist schon wirkliches indogermanisches Griechisch, nicht was Dionysios unter Griechisch versteht. Mit diesem Worte Polis ist es dann aber bezeichnenderweise bei den Griechen ebenso gegangen wie bei den Römern mit pagus. Mit „Burg" wurde alsbald alles gemeint, was zur Burg gehörte, was oben in den Listen geführt wurde und dort seine Steuern bezahlte. So bekam Pagus die Bedeutung „Gau" und Polis die Bedeutung „Stadt" und „Staat". Und als es so weit gekommen war, nannte man die alte Burg, die Keimzelle des Ganzen, zum Unterschiede Akropolis „Hochburg".

Bei Homer glaubt man die alte Bedeutung der Polis als der Burg gegen das Asty, die offene Siedlung an ihrem Fuße noch gelegentlich herauszuhören. In dem Asty läßt Hekabe die alten Frauen zusammenrufen, dann geht sie mit ihnen zum Athenatempel

in der Polis hinauf (Il. 6, 287ff.). Von Hektor sagt Hekabe, er sei der Ruhm der Familie gewesen im Asty und der Schutz der Troer und Troerinnen in der Polis (22, 433). Odysseus und einige andere schleichen sich einmal an die Polismauer heran (21, 608), um sich dann im Asty zu verteilen und zu verstecken (Od. 14, 472).

Dörpfeld hat, als er mit Schliemann in Troja grub, eifrig nach einer Befestigung des Asty, der „Unterstadt", gesucht, aber nirgend eine Spur davon finden können. Diese Unterstädte sind auch in der Frühzeit des ritterlichen Herrentums nie befestigt gewesen, weder Troja noch Tiryns, Mykene, Korinth, Athen. Athen, das ja allein ein ewiges Leben gewonnen hat, ist erst in der Not der Perserkriege (Thuk. I, 89ff.) von Themistokles ummauert und durch lange Schenkel mit dem Piräus verbunden worden.

Klarer noch als für Athen erscheint eine ähnliche Entstehung für Rom. Hier ist der Palatinische Hügel die Keimzelle. Er heißt einfach palatium = πόλις, im Gegensatz zum collis Quirinalis, collis Viminalis, mons Caelius, mons Cespius, und er birgt nicht die ältesten Heiligtümer, wie das der Vesta, der Laren usw. Das alte Palatium, die Roma quadrata, deren Umfang noch Tacitus (Ann. 12, 24) nach den 4 Ecken der Ara maxima, der Ara Consi, den Curiae veteres und dem Sacellum Larum angibt, umfaßte die stattliche Fläche von etwa 10 ha. Das ist ein Quadrat von etwas über 300 m Seite, der Lagerraum für eine halbe römische Legion, also 3000 Mann. Der große Raum und das Fehlen der alten Heiligtümer stempelt das Palatium zur Fluchtburg, die der ganzen umwohnenden Bevölkerung zur Verfügung gehalten wurde.

An der Nordostecke des Palatiumvierecks liegen die curiae veteres, die alten Versammlungshäuser der Kurien, denen novae curiae an anderer Stelle gegenüberstehen. Schon Romulus hatte, der Überlieferung nach, das römische Gebiet in 30 Kurien eingeteilt, deren jede eine große Feldmark umfaßte und von den darauf ansässigen Geschlechtern (gentes) selbständig bewirtschaftet wurde. Jede Kurie stellte später 100 Fußsoldaten und 10 Reiter. Je 10 Kurien bildeten eine Tribus. Die Kurien waren rein patrizisch, und es hat sehr lange gedauert, bis die Plebejer zugelassen wurden.

Nach dem, was wir heute von Hof und Burg in ältesten Zeiten wissen, löst sich die alte Frage, was die Kurien eigentlich bedeutet haben. Nach der üblichen Auffassung (Pauly-Wissowa) gehören sie noch heute nach ihrer Entstehung, Bedeutung und Entwicklung zu den dunkelsten Einrichtungen des römischen Staates. Besonders hat man nach der Deutung des Namens in verschiedenster, aber bisher nie ganz befriedigender Weise gesucht. Von curare wollte man zumeist die curia ableiten, zuletzt hat Mommsen an den Stamm κυρ (κύριος, κοίρανος) „herrschen" gedacht.

Etwas viel Einfacheres wird das Richtige sein.

Die große Feldmark, die eine Curia umfaßt, die Geschlechter, die darauf wohnen, zeigen, daß es sich um altagrarische Verhältnisse handelt. Nun heißt curia im späteren Latein und im ganzen Mittelalter „der Gutshof". Das ist offenbar ein Wort aus der altlateinischen Volkssprache. Ihm ist es ergangen wie den Worten πάγος und πόλις. Pagos ist ursprünglich — bei Servius Tullius — die Fluchtburg für den Gau, nachher bedeutet es den ganzen Gau selbst. Polis ist ebenso die Fluchtburg für ein bestimmtes Gebiet, nachher deckt es das ganze Gebiet und bedeutet „Staat". Das alte Volkswort Curia ist nun in die lateinische Literatur erst eingetreten, als es schon die Bedeutung der „Gutsvertreter" und des Versammlungshauses dieser Vertreter angenommen hatte. Im Mittelalter ist aus dem Volkslatein die Bedeutung Curia = Gutshof wieder zur Geltung gekommen. Daneben ist aber die Bedeutung Curia = vornehme Vertreterversammlung, z. B. in „Ritterkurie" oder „Sella curulis" bis heute erhalten geblieben.

In Griechenland sowohl wie in Rom werden wir diese alte Zusammengehörigkeit von Hof und Burg für indogermanisch, erst durch den nordischen Einfluß gebracht, ansehen dürfen. Das alteinheimische Fürstentum des Südens und Ostens kennt dergleichen nicht. Die kretischen Dynasten, ebenso wie die in Ägypten und in Babylon, leben vom Tribut ihrer Untertanen. Die indogermanischen Heerführer und Fürsten aber waren die ersten ihres Volkes, weil sie durch den reichsten Landbesitz und den regsten Betrieb sich zu den Tüchtigsten entwickelt hatten. Wenn Nilsson — wie mir scheint mit Recht — auf ihre soziale Kultur zurückschließt aus den Verhältnissen, die noch zur Zeit Karls des Großen bei den Sachsen geherrscht haben, so werden wir uns nicht vorstellen wollen, daß Wittekind etwa ein Reichspräsidentengehalt empfing, sondern wir wissen, daß er einer der größten Grundbesitzer des Landes war.

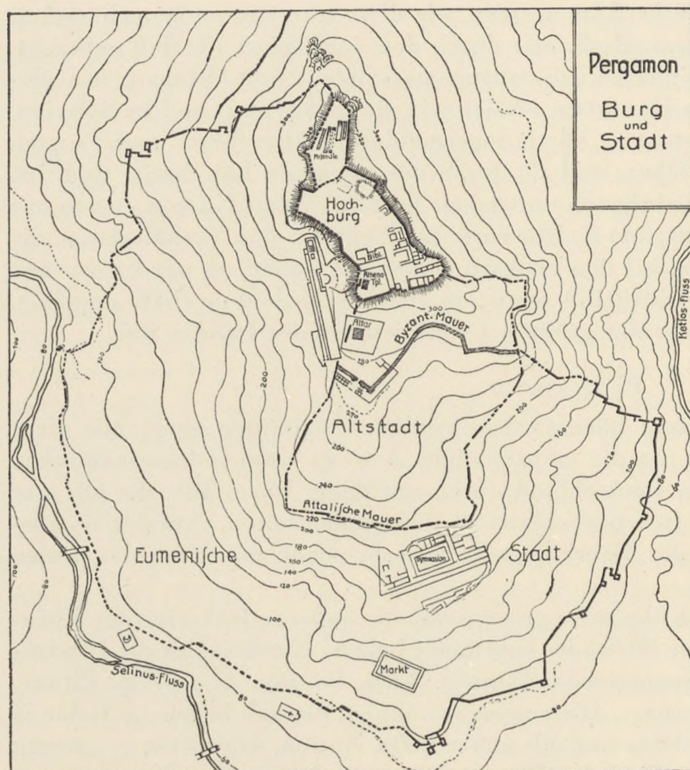
Pergamon

Die Art, wie Athen und Rom höchstwahrscheinlich entstanden sind: mit einer Volksburg als erstem Stück, ist die ursprüngliche Art des alten indogermanischen Mutterlandes. Sie läßt sich in Deutschland durch unzählige Burgwälle, die alle nur Volksburgen waren, belegen. In Griechenland ist sie ziemlich selten. Auf der Wanderung der Stämme hatte sich das Heerkönigtum zu sehr schon zu einem dauernden Herrentum entwickelt.

In dieser Form ist dann auch die erste griechische, die äolische Kolonisation Kleinasiens erfolgt. Sie soll im ganzen 30 Städte begründet haben. Strabo zählt die 12 wichtigsten auf: Kyme, Larissa, Neonteichos, Temnos, Killa, Notion, Aigiroessa, Pitane, Aigaiai, Myrina, Gryneia, Smyrna. „Diejenigen von ihnen, die sich bisher im Gelände haben feststellen lassen" — und das sind alle außer Killa, Notion, Aigiroessa — „zeigen übereinstimmend, daß bei der Wahl des Platzes der maßgebende Gesichtspunkt gewesen ist, eine Burg, und zwar, wie deren beschränkter Umfang zeigt, eine Herrenburg als Kopf der Siedlung anzulegen. Eine Ausnahme macht nur Grynion, das von Anfang bis zu Ende Heiligtum mit offener Siedlung gewesen ist und daher immer unter dem Schutze von Myrina gestanden hat." So habe ich schon 1887 geschrieben, nachdem ich alle diese Städte selbst gesehen hatte. In Smyrna liegt die alte Burg, die bis heute Pagos heißt, am Südrande der großen bewohnten Stadt und ist selber so groß, daß sie vielleicht eher eine Volks- als eine Herrenburg gewesen ist.

Die bald folgende ionische Kolonisation ist nicht anders verfahren: Ephesos, Milet und besonders Kolophon haben ausgesprochene Herrenburgen. Bei Kolophon ist durch ein Kuppelgrab ja auch der frühe, noch mykenische Charakter der Gründung nachgewiesen.

In diese vorderen Gegenden Kleinasiens haben wir durch unsere langjährigen deutschen Ausgrabungen, erst in Pergamon, dann in Priene und Milet, Einblicke gewonnen, wie kaum irgendwo sonst. Es gibt da im Binnenlande ganz alte Gründungen, die nie zu Städten geworden sind, wo der Fürst sich auf einem Bergkegel, auf dem erst viel später eine festummauerte Burg erstand, niedergelassen hat, um seine Äcker und Weiden zu verwalten. So ist es mit der Burg Teuthrania, die genau in der Mitte zwischen Pergamon und dem Meere liegt und diesem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Telephos, der Sohn der Auge, die als erste Europäerin an das asiatische Ufer verschlagen war, ist Fürst von Teuthranien und kämpft gegen den neuen Eindringling Achill, der als Führer der nun beginnenden großen äolischen Kolonisation kommt. Teuthrania und Halisarna sind zu Xenophons Zeit (um 400 v. Chr.) im Be-



91. Plan von Pergamon. 1:15000.

sitze zweier Söhne des Spartaners Demaratos, dem der Perserkönig sie für seine Hilfe im griechischen Kriege geschenkt hatte. Sie sind auch damals nur kleine Herrenburgen, aber offenbar mit einem großen Landbesitz, sagen wir: reiche Rittergüter, gewesen und waren damit gewiß ein kostbares Geschenk. Teuthrania ist ein Felsblock (Prophet Elia), der ganz unvermittelt aus der breiten Schwemmebene des Kaikos aufsteigt und oben noch heute deutlich die Reste einer engen Ringmauer und einiger Wohngebäude griechischer Zeit aufweist. Die Geschichte der Auge und ihres Sohnes Telephos bildet bekanntlich den Inhalt des köstlichen kleinen „Telephosfrieses", der auf dem großen Zeusaltar von Pergamon oben in der Säulenhalle umlief, während unten der Sockel des Altars mit dem mächtigen Hochrelief des Gigantenkampfes geschmückt war. Halisarna ist 4 km flußaufwärts auf dem Erigöl-Tepe anzunehmen.

Pergamon betrachtete sich als Nachfolgerin des alten Teuthrania. Aus früher Zeit erfahren wir aber kaum etwas von ihm. Xerxes ist hier vorbeigezogen, Xenophon ist dagewesen. Die große historische Rolle beginnt für die Burg erst nach Alexander d. Gr. Dessen Generäle teilten sich das Reich: Ptolemaios erhielt Ägypten, Seleukos Syrien, Lysimachos Makedonien und Kleinasien. Lysimachos vertraute seinen Staatsschatz dem getreuen Philetairos an, der ihn auf der Burg von Pergamon in sichern Verwahr nahm. Die Nachfolger des Philetairos, die immer Eumenes und Attalos heißen: Eumenes I. — Attalos I. — Eumenes II. — Attalos II. — Attalos III., haben dann als Dynasten in Pergamon geherrscht und die Attalidenburg, wie Horaz sie preist, zu einer der stolzesten des Altertums gemacht. Aber nicht sie haben diese Burg gegründet. Die Ausgrabungen haben den Platz als eine sehr alte Siedlung und besonders im 6. Jahrhundert schon mit der schönsten damaligen Keramik, der sog. rhodischen, ausgestattet erwiesen.

Pergamon war wohl schon von den Teuthraniern als weitere Etappe ins Innere und erheblich höhere Stufe eingenommen worden. Es liegt an der Stelle, wo man die untere Hälfte des Kaikostales bis zum Meere und die obere bis zu den Quellen, und zugleich die nördlich in die fruchtbare Kosak-Hochebene und weiter zum Ida und in

die Troas führenden Wege beherrscht. Und dies Beherrschen übt sich leicht, denn Pergamon ist eine der stolzesten und festesten Burgen im ganzen Bereiche des Mittelmeeres. Deshalb hat auch Lysimachos seinen Schatz gerade hier in Sicherheit bringen lassen.

Die Burg von Pergamon krönt die hohe südliche Spitze eines felsigen Gebirgsausläufers, der beiderseits von einem starken Bache, dem Selinus und Ketios, flankiert wird. Diese Flanken sind sehr steil, die nördliche Verbindung zum Gebirge hin ist ganz schmal und zu einem tiefen Sattel eingesenkt; nur nach Süden gegen die Kaikosebene breitet sich der Burgberg behäbig nach beiden Seiten aus und senkt sich langsam ab (Abb. 90 u. 91).

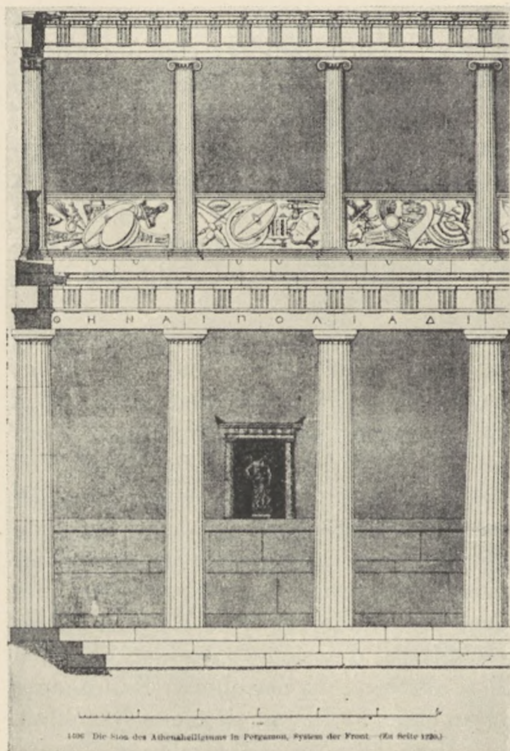
Die Entwicklung der Burg und Stadt auf ihm ist durch unsere Grabungen völlig aufgeklärt. Die oberste Platte des Burgberges, die sich 335 m über das Meer erhebt, ist von Anfang bis zu Ende die Herrenburg gewesen. Sie ist von Norden nach Süden 250 m lang, an der Westseite stark eingebuchtet — denn das späte Trajaneum steht hier zur Hälfte auf künstlichen Unterbauten — und in der Südfront 170 m breit. Die alte Burgmauer, die diesen Teil umzog, aus kleinen, wenig gerauhten Quadern, die aber eine glatte Wand bilden, ist hinter und unter den späteren, zuletzt noch türkischen Mauern, vielfach erhalten. Ihr eines großes Tor lag im östlichen Teile der Südfront. Seine Gestalt ist leider nicht erhalten. An einer sehr eigenartigen Nebenpforte aber zeigt sich die Mauer in schönster Erhaltung. Am Westrande der alten Burg ist später in den steilen Hang ein großes Theater eingeschnitten, das sich von seinen obersten Sitzreihen bis zur Orchestra und Bühne um 40 m absenkt. In der oberen Randmauer dieses Theaters steckt die alte Burgmauer, und an einer Stelle hat sie einen Durchlaß, der den Weg zum Wasser des nie versiegenden Selinus öffnete. Eine schmale Treppe führt in einem durch den Fels gehauenen Gange hinab und mündet heute auf den oberen Sitzreihen des Theaters. Ursprünglich ging der Weg natürlich auf dem wilden alten Felshange hinab.

An diese alte Burg, deren Mauer spätestens von dem Schatzhüter Philetairos stammen wird, ist nicht lange, nachher vielleicht von Attalos I., dem Galliersieger, der erste Stadtring in starker Ausbeutelung nach Süden angeschlossen worden. Die neue Mauer weicht in der Technik nicht viel von der alten Burgmauer ab, sie verwendet auch noch glatte, aber vielfach längere Steine. Ihr Ring zieht bis zur Höhenkurve 225 m im Südwesten, im Südosten sogar bis 205 m hinunter.

Die größte Ausdehnung der hellenistischen Stadt stellt bald darauf die Mauer von Attalos' I. Sohne Eumenes II. dar. Sie steigt von der Nordspitze der Burg steil gegen Westen bis zur Kurve 189 m hinab und zieht dann südlich ganz ans Selinusufer, dem sie bis stark in die heutige bewohnte Stadt folgt. Erst unterhalb der Südwestecke der attalischen Stadt biegt sie nach Osten um und folgt im Bogen der Höhenlinie, bis sie im Osten etwa zur Mitte der Attalischen Stadt steil in kurzen Zickzacklinien hinaufsteigt. Diese eumenische Mauer hat stärkere Schichten, ihre großen Quadern wölben sich vom Rande aus vor, und die Mauerecken glättet ein feiner, scharfer Randbeschlag.

Die obere alte Burg, die „Hochburg“, wie wir sie immer genannt haben, ist ein ungefähres Rechteck von 250 m Länge und 120—170 m Breite, mit einer im Norden vorgelagerten, 5 m tiefer liegenden Spitze von 150 m Länge, im Volksmunde als „der Garten der Königin“ bezeichnet.

In dieser Burg hat sich für den südlichen Teil die alte Bebauung gut erkennen lassen: am Ostrande liegen die Paläste, den großen südwestlichen Platz nimmt das alte



92. Rekonstruktion der Säulenhalle des Athenetempels. Nach R. Bohn.

Athenaheiligtum mit weiten Säulenhallen umher (Abb. 92) und nördlich anschließender Bibliothek ein. Die nördliche Hälfte dieser Westseite füllt das Trajaneum, das sich vermittels großer Unterbaugewölbe stark über den alten Plateaurand vorgeschoben hat. Was hier in griechischer Zeit gestanden hat, wissen wir nicht.

Am Ostrande aber folgt auf die 3 Komplexe des Palastes gegen Norden ein einzigartiger quadratischer Felsklotz von 15:15 m. Er bildet den höchsten Punkt der ganzen Burg von Pergamon, und man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß er der erste große Zeusaltar gewesen ist, dem Vater der Götter geweiht, der hier unter dem tobenden Jubel der Kabiren zur Welt gekommen sein soll, und daß der spätere große quadratische Altar mit der Gigantomachie eine zeitgemäß prunkvolle Erneuerung des alten Burgheiligtums darstellt. Der nördlich von dem alten Felsblock verbleibende Platz ist so von alten Spuren entblößt, daß seine Bestimmung sich nicht erraten läßt.

Im „Garten der Königin" aber, den die früheren Grabungen immer noch verschont hatten, hat Th. Wiegand 1927 das Zubehör einer Burg aufgedeckt, das für sie von allererster Wichtigkeit ist, aber sich so klar noch niemals irgendwo gefunden hatte. Es sind 5 von Norden nach Süden langgestreckte Arsenale zutage gekommen mit einer Unmenge von runden steinernen Geschützkugeln verschiedenen Kalibers von 14 bis zu 40 cm Durchmesser und 6,5—76 kg schwer (Abb. 93). Die Dachziegel von den Gebäuden sind quadratische Tonplatten, nach der Sitte der Königszeit mit Stempeln versehen, die das Datum nach dem Regierungsjahre des Königs und womöglich nach dem Monat angaben. Sie nannten das 41. Jahr des Attalos Basileus, und da nur einer der drei Attaliden es zu so hoher Jahreszahl gebracht hat, handelt es sich um Attalos I. (241—197) und um das Jahr 201 v. Chr. Wir lernen durch diese Feststellung auch zum ersten Male die alten griechischen Geschützkugeln sicher kennen, denn die bei den früheren Ausgrabungen in unbestimmten Schichten gefundenen hatten wir für mittelalterliche byzantinische oder türkische gehalten.

Die Paläste im südöstlichen Teile der Burg zeigen in 3 Komplexen immer dasselbe Schema: den großen Binnenhof mit hufeisenförmig darumgelagerten Wohnräumen. Der nördliche kleinste Komplex ist mäßig erhalten, die beiden anderen recht gut. Dem sich weitenden Gelände entsprechend wachsen sie vom Norden gegen Süden. Die Anlage im ganzen erkennen wir ohne weiteres als verwandt dem im Melosmodell (oben Abb. 57) vorgebildeten Typus. Der Binnenhof ist jetzt aber zu einem schönen Peristyl geworden, d. h. der annähernd quadratische Hof ist von Säulen umstellt, die das Dach



93. Geschützkugeln aus den Arsenalen von Pergamon (Photo: Th. Wiegand).

der ringsumlaufenden Halle tragen. Der Eingang liegt jedesmal im Westen. Die Wohnräume an den drei anderen Seiten sind lauter Querräume, ein Tiefraum, wie das mykenisch-nordische Megaron, kommt nicht vor. Beim mittleren Komplex IV liegt in einem Raume des Hintergrundes ein Altar, offenbar für den Ahnenkult, wie er für diese Gebäudeart ja hergebracht ist. Beim südlichen Komplex VI ist vorn links neben dem Eingang eine Zisterne mit hinabführender Treppe schön erhalten. Den breiten Raum zwischen diesem letzten Komplex und der südlichen Burgmauer nehmen Wirtschaftsgebäude ein, neben denen dicht an der Burgmauer auch große Müllmassen mit unzähligen Henkeln von Weinamphoren zutage kamen, deren Stempel die rhodische Herkunft und die Zeit der attalischen Herrschaft anzeigten.

Die Ausgrabungen haben von der Ausstattung dieser Paläste Stücke zutage gebracht, die mit derselben Kraft wie die Skulpturen des Großen Altars den Ruhm der kunstsinnigen Attalidenherrschaft rechtfertigen können. Mehrere Räume waren mit Mosaikfußböden ausgestattet. Einer, von dem nur ein paar Bruchstücke vorhanden sind, bot das Bild, das in der römischen Literatur gelegentlich als witzige Finesse erwähnt wird, nämlich den Zustand, den der Fußboden eines Eßsaales im Laufe eines Gelages durch die Abfälle vom Tische allmählich annimmt. Ein anderer Boden, aus feinen kleinen Steinen gearbeitet, hat an der Ecke einer reizenden Umrahmung die Künstlerinschrift in einer geradezu impressionistisch modernen Weise angebracht. Eine weiße Visitenkarte — anders kann man es nicht nennen — ist an 3 Ecken mit rotem Siegellack am Boden befestigt; die vierte Ecke aber ist aufgeknickt, der Lack, der noch zum Teil an ihr, zum Teil an der betr. Bodenstelle haftet, hatte losgelassen. Auf der Karte aber steht ΗΦΑΙΣΤΙΩΝ ΕΠΟΙΕΙ „Hephaistion Fecit".

Und noch ein anderer, ein technischer Ruhmestitel der Attalidenburg, spricht stark zu uns Heutigen. Die Versorgung einer Burg, besonders einer sehr hoch auf Felsen gelegenen, mit Wasser ist immer eine Kardinalfrage für den Fall der Belagerung. Brunnen, tief durch das Gestein hinunter, sind sehr selten angelegt (vgl. oben Troja VI). Zisternen, die man durch das Regenwasser speiste, sind schon häufiger, und immer ist eigentlich ein Weg zu erkennen aus einer Schlupfpforte heraus, der zu einer Quelle oder einem

Bache hinunterführt. Den hat ja auch Pergamon in seiner ersten Burgummauerung gehabt, in der durch den Felsen gehenden Treppe im Westen zum Selinus hinunter.

Aber in der Blüte der Königszeit ist etwas geschaffen worden, das als technische Leistung ebensoviel Staunen und Bewunderung hervorgerufen hat wie als künstlerische — die Gigantomachie. Man hat die Burg von Pergamon mit einer Hochdruckleitung versorgt, die ihr das schönste Wasser aus dem nördlich weit entlegenen Madarasgebirge zuführte. Ich habe selbst an der Feststellung dieser großartigen Anlage mitgewirkt, von Ortskundigen geleitet die Quelle im 900 m hohen Madarasgebirge gefunden und die Leitung, die in 3 Tonröhren lief, dann in unendlichen Windungen an Hängen und Schluchten entlang bis zum Hag. Georgios-Berge, $3^1/_2$ km nördlich von Pergamon verfolgt. An diesem Berge war das Klärbassin angelegt. Bis hierher war das Wasser in einfachem Gefälle gelaufen. Jetzt begann die Druckleitung. Das Bassin liegt am Hag. Georgios 368 m hoch, der höchste Burgpunkt auf dem alten Felsaltar hat 335 m. Der Sattel zwischen den beiden Punkten senkt sich bis 175 m hinab. Durch diese Tiefe hindurch ist das Wasser nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren zu einer Steigung von 160 m gezwungen worden.

Die Leitung, die wahrscheinlich in Bleirohren geführt war, mündete am Ostrande der Hochburg und ergoß sich dort in eine riesige runde Zisterne von großer Tiefe.

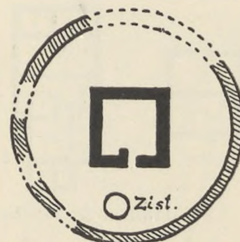
Sehr bezeichnend ist, daß diese Druckleitung nur unter den Attaliden bestanden hat. Die Römer haben nachher auf mehrstöckigen Aquädukten das Wasser zur Burg geleitet, haben es dann aber auch nie höher gebracht als bis zur Gymnasiumsterrasse auf 184 m.

Die Griechen sind Künstler, die die Naturgesetze erkennen und in feinster Weise verwerten; die Römer sind Sicherheitskommissare, die den doppelten Aufwand machen, um den halben Zweck zu erreichen.

Pergamon ist ein Musterbeispiel für die Entwicklung von Burg, Stadt und Land durch unzählige Jahrhunderte. Wie es sich von der alten Burg aus in der Königszeit gegen Süden geweitet hat bis zu dem großen Stadtring des Eumenes, so hat es sich nachher, als die Zeiten schlechter wurden, von da aus zur alten Burg wieder zurückentwickelt. Schon eine große römische Mauer umzieht den Stadtberg nur wenig unterhalb der alten attalischen Linie, indem sie im Süden das römische Gymnasium noch mit einbegreift. Es folgt eine 5 m dicke byzantinische Mauer, die etwas unterhalb der alten Burgfront den Markt und den Gigantenaltar noch mit hereinnimmt. Sie wird etwa aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. stammen und war für uns von unschätzbarem Werte, weil man für ihren Bau den bis dahin noch stehenden Gigantenaltar abgetragen und die großen Reliefplatten mit dem Gesicht gegeneinander in dickem Kalk vermauert hatte. Aus dieser Mauer hat Humann 1879 den größten Teil der wohlerhaltenen Gigantenplatten herausgezogen. Schließlich ist auf der Spur der alten Burgfrontmauer eine türkische Mauer aus gemischtem Steinmaterial und Kalk mit runden Türmen errichtet worden. So kehrte das traurige Ende zu dem stolzen Anfang zurück.

In der Umgegend von Pergamon lernen wir aber zugleich eine Art der Burgensicherung kennen, die mit ihrer klassischen Form nachher weit in die Jahrhunderte fortgewirkt hat, ja eigentlich unsterblich geworden ist, das ist die Errichtung von Wachtposten in Gestalt von starken quadratischen Türmen mit einer gewöhnlich im Kreise umhergezogenen Mauer. Das zwischen der älteren und der jüngeren Kaikosmündung, also zwischen dem heutigen Dikeli und dem alten Elaia wie eine große Bastion ins Meer vortretende Kane-Gebirge enthält ein ganzes System von ihnen, so angelegt, daß von einem zum andern und vermittels einiger kaikosaufwärts gelegener Kegelberge, wie

Hagios, Elias und Erigöl (Teuthrania und Halisarna), bis zur Burg von Pergamon signalisiert werden kann. Einen solchen Wachtturm, kreisförmig eingehegt, mit einem Brunnen in der Einhegung und einigen Nebengebäuden außen vor ihr zeigt Abb. 94. Solcher Anlagen habe ich dort um die alte Stadt Pitane 7 gefunden, bei Milet hat man ähnliche Beobachtungen gemacht, auf den griechischen Inseln finden sie sich ebenfalls und nicht minder auf dem griechischen Festlande. Sie sind nachher in die römische Kultur übergegangen und hier unter besonderen Verhältnissen auch zu weiterer Ausgestaltung gelangt. Das deutsche Mittelalter hat sie ebenfalls verwendet; als Vorposten von Burgen, als Warten an Stadtlandwehren und ausgehenden Straßen sind sie überall heimisch geworden.



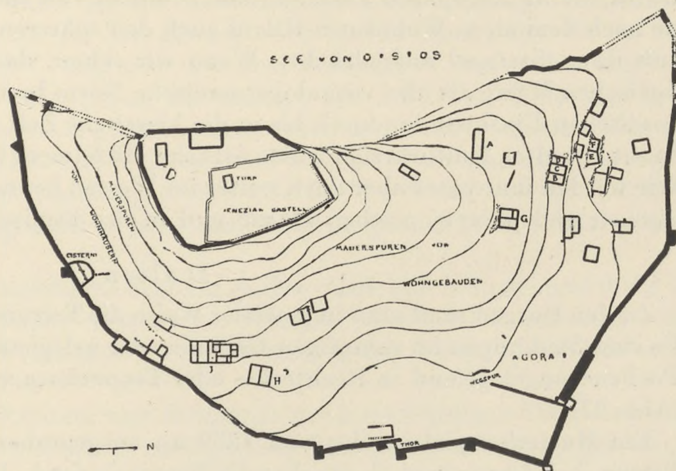
94. Wartturm bei Kane. 1:1000.

Dystos und Delos

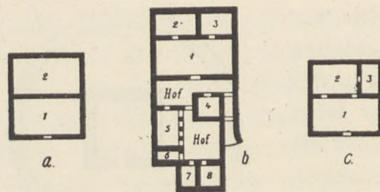
Die reichen Aufklärungen, die Pergamon über das antike Burgenwesen spendet, werden jahrzehntelangen großen Ausgrabungen verdankt. Demgegenüber liefern andere Quellen nur Tropfen. Aber zuweilen sind es doch Goldtropfen. In früh verlassenen Gegenden hat sich gelegentlich eine Stadt- und Burganlage erhalten, die ohne Ausgrabung Interessantes erzählt. So Dystos im Innern von Euboea (Abb. 95).

1899 haben es Wiegand, Schrader und Wilberg gefunden und aufgenommen. Wundervoll aus Quadern gebaute Burg-, Stadt- und Hausmauern aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. stehen noch hoch aufrecht, bei den Häusern bis zum zweiten Stockwerk. Innerhalb des nicht großen Stadtbezirkes — er ist kaum 400 m lang — liegt auf dem höchsten Punkte des stark ansteigenden Geländes, am Rande des Dystos-Sees, eine Burg nur 120:80 m groß. Wie sie benutzt war, ist nicht zu erkennen, es markieren sich nur 2 große rechteckige Bauten. Aber was soll eine Burg in dieser Zeit anderes gewesen sein als der besonders geschützte Sitz eines Tyrannen. Die Republik baut keine Burgen mehr; für die Ratssitzungen spendiert man keine besonderen Mauern, und besondere Tempelburgen wurden auch nicht angelegt.

Dystos ist ein seltenes Beispiel dafür, daß noch im 5. Jahrhundert mit einer Stadtmauer zugleich eine Herrenburg errichtet wurde. Daneben aber sind die in der Stadt vielfach erhaltenen ganzen Hausanlagen von großem Interesse. Sie sind noch gar nicht indogermanisch beeinflußt, bieten nirgend den Megarontypus, sondern überall den breiten Quersaal, wie er in Ägypten, Hettitien, Baby-



95. Plan von Dystos. 1:4000. Nach Wiegand.



96. Häuser in Dystos. 1:1000.

lon zu Hause ist und schließlich doch auch im anstoßenden Mittelmeere nach zeitweiliger Zurückdrängung sich wieder zur Geltung gebracht hat (Abb. 96).

Das größte Haus von Dystos, im Südosten am Rande der Stadtmauer gelegen, ist ein langes, von Norden nach Süden gestrecktes Rechteck (*I* auf dem Plane). Im Westen schützt eine lange Vormauer den engen Eingang. Man kommt vorbei an einer Wachtstube oder einem Turm in einen Hof, an dem gegen Süden die Haupträume liegen: ein riesiger breiter Saal und 2 Räume dahinter — ganz wie beim Hilani! Am nördlich vom Wachthaus oder Turm sich weiter erstreckenden Hofe liegen gegen Osten und Norden noch je 2 kleinere Räume. Es ist das alte mittelländische Hofhaus, bei dem man auf der einen Seite in den Hof hereinkommt und an den anderen 3 Seiten die Wohnräume findet.

Ein paar andere Häuser (*H*, *G*) sind einfacher, aber darum nicht indogermanischer. Es fehlt der Hof. Man tritt von der Straße direkt in den großen Quersaal und dahinter liegt noch ein ebensolcher. Das Haus *G* unterscheidet sich von *H* nur dadurch, daß der hintere Raum geteilt ist, eine größere Stube links und eine kleinere rechts hat.

Es kann keine größere Ähnlichkeit zu dem hettitischen Hilani geben; und daß diese Verwandtschaft nicht auf einer besonderen Rückständigkeit von Euböa beruht, sondern auch sonst im Inselmeere sich findet, zeigen die ganz ähnlichen Erscheinungen auf Delos. Da liegt in komplizierteren Häusern an dem Hofe, in den man zunächst eintritt, jedesmal als Hauptgemach der große Quersaal und dahinter gewöhnlich zwei kleinere Räume.

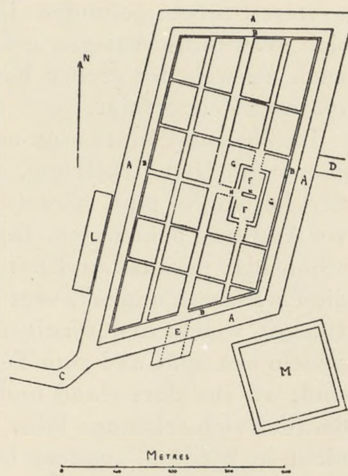
Das Verhältnis ist für das Hilani in der Tat von grundlegender Bedeutung. Es zeigt, daß dieses hettitische Schloß keineswegs vom Festungstore abgeleitet ist, wie Koldewey meinte, sondern daß seine Raumteilung — abgesehen von den beiden Türmen in der Front — ganz einer alten weitverbreiteten Hausanlage entspricht: in Ägypten findet sie sich schon für die Schlösser von Abydos um 3000 v. Chr. und ist von da auf die Tempel übergegangen; in Mesopotamien begegnet sie in den ältesten Wohnungen von Hatra wie in den späten Palästen und Tempeln von Babylon, und in Sendschirli hat sie nach dem alten Wohnturm-Hilani auch den späteren offenen Palästen nach Barrekub ihren Stempel aufgedrückt. Wenn wir sehen, daß dieser Wohntypus auch im Ägäischen Meere als alte vorindogermanische Norm bestanden und sich zäh durch die nordischen Einflüsse hindurch bis in die klassische Zeit gehalten hat, so gestaltet sich damit ein alter Kulturkreis für das östliche Mittelmeer und die angrenzenden Länder. Wir werden ihn später aber auch weiter im Westen kennenlernen, denn noch im etruskischen und pompejanischen Hause und in der römischen Villa spricht er sich aus.

Italien

Zu den Burgen muß man in gewisser Weise die Terramaren von Oberitalien rechnen. Es sind Siedlungen im sumpfigen Gelände oder gelegentlich auch auf einem Hügel der Poebene angelegt und in Rechtecks- oder Trapezform von Wall und Graben umzogen (Abb. 97).

Ein Musterbeispiel ist das von 1889 an ausgegrabene Castellazzo in der Provinz Parma, bei dem man auch daneben die Metropole fand. Die befestigte Siedlung mißt rd. 600: 300 m, hat also rd. 18 Hektar Fläche = einem römischen Legionslager. Sehr

stark sind Wall und Graben. Der Graben (*A*) ist 30 m breit und 3,50 m tief. Der Wall (*B*) hat an der Basis 15 m, böscht sich nach dem Graben zu schräg ab, lehnt sich aber rückwärts steil gegen eine hölzerne Stützmauer von 2,50 m Stärke. Wie dieses Bollwerk gebaut war, hat sich bei einer anderen Terramara, Castione dei Marchesi, gezeigt, nämlich aus Kisten, die neben- und übereinandergestellt außen durch eine Pfahlreihe gehalten wurden. Das Wasser kommt aus einem benachbarten Flusse an der Südwestecke (*C*) in den Graben herein, fließt nach beiden Seiten durch den Süd- und den Westgraben weiter und verläßt die Anlage in der Mitte des Ostgrabens (*D*). Der einzige Übergang über den Graben liegt in der Mitte der Südseite (*E*) und hatte eine Holzbrücke, die 15 m breit und, da der Graben an dieser Stelle sich nach außen aufs Doppelte ausweitet, 60 m lang war. Von diesem Eingang aus geht die Hauptstraße 15 m breit gegen Norden durch die Mitte der ganzen Anlage. Sie wird in ihrer Mitte von einer halb so breiten Querstraße gekreuzt, so daß genau das Verhältnis des späteren römischen Lagers entsteht mit dem Cardo und dem Decumanus. Die Decumanus-Linie führt östlich zu einer merkwürdigen Anlage, die genau mitten zwischen dem Cardo und dem östlichen Außenwalle liegt: einer großen rechteckigen Aufschüttung von 100 m nordsüdlicher Länge und 50 m ostwestlicher Breite (*F*). Ein 10 m breiter und 6,5 m tiefer Graben zieht ringsumher. Die Aufschüttung ist, um nicht in den Graben abzurutschen, am Rande mit einem starken Holzwerk verkleidet. Sechs Reihen Pfähle haben am Grabenrande ihre Einsatzlöcher im gewachsenen Boden hinterlassen. Der Zugang vom Westen im Zuge der Dekumanstraße erfolgte auf einer 15 m breiten Holzbrücke. Es könnte an sich zweifelhaft sein, ob diese recht große aufgeschüttete Fläche eine Herrenburg oder ein Heiligtum gewesen sei oder vielleicht auch beides zusammen. In der Mitte des Platzes, die Linie des von Westen kommenden Einganges fortsetzend, liegt ein tiefer Graben, der bis auf den gewachsenen Boden hinabgeht. Er ist 25 m lang, 5 m breit und 3,50 m tief. Auf seinem Boden fanden sich fünf sauber angelegte Gruben, die mittelste maß 1,50 : 1,50 m, die anderen alle 5 : 2,50 m. Jede Grube war über Balken mit einem Holzdeckel geschlossen gewesen und enthielt gleichmäßig sehr alte Scherben, Tierknochen, Feuersteinsplitter und Muscheln. Es sind offenbar Opfergruben gewesen, und heilige Handlungen sind also für die Stelle bezeugt. Aber sie braucht diesen nur zum Teil gedient zu haben und kann im ganzen doch der Häuptlingssitz gewesen sein.



97. Plan von Castellazzo. 1 : 13 800. Nach Pigorini.

Vor der Südostecke von Castellazzo liegt ein großer quadratischer (*M*) und dicht vor der Westseite ein langgestreckter rechteckiger Friedhof. Auf beiden herrschte schon Brandbestattung, aber die Fundstücke waren dieselben der frühen Metallzeit wie in der umwallten Siedlung selbst.

Der lange Streit, wer die Erbauer und Bewohner der merkwürdigen Terramaren gewesen seien, hat sich mehr und mehr zu Pigorinis Gunsten entschieden, der sie für Italiker, von der anderen Seite der Alpen herübergekommen hielt, für die ersten Indogermanen also, die den norditalienischen Boden betraten. Seine Ansicht hat nachher

weitere Stützen gefunden: im ungarischen Donaugebiet bei Donja Dolina z. B. haben sich verwandte Anlagen gefunden, weitere Völkernachschübe aus jener Gegend sind nach Ausweis der großen Kropfurnen und überhaupt der ganzen Villanova-Kultur in späterer Zeit gefolgt.

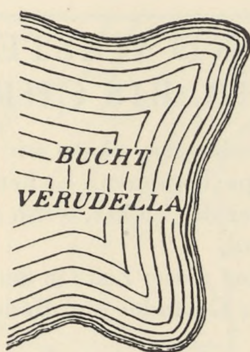
Im übrigen könnte man nach der ausgezeichneten, einzig dastehenden und ganz allgemeingültigen Erklärung, die Dionys von Halikarnaß von den Volksburgen des Servius Tullius gibt, erwarten, gerade in Italien mustergültige Beispiele dieser Anlagen vor Augen zu bekommen. Ihre Bedeutung hat Mommsen in seiner römischen Geschichte schon klar erkannt und hat sich auch unterrichtet, wo sie noch erhalten sind. „Auf diesen Befestigungen", sagt er (Bd. I Kap. 3), „ruht die vorstädtische Gauverfassung Italiens, welche in denjenigen italischen Landschaften, die zum städtischen Zusammensiedeln erst spät und zum Teil noch bis auf den heutigen Tag nicht vollständig gelangt sind, wie im Marserland und in den kleinen Gauen der Abruzzen, noch einigermaßen deutlich sich erkennen läßt. Die Landschaft der Äquikuler, die noch in der Kaiserzeit nicht in Städten, sondern in unzähligen offenen Weilern wohnten, zeigt eine Menge altertümlicher Mauerringe, die als „verödete Städte" mit einzelnen Tempeln das Staunen der römischen wie der heutigen Archäologen erregten, von denen jene ihre „Urbewohner" (aborigines), diese ihre Pelasger hier unterbringen zu können meinten. Gewiß, richtiger wird man in diesen Anlagen nicht ummauerte Städte erkennen, sondern Zufluchtsstätten der Markgenossen, wie sie in älterer Zeit ohne Zweifel in ganz Italien, wenngleich in weniger kunstvoller Weise angelegt, bestanden . . . Als in der späteren Zeit des gesicherten Landfriedens man solcher Festungen nicht mehr bedurfte, wurden diese Zufluchtstätten verlassen und bald den späteren Generationen ein Rätsel."

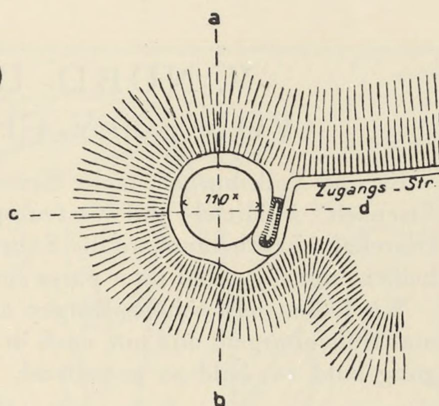
Aber so anregend diese Worte des tiefblickenden alten Mommsen hätten sein können, so wenig hat man doch im Lande bei der Überfülle des ansprechenden anderen Materials sich um diese unansehnlichen alten Dinge gekümmert. Auf ihre Veranschaulichung muß also noch gewartet werden.

Nur im äußersten Nordosten des italischen Gebietes haben die „Castellieri" einige sachkundige Erforschungen erfahren. Sie haben offenbar dieselbe Bedeutung wie die von Mommsen gewürdigten Anlagen des Binnenlandes. Nach den ältesten Topfscherben, die den mykenischen ähnlich sein sollen, scheinen die Anlagen bis in die Bronzezeit zurückzugehen. Als aber die Römer 177/178 Istrien einverleibten, sind sie von den Einheimischen nicht mehr benutzt worden.

Ein gutes Beispiel ist der Castellier von Vintian an der Bucht von Verudella bei Pola (Abb. 98). Es ist ein Rundling, auf der Spitze einer gegen Westen gestreckten Bergzunge errichtet. Der Innenraum hat nur 110 Schritt = 85 m Durchmesser. Dieser Innenraum ist planiert, dadurch, daß man eine starke und hohe Mauer aus Bruchsteinen ohne Kalk ringsum geführt und dann von dem höheren Mittelpunkte gegen den tieferen Rand hin eine Anschüttung aus Steinbrocken hergerichtet hat. Sie beträgt am Rande 3—4 m. Vor der Ringmauer liegt kein Graben, sondern eine 15—45 m breite Berme, ein Wallgang, der nach außen durch eine kleine Mauer abgegrenzt ist. Die einzige nicht sturmfreie Seite im Osten, die an hohes Land anschließt, hat man besonders sorgfältig geschützt. Der Zugangsweg kommt am Nordrande der Bergzunge heran. Schon auf diesem Wege ist er durch verschiedene Mauern eingeengt. Etwa 40 m vor der Burgmauer aber trifft er auf einen breiten und hohen Wall und muß nun gegen Süden an ihm entlang laufen, so daß die Angreifer ihre unbeschildete rechte

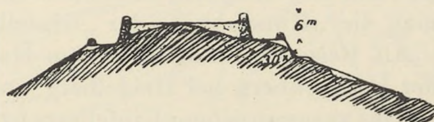
Seite den Verteidigern zukehren. Am Südende des Vorwalles biegt der Weg um ihn herum und erreicht in der Enge zwischen Vorwall und Burgmauer das Tor.





Sehr merkwürdig ist, wenn man die ganzen Mittelmeerbefestigungen überblickt: Spanien, Sardinien, Kreta, Troja, Mykene, Pergamon, Italien, — daß sie alle keinen Graben kennen. Nur das von Homer beschriebene Schiffslager der Achäer hat einen, — als deutliches Zeichen seiner nordischen Abkunft. Es muß wohl an dem felsigen Boden des Südens liegen, daß man eine Schutzwehr nicht durch Aufgraben und Aufschütten errichtete, sondern durch Aufbauen. Die Frage, wo die Megalithgräber entstanden sind, dreht sich um denselben Angelpunkt. In Norddeutschland hatte man's so viel leichter eine Grube in den Sand zu graben, daß man unmöglich hier zuerst auf den Gedanken gekommen ist, große Granitblöcke zusammenzuschleppen und ein oberirdisches Grabhaus zu errichten. Weiter westlich aber, in der Bretagne, war es unmöglich in den Granitboden einen Schacht zu teufen. Hier mußte man den Toten über dem Boden einhegen.





98. Grundriß und Aufriß des Castelliero von Vintian bei Pola. 1:7500. Nach Gnirs.

Aber im Schwemmlande des Nils sind schon in ältester Zeit die Befestigungen mit breiten Gräben versehen und im Schwemmlande des Euphrat rühmt sich Nebukadnezar, seiner neuen großen Stadtmauer einen breiten und tiefen mit Ziegeln und Asphalt ausgekleideten Graben vorgelegt zu haben. Das zeigt deutlich, daß tatsächlich die Natur des Landes die Art der Ausführung bestimmt hat und daß man nicht allgemein die Scheidung machen darf: Mauer oder Wall ohne Graben seien südländisch und vorindogermanisch, der Graben aber indogermanisch.

V. NORD- UND WESTEUROPA VON 800 V. CHR. BIS CHR. GEBURT

Es sind Volksburgen, nicht Herrenburgen, denen wir in der ganzen „vorrömischen Eisenzeit" in Mittel- und Westeuropa begegnen. Es herrscht offenbar überall der patriarchalische Zustand, wo die Führer des Volkes, wenn sie auch Könige oder Fürsten heißen, nur die primi inter pares sind.

Wir haben sehr schöne Burgen aus dieser Zeit, in den verschiedenen Ländern allemal Höhenburgen, und nur nach der Gelände- und Bodenart ihre Form und Befestigung bald so, bald so gestaltend.

Deutschland

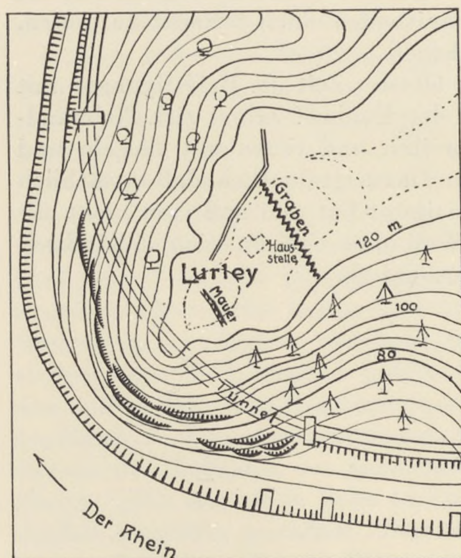
In Deutschland bleibt die nördliche Tiefebene in dieser ganzen Zeit noch frei von Burgen. Sie finden sich nur in Mittel-, West- und Süddeutschland. Und da kann man zwei Hauptgattungen unterscheiden, die sich fast zwei Jahrtausende, solange es überhaupt Volksburgen gibt, nebeneinander erhalten. Die eine legt auf einer steilrandigen Bergzunge nur ein paar Querwälle an und ist damit fertig. Man kann sie die „Zungenburg" nennen. Die andere umzieht eine sanft abfallende Bergkuppe, sei sie rund oder länglich, mit einem oder mehreren geschlossenen Ringwällen. Die kann man die „Rundburg" oder „Gipfelburg" nennen.

Als Beispiele für diese beiden Hauptarten können zwei berühmte Namen dienen: der Heiligenberg bei Heidelberg und die Lurlei am schönsten Teile des Rheinlaufes.

Eine ausgesprochene Gipfelburg ist die riesenhafte und sehr wohlerhaltene Befestigung des Heiligenbergs bei Heidelberg. Sie liegt der Stadtmitte gegenüber an der nördlichen Neckarseite auf einem Berge, der lang gegen Norden hin aufsteigt. Die Umwallung zeigt zwei Ellipsen ineinanderliegend. Die innere sehr schmale umzieht dicht den Höhenkamm und hat im Norden auf dem höchsten Punkte des Bergzuges einen breiteren besonders umwallten Kopf. Die lange schmale Oberburg mißt 675:90 m, der Kopf 225:180 m. Diese Oberburg liegt von ihrem Südende bis zu dem Kopf im Norden 400 m hoch.

Erheblich weiter unten und in weitem Abstande von dem oberen Walle zieht sich der äußere Wall entlang. Er liegt auf der Höhenkurve von 340 m und sein Gebiet ist 1050 m lang und 500 m breit (Abb. 100).

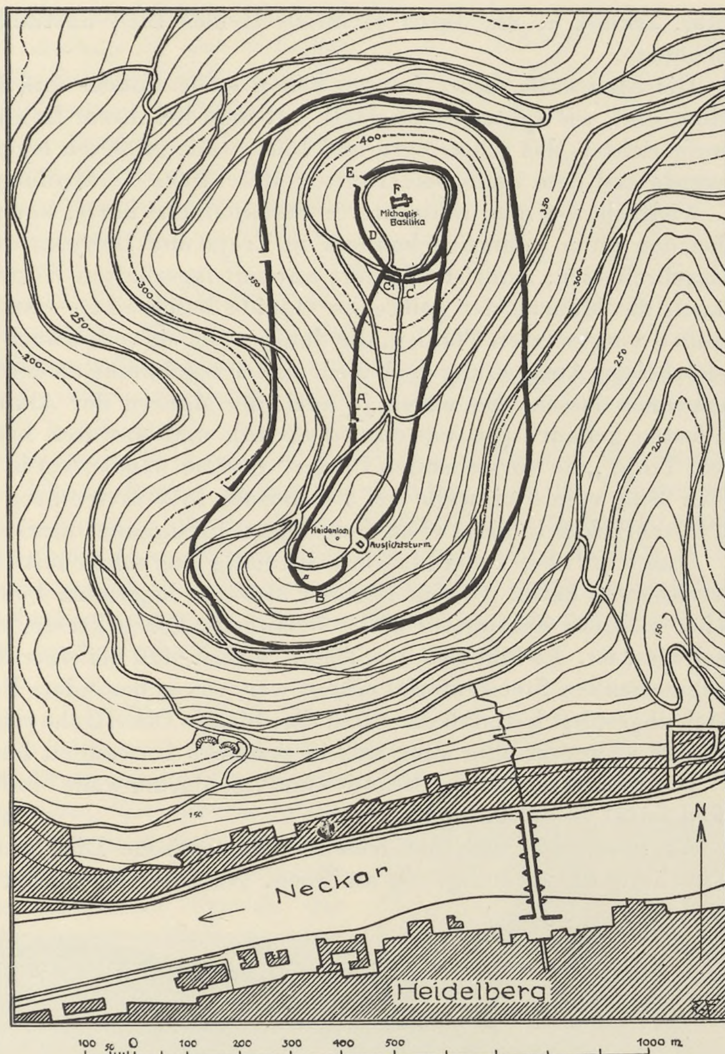
Wiederholte Grabungen in der Burg haben gezeigt, daß sie hauptsächlich in der Latènezeit besiedelt war. Die Wälle hatten steile Steinfronten. In dem Kopfe der Befestigung wurde eine Michaelsbasilika aus dem 9. Jahrhundert gefunden. Vorher muß infolgedessen wohl schon ein Merkurtempel dagestanden haben, denn Merkur und Michael entsprechen



99. Plan der Lurley-Burg. 1:8000. Nach Kutsch.

und folgen einander. Aber vor dem Merkur wird schon ein altkeltischer Gott verehrt worden sein.

Als eine Zungenburg muß bezeichnet werden die Befestigung, die auf dem volkstümlichen L u r l e i f e l s e n oberhalb St. Goar errichtet ist. Aber sie ist sehr viel kleiner als die meisten ähnlichen Burgen (Abb. 99).



100. Plan vom Heiligenberg bei Heidelberg. 1:15 000. Nach Anthes.

Der Rhein hat sich auf dieser malerischsten Strecke seines Laufes sehr tief in das Kalksteinplateau eingesägt. Links und rechts erstrekken sich hinter seinen Steilufern weite Hochflächen, auf denen von zahlreichen Dörfern Felderbau und Weidewirtschaft getrieben wird. Eine solche alte Siedlung hatte sich auf dem Plateau des Lurleifelsens selbst niedergelassen. Das Plateau springt dreieckig gegen Südwesten vor. An der höchsten Stelle, 75 m von der Spitze, ist eine Steinmauer errichtet, die also den Raum bis zur Spitze hin zu einer Burg abschloß. Weitere 100 m nach Osten hat man einen Wall mit Graben querüber gezogen und in diesem Vorraum von ca. 100:100 m hat auf einem erhöhten Platze im Norden von 20:15 m offenbar ein kleines Gehöft gestanden. Die Kleinheit der ganzen Verhältnisse erklärt sich also daraus, daß auf dem Plateau zunächst ein Gutshof stand und die gegen Westen folgende geschütztere Spitze eine Fluchtburg war, die neben den Gutsleuten auch noch allerlei Nachbarn in der Not Unterschlupf gewähren konnte.

Die Topfscherben von der Fläche zeigen, daß die Besiedlung schon mit Ende der Bronzezeit begann und Jahrhunderte gedauert hat. Die Fluchtburg an der Spitze wird wie gewöhnlich auch ein Heiligtum enthalten haben und wenn es eines der Freya, Fricka, Brunhilde, Frau Holle oder sonst einer altgermanischen oder keltischen Huldin

war, erklärt es die durch Heinrich Heines Lied unsterblich gewordene Sage aufs schönste.

Die Steinwälle dieser Burgen haben steile Außen- und Innenfronten. Da sie sehr dick sind, wie später in England, hat man bei ihrem Bau erst ein inneres Kernstück aufgerichtet, das schon vorn und hinten mit größeren lagerhaften Steinen verkleidet wurde und dem dann beiderseits weitere dicke Verkleidungsstücke angefügt wurden.

Vielfach, wo man schlechteres Steinmaterial hatte, hat man es auch gemacht wie bei den alten Lehmziegelmauern in Troja und Babylon und hat sie stark mit Holz durchschossen, zumeist wie dort nur mit lagerhaften Hölzern — so wie Caesar später auch die Mauern der gallischen Oppida beschreibt — zuweilen aber außerdem mit außen vorgesetzten Pfählen, die dann, wenn sie selbst auch völlig verschwunden sind, sich bei der Ausgrabung doch noch an den regelmäßig an der Front auftretenden Lücken erkennen lassen. So waren ja auch die Mauern der Alkinoosburg bei Homer „mit Pfosten gebaut" (σκολόπεσσιν ἀρηρότα), und so waren beim Schiffslager der Achäer vor Troja „die vorstehenden Pfeiler" (στῆλαι προβλῆτες) in der Front der Wallmauer. Ein Bild vom Steinwalle bei Finsterlohr in Württemberg zeigt, wie klar sich diese Pfostenlücken in einer eben freigelegten Steinmauer markieren (Abb. 101).

Nun lehrt aber Troja II, wie vollständig eine solche mit Holz durchschossene Mauer verbrennen kann. Die im Berliner Museum lagernden Lehmziegel aus ihr tragen oft eine mehrere Zentimeter dicke schaumige Glasurkruste, die aus dem Lehm ausgeschwitzt ist. Es läßt sich also leicht denken, daß bei einer Mauer, die aus einem leicht schmelzenden Steinmaterial erbaut war, wie es besonders Basalt ist, derselbe Vorgang sich abgespielt hat, daß der Stein eine blasige Oberfläche erhalten oder eine Schlackenkruste angesetzt oder ganz sich in Schlacke verwandelt hat.

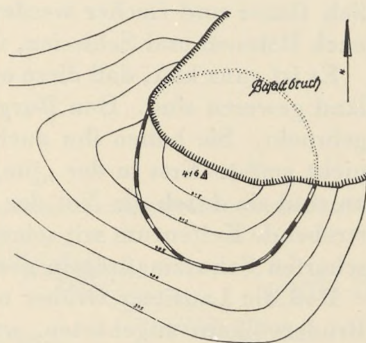
Das erklärt die vielen „Brand"- und „Schlackenwälle" in Deutschland und die „vitrified forts" in Schottland.

An nichts hat sich der frühere phantastische Dilettantismus der Vorgeschichtsforschung so versündigt wie an ihnen. Noch vor 20 Jahren war es feste These, daß in der Bronzezeit ein besonderes Volk, offenbar Kelten, die Eigenheit gehabt habe, seine geböschten Steinwälle vermittels aufgelegten Holzes absichtlich zu brennen, um sie fest und glatt und für den Feind schwer ersteiglich zu machen. Bei uns hat sich einerseits am Rhein, anderseits in der Oberlausitz der Kampf um diese Frage abgespielt. Dort hat v. Cohau-



101. Hölzer im Walle von Finsterlohr. Nach Hertlein.

sen, der alte Direktor des Wiesbadener Museums, der Vater der Saalburg, von Anfang an den richtigen Standpunkt vertreten: die Schlackenwälle seien die Überreste von holzdurchschossenen Steinmauern, die einem Zerstörungsbrande zum Opfer fielen. Im Westen sowohl wie im Osten zeigte sich, daß sie nur vorkommen auf Bergen, deren natürliches Material leicht schmilzt. Bei Fulda, wie in der Oberlausitz sind es besonders Basalthöhen.



102. Plan des Haimberg bei Fulda. 1:7500. Nach Vonderau.

So trägt der Haimberg bei Fulda eine kleine Volksburg vom Ausgang der Bronzezeit, die in ungefährem Kreise (150:166 m) von einem starken Schlackenwall umgeben ist und diesen bei wiederholten erfolgreichen Ausgrabungen durch Prof. Vonderau als eine Steinmauer von 8,20 m Durchmesser offenbart hat. Auf dem Basaltfels des Berges liegt als Fundament eine Schicht flacher großer Steine, dann folgt das Bruchsteinmaterial, das an sehr vielen Stücken die deutlichen Abdrücke von Holz mit seiner ganzen Maserung zur Schau trägt (Abb. 102 und 103). Im Innern sind Hausplätze als sog. „Podien" rundlich oder länglich als Terrasse in den Berghang eingeschnitten aufgedeckt und außer Topfscherben auch gute bronzene Waffen, Geräte und Schmucksachen zutage gekommen, die die frühe Zeit anzeigen.

Lausitzer Kultur

Eine arge Verwirrung, die heute noch nicht ganz behoben ist, hat die These von den Schlackenwällen, die ein „Bronzezeitvolk" sich absichtlich hergestellt habe, in der Lausitzer Kultur hervorgerufen. Wir nennen so die große durch eine schöne buckel- und riefenverzierte Keramik und durch die ersten stattlichen Burgwälle in Norddeutschland charakterisierte Periode des Jahrtausends von etwa 1400—400 v. Chr.


103. Schlacke aus dem Haimberg-Walle.

Es sprechen vielerlei Anzeichen dafür, daß diese Kultur eine frühgermanische ist. Die Gefäße stammen nach ihren Formen und Verzierungen gleichermaßen aus Anregungen von der Unterelbe und von Thüringen. Der Pfostenbau, der hier zur höchsten Blüte kommt, ist durchaus germanisch. Der Bericht des Tacitus in der Germania über die Suebenvölker östlich der Elbe, unter denen die Semnonen (später Alemannen genannt) die ältesten und edelsten seien, von denen alles andere weit umher ausgegangen und abhängig sei und bei denen deshalb alle Jahr zu einem großen Feste Abgesandte aller Brudervölker, der Langobarden, Markomannen usw. erschienen, deckt sich völlig mit dem, was wir archäologisch beobachten können: die Lausitz und die Mark sind in der Tat der Ursprungsherd dieser ganzen eigenartigen Kultur, von da ist sie in langem Zeitverlaufe, allmäh-

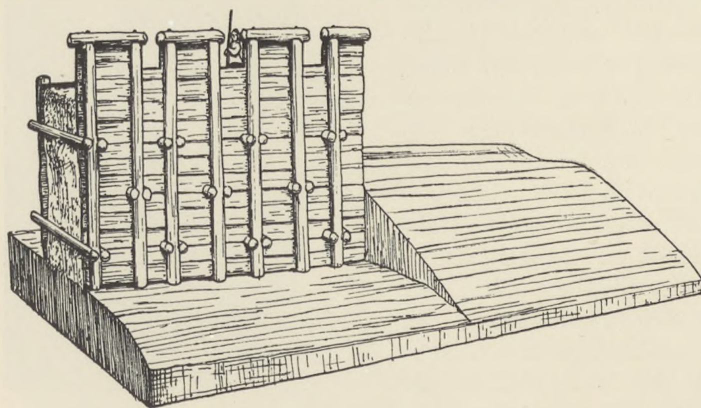
lich flauer und flacher werdend, nach allen Seiten ausgestrahlt, südlich und östlich nach Böhmen und Schlesien, westlich an den Südharz, nördlich bis an die Ostsee.

Es ist ganz klar, daß diese ostelbischen Länder das erste echt germanische Kolonialland gewesen sind. Den Burgenbau haben die Kolonisten allerdings noch nicht mitgebracht. Sie haben ihn auch viele Jahrhunderte lang in ihrer neuen Heimat noch nicht geübt. Erst in der „jüngeren Lausitzer Kultur“, etwa von 800 oder 700 v. Chr. an sind sie durch die Not der Zeit, durch die Bewegung und Erregung, die das hochstrebende Keltentum mit seinem starken Expansionsbedürfnis hervorrief, zu den neuen scharfen Schutzmaßregeln gezwungen worden.

Daß die Lausitzer Gräber und Burgen germanisch seien, den Semnonen und ihren Brudervölkern angehörten, war früher auch allgemeine Überzeugung im Lande. Da traten aber in der Oberlausitz die Schlackenwälle auf, bei Löbau, bei Bautzen, auf der Landskrone bei Görlitz, und durch die hat sich Rudolf Virchow irremachen lassen. Schlackenwälle erschienen ganz ungermanisch, am meisten kannte man sie bei den Pikten und Skoten, und so trat das Keltentum für die Lausitz in den Vordergrund. Junge Gelehrte glaubten das Ungermanische nun auch an der Keramik zeigen zu können, die mit ihrer Buckelverzierung auf Ungarn und Troja als Ursprungsländer hinweise. So verbreitete sich das Abrücken vom Germanischen.

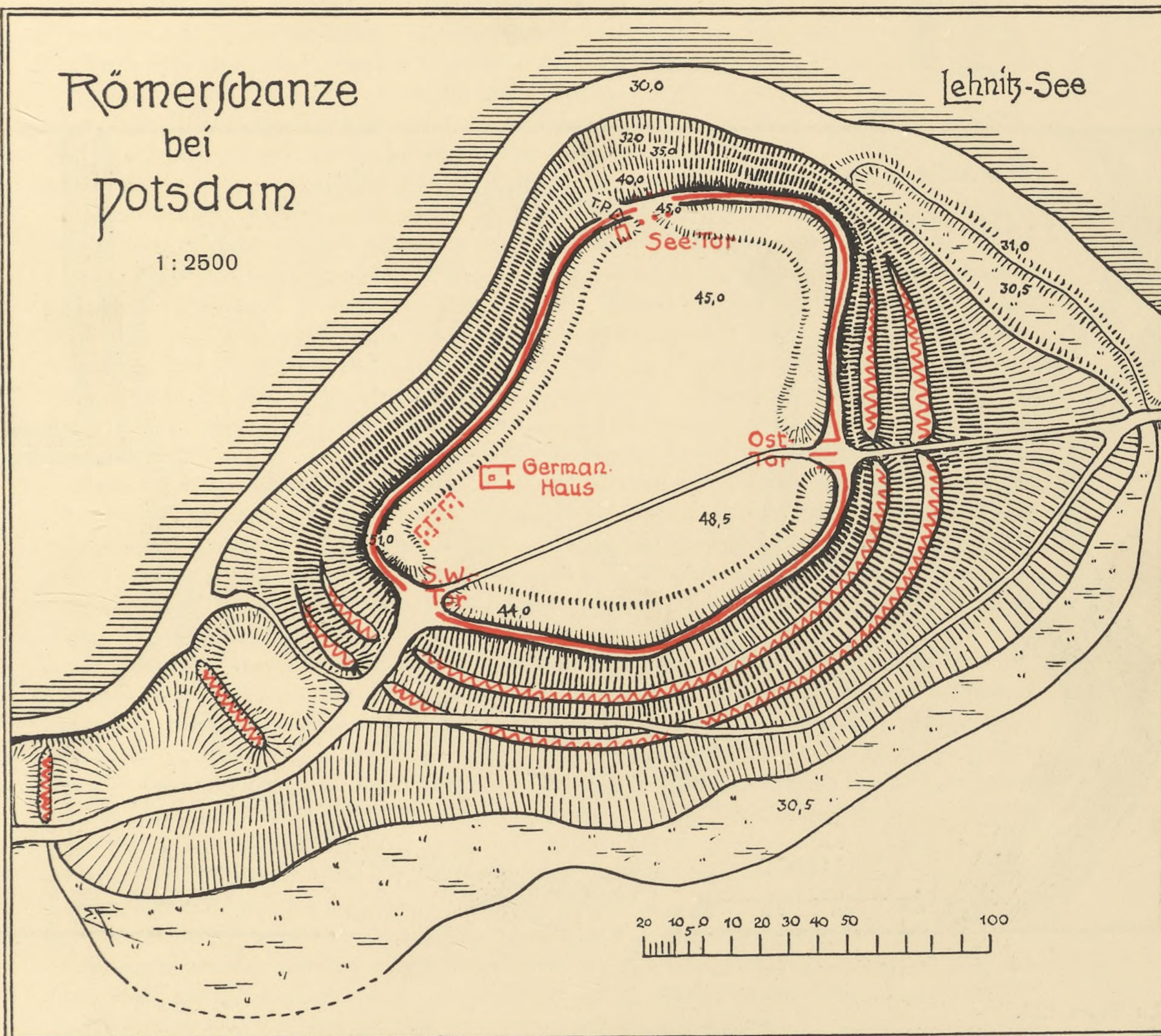
Die Beziehungen der Keramik nach Osten sind freilich vorhanden. Aber die Entwicklung ist umgekehrt gelaufen. In der Lausitz sind die Buckel schon um 1400 bis 1300 v. Chr. vorhanden, in der Troas treten sie, durch eine kimmerische Invasion aus Thrakien gebracht, erst um 750 v. Chr. auf. Und ebenso hat sich das Bedenken wegen der Schlackenwälle inzwischen mehr und mehr erledigt. Man hat in Ostdeutschland bis zum Jahre 1908 keine Ahnung gehabt, wie „Burgwälle“ überhaupt ursprünglich ausgesehen haben, wie sie gebaut waren. Man sah die „Ringwälle“ oder „Rundwälle“ überhaupt nicht für Burgen an, sondern hielt sie für Heiligtümer und zwar, wegen ihrer runden Form (!) für Sonnenheiligtümer. Der Wall, meinte man, habe von Anfang an so ausgesehen wie heute, und in dem so sich bietenden Amphitheater habe das Volk auf der inneren Wallböschung gesessen, um dem im Mittelpunkte amtierenden Priester zuzusehen. Von dieser Anschauung ist die immer noch beste Gesamtbehandlung von R. Behla: „Die Rundwälle Ostdeutschlands von 1888“ ganz durchdrungen.

Deshalb wirkten die Grabungen auf der „Römerschanze“ bei Potsdam 1908 wie eine Offenbarung, denn sie erwiesen einen der hervorragendsten Lausitzer Ringwälle als eine völlig verteidigungsfähige Burg.

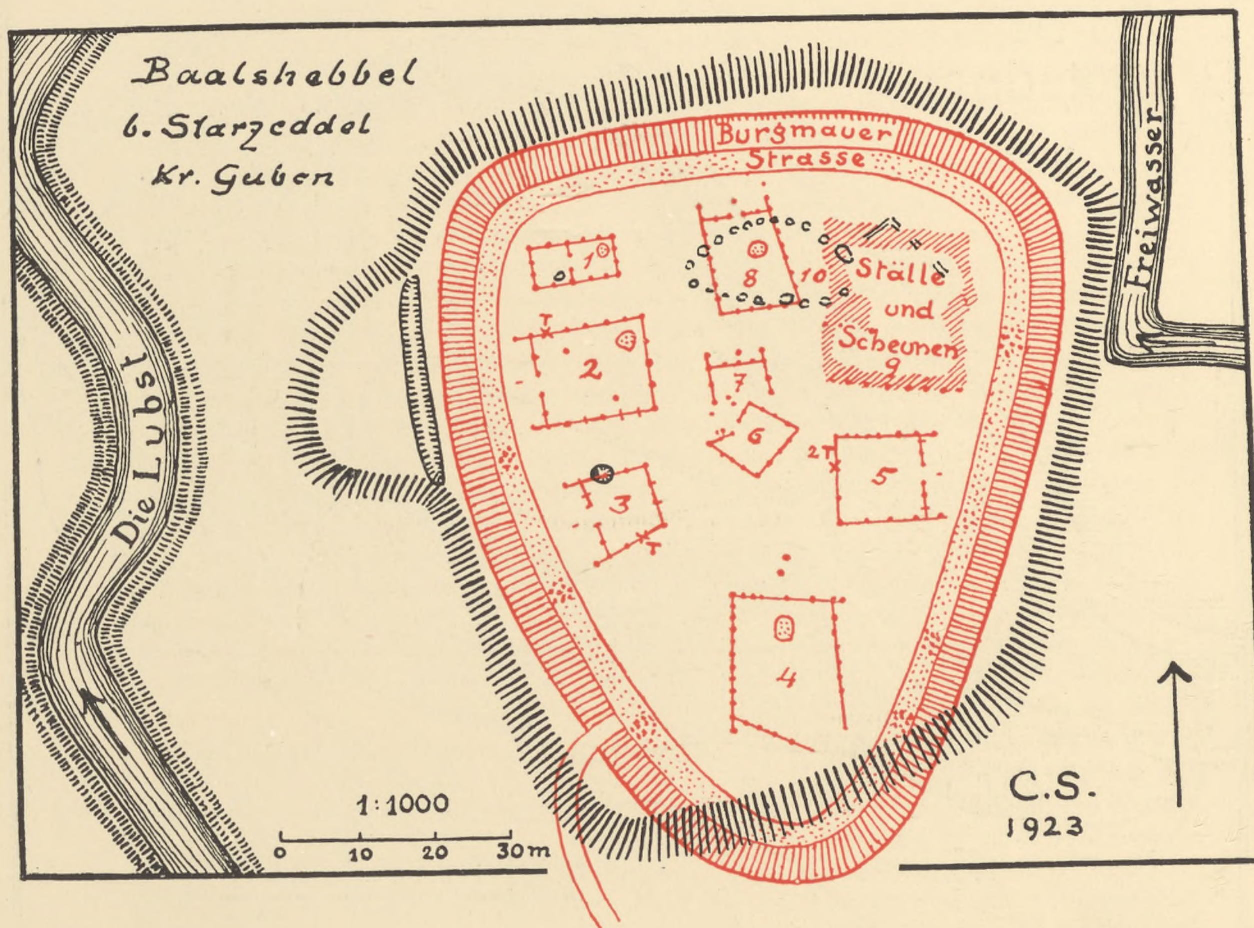


104. Modell vom Walle der Römerschanze bei Potsdam.

Die „Römerschanze“ (von Röber-, Räuberschanze) liegt in dem wilden Moränengebiete der Potsdamer Seen 4 km nördlich von der Stadt. Am Südufer des Lehnitzsees bei Nedlitz hat sie sich einen Kegelberg mit breiter Kuppe, die sich 15 m


Römerschanze
bei
Potsdam
1 : 2500
Lehnitz-See
30,0
32,0
35,0
40,0
T.P.
45,0
See-Tor
45,0
31,0
30,5
Ost
Tor
German.
Haus
48,5
51,0
S.W.
Tor
44,0
30,5
20 10 5 0 10 20 30 40 50 100

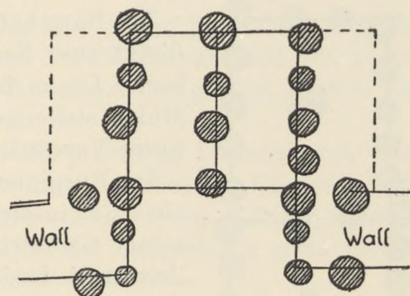
Zu Seite 121.



Zu Seite 123.

Tafel VII
Rückseite

über den Wasserspiegel erhebt, ausgesucht. Unten geht ein alter sumpfiger Wasserarm fast um den ganzen Berg herum und bietet den ersten starken Schutz. Oben folgt der Wall dem Höhenrande und gestaltet so ein verzogenes Viereck. Schon die Größe der Anlage erweist sie als Volksburg. Der Durchmesser beträgt rd. 160 : 115 m, der Flächeninhalt also fast 2 ha. An den steilen Seeseiten im Westen und Norden liegt kein Graben vor dem Wall, an den beiden anderen Seiten aber ihrer zwei am Bergeshang; im Südwesten ist noch ein dritter vorgelegt und ein vierter zieht ganz vorn vom Sumpfgürtel zum See.



105. Grundriß vom Osttor der Römerschanze bei Potsdam. 1:300.

Diese Gräben sind einfache breite Mulden und ziehen ganz dem Walle parallel, nur am großen Südtore biegen sie stark nach innen ein (Taf. VIIa).

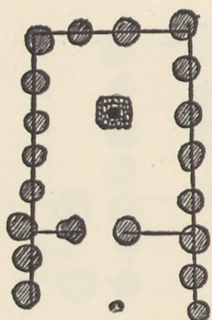
Der Wall hat sein Material gewiß zum Teil aus diesen Gräben bekommen, zum größeren aber aus einer breiten flachen Mulde, die hinter ihm im Burginnern entlang läuft. Er ist heute der übliche, nach beiden Seiten sich abdachende rundliche Rücken von 13 m Basis und etwa 3 m Höhe in der Mitte. Die Ausgrabung ergab nun, daß nur die mittlere Partie in Stärke von $3^1/_4$ m (= 10 Fuß) alter Bau war, in Gestalt einer Holz- und Erdmauer mit steilen Fronten, und daß die vorn und hinter sich absenkenden Erdkeile das beim Zusammenbruch der Mauer abgestürzte Material vorstellen.

Dieser Sachverhalt ließ sich klar beweisen. Unter der breiten Krone des heutigen Walles kamen nach dem Durchstechen der ganzen Aufschüttung unten im alten Boden zwei Reihen großer Pfostenlöcher zutage. Die eine bezeichnete die Vorder-, die andere die Rückwand der alten Burgmauer. Die beiden Reihen waren $3^1/_4$ m voneinander entfernt und die Pfostenlöcher, schön kreisrund und $^3/_4$—1 m groß, standen in ihrer Reihe regelmäßig 1,60 m (= 5 Fuß) voneinander.

Von den aufgehenden Pfosten war nichts mehr erhalten, aber von der Bohlenwand, die sie gehalten hatte, war auf eine längere Strecke noch die etwa zollbreite rotbraune Spur mit Holzfasern deutlich zu erkennen. Und im Wallinnern zeigten sich in ganz trockenem Sande, wohin die Tageswässer nie gekommen waren, sogar ganz kompakte Stücke der Holzanker, die die Vorder- mit der Rückwand verbunden hatten, gelegentlich in Abständen von 1 Fuß, drei übereinander. So deutlich und wohlerhalten ist der alte Holzbau des Walles sonst bisher nirgend zutage gekommen (Abb. 104).

Das Haupttor im Süden, das sich als breiter Einschnitt im Walle von weither erkennen läßt, haben wir unberührt gelassen, dafür aber das zweite Tor im Osten, das zu einem Geländevorbau hinunterführte, im wesentlichen ausgegraben. Die beiden den Wall markierenden Pfostenreihen machen vor einer Lücke von $6^1/_2$ m (= 20 Fuß) Halt. Der Wall springt beiderseits rechtwinklig ins Burginnere zurück, um dann dort die Brücke über den Torweg zu schlagen. So entsteht ein offener Vorraum von 3—4 m Tiefe, in dem der Feind das Tor angreifen muß, wo er aber von drei Seiten: links und rechts von den Wallköpfen und in der Front von der Wallbrücke her beschossen und bestochen wird (Abb. 105).

Die Brücke ist nach den Pfostenlöchern sehr breit gewesen — die Grabung von 1908 hat ihr Ende nach dem Burginnern zu nicht erreicht —, ein etwa quadratischer Torturm; und das Durcheinander der Pfostenlöcher deutet auf einen gelegentlichen Umbau.



106. Grundriß des Hauses der Römerschanze. 1:300.

Die Burg hat ursprünglich an ihrer Nordwestecke für einen Weg direkt zum See hinunter noch ein kleines Tor gehabt. Eine 5 m breite Lücke in den Wallpfostenreihen und die dahinter in der Mulde stehengebliebene Erdbrücke zeigten es an. Es ist nachher unter Verstärkung des Walles zugebaut worden.

Im Burginnern zeigten alle Schnitte, die wir machten, ein solches Gewimmel von Pfostenlöchern, daß an die Feststellung einzelner Grundrisse gar nicht zu denken war. Die Burg muß lange Zeit stark besiedelt gewesen sein, so daß die Bauten der verschiedenen Perioden sich fortwährend überschneiden. Nur an einer Stelle trat an einem verhältnismäßig lichten Platze ein großer Hausgrundriß klar hervor, und der lieferte die größte Überraschung der ganzen Grabung. Das Haus liegt im südwestlichen Teile der Burg und ist ein von Südwesten gegen Nordosten gestrecktes Rechteck von $11^1/_2$m Länge und $6^1/_4$—7 m Breite (Abb. 106 u. 107).

Das Haus öffnet sich gegen Nordosten, offenbar zu einem Wege, der hier vom südlichen Haupttore zum alten nordöstlichen Seetore schräg durch die Burg lief. Hier an der Front liegt eine $3^1/_2$ m tiefe Vorhalle, der übrige Teil des Hauses ist ein einheitlicher Saal von 8 : $6^1/_2$ m, in dessen Mitte, etwas nach hinten gerückt, ein großer aus Steinen gebauter Herd von 1 m Quadrat mit einem viereckigen Kochloche wohlerhalten war. Die klaren, durch keine Umbauten gestörten Pfostenreihen lassen auch den Aufbau des Hauses deutlich erkennen. Der Saal hat an den Schmalseiten 4, an den Langseiten 6 Pfosten. Die Vorhalle hat seitwärts 3, in der Front zwischen den Anten nur einen kleinen Mittelpfosten. Die Pfosten hielten die Wand, die nach den vielen Lehmpatzen mit Rutenabdrücken, die sich fanden, aus Flechtwerk bestand. Sie stehen so, daß von einer Längswand zur andern Durchzugsbalken auf die Pfostenpaare gelegt werden konnten; damit wurde ein fester Zusammenhalt der Wände erzielt zum Tragen des hohen giebelförmigen Stroh- oder Schilfdaches.

Daß dieses Haus das homerische ist, das als führendes Stück in den Palästen von Troja, Tiryns, Mykene auftritt, leuchtet ohne weiteres ein. Und daß es aus steinzeitlichen Anfängen bei uns im Norden entstanden und dann durch die indogermanische Wanderung nach dem Südosten getragen ist, wurde oben schon dargelegt.



107. Modell des Hauses der Römerschanze.

Zu beachten ist aber noch, daß das Maß, nach dem hier gebaut wurde, offenbar der germanisch-keltische Fuß von 32 oder $32^1/_2$ cm ist. Die Wallmauer mit $3^1/_4$ m hat 10 solcher Fuß, die übereinstimmende Breite des Tores und des großen Hauses von $6^1/_2$ m ist = 20 Fuß.

Nach der Grabung auf der Römerschanze habe ich jahrelang gesucht nach einer Lausitzer Burg, die uns liefern könnte, was jene mit ihren vielzuvielen Pfostenlöchern versagte: das Bild der ganzen inneren Einteilung einer solchen Burg. Endlich fand ich 1920 das Gewünschte und habe dann von da bis 1923 die Ausgrabung gemacht.

Der Baalshebbel bei Starzeddel, südlich Guben

Die Burg liegt 17 km südlich von Guben dicht am Dorfe Starzeddel und ist unter dem Namen „Baalshebbel" durch die ausgedehnten archäologischen Streifereien des vortrefflichen Prof. Jentsch in Guben bekanntgeworden. Der Name soll von den Einheimischen vielfach Palzhebbel ausgesprochen werden, so daß die Silbe Palz, Polz, Pölz, wie in Polzin, Pölzig usw., darin stecken würde, aber was die bedeutet, wissen die Slawisten auch nicht.

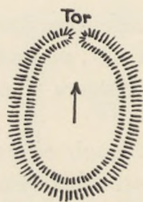
Zwischen zwei südnördlich ziehenden Wasserläufen östlich vom Dorfe ist mitten im sumpfigen Wiesengelände auf einer von den Wasserwirbeln ausgesparten flachen Sandhöhe die Burg angelegt. Sie ist gar nicht groß, wohl eine der kleinsten Lausitzer Volksburgen: herzförmig, der Innenraum 85 m breit und 105 m lang. Die Südspitze ragte über den dortigen heutigen Rand des Sandberges hinaus; der Besitzer hat hier vor 20 Jahren viel Boden zur Aufhöhung seiner Wiesen weggeschnitten (Taf. VIIb).

Die Umwehrung der Burg am Rande der Höhe entlang war sehr schlecht erhalten, aber aus der Grabung in einer benachbarten Burg, dem Schloßberge bei Witzen, die ich kurz vorher gemacht hatte, zu erschließen. Es muß eine etwa 8 m dicke Holz-Erd-Mauer gewesen sein mit dichtstehenden aufgehenden Pfosten vorn und hinten. Ein Graben war wegen des vorliegenden Abhangs und Sumpfes nicht nötig; nur im Westen hat man ihn über einen kleinen Sandvorsprung hinweg gezogen.

Unmittelbar hinter der Burgmauer zieht 5 m breit eine mit kleinen Kopfsteinen gepflasterte Straße entlang, und zu dieser öffnen sich alle die Wohnhäuser, die rings im Kreise herum festgestellt werden konnten. Sie füllen den Raum so, daß nur im Südwesten eine größere Lücke bleibt, und hier scheint das Tor hereingekommen zu sein, da nach dieser Seite jenseits des heutigen Mühlenbaches der Lubst, das nächste hohe Land, zu erreichen ist. Die Gebäude bestehen aus dem einen großen Herdsaal mit ganz flacher Vorhalle. Diese Vorhalle ist nur bei Haus 2 geschlossen und fast so tief wie der Saal, sonst immer nur 2 m tief und mit einem Mittelpfosten in der Front versehen. Mehrere Häuser sind auffallend groß: 3 und 5 rund 18:11 m, also ganz erheblich größer als das Römerschanzenhaus mit seinen $11^1/_2 : 6^1/_2$ m.

In der Mitte der Burg hat der einzige Umbau stattgefunden. Zwei kleinere Räume haben sich schräg übereinandergelegt. In keinem von ihnen konnte ein Herd festgestellt werden. Sie waren in diesem Mittelpunkt also wohl das Versammlungshaus der kleinen Burggemeinde.

Der nordöstliche Teil wird eingenommen durch 2 Bauten, die wir als Scheune und Stall auffassen müssen, zumal hier sich der nächste Weg zum Wasser bietet, denn dies „Freiwasser" ist der natürliche alte Flußlauf, die westlich zwischen Dämmen laufende



108. Burgwall bei Schlieben. 1:10 000.

„Lubst“ ist erst für die Mühle künstlich hergerichtet und also zu Zeiten der Burg noch gar nicht vorhanden gewesen.

Diese Burg bot das erfreuliche Bild einer gar nicht umgebauten Siedlung. In dem reinen hellen Sande heben sich die Pfostenreihen in klaren, ungestörten Linien ab. Die sechs Wohnräume zeigen ganz gleichmäßig den großen Herdsaal mit einem fast immer lang flachen Vorraum. Aus ihrer Gleichförmigkeit, aus dem Fehlen eines hervorstechenden Herrenhauses, ist auch zu schließen, daß es sich noch um eine Burg von Gleichgestellten, um eine Genossenschaftsburg handelt, im Gegensatz zu den Burgen, die die kriegerischen Züge nach dem Südosten von Europa mit ihrem sich immer fester entwickelnden Heerkönigtum hervorriefen (s. oben S. 79).

Das Streben nach rundlicher Form der Burg, das auch bei einigen anderen Lausitzer Burgwällen, besonders Schlieben, zum Ausdruck kommt, und die Stellung der Häuser im Kreise hat sehr lange nachgewirkt. Wie nach langem unterirdischen Fließen taucht diese Kulturader wieder empor bei den kleinen Gauburgen der Sachsen in karolingischer Zeit und weiterhin dann bei den ihnen benachbarten und ihnen nachahmenden Slawen, die ihre umwallten und nichtumwallten „Rundlinge“ mit demselben Kranze von Häusern bestellt haben.

Lossow

Hat die Römerschanze uns zuerst den Festungscharakter der Lausitzer Burgen enthüllt und das klare nordische Megaronhaus beschert, hat dann Starzeddel das Streben nach der Rundburg und die Kreisstellung der Megaronhäuser im Burginnern gezeigt, so rollt die Burg von Lossow einen dritten Problemkreis auf, nämlich den religiösen.

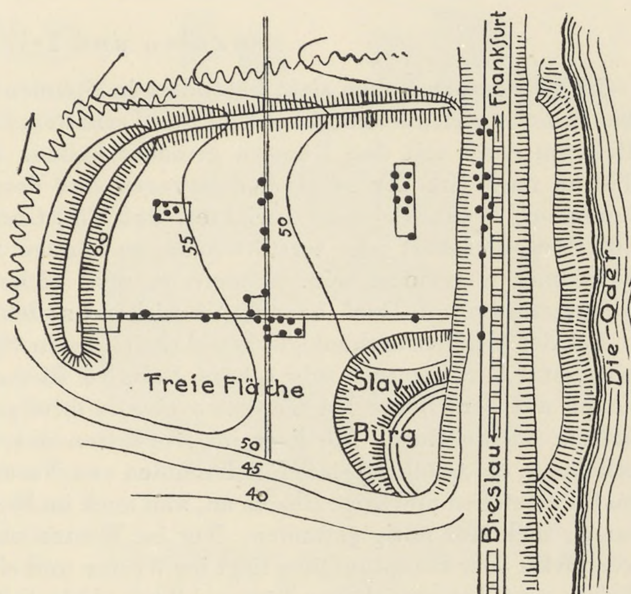
Sie liegt 7 km südlich von Frankfurt a. d. O. auf dem hohen linken Ufer der Oder, das hier „die steile Wand“ genannt wird und 20 m aufsteigt. Von Westen her geht ein scharf eingerissenes Bachtal in den Fluß. Die Ecke an seiner Mündung hat die Burg besetzt, indem sie sie mit einem großen Bogenwall einhegte. Der Innenraum ist damit trapezförmig an der Westseite 110 m, an der Ostseite ca. 190 m und an der nördlichen und südlichen ca. 170 m lang. Im Osten hat die Eisenbahn Berlin—Frankfurt—Breslau, die nicht weit vom Höhenrande entlang läuft, mit ihren Geleisen einen tiefen und breiten Einschnitt in die Burg gelegt. Östlich von ihr ist am Rande nur ein schmaler Streifen vom Burginnern stehengeblieben, und da hier nach dem Flusse zu im Laufe der Jahrhunderte auch immer Boden abgestürzt ist, so kann die Burg nach dieser Seite ursprünglich noch ein gut Stück weitergereicht haben.

Der Wall, der im stärksten Teile nach außen 8 m und nach innen 5 m abfällt, ist nicht wie bei der Römerschanze und dem Baalshebbel mit stehenden Hölzern gebaut gewesen, sondern mit liegenden. Ein Kernwerk von 2—3 m Dicke hat durch lang und quer liegende Hölzer eine kastenartige Einteilung erhalten, die Kasten waren mit verschiedenem Material: Lehm, Sand und Steinen gefüllt. An dieses steil aufgehende Kernwerk war dann vorn und hinten eine große geböschte Erdschüttung angefügt.

Dieser Blockbau, der zu der Kistenformung führt, ist für die Lausitzer Kultur ungewöhnlich. Er erinnert an die italischen Terramaren und an das hettitische Sendschirli. Möglich, daß die Lausitzer sich an ihrem Ostrande etwas von Osteuropa haben beeinflussen lassen.

Vor dem Walle liegt ein starker Graben, das einzige erkennbare Tor an der Südwestecke auf dem höchsten Teile des ganzen Geländes; es ist aber noch nicht ausgegraben.

Im Burginnern wimmeln die Pfostenlöcher genau so wie auf der Römerschanze. Kein Grundriß ist auszumachen. Das Gelände ist im Südstrich am höchsten und steigt dort in der Südostecke zu einer kleinen Kuppe an, die später in slawischer Zeit als besondere kleine Burg umwallt worden ist. Das von hier westlich zum Tor aufsteigende Land ist offenbar frei von Besiedlung gewesen. Vielleicht war es ein Festplatz, und die Kuppe vor ihm, ganz gegen Osten vorgeschoben, trug nach altem Sonnenkultritus ein Heiligtum (Abb. 109).



109. Plan der Burg bei Lossow. 1:4000. Nach Unverzagt.

Die Frage drängt sich auf, denn es verbreitet sich über diese ganze Burg eine eigenartige, bisher sonst nie beobachtete Erscheinung kultischen Charakters. Zylindrische Gruben von $1^1/_2$—2 m Weite gehen 5, 6, 7 m tief in den Boden hinab und enthalten in verschiedenen Lagen übereinander Teile von Tieren (Rindern und Pferden) und Menschen, jede einzelne Packung durch eine dicke Lehmschicht überdeckt. Die Menschenreste sind selten und meist nur Schädel, die Tierreste aber zeigen deutlich, daß es sich nicht um weggeworfene Knochen handelt. Es hängen die Glieder noch so gut zusammen, daß große Stücke, wie ganze Ochsenviertel, beigesetzt sein müssen. Es handelt sich also nicht um Abfallgruben — noch weniger um Brunnen, wie man zuerst wohl denken konnte —, sondern entschieden um Opfergruben. Und da ihrer bisher etwa 40 gefunden sind in verschiedenen Teilen der Burg, auf Räumen, die zusammen etwa $^1/_{10}$ des Burginnern ausmachen, so kann es im ganzen gegen 400 gegeben haben.

Die Lausitzer Burgen hören als solche allgemein auf um die Zeit von 500 v. Chr. Überall haben sie von da an brach gelegen, bis die Slawen sie unter neuer Herrichtung wieder in Benutzung nahmen, also über 1000 Jahre lang. In Lossow ist aber auf die letzte Lausitzer Besiedlung noch der geradezu grandiose kultische Betrieb gefolgt. Denn die Opfergruben liegen nach dem Befunde unbedingt zwischen der letzten Lausitzer und der ersten slawischen Zeit. Sie überschneiden die Lausitzer Pfostenlöcher und werden ihrerseits überschnitten von den slawischen.

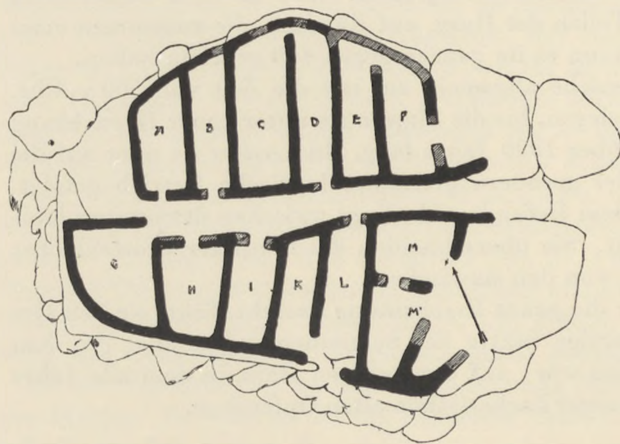
So eigen- und einzigartig wie aber die ganze Erscheinung dasteht, führt sie den Gedanken geradeswegs auf die einzigartige Stätte des Semnonenlandes, über die dem Tacitus so eingehend berichtet worden war: auf den heiligen Hain, in dem alle Jahre das große Bundesfest gefeiert wurde unter barbarischen alten Opferriten.

In Westeuropa haben sich, besonders in Spanien und Irland, sehr alte Bauformen bis in die letzten Jahrhunderte vor Christi erhalten, so daß sie vielfach noch kriegerische Bekanntschaft mit den Römern gemacht haben. Die kleinen Steinburgen und die Türme nach Art der sardischen Nuragen sind dort eigentlich nie aus der Mode gekommen. Wenn Polybios berichtet, daß Tib. Gracchus innerhalb weniger Wochen 300 Burgen erobert oder zerstört habe, so können bei solcher Zahl unmöglich große Volksburgen gemeint sein, sondern es muß sich im wesentlichen um die kleinen Schutzstätten von Dorf- oder Gutsbezirken handeln.

Bei der eifrigen archäologischen Arbeit, die in Spanien wie in Irland seit kurzem eingesetzt hat, kommen sehr schöne Beispiele dieser Denkmäler zutage. So in Katalonien auf dem Berge La Gessera eine in ihrer ganzen Raumteilung vorzüglich erhaltene kleine Burg. Sie liegt im Nordosten des Berges auf einer ovalen Sondererhebung, die mit ihren steilen Felswänden von Natur fast unzugänglich ist. Besonders im Osten stehen mächtige Blöcke an, und auch im Norden hat man eine dicke Festungsmauer nicht für nötig gefunden. Nur im Westen und im Süden ist die Außenmauer verstärkt. Der Hauptaufgang liegt im Westen und ein Nebenaufstieg im Süden, wo die Felsen eine Art natürlicher Treppe bilden (Abb. 110).

Das Plateau der kleinen Burg mißt nur 15:11 m. Eine Mittelgasse schneidet es vom westlichen Aufgange her der Länge nach durch, und an ihr reihen sich beiderseits die schmalen langen Wohnräume. Im Osten sind die letzten zerstört. Es bleiben jederseits 6, mit Wänden, die von 25 cm bis 1,80 m hoch erhalten sind. Die Zimmer sind fast alle häßlich handtuchförmig, nur $1^1/_2$—2 m breit bei 5—$6^1/_2$ m Länge. Sie haben keineswegs alle den Zugang vom Mittelwege, ganz sicher nur *A* und *H*. Mehrfach ist die Verbindung zwischen 2 Räumen dicht an der Außenmauer erkennbar.

In den Räumen sind allerhand Funde gemacht, zu Eisensachen schon viel auf der Töpferscheibe hergestellte Keramik und die bezeichnenden bemalten „iberischen“ Scherben, was alles auf die letzten Jahrhunderte vor Christi weist. Die Disposition dieser in ihrem ursprünglichen Plane ungestört erhaltenen Burg ist deshalb wertvoll, weil sie in Resten recht oft in Spanien auftritt und insbesondere — nach dem bisher davon Bekannten — auch in einem Teile der großen Volksburg oder schon „Stadt“ Numantia bestanden zu haben scheint.

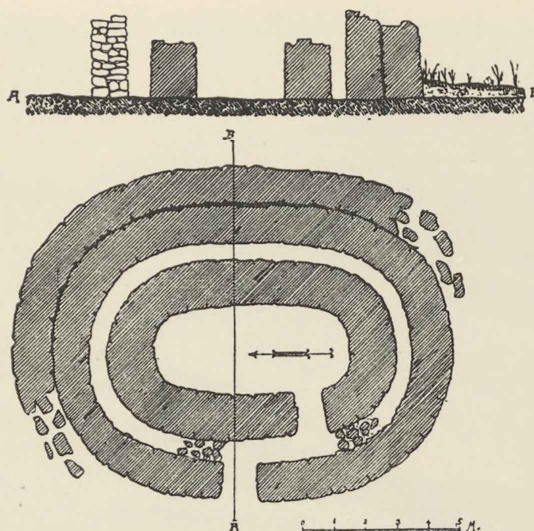


110. Plan der Burg La Gessera. 1:250.

Um Numantia haben die letzten großen Anstrengungen der Römer in Spanien sich zusammengeballt. Es liegt weit im Innern des nordöstlichen Landes bei Soria am Duero. Nach fast zehnjährigem vergeblichen Bemühen verschiedener Feldherren hat Scipio der Jüngere die Stadt mit einem großen Ringe von Lagern eingeschlossen und nach

15 Monaten durch Aushungerung zu Fall gebracht (133 v. Chr.). Die römische Umfassung ist von Schulten ausgegraben und veröffentlicht, die Stadt selbst haben die Spanier erforscht, und ihre Publikation steht noch aus.

Ein anderes Beispiel für offenbar in Menge verbreitete Befestigungen ist der schöne ovale Turm Los Foyos, gewöhnlich „Llucena del Cid“ genannt, in 1000 m Meereshöhe in der Provinz de Castillo (Aragonien) gelegen und 1920 von dem Besitzer des Bodens beim Aufräumen vielerlei Gestrüpps zufällig gefunden. Er ist nach manchen Anzeichen der Teil, das Kernstück einer Burg gewesen, wie so oft in viel früheren Zeiten auf Sardinien. Die äußere Schale bildet eine Doppelmauer, so zusammengeleimt, wie die Stücke der alten Steinwälle zu sein pflegen. Diese Doppelmauer ist 2,20 m dick. Nach einem luftigen Zwischenraum von nur $^1/_2$ m folgt dann die einfache innere Mauer von 1,40 m Stärke, die nun einen lichten Wohnraum von 5,40:2,50 m frei läßt. Der Eingang führt zunächst durch die Mitte der westlichen Langseite, geht dann rechts ein Stück in dem hier auf 75 cm verbreiterten Zwischenraum entlang und tritt nach 2 m Weges durch die letzte Mauer ins Innere. Damit man zwischen der ersten und zweiten Tür nicht in dem schmalen Raume zwischen den Mauern entlang laufen kann, ist dieser links vom ersten und rechts vom zweiten Durchgang durch eine Steinpackung blockiert.



111. Querschnitt und Grundriß von Los Foyos. 1:250.

Die Mauern des Turmes sind außerordentlich gut in großem Quaderwerk aufgeführt. Sie sehen ungefähr aus wie die jüngeren von Tiryns und Mykene. Die Kleinfunde aus dem Innern bezeugen aber als Hauptwohnzeit das 3. Jahrhundert v. Chr. und Stücke von terra higillata führen sogar bis in die römische Periode (Abb. 111).

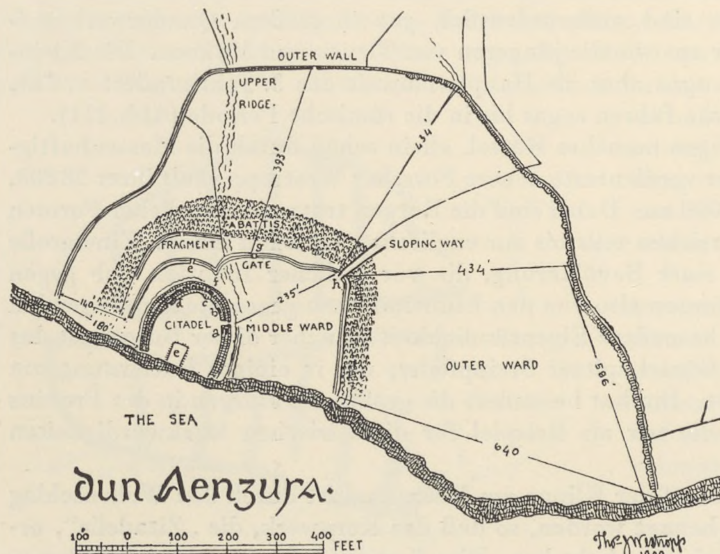
In Irland bieten die Burgen manches Rätsel, allein schon durch die Massenhaftigkeit in der sie auftreten. Der verdienteste neuere Forscher Westropp zählt ihrer 28800, ein anderer nimmt sogar 40000 an. Dabei sind die Burgen trotz altertümlicher Formen ganz verschiedenen Alters, reichen teils bis zur englischen Invasion hinab. Eine große Zahl scheint angelegt von einer Bevölkerung, die vor östlicher Invasion sich gegen Westen zurückzog; diese könnten also von den Einheimischen gegen die andrängenden Kelten errichtet sein. Eine besondere Eigentümlichkeit mancher dieser Burgen ist das sog. „Abattis“, der breite Gürtel spitzer Steinpfeiler, der in einiger Entfernung um den Kern der Burg gelegt ist. Ihn hat besonders die größte der Burgen in der Provinz Inishmore: Dun Aengusa, die wir als Beispiel für diese irischen Merkwürdigkeiten wählen (Abb. 112 u. 113).

Die ganze Burg liegt hoch auf der Klippe am Meere und ist durch den Wellenschlag wahrscheinlich schon stark benagt worden, so daß das Kernwerk, die „Zitadelle“, ursprünglich vielleicht volle Eiform gehabt hat. Dies Kernwerk ist 40 m breit und heute 80 m lang. Um es zieht sich in geringem Abstande im Nordwesten ein zweiter Wall, der



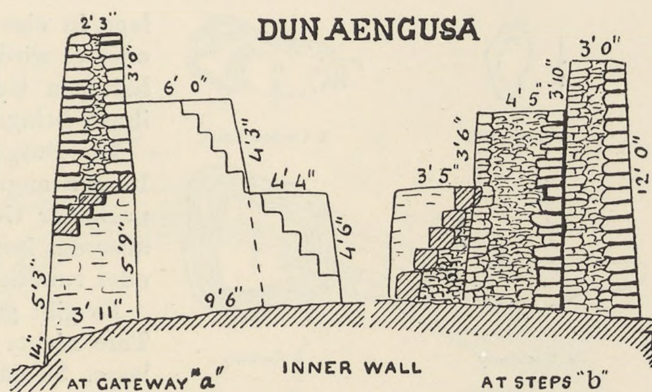
112. Ansicht von Dun Aengusa. Nach Mahr.

vielleicht ursprünglich sich im gleichen Abstande auch um die Ostseite zog. Aus seiner Mitte im Norden zweigt eine Wallinie gegen Osten hin ab. In eckiger Führung bildet dann im Westen, Norden und Osten der breite Gürtel der „Steinpfählung", wie man es nennen könnte, das eigenartige Haupthindernis. Der Gürtel schwankt in seiner Breite zwischen 10 und 20 m, die Steine sind nicht in den Felsboden eingelassen und lehnen sich infolgedessen vielfach aneinander; am Küstenrande haben Besucher sie vielfach ins Meer geworfen. Schließlich läuft als äußerste und vielleicht auch erst später angelegte Linie noch ein einfacher Wall um, der im Westen nur 30 m von der Steinpfählung entfernt ist, im Osten aber bis 200 m ausgreift.



113. Plan von Aengusa. 1:5000. Nach Westrop.

Da die Mauern besonders des Kernwerks bis zu 6 m erhalten sind, ist ihre Bauart gut zu erkennen. Beim Kernwerk bestehen sie aus 3 Stücken, die nach rückwärts jedesmal niedriger werden und dort zuweilen eingeschnittene Treppen haben. Sie messen zusammen 3,4 m. Die erste Vormauer besteht nur aus 2 Stücken und die äußerste Mauer nur aus einem von 2 m (Abb. 114).



114. Schnitt durch Dun Aengusa. 1:150.

Das Innere der Burg ist kahler Fels. Es sind auch keinerlei Funde bekannt. Die „Steinpfählung“ kommt nicht bloß bei verschiedenen anderen irischen Burgen vor, sondern auch bei einigen britischen und französischen. In Irland gibt es aber neben den komplizierten Burgen wie Dun Aengusa auch in Menge die einfachen großen Rundtürme nach Art der Nuragen (Abb. 115).

England und Schottland

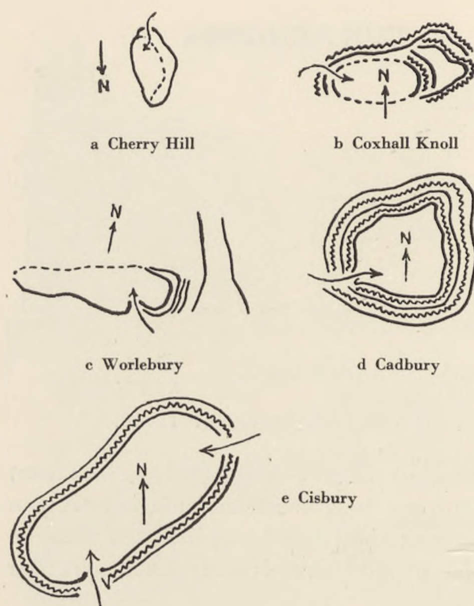
England, das in seiner frühesten Kultur (Stonehenge) dem westeuropäischen, „iberischen“ Kreise angehört hat, ist nachher durch starke Zuwanderung aus Gallien keltisch geworden. Das ist heute im Volk und in der Sprache des eigentlichen England kaum mehr zu erkennen. Die weiteren erobernden Zuwanderungen der Sachsen, Normannen, Dänen, die jedesmal die begehrenswerten Ebenen in Besitz nahmen, haben die alte Bevölkerung nach Wales ins Gebirge und nach Irland hinübergefegt, wo sich das Alte in Menschen- und Sprachform erhalten hat und seiner Eigenart stolz bewußt ist.

Aber die Burgen der alten Kultur bestehen auch in England noch, und zwar in einer Zahl und einer Mannigfaltigkeit und einer Raffiniertheit der Gestaltung wie nirgend sonst aus dieser Kultur. Ihre gute Erhaltung wird in England begünstigt durch den geringen Ackerbau des Landes, durch das Vorwiegen der Weiden und Wälder.

Gegraben ist in sehr wenigen von ihnen, nur hier und da bestätigen Funde die Zeit des Late Celtic, wie die Engländer sie nennen. Aber Caesar erwähnt in seiner britannischen Expedition die Burgen der Eingeborenen und hat auch mit ihnen zu tun gehabt. Ein paarmal ist eine römische An-



115. Grienan of Ailech bei Londonderry. Nach Mahr.



116. Pläne der Burgen. Alle 1:25000.

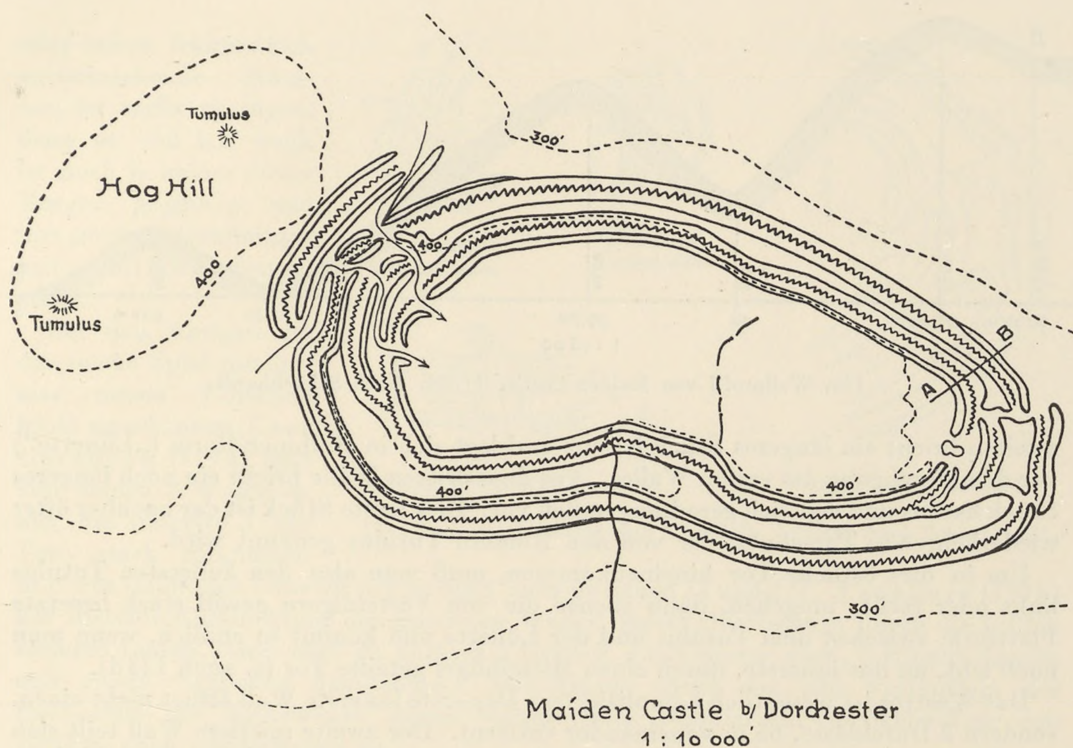
lage in eine alte Britenburg hineingebaut, oder es wird eine solche sogar durch die erhaltenen Gegenwerke der Römer als von ihnen belagert gekennzeichnet.

Die Burgen sind wie bei uns immer auf Bergen angelegt. Sie müssen sich natürlich nach der Gestalt der Höhe richten, haben aber das innewohnende Streben nach ovaler oder rundlicher Form.

Es gibt ganz einfache, bei denen auch die Tore nichts anderes sind als glatte Durchlässe. So das stattliche langovale Cisbury bei Brighton (Sussex). Gleichmäßig läuft ringsum ein starker Wall mit Graben und noch eine kleine Erhöhung am äußeren Grabenrande. Ein Tor liegt in der Südost-, das andere in der Nordostecke. Bei beiden sind Wall und Graben nur einfach durchbrochen. In dieser Burg hat der vortreffliche General Pitt-Rivers, der erste, der die einheimische Altertumsforschung in England eifrig gepflegt und auch die archäologische Einleitung zu Baedekers Großbritannien geschrieben hat, jahrelang gegraben. Dabei fanden sich im südwestlichen Teile der Burg viele ungemein tiefe zylindrische Schächte, die lange Zeit rätselhaft blieben. Zuletzt stellte sich heraus, daß man sie zur Gewinnung von Feuersteinen angelegt hatte, die im dortigen Kreideboden schichtweise bis in großen Tiefen lagern, und die in der Stein- und auch noch der Bronzezeit wichtiges Material für Werkzeuge und Waffen waren (Abb. 116e).

Eine ähnlich einfache Burg ist Cadbury bei Sparkford (Somerset). Sie ist rundlich von ca. 250 m Durchmesser. Der Innenraum hat doppelten Wall und Graben ringsum und zu äußerst wieder den kleinen Aufwurf am Grabenrande. Das einzige Tor liegt im Südwesten und geht glatt durch die Wehrlinien, wobei nur der letzte Wall rechts im Halbbogen zurückbiegt (Abb. 116d).

Erscheint es nötig, den Berg an einer oder zwei schwachen Seiten stärker zu befestigen, so entstehen kompliziertere Burgtypen. Sehr einfach verfährt noch Cherry Hill bei Fownhope (Hereford), indem es eine Linie ringsum führt und an der gefährdeten Seite in starkem Abstande eine zweite vorlegt, also hier einen breiten Zwinger schafft (116a). Ist eine Seite völlig sturmfrei, so fehlt hier Wall und Graben völlig — eine Palisade oder Blockwand pflegt aber bei guten Grabungen immer erkannt zu werden —, sie laufen an den anderen Seiten um und verzweigen sich an der besonders gefährdeten wohl auch zu einer Vorschanze. So hat sich Coxhall Knoll bei Knighton (S. Wales) geschützt (116b). Worlebury bei Weston super Mare (Somerset) schließlich läßt die steile Nordseite frei, hat im Süden das durch den stark einbiegenden Wall gehende einzige Tor und auf der gefährdeten Ostseite nicht bloß einen dreifachen Burgwall, sondern weit draußen noch 2 Langwälle, die von der Höhe aus nördlich bis ganz ans Meer vorstoßen (Abb. 116c).



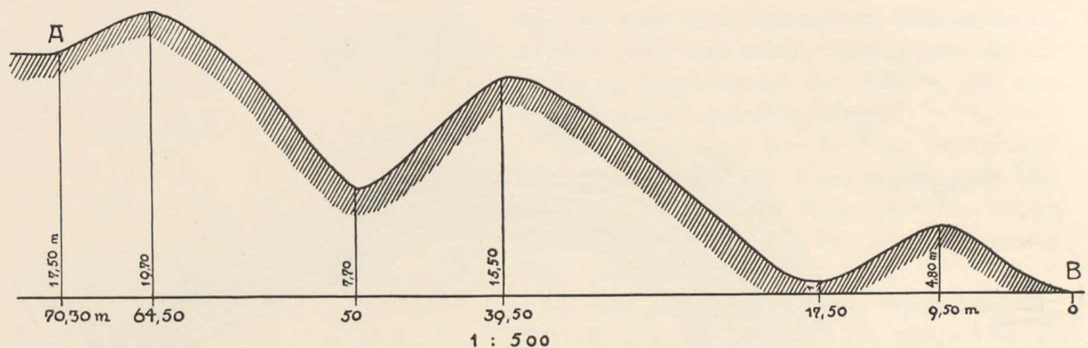
117. Grundriß. Nach Schuchhardt.

Die Königin aller englischen Vorgeschichtsburgen ist der stolze, große und riesenhaft befestigte Ringwall auf Fordington Hill, 2 engl. Meilen südwestlich von Dorchester, Maiden Castle mit Namen — also eine jungfräuliche Königin! (Abb. 117).

Sie liegt auf einem ostwestlich gestreckten Bergrücken, der sich bis 430 Fuß hoch erhebt, der Burg eine ungefähr nierenförmige Oberfläche bietet und nach Süden steiler, nach Norden sanfter abfällt.

Der Innenraum der Burg ist 670 m lang und 250 m breit, enthält also 16,7 Hektar, d. i. nicht ganz, was eine römische Legion braucht. Das Interessante liegt in der Umwallung und in den 2 Toren an den Schmalseiten im Osten und Westen, um die diese Schmalseiten sich so emsig mühen, daß ihre Linien ganz in Auflösung geraten. An der flacheren Nordseite des Berges, wo stärkerer Schutz nötig ist, hat die Umwehrung das geschlossene Profil von Wall—Graben—Wall—Graben—Wall. Der dritte am äußeren Grabenrande liegende Wall ist wie gewöhnlich kleiner, die beiden anderen und ihre Gräben sind dagegen ganz ungeheuerlich. Das Profil Abb. 118, das ich an einer bequem meßbaren Stelle aufgenommen habe, zeigt von der Grabensohle bis zur Wallkrone einen Unterschied von 12 m, und an anderen Stellen geht er sogar bis 15 und 18 m. An der steileren Südseite der Burg tritt insofern eine Änderung ein, als der mittlere Wall sich streckenweise stark verbreitert, so daß hinter einer vorderen Brustwehr sich eine weite Plattform befindet.

Von den beiden Toren ist das im Osten das einfachere. Der erste, innerste Wall hat nur eine breite Unterbrechung, die von 2 kleinen Hügeln durchgeteilt wird. Aus dem



118. Wallprofil von Maiden Castle. 1:540. Nach Schuchhardt.

zweiten bricht ein längeres Stück heraus und legt sich in Halbmondform („Lünette") vor den Durchgang des ersten Walles. Aus dem dritten Walle bricht ein noch längeres Stück heraus und legt sich geradlinig außen vor. Dies letzte Stück ist der nachher öfter wiederkehrende Torschutz, der von den Römern Tutulus genannt wird.

Um in dies östliche Tor hineinzukommen, muß man also den äußersten Tutulus links oder rechts umgehen, dann ebenso die von Verteidigern gewiß stark besetzte Plattform zwischen dem Tutulus und der Lünette und kommt so endlich, wenn man noch lebt, an das innerste, durch einen Mittelhügel geteilte Tor (s. auch 123 d).

Das Westtor ist wesentlich komplizierter. Der erste innerste Wall öffnet nicht einen, sondern 2 Durchlässe, 65 m voneinander entfernt. Der zweite mittlere Wall teilt sich vor dem Tore in 2 Linien, zwischen deren Stücken die Wege sich hindurchwinden, um dann die 2 Öffnungen des dritten äußersten Walles glatt zu passieren und schließlich um den nun noch vorliegenden langen Tutulus herum endlich das Freie zu gewinnen. Das Gelände steigt im ganzen etwas von Osten gegen Westen; der niedrigere Ostteil der Burg ist durch schwachen Wall und Graben abgegrenzt. Der Westteil hat an seinem Südrande eine Quelle, von der ein Rinnsal direkt nach Süden abgeht.

Gegraben ist vielfach in der Burg, und prähistorische Bronzesachen wie römische Münzen und Ziegel sind mehrfach gefunden, aber an eine Untersuchung des Baues von Wall und Toren oder von Häusern im Innern hat man hier wie auch sonst in England noch nicht gedacht.

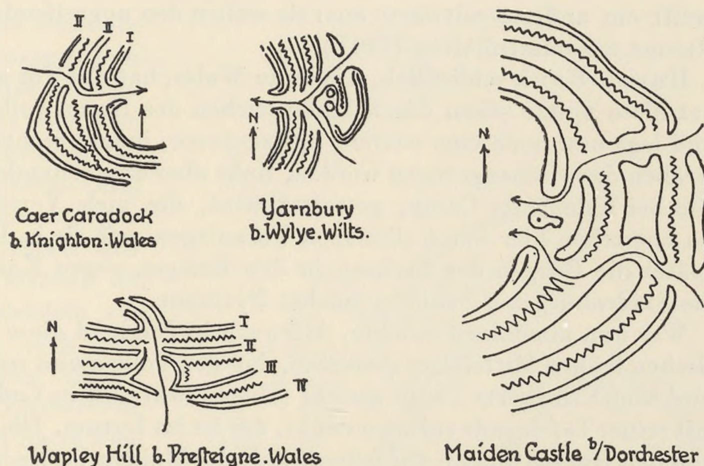
In der Burg hat noch in römischer Zeit eine Siedlung Durnovaria bestanden, deren Nachfolgerin dann Dorchester (chester = castrum) geworden ist.

Was beim Maiden Castle Auge und Geist wohl am meisten fesselt, die überraschende Gestaltung der Tore, ist in England keineswegs etwas Ungewöhnliches. Die Burgen sind darin so vielseitig, so erfinderisch, daß der wandernde Archäologe auf jeder wieder neue ungeahnte Früchte pflücken kann. Manches, was mehr als tausend Jahre später im hohen Mittelalter als neue staunenswerte Erfindung auftritt, ist hier mit dem Instinkt eines hochbegabten Volkes schon vorweggenommen. Besonders ergiebig ist das Gebirgsland auf der Grenze von Wales. Von den 6 in Abb. 119 u. 120 gegebenen neuen Beispielen stammen 4 von dieser Linie. Das siebente Stück (119 d) wiederholt noch einmal das Osttor vom Maiden Castle, um bei dem gleichen Maßstab, in dem alle 7 gegeben sind, die Riesenformen dieser Hauptburg hervortreten zu lassen.

Wer diese Burgen von England gegen Wales oder vielleicht eher von Wales gegen England angelegt hat, ob etwa die Kelten gegen die zunehmende römische Invasion

oder schon frühere sich zurückziehende Stämme, ist nicht zu sagen, denn so viel ich weiß, ist noch in keiner dieser Burgen gegraben und ihre genaue Entstehungszeit somit nicht festgestellt.

Bei den übrigen ist das reiche Spiel mit immer neuen Einfällen leicht zu erkennen. Caer Caradock (119a) läßt von seinen 3 Wallinien nur die innerste *I* am Tore stark einknicken und legt dann eine Lünette weiter nach vorn zwischen *II* und *III*. Yarnbury (119b) hat dieselbe Einknickung des innersten Walles, glatte Durchgänge durch die beiden anderen Linien, dann aber zu äußerst 1 Dreieck mit Lünette vorn, 2 Hügeln hinten und einem Gräbchen dazwischen. Die Anlage wirkt wie eine Vorläuferin der Barbacane des Mittelalters, deren berühmtestes Beispiel am S.-Nicolai-Tore von Krakau noch wohlerhalten ist.

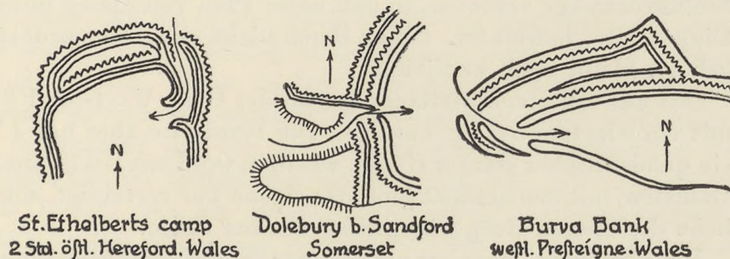


119. Tore mit Lünetten und Klavikeln. 1 : 7500. Nach Schuchhardt.

Auf Wapley Hill bei Presteigne (119c) haben wir wieder 3 Wälle. Der innerste *I* biegt mit beiden Enden bogenförmig zu einer Clavicula ein. Der II. läßt einen glatten Durchgang. Der III. bildet rechts eine Clavicula, links aber spaltet er sich wie zu einem offenen Rachen, um so von 2 Seiten her die vorwitzig Eingedrungenen zu fassen. Auf der rechten Seite des Einganges liegt außen noch ein IV. Wallstück vor.

Während diese Anlagen das enge Gebiet des Tores zu blockieren oder zangenartig zu fassen streben, greifen andere seitlich aus, um möglichst viele Verteidiger des Tores unterzubringen. So läßt Ethelberts Camp (120a) seinen einen Wall am Tore mit beiden Enden einknicken. Das Tor liegt im Ostwall, ganz nahe der Nordostecke. Von der linken (südlichen) Torwange aus wird nun ein Wallstück gegen Norden vorgezogen, um eine lange Torgasse zu schaffen, und vor der nördlichen Schmalseite der Burg wird ein ebensolches Wallstück ganz entlang geführt, um hier eine schmale Vorschanze, einen Zwinger zu schaffen zur Deckung dieser ganzen Seite und insonderheit des Tores.

Der Torschutz von Dolebury in Somerset, also auf ganz englischem Boden, ist einfacher. Links vom Tor stößt ein Wallschenkel senkrecht nach vorne vor, rechts



120. Tore mit Vorschanzen. 1 : 7500. Nach Schuchhardt.

greift ein anderer seitwärts aus: sie wollen den angreifenden Feind auf beschränktem Raume zusammenhalten (120 b).

Burva Bank schließlich, wieder in Wales, hat das Tor an der Westspitze der Burg, hat diese Spitze schon durch Hinausziehen des Hauptwalles besonders spitz gemacht und legt nun noch eine weitere Spitze davor, indem rechts ein paar kurze Wälle mit Gräben dazwischengezogen werden, links aber eine schmale lange Vorschanze, ähnlich wie bei Ethelberts Camp, gestaltet wird, die viele Verteidiger fassen kann (120 c). So entstehen hier schon dieselben Toranlagen, wie sie in Deutschland tausend Jahre später die Burgen der Sachsen in den Kriegen gegen Karl d. Gr. hatten, besonders die Skidroburg bei Schieder nächst Pyrmont.

Wer nun annehmen möchte, daß auch in England diese Burgen erst aus dem sächsischen frühen Mittelalter stammen, daß der Volksmund recht habe, wenn er bei Hereford von Ethelberts Camp spricht (oben 120 a) und in Cadbury (116 d) König Arthur mit seiner Tafelrunde thronen denkt, der ist im Irrtum. Die gelegentlichen Einzelfunde von den Burgen weisen auf frühere Zeit, im Maiden Castle hat sich schon ein römisches Dorf eingenistet, in einer Ecke des Hod Hill Camp bei Blandford, Worset, ist ein römisches Lager angelegt, und in Schottland liegen am Fuße der Volksburg von Burnswark Hill noch wohlerhalten die beiden römischen Lager, die die Burg zwischen sich nahmen, und sie zur Übergabe zwangen. Das Erhaltene bietet ein so köstliches Bild, daß man deutlich ablesen kann, was war und was geschah.

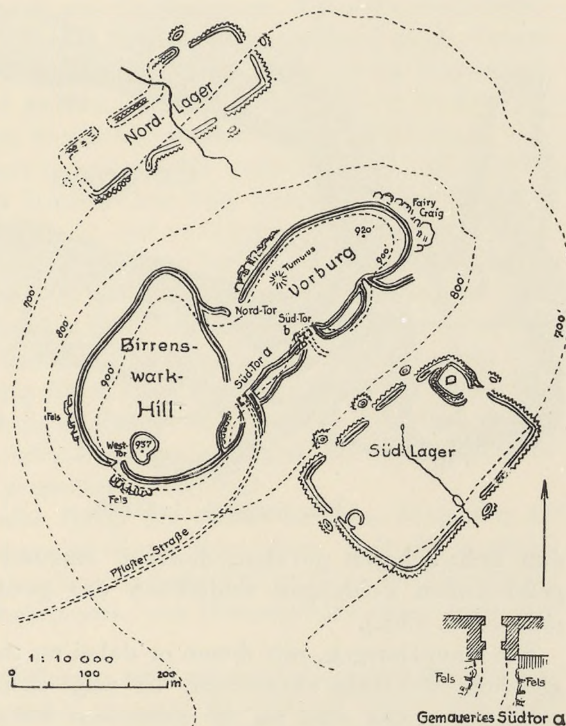
Burnswark Hill im Kirchspiel Hoddam liegt außerhalb des römischen Limes in Schottland: 5 km nördlich der römischen Station Birrens, 16 km vom Ende des Hadrianswalles bei Bowness in Cumberland. Der Berg ist eine gestreckte Hochfläche bis 300 m Höhe und hat weite Sicht gegen Süden nach Solway, Bowness, Birrens, gegen Norden über mehrere schottische Grafschaften. Die Hochfläche hat steile Felshänge, so daß sie wenig befestigt zu werden brauchte. Die Umhegung ist überall nur ein schwacher Steinwall ohne Graben. Die ganze Länge beträgt 500 m, der höhere westliche Teil, besonders umwallt, ist 220 m breit, der etwas niedrigere östliche 120 m. Die Oberburg hat nur 1 Tor im Westen, bei dem die Wallenden sich nur ein wenig einziehen. Die Unterburg hat 2 Tore im Süden und 1 im Norden. Besonders gut angelegt sind die Südtore. Sie haben vorgelagerte Parallelschanzen, und der Durchgang ist eine regelrecht gemauerte Kammer mit Mauervorsprüngen für den Verschluß (Abb. 121).

Nördlich und südlich am Bergfuße liegt je ein römisches Lager, beide ziemlich gleich lang: nämlich 275 m das südliche aber 185 m, das nördliche nur 105 m breit. Die großen Bogenlinien, die, mit ein paar kleinen Umwallungen versehen, im Osten die beiden Lager verbinden und sich über das südliche noch gegen Westen fortsetzen sollten, haben sich neuerdings (1926, Collingwood) als moderne Feldraine, Viehherden- und Steinbruchwege erwiesen, so daß unser Plan von diesen immer sonderbar anmutenden Dingen jetzt befreit ist. Ob zu ihnen nicht auch der nordöstliche Einbau im Südlager gehört, bleibt noch zweifelhaft.

Das gut erhaltene Südlager hat an der Ost-, West- und Südseite je 1 Tor, jedesmal mit vorgelegtem ovalen Tutulus. Die Nordseite aber hat 3 Tore, und vor jedem liegt ein quadratischer starker Hügel, wie man wohl mit Recht annimmt, zur Aufstellung von Ballisten, mit denen nicht bloß das eigene Tor verteidigt, sondern noch mehr das feindliche der oberen Burg angegriffen werden sollte.

Das nördliche Lager hat man immer für teilweise zerstört gehalten. Die letzte Untersuchung hat aber gezeigt, daß es vielmehr im Bau nicht ganz fertig geworden ist. Die

gegen den Feind gerichtete Südseite ist zwar völlig in Ordnung. Von ihren beiden Toren hat das östliche den schmalen Tutulus, das westliche zeigt den rechten Wallschenkel vorgezogen und am Ende keulenförmig erweitert. An der Nordseite dagegen sind für die geplanten Gräben nur Furchen gezogen, die Westseite ist ganz unausgeführt. Außerdem erscheint diese Westseite, nach den Furchen zu schließen, kürzer als die Ostseite. Man hat im Nordwesten eben erst angefangen und hätte hier nachher wohl die im Osten begonnene Nordlinie fortgesetzt.



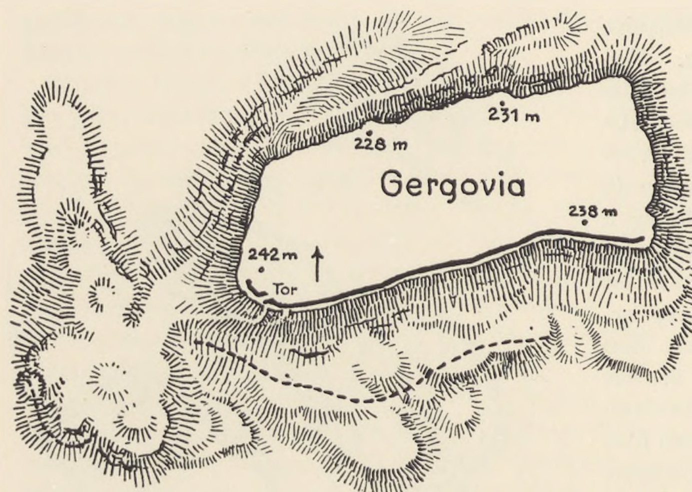
121. Burnswark-Hill. Schottland. Belagerung einer schottischen Volksburg durch die Römer. Nach Christison.

Der Schluß liegt nahe, daß die Burg bereits kapitulierte, als die Truppe, die sich das Nordlager errichten wollte, mit ihm noch gar nicht fertig war. Und der rasche Erfolg ist wohl verständlich. Denn abgesehen von den unangenehmen Ballisten, die wahrscheinlich vom Südlager her schossen, waren beide Lager so angelegt, daß sie den Burgleuten das Wasser abschnitten. Das Südlager hat sich just die Stelle gewählt, wo eine starke Quelle entspringt, die noch im Lager selbst einen kleinen Teich bildet; und das Nordlager packt ebenfalls einen Wasserlauf, der wenig weiter oberhalb am Berge entspringt und so von den Lagerleuten ganz beherrscht wird.

Operiert hat als römischer Feldherr in diesen Gegenden hauptsächlich Agricola, und beschrieben hat seine Züge sein Schwiegersohn Tacitus; aber die Schilderungen reichen nicht aus, um die Begebenheit von Burnswark Hill etwa in sie einzuordnen.

Frankreich

Die Burgen im alten Gallien sind die ersten Volksburgen der unzivilisierten „Barbaren", die uns durch literarische Schilderung in der ganzen Rolle, die sie gespielt haben, anschaulich vor Augen treten. Julius Caesars Gallischer Krieg hat sich wesentlich um die oppida gedreht. Mehrere hat er lange belagert und so allseitig kennengelernt: wie das Gelände ausgesucht ist, wie die Mauern gebaut und die Tore angelegt sind, wie das Kommando im Innern gehandhabt wird und gelegentlich das Vorgelände zum Kampfe wählt; wie die Mauern beschossen, zerstört, erstiegen werden können, oder wie man bei felshartem Widerstande durch völlige Einschließung, d. h. Abschneidung der Zufuhr und des Wassers, die Besatzung zur Übergabe zwingen kann.

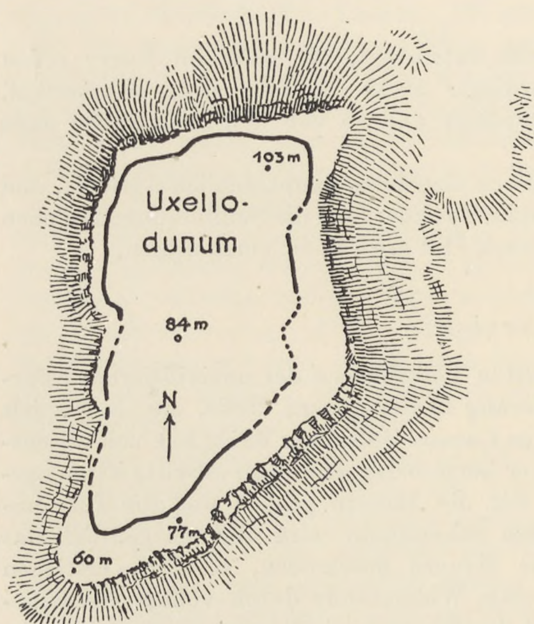


122. Gergovia. 1:25 000.

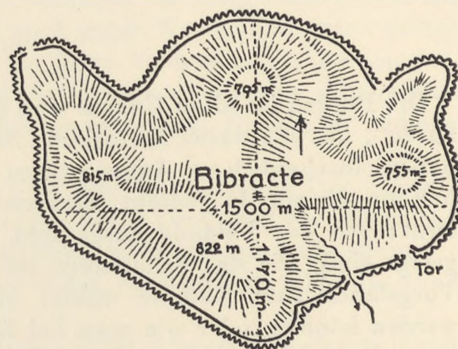
Caesar begann die gallische Unternehmung 58 v. Chr. Er wollte die Helvetier verhindern, über Genf an die Grenze seiner Provinz Gallia Cisalpina einzuwandern, und hatte dann auch gegen Ariovist, der mit starken Germanenscharen über den Rhein gekommen war, zu kämpfen. Die Eifersucht, die ständig in Gallien zwischen zwei Lagern, diesmal den Sequanern und den Aeduern, herrschte, benutze er, um sich, von den Schwächeren gerufen, dauernd einzumischen und in sechs, zum Teil höchst gefahrvollen Feldzügen schließlich das ganze Land in seine Gewalt zu bringen (58—52 v. Chr.).

Die Hauptburgen, mit denen er dabei zu tun hatte, stellen wir in Abb. 122—125 in gleichem Maßstabe zusammen. Es zeigt sich, daß sie alle gleich groß und alle ganz erheblich größer sind als die britischen Burgen der gleichen Zeit (oben Abb. 116), abgesehen von dem Riesenkinde Maiden Castle.

Bei der ziemlich gleichmäßigen Kalksteinformation Frankreichs finden sich fast in allen Gegenden Hochflächen, die für Volksburgen geradezu geboren sind. Den steilen Abhängen braucht kaum nachgeholfen zu werden, die einfache Mauer am Felsrande macht sie vollends unersteiglich, und wenn nur ein natürlicher Aufgang vorhanden ist, ist auch nur ein Tor zu verteidigen.



123. Uxellodunum. 1:25 000.



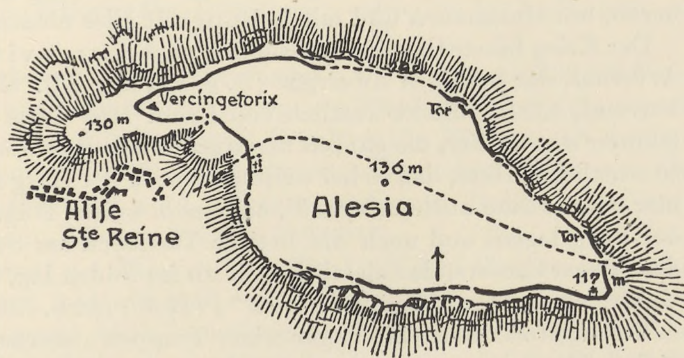
124. Bibracte. 1:25 000.

Solcher Gestalt sind besonders Gergovia, Alesia, Uxellodunum. Bibracte, das höchstgelegene von allen, hat keine so glatte Oberfläche und keinen so glatten Umriß. Caesar spricht auch nur kurz von ihm und hat es nicht belagert, denn es war die Hauptburg der Aeduer, die von vornherein freundlich zu ihm standen. Aber Bibracte ist das einzige der ganzen gallischen oppida, in dessen Innenraum umfassende Ausgrabungen vorgenommen sind. Wall und Graben stehen ringsum noch ungestört und sehen nicht anders aus als die Umwehrungen unserer lausitzischen oder späteren sächsischen Befestigungen (Abb. 124). Im Innern hat sich gezeigt, daß im Gegensatz zu anderen solcher Volksburgen hier für längere Zeit in der frührömischen Periode eine volle stadtartige Besiedlung bestanden hat. Es sind nicht bloß die Gewerbe, die für des Lebens Notdurft und Nahrung aufkommen, wie Bäckereien und Fleischereien, vorhanden gewesen, sondern auch Luxusbetriebe, die Bronze- und Emailarbeiten herstellen. Das ganze Verhältnis ist um so erstaunlicher, als die Burg 800 m hoch liegt, und der Verkehr mit der Ebene also sehr beschwerlich ist. Als ich im Sommer 1902 oben das letzte Stück von der Grabensohle zur Wallkrone schweißtriefend emporstieg, stand da ein alter Förster und sagte: Il fait un peu chaud pour se promener comme ça!

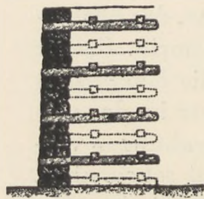
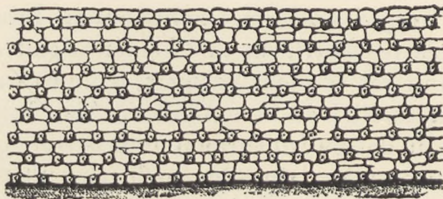
Bibracte gilt immer als eine riesenhafte Burg, der nichts anderes, besonders in Deutschland, gleichkäme. Unsere Zusammenstellung zeigt aber, daß die anderen Hauptoppida in Frankreich ihr nicht nachstehen, und der Heiligenberg bei Heidelberg (oben Abb. 99), der Donnersberg in Rheinhessen, der Hohenneufen bei Urach sind ihr noch überlegen.

Über Avaricum, Gergovia, Alesia, Uxellodunum erfahren wir bei Caesar eingehender. Avaricum ist die Hauptburg der Bituriger, die man beschlossen hatte, mit allen Kräften zu halten. Dafür wollte man alle minderwertigen Plätze preisgeben und ließ so an einem Tage ihrer 20 in Flammen aufgehen. Heute wird Avaricum durch die Stadt Bourges bedeckt, die noch den Namen der alten Bituriger fortführt.

Bei dieser Burg hat Caesar seine Studien über den Mauerbau der Gallier gemacht (Bellum gallicum VII 23). Die Mauer wird hergestellt aus Bruchsteinen mit starkem Holzdurchschuß. Zu unterst kommt eine Lage Steine. Dann legt man quer durch den Wall Hölzer, immer 1 Fuß voneinander, mit Steinmaterial dazwischen. Man verbindet sie durch Langhölzer bis 40 Fuß Länge, die die Linie des Walles halten. Wieder folgt Steinmaterial und Querhölzer so gepackt, daß sie immer zwischen den 2 unteren Hölzern liegen usw. Die Konstruktion erzeugt an der Front gewissermaßen ein Ornament, indem immer zwischen zwei unteren ein oberes Holz mit seinem Kopf erscheint. Die Dicke und Höhe einer solchen Mauer gibt Caesar nicht an. Er rühmt nur ihre Widerstandsfähigkeit gegen den Sturmbock und gegen Brandlegung. Wir werden aber die Höhe der Mauer auf nicht mehr als $3^1/_2$ oder 4 m schätzen dürfen, denn später bei Gergovia erzählt Caesar (VII 46), wie ein



125. Alesia. 1:25 000.

126. Mauerbau in Avaricum.

Centurio sich von den 3 Soldaten — von denen wahrscheinlich der dritte auf den Schultern der beiden ersteren stand — auf die Mauer hinaufheben ließ und dann viele Kameraden nachzog. Damals hat's nichts geholfen. Die Römer wurden elend wieder hinuntergeworfen (Abb. 126).

Bei Avaricum haben die Römer in zäher Ausdauer mehr erreicht. Die Belagerung dauerte so lange, weil die Gallier, wie Caesar bitter klagt, in ihrer Klugheit immer mehr die ihnen zunächst neuen Mittel der Römer bekämpfen und dann die Mittel selbst nachahmen lernten. Fuhren die Römer große Holztürme an die Mauer heran, so errichteten die Gallier auf dieser Mauer selbst Holztürme und erhöhten sie nachher immer weiter, wenn die Römer die ihrigen erhöhten.

Wollten die Römer mit Mauerhaken (falces) Stücke aus der Burgmauer reißen, so fingen die Verteidiger diese Haken mit Schlingen und zogen die schweren Instrumente mit Winden zu sich heran. Legten die Römer Wälle vor der Burgmauer an, um hier gedeckt operieren zu können, so unterminierten die Gallier die Wälle und brachten sie zum Einsturz, denn im Minenbau, sagt Caesar, waren sie nach allen Richtungen erfahren durch die vielen Eisengruben, die sie in Betrieb haben. Schließlich peinigten sie die Römer, die an den Laufgräben arbeiteten, mit angebrannten spitzen Pfählen, mit heißem Pech und großen Steinen.

Aber die Römer erreichten schließlich doch ihr Ziel. Bei Avaricum erleben wir den einzigen Fall, wo es den braven Legionaren wirklich gelang, eine gallische Burg im Sturme zu erobern.

Die starke Besatzung erlahmte allmählich gegenüber Caesars Energie und dachte daran, sich davon zu machen und die Greise, Weiber und Kinder im Stich zu lassen. Nur mit Mühe wurde sie von diesen unter Weinen und Jammern festgehalten. Als dann die Römer am folgenden Tage nur eine lässige Bewachung beobachteten, schwangen sie sich keck auf die Mauer und verbreiteten sich rasch auf ihrem breiten Gange. Die Bituriger glaubten, sie würden nun ins Innere herunterspringen, und rüsteten sich zum Straßenkampfe. Aber die Römer ergossen sich rasch in immer stärkerem Strome auf der ganzen Mauer entlang, umzingelten so die ganze Burg und stiegen nun erst herab, um einzuhauen und mit Leichtigkeit alles niederzumachen.

Der Krieg führte Caesar dann südlich nach Gergovia, der Hauptburg im Lande der Arverner, der heutigen Auvergne (B. g. VII 36—53). Gergovia liegt unweit Clermont Ferrand, 135 km direkt westlich von Lyon. Hier hatte Vercingetorix, der neue Oberfeldherr der Gallier, die ganzen Streitkräfte der Bundesstaaten zusammengezogen, ein so stattliches Heer, daß es bei weitem nicht in der Burg selbst Platz fand. Aber gerade hier konnte man auch außerhalb, auf einem weiten Hügel westlich vor dem Haupttore der Burg lagern und noch die breiten Terrassen am Südhange mitbenutzen. So bot dem Lager Caesars, das ziemlich weit ab im Süden lag, die breit entfaltete Macht der Gallier einen „furchtbaren Anblick" (VII 36) (Abb. 122).

Vercingetorix hatte die Lager seiner Truppen außerhalb der Burg mit einer starken, 6 Fuß hohen Mauer umzogen. Die Römer machten keinen Fortschritt in den Feldkämpfen, und der vorwitzige Sturmversuch des Centurio, der sich auf die Mauer heben



127. Ansicht von Alesia von Norden her. Nach Napoléon III.

ließ, führte nur zu einem ungeordneten Kampfe, der die Römer 700 Mann kostete, ohne daß sie einen Stein eroberten.

Die Belagerung wurde abgebrochen, Vercingetorix und Caesar zogen durch offenes Land, bei einem Zusammentreffen siegte Caesar, und sein Gegner suchte nun Zuflucht in der starken Feste Alesia im Mandubierlande beim heutigen Dorfe Alise St^{e} Reine, nicht weit von Dijon (Abb. 125 u. 127).

Hier hat sich dann der letzte Akt des gallo-römischen Dramas abgespielt. Alesia ist wieder ein Plateau mit Felswänden und genau so groß wie Gergovia, aber ohne Vorhöhen. Auf das einfache Stürmen verzichtete Caesar hier ebenso wie in Gergovia. Er legte in weitem Kreise von 14 m. p. (21 km) auf den Höhen jenseits der Täler, von denen die Burg zunächst umgeben ist, einen Gürtel von Lagern an und verband sie durch Wälle. Vercingetorix war mit angeblich 80 000 Mann in der Burg eingeschlossen. Er hatte aber vor dem Einschluß seine Reiterei fortgeschickt, das Land zum Entsatz aufzurufen.

Durch vielfache Ausfälle belästigt, legt dann Caesar ganz breite Schutzwehren an, die an die Abattis der irischen Burgen erinnern. Er zog 5 Gräben von 5 Fuß Tiefe hintereinander und setzte Bäume mit abgehauenen Spitzen hinein. Vor diese Wehr legte er eine zweite, bestehend aus 8 Bändern in der Quincunx — d. h. so wie die 5-Zahl auf dem Würfel steht — gestellter Gruben. Die Gruben spitzten sich nach unten zu und hatten hier einen eingesetzten Spitzpfahl, der nur 4 Zoll herausragte. Die Gruben selbst wurden oben mit Reisig und Zweigen geschlossen. Diese Grubenbänder wurden „Lilienbeete" genannt nach ihrer Ähnlichkeit mit der Blume. Schließlich wurden zu vorderst noch eiserne Hakenstäbe, 1 Fuß lang — also eine Art Fußangeln —, ausgelegt.

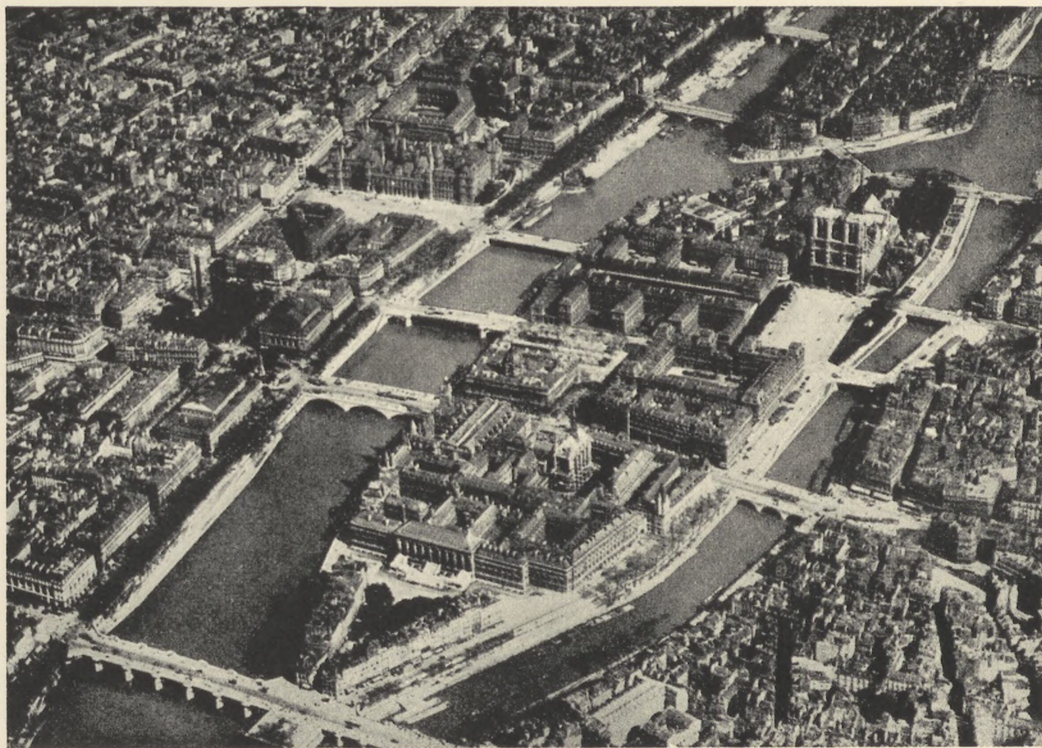
Trotzdem ein riesiges Ersatzheer der Gallier heranrückt, 800 Reiter und 200 000 Fußsoldaten, und Vercingetorix, mit allen Instrumenten wie Pfählen, Mauersicheln und Schirmdächern ausgerüstet, einen Ausfall macht, behalten die Römer nach Zusammenraffung all ihrer Kräfte, und unterstützt von einem germanischen Hilfskorps, die Oberhand. Alesia fällt, Vercingetorix wird gefangen und nach Italien abgeführt. Caesar bleibt den Winter über in Bibracte bei den Aeduern.

Das folgende Jahr ist das letzte des Krieges (52 v. Chr.) mit dem Hauptereignis der Belagerung von Uxellodunum in der Gegend von Toulouse. Die Burg, wieder ganz ähnlich gestaltet wie Gergovia und Alesia, wurde eingeschlossen, die Getreidezufuhr abgeschnitten, und schließlich auch durch eine Mine das Versiegen der Quelle herbeigeführt. So mußte die Burg sich ergeben (Abb. 123).

Der hartnäckige Widerstand, den die Belagerten allemal leisten, erklärt sich wesentlich aus der Grausamkeit des Siegers, die sie bei einer Übergabe zu erwarten haben. Als Caesar im 3. Jahre eine Burg der Veneter an der Kanalküste einnimmt, läßt er die Obrigkeit hinrichten und verkauft die übrigen in die Sklaverei. Bei einer anderen Gelegenheit hat er 53000 Mann verkauft. Nach der Kapitulation von Uxellodunum hat er allen Gefangenen die Hände abhauen lassen. Vercingetorix ließ man leben, um ihn als größtes Ruhmesstück in Caesars Triumphzuge in Rom mit aufzuführen, dann aber wurde er enthauptet.

Unsere Burgpläne (Abb. 122, 125) lassen ein paar wohlerhaltene Tore erkennen: bei Gergovia das nach dem großen Vorhügel hinausführende Haupttor im Südwesten; bei Alesia zwei in der Nordlinie, eins weit im Osten, das andere in der Mitte. Diese Tore haben alle drei die einfache Form der übergreifenden Wallenden, keine Spur der ausgeklügelten britischen Formen.

Auffallend ist bei Caesar, daß er ein paarmal von arx und oppidum nebeneinander, oder besser ineinander spricht, so daß man an eine „Kopfburg", wie wir sie gelegentlich schon genannt haben, denken muß (oben Abb. 99). Bei der Beschreibung von Vesontio (Besançon) sagt er (I 38): Ariovist wollte die Burg nehmen; sie war vom Dubis (Doubs) umflossen und nur an einer Schmalseite von 600 Fuß frei. Hier lag ein Berg als besondere Burg und den besetzte Caesar. „Ein Mauerring macht diesen Berg zur arx und verbindet ihn mit dem oppidum." Es ist die Stelle, an der in Besançon heute noch die Zitadelle liegt. Um im Deutschen die beiden Begriffe arx



128. Ansicht der Isle de France. Fliegeraufnahme.

und oppidum zu scheiden, wird man von Schloß (oder Zitadelle) und Burg sprechen müssen.

Ein zweites Mal tritt dieselbe Unterscheidung auf, als Caesar (VII 84) sagt: Vercingetorix überschaute von der Arx von Alesia aus die Seinen und ging aus dem Oppidum hinaus. Ich habe, als ich 1902 die dortigen Wallreste aufnahm, die Caesarstelle nicht gegenwärtig gehabt und so auf diesen interessanten Punkt nicht geachtet. Möglicherweise wird er sich noch feststellen lassen. Nachher, im Mittelalter, kehrt die Unterscheidung mit denselben Ausdrücken und offenbar im selben Sinne wieder, z. B. bei Widukind von Corvey über Burgscheidungen an der Unstrut. Da noch keinerlei Ausgrabungen ergeben haben, was der „Kopf" einer Volksburg im Gegensatze zu dem übrigen Raume enthielt, so ist die Äußerung Caesars besonders wertvoll, denn er meint mit arx doch jedenfalls den Herrensitz, der sich eine besondere Sicherung geschaffen hatte.

Im Gegensatz zu den heute wüst liegenden Burgen Bibracte, Gergovia, Alesia, Uxellodunum haben andere ihre Rolle von der Caesar-Zeit her ununterbrochen weitergespielt. Bourges als Nachfolgerin des alten Avaricum und Erbin des Namens der Bituriger wurde schon erwähnt. Aber noch stolzer hat N o y o n die Traditionen der altgallischen Fürstenburg Noviodunum Veromanduorum fortgeführt. Nach der Inschrift am Rathausbrunnen ist hier Chilperich II. 721 bestattet, Karl d. Gr. wurde 768 hier gekrönt und Hugo Capet 987 zum König gewählt. Noch heute macht Noyon mit seiner spätromanischen Kathedrale und der anschließenden Bischofsburg einen imponierenden Eindruck.

Nicht minder bedeutend ist die Rolle des oppidum gewesen, das Caesar als eine völlige Wasserburg hervorhebt. *Lutetia est oppidum Parisiorum*, sagt er VII 57, *quod positum est in insula Sequanae*, „auf einer Seine-Insel". Diese Seine-Insel ist die berühmte Ile de France geworden, die Burg hat, wie Avaricum, den Namen ihres Volksstammes erhalten, und aus der Keimzelle P a r i s ist das französische Königreich hervorgegangen (Abb. 128).

Dakien

Die letzte große Provinz, die die Römer in Europa ihrem Reiche hinzugefügt haben, ist Dakien gewesen, das heutige Großrumänien. Trajan hat sie in zwei Feldzügen 101/2 und 104/5 erobert. Neben schlechten literarischen Berichten stellt uns die Bilderchronik der Trajanssäule auf dem Trajansforum in Rom den Verlauf der Ereignisse um so willkommener vor Augen.

Die Daker haben nach den Berichten Burgen gehabt und benutzt wie die Gallier, und die Römer haben diese Burgen offenbar nicht gering geschätzt, denn sie haben nach dem ersten Feldzuge neben anderen schweren Friedensbedingungen verlangt, daß die Daker ihre sämtlichen Burgen schleifen sollten.

Wie diese Dakerburgen beschaffen waren, habe ich im Herbst 1918 in der Gegend von Craiova in der kleinen Walachei an mehreren Beispielen erfahren; in einer davon konnte ich sogar eine Woche lang graben.

Man hatte mir für die Walachei eine größere Zahl von Burgen mit verbrannten Lehmwällen genannt, die also, wahrscheinlich wie die Anlage bei Cernavoda, die ich 1917 ausgegraben hatte, steinzeitlich sein würden. Die nächst erreichbare davon sollte bei Cotzofeni, wenig nördlich von Craiova, liegen. Die Erkundungsfahrt dorthin

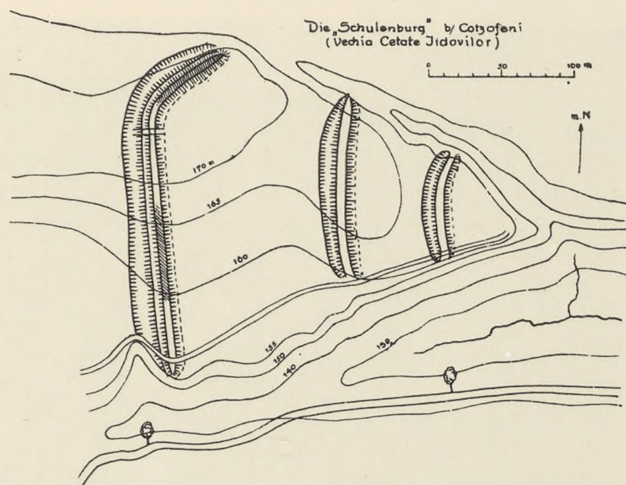
unternahmen der Etappenkommandant Graf Schulenburg, der Wirtschaftsoffizier v. Blücher und ich. In der bezeichneten Gegend angekommen, verteilten wir uns auf verschiedene Berge, um die Burg zu suchen. Blücher und ich kamen unverrichteter Sache zurück. Graf Schulenburg aber erschien mit köstlichen großen Lehmklötzen bepackt, die er auf seinem Berge aus dem Walle herausgeklaubt hatte. Ich ging hinauf, erkannte eine wohlerhaltene Zungenburg mit 3 Querwällen und machte sofort eine Planskizze. Auf dieser Burg habe ich dann mit meinem Kameraden, Prof. Otto Rubensohn, gegraben. Wir wohnten dabei in dem nahen Gute Jonescu von Süd-Cotzofeni, das damals ein deutscher Unteroffizier, Meyer, Hofbesitzer von Rothenfelde bei Osnabrück, verwaltete.

Der Weg von Craiova nach Cotzofeni geht 20 km weit an dem starken Jiuflusse hinauf gegen Nordnordwesten. Kurz vor dem Dorfe mündet von Nordwesten her ein Tal ein, und in diesem liegt in der Gabelung des Tales mit einem kleinen Nebenbach die Bergzunge, die zur Burg gestaltet ist. Da das Tal kurz vorher etwas knickt, ist die Burg von der Jiustraße her nicht zu sehen, sie verbirgt sich hinter einer stumpfen Ecke. Das vervollständigte mir die Begründung, die Burg nach ihrem glücklichen Entdecker die „Schulenburg" zu taufen; denn dieser Name hat seine besondere Terrainbedeutung. Bei Eldagsen und Nordstemmen liegen zwei große alte Volksburgen benachbart, die Barenburg und die Schulenburg. Die Namen haben Bezug aufeinander und bezeichnen Gegensätze: die Barenburg liegt auf hoher Kuppe ganz „offenbar", von allen Seiten weither sichtbar, die Schulenburg aber, der Ringwall, in dem der letzte Welfenkönig seine Marienburg als Sommerschloß gebaut hat, liegt auf einem nach rückwärts sich abdachenden Bergplateau, so daß er von vorn, vom Leinetal aus, nicht eingesehen werden kann. „Schulen" heißt plattdeutsch (= schielen) „um die Ecke gucken", „auf der Lauer liegen". „He schulede under eineme bôm" steht im plattdeutschen Reineke Fuchs. Da nun die von den Rumänen einfach cetatea (= civitatem) genannte Cotzofeni-Burg nicht bloß von einem Schulenburg aufgefunden war, sondern dem alten



129. Sarmizegethusa an der Trajanssäule in Rom.

Namen auch durch ihre raffiniert ausgesuchte Lage alle Ehre erwies, so fand mein Vorschlag, sie für uns Deutsche die Schulenburg zu nennen, allgemeinen Anklang.



130. Die Schulenburg bei Cotzofeni. 1 : 5000. Nach Schuchhardt.

Die Burg bildet ein Dreieck, mit der scharfen Spitze gegen Osten. Die vorderste undHauptwallinie liegt 250 m von der Spitze entfernt und ist selbst gegen 240 m lang. Ihr langer südlicher Teil hält sich geradlinig, der nördliche knickt gegen Nordosten. Wall und Graben sind bei dieser Linie sehr stattlich, der Wall 2 m hoch, der Graben 1 m tief und beide zusammen 30 m breit. Die beiden anderen Linien sind schwächer und nur 20 m breit. Die Burgfläche senkt sich von Westen nach der Ostspitze zu um 15 m und beim Hauptwalle von Norden nach Süden um 20 m (Abb. 130).

Unser Schnitt durch den Hauptwall und Graben und die verschiedenen Schürfungen im Innern zeigten alsbald, daß wir es nicht mit einer stein-, sondern mit einer latènezeitlichen Burg zu tun hatten. Die Topfscherben hatten durchaus diesen Charakter. Zwischen den Maisstoppeln fand ich sogar auf der Oberfläche das Stück einer attischen Schale mit dem Oberteile einer schwarzfigurigen „Mantelfigur", d. h. einem Jüngling, der sich bis ans Kinn in seinen Mantel gewickelt hat. Die Scherbe gehört in die Zeit um 420 v. Chr., also in den Beginn der Latènezeit. Die Burg scheint aber noch Jahrhunderte länger bestanden und noch das Schicksal der Trajanskriege miterlebt zu haben.

Die Mauern der dakischen Burgen sahen auf der Trajanssäule ungefähr so aus, wie Caesar die gallischen beschreibt: aus Bruchsteinen mit Holzeinlagen, und sind so auch immer aufgefaßt worden. Wir fanden nun in unserm Walle keinen einzigen Stein, statt dessen aber große, wie Laibe Brot geformte Lehmklöße, die an den verbrannten Mauerstellen ganz rot verziegelt, ursprünglich aber als Rohziegel (luftgetrocknet) verlegt waren. Mit Lehmmörtel und Holz zusammen hatten sie dann die Mauer gebildet, und die war nach den am Wallboden noch erkennbaren Hölzern etwa 4 m dick gewesen.

Pfostenlöcher für die Mauer zu erkennen, gelang nirgend, ebensowenig fand sich irgendeines auf der Burgfläche. Die Wallmauer sowohl wie die Häuser müssen also nicht im Ständerbau, sondern im lagerhaften Blockbau errichtet sein.

Ein Merkwürdiges beobachteten wir schließlich noch am Hauptwall und dürfen es mit den Trajanskriegen in Beziehung bringen. Nach seinem ersten Feldzuge verlangte Trajan, daß die Daker alle ihre Burgen zerstören sollten. Die Schulenburg von Cotzofeni zeigt uns, wie diese Forderung erfüllt worden ist. Von dem 240 m langen Hauptwall hat man zunächst die nördlichen 60 m verbrannt, dann die folgenden 60 m stehenlassen, weiterhin wieder 60 m verbrannt und die



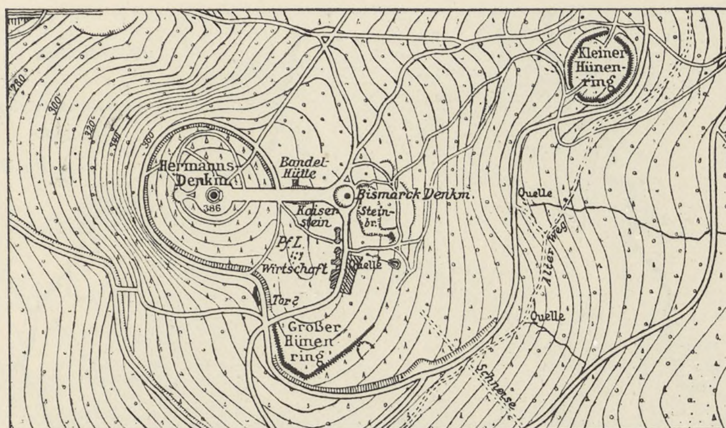
131. Übergabe der Daker mit dem Bergprofil von Sarmizegethusa. Trajanssäule.

letzten 60 m wieder stehenlassen. Unsere Beobachtung, die wir tagelang nachgeprüft haben, ist, glaube ich, zuverlässig, und sie scheint mir die Art, wie man die Friedensbedingung erfüllt hat, in interessanter Weise zu beleuchten. Bei den beiden zurückliegenden Wällen waren keinerlei Verbrennungsspuren zu erkennen (Abb. 130).

Ich habe noch zwei andere dakische Burgen in der Gegend von Craiova kennengelernt. Die eine nördlich bei Stoina, 1 Stunde gegen Westen von diesem Orte, entsprach sehr der Schulenburg: Zungenburg mit 2 Querwällen, die Spitze gegen Osten gerichtet, Breite 75 m, ganze Länge ca. 190 m. Die andere Burg zieht sich mit ihren Lehmbrandlinien durch die Gärten und Häuser auf dem oberen Plateau des Dorfes Ghercesti, östlich Craiova, hin. Hier ist aber zuviel zerstört, als daß ohne Grabung ein klares Bild sich erkennen ließe. Es scheint im ganzen eine ovale Form herauszukommen.

Von Sarmizegethusa, der Hauptstadt des alten freien Dakien, in der König Decebalus hauste und die die Römer schon am Ende des ersten Feldzuges eroberten, geben die erhaltenen Reste leider keinen deutlichen Begriff, denn die Römer haben sie sehr stark umgebaut. Sie liegt im südlichen Siebenbürgen, nur 50 km nordwestlich vom wilden Tschurduk-Passe, durch den man, von Craiova hinauffahrend, kommt. Wenn das alte Sarmizegethusa an der Stelle des späteren römischen lag, bedeckte es ein ungefähr quadratisches Gelände von 650: 550 m, durch dessen

östlichen Teil ein Bach floß, und hatte mehr den Charakter einer umwehrten Stadt als einer eigentlichen Burg. Auf der Trajanssäule erscheint ein Bild von ihr mit den charakteristischen Mauern und Türmen. Es ist als die Residenz sicher zu bestimmen durch das auffallende dreiteilige Bergprofil des Hintergrundes, das sich heute noch genau in derselben Form über den Resten der römischen Nachfolgestadt erhebt (Abb. 131).



132. Die Grotenburg bei Detmold. Teutoburg. 1:12500.

Deutschland

Auch in Deutschland sind die Volksburgen der Spätlatènezeit mit den Römern in Berührung gekommen, im Innern des Landes während der Römerkriege und an den West- und Südgrenzen bei Anlage des römischen Limes.

Aus der ersteren Gattung hat natürlich immer die Teutoburg das größte Interesse auf sich gezogen. Von einer Teutoburg selbst sprechen zwar die römischen Quellen nicht, aber sie ist zu erschließen aus dem Ausdruck „Teutoburger Wald" (saltus Teutoburgiensis), in dem die Varianischen Legionen im Jahre 9 n. Chr. von Arminius vernichtet wurden, und in dem 6 Jahre später Germanicus die bleichenden Gebeine der Gefallenen bestattet hat. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir die Grotenburg bei Detmold als die Teutoburg betrachten. Die erhaltenen Spuren sind zwar gering: am Südrande der Hochfläche ein Rest der alten Ringmauer, das ist alles. Der „kleine Hünenring" auf halber Höhe im Nordosten ist schon aus späterer Zeit, die Befestigung eines sächsischen Gaugrafen. Denn Detmold ist immer der Mittelpunkt des Gaues Theotmalli gewesen. Der Berg, auf dem die Grotenburg liegt, hat auch im ganzen Mittelalter „der Teut" geheißen, und noch heute hat das Hauptgut am Fuße des Berges den Namen „Tötehof". Die Burg wird nach der Art, wie man solche Volksburgen benutzte, diejenige gewesen sein, auf der Arminius sein Heer bereit hielt, um den Varus auf seinem Gebirgsmarsche zu überfallen (Abb. 132).

Eine zweite Germanenburg können wir vollkommen sicher mit einem wichtigen Punkte in Tacitus' Berichten identifizieren und finden hier auch eine weit bessere Erhaltung. Germanicus macht im Jahre 15 n. Chr. von Mainz (bzw. Höchst) aus einen großen Vorstoß in das Chattenland. Er geht offenbar auf der im Mittelalter „Weinstraße" genannten großen Linie über Gießen und Marburg an die Eder, überschreitet den Fluß und zerstört dann die Hauptburg des Volkes (caput gentis), Mattium. In jener Gegend, zwischen Fritzlar und Kassel, liegt das Dorf Metze und in geringer Entfernung über ihm ein großer Ringwall, der bei der Ausgrabung eine Menge Fundstücke der Spätlatènezeit geliefert hat. Regelrecht ist nach den germanischen Lautgesetzen



133. Gegend der Schlachten des Jahres 16 n. Chr. bei Idistavisus und am Angrivarierwalle.

aus Mattium Metze geworden, wie aus Chatten Hessen (Abb. 134).

Die Burg ist sehr stattlich, etwa $^2/_3$ so groß wie die gallischen. Das unebene rechteckige Plateau mißt 500 zu 300 m. An seinen Steilrändern ist im Westen und Norden die Wallmauer als Steinwall erhalten. Das Tor im Nordosten ist durch mehrere flache Vorschanzen gedeckt, die an England erinnern. Um den Fuß des Burgberges läuft noch ein großer Ring, der den kegelförmigen Falkenberg im Nordosten offenbar als Warte mit einbezieht.

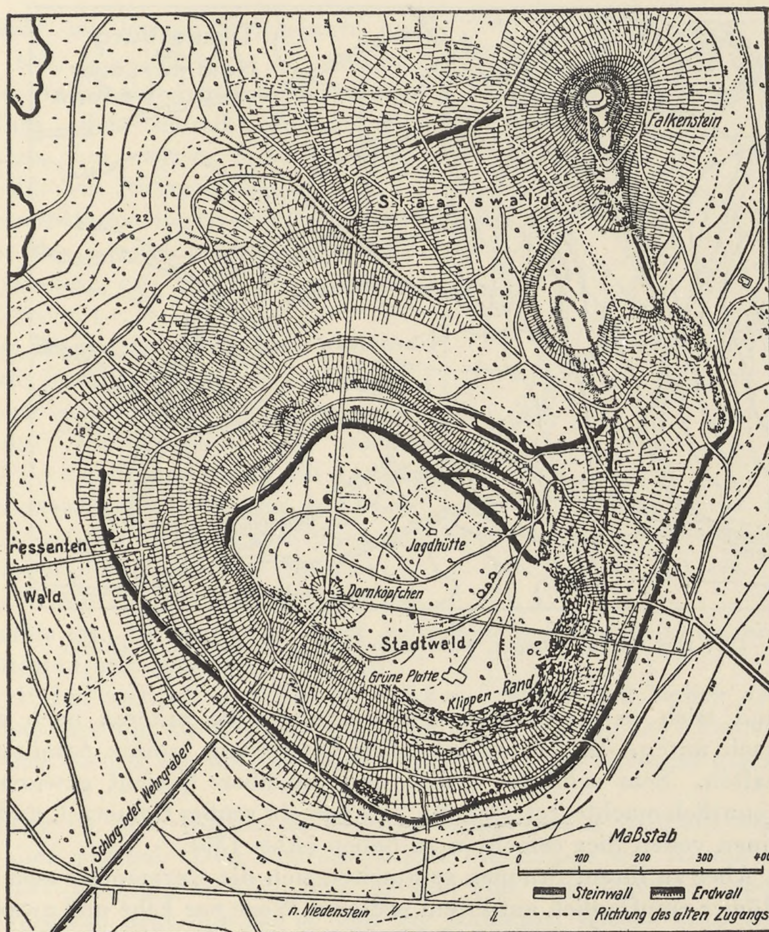
In der Burg sind manche interessante Dinge gefunden, so ein flaches, mit Holz ausgekleidetes Wasserbecken, Holzgeräte zum Bereiten des Tons für die Töpferei, eine Türklappe mit Querriegeln.

Als Germanicus schon auf dem Rückwege nach Mainz war, kamen Boten von Segestes, dem Schwiegervater des Arminius, die dringend um Hilfe baten. Segestes hatte die ihm geraubte Tochter Thusnelda wieder an sich gebracht und wurde nun in seiner Burg von Arminius hart belagert. Germanicus zog hin, entsetzte die Burg und führte den Segestes samt der Thusnelda als Gefangene fort. Wo diese Segestesburg gelegen hat, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht ist es die von Mattium nur 40 km gegen Nordwesten gelegene Eresburg gewesen, die nachher als Hauptsachsenfeste gegen Karl d. Gr. ihre Rolle gespielt hat.

Das folgende Jahr, 16 n. Chr., ist das letzte der römischen Unternehmungen in das freie Germanien hinein gewesen und hat mit dem Kriegszuge gegen die Cherusker die Schlachten bei Idistavisus und am angrivarischen Grenzwalle gebracht. Vorerst zur Vorbereitung ging Germanicus im Frühling mit 6 Legionen die Lippe hinauf nach Aliso (b. Haltern), um dies von den Germanen belagerte Hauptkastell der Römer zu entsetzen, und sicherte dann zugleich das ganze Gebiet zwischen Aliso und dem Rheine durch neue Flach- und Hochstraßen (novis limitibus aggeribusque). Dann kehrt er an den Rhein zurück und bringt sein Heer in 3 Abteilungen an die Weser: 4 Legionen marschieren unter Caecina durchs Land an die Ems, offenbar nach Rheine, die anderen 4 Legionen setzt er auf Schiffe und führt sie über die See in die Ems und dann an dieser hinauf; die Reiterei geht durch Friesland und findet sich ebenfalls an der Ems ein. Das letzte Wegestück zur Weser muß Germanicus mit dem vereinigten Heere am

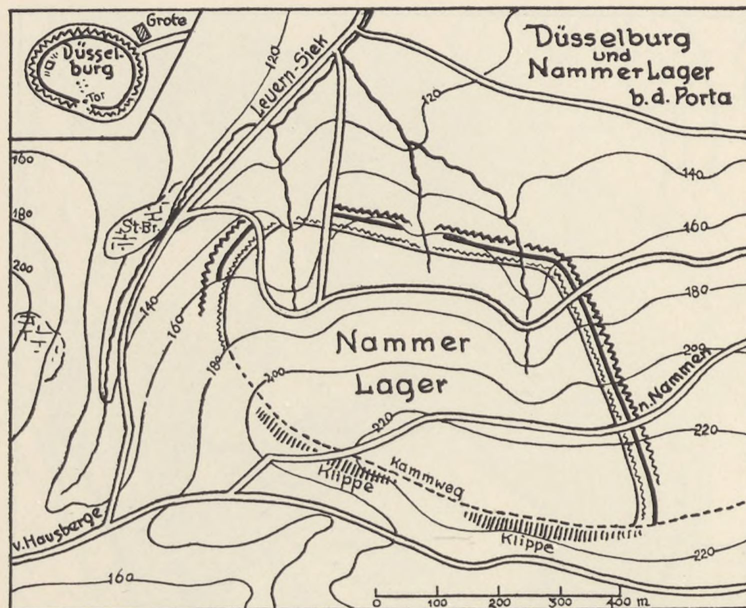
Nordrande des Wiehengebirges über Lübbecke nach Minden gemacht haben, denn hier überschreitet er nachher die Weser, schlägt zuerst gleich östlich vom Flusse die Schlacht von Idistavisus und dann nördlich bei Leese die Schlacht am Angrivarierwalle, den wir vor ein paar Jahren bei diesem Dorfe von der Weser bis zum Lokkumer Sumpfe wiedergefunden haben (Abb. 133 u. 141)

Es handelt sich bei dem letzten Wegestück um die große alte Straße, die von alters bis heute die gerade Verbindung vom unteren Rhein über Minden nach Hannover und Magdeburg gebildet hat. An ihr können wir altgermanische, karolingische und spätere mittelalterliche Befestigungen unterscheiden. Der „Helweg vor dem Santforde", genannt nach einem Gelände bei Bückeburg, ist der kürzeste und glattste Weg von Minden zur Elbe. Germanicus wollte diesmal aber zur Elbe, er hat das seinen Soldaten offen gesagt: man müsse jetzt zu einem Ende kommen, bis zur Elbe müßten alle Germanenstämme unterworfen werden, bis dahin hätten schon sein Vater Drusus und sein Onkel Tiberius ihre Fahnen getragen.



134. Die Altenburg bei Metze. Mattium. 1:12500.

So ist Germanicus schon westlich der Weser an den beiden Volksburgen vorbeimarschiert, die wir dort in diese Frühzeit setzen können: der Babilonie bei Lübbecke und der Wittekindsburg an der Porta. Da aber Arminius beschlossen hatte, den Römern erst hinter der Weser entgegenzutreten, konnte sein Gegner ungehindert jene leeren Burgen passieren. Hinter der Weser aber liegt, nur 3 km entfernt, bei Nammen, eine dritte Burg, die größte von allen; das war das Castrum des Arminius bei Idistavisus, von dem Tacitus redet. Der Verlauf der Schlacht entspricht völlig den Verhältnissen, die das „Nammer Lager" an die Hand gibt. Vom Kamm des Wesergebirges, gegen Süden durch 20 m hohe Felsklippen gedeckt, zieht sich das



135. Das Nammer Lager, wahrscheinlich bei Idistavisus. 1:12500.

Lager 600 m breit den langsam abfallenden Nordhang in einem Gefälle von 75 m hinunter. Das Gelände war, wie heute, Hochwald ohne Unterholz. Vorn hatte Arminius seine verbündeten Völker aufgestellt, er selbst hielt mit seinen Cheruskern den Kamm des Berges, um nachher auf die kämpfenden Römer von oben her einzufallen. Als der Kampf unten in vollem Gange war, schickte Germanicus seine Reiterei den Cheruskern in Flanke und Rücken und trieb so die Massen gegeneinander, die unteren nach oben und die oberen nach unten. In der entstehenden Verwirrung konnte Arminius die Schlacht nicht halten. Sein schnelles Pferd und das übers Gesicht gewischte Blut, das ihn unkenntlich machte, retteten ihn. Es gab ein großes Gemetzel, und die Römer glaubten, einen vollen Sieg erfochten zu haben (Abb. 135).

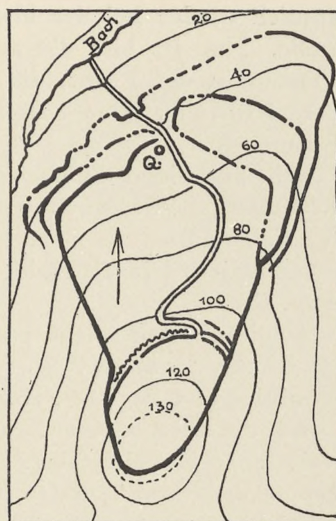
Aber zu ihrem Staunen sammelten sich die Germanen rasch wieder, hinderten die Römer empfindlich auf ihrem weiteren Wege zur Elbe und zwangen sie, nach Norden abzubiegen und eine neue Schlacht am Angrivarierwalle anzunehmen. Das war eine breite Landwehr (latus agger), die die Angrivarier gegen die Cherusker angelegt hatten, von der Weser im Westen bis an ein sumpfiges Gebiet im Osten. Wir haben sie, wie schon gesagt, durch das Dorf Leese ziehend, 1926 wiedergefunden und als einen Wall mit fester Holzfront erkannt. Wenig seitabwärts gegen Osten liegt die alte Düsselburg, ein Rundwall, auf den sich Arminius zugleich stützen konnte. Die festgestellte Beschaffenheit des Walles erklärt den Verlauf dieser neuen Schlacht. Arminius hatte sein Heer auf dem 10 m breiten Walle aufgestellt. Die Legionen des Germanicus mußten dagegen „wie gegen eine Mauer“ angehen und kamen nicht vorwärts, so daß Germanicus sie zurückzog und zunächst durch seine Artillerie die Verteidiger dieses Bollwerkes wegzuschießen suchte. Alsdann konnten die Fußtruppen die Germanen von links her aufrollen und in die östlichen Sümpfe werfen.

Der Sieg, dessen die Römer sich wieder rühmten, war doch nur taktisch. Strategisch hatten sie den Feldzug verloren. Germanicus gab die Elbe auf. Er zog zur Ems zurück und brachte seine Truppen mit Mühe und Not nach Hause, denn auf der Nordsee hatten sie noch böse Stürme zu bestehen. Mit diesem Zuge waren aber überhaupt die ganzen Kriege der Römer gegen Germanien zu Ende, es blieb die Germania libera, dank dem Feldherrngeschick des Arminius, das er nicht bloß in der Varusschlacht,

sondern noch viel mehr im letzten Kriegsjahre an der Weser bewiesen hat, wo ihm nicht 3, sondern 8 Legionen der Römer mit zahlreichen Hilfsvölkern gegenüberstanden. Ihm allein schreibt Tacitus die Befreiung Germaniens zu, ihm, sagt er, habe sein Volk in Heldenliedern unsterblichen Ruhm verliehen.

Die Burgen, die diesem Manne im letzten Jahre zur Verfügung standen, werden wir um so lieber kennenlernen wollen, als die erste aus der Varusschlacht leider fast stumm geworden ist.

Die Babilonie bei Lübbecke, groß und wohlerhalten, erinnert in ihrer Form an Pergamon: ein Kopf oben auf dem Berge und weites, immer breiter werdendes Hinunterziehen des Hauptraumes. Der starke Schutz schon oben am Tore und dann unten mit 3 kräftigen voreinander sich entwickelnden Wällen, hat wohl zu dem Namen Babilonie geführt, mit dem man eine zum höchsten entwickelte Befestigung bezeichnen wollte. Von Interesse im einzelnen ist nur das unterste Tor, das als breites Raumtor gestaltet ist. Die Burg hat durch Scherben- und Bronzefunde ihre Zugehörigkeit zur Spätlatènezeit dargetan (Abb. 136).



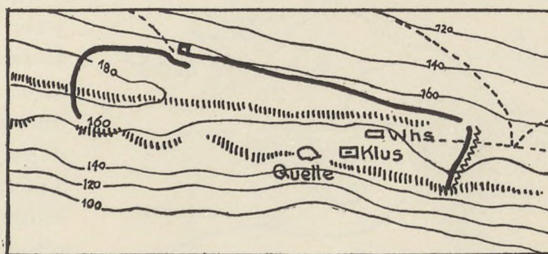
136. Babilonie. 1:12500.

Die Babilonie liegt 15 km westlich der Weser, je 3 km westlich und östlich des Flusses folgen die beiden anderen, die Wittekindsburg an der Porta und das Nammer Lager. Beide ziehen sich ebenso wie die Babilonie vom Kamm des Gebirges gegen Norden zu hinunter.

Die Wittekindsburg ist von Westen nach Osten langgestreckt (650 m), von Süden nach Norden aber schmal. Den Südrand bildet die Klippe des Kammes, auch durch die Mitte des Burgraumes zieht sich parallel eine schwächere Klippe; der fast geradlinige Nordwall liegt nur 150 m von der südlichen Klippe entfernt. Im westlichen Teile der Nordlinie ist ein schönes Tor freigelegt. Es zeigt in dickem Trockenmauerwerk ein langes Übergreiftor, an dessen äußerem Schenkel ein rechteckiger Turm von 7,95 : 5,60 m den kräftigen und drohenden Abschluß bildet. Funde, die mit Bestimmtheit die römische Frühzeit beweisen würden, sind nicht gemacht. Der Wall und das Tor mit ihrem Mangel an Kalkmörtel sind die Hauptanzeichen dafür (Abb. 137).

Das Nammer Lager schließlich hat bei seiner Westosterstreckung von 600 m eine nordsüdliche von 300 m. Die Umwehrung, die oben an der Klippe unnötig war, läuft an den drei anderen Seiten in doppelter Linie um. Die innere ist ein schwacher Wall mit Gräbchen, die äußere 20 m davor ein stärkerer Wall und Graben. Am Tore im Südwesten fanden wir Pfostenlöcher und einige Scherben, die auf vorkarolingische Zeit wiesen.

Die Doppellinie dieser Burg, die also einen Zwinger herstellt, findet sich



137. Wittekindsburg a. d. Porta. 1:12500.

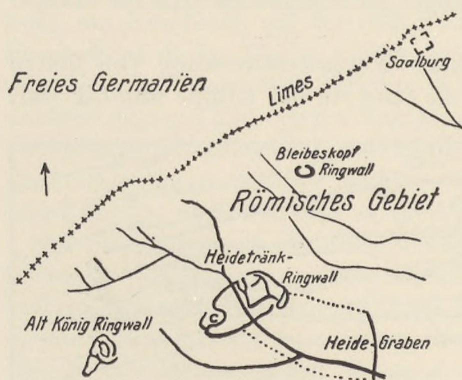
ähnlich wieder bei der kleinen Düsselburg bei Rehburg, östlich vom Angrivarierwalle. Nur ist hier die äußere Linie die schwächere: ein kleiner Steinwall mit Pfosten in der Front, die innere aber mit Graben und stattlicher Holzwand vor dem Erdwalle. Das Tor im Süden dieser Burg war ein in Holzbau wohlgefügtes Kammertor.

Sehr auffallend unterscheidet sich die Düsselburg von den Volksburgen durch ihre Kleinheit. Sie hat nur 150 m längsten Durchmesser. Es scheint, daß hier ein Gauherr für sich und seinen nächsten Anhang eine Befestigung errichtet hatte, wie ja auch schon in der Steinzeit Plaidt sich als Hofzwerg von den Volksriesen unterschied (s. oben Abb. 43).

Wem gehörten solche großen Burgen wie Teutoburg, Mattium, Babilonie, Wittekindsburg, Nammen? Wer hatte sie instand zu halten? Wohnten etwa Fürsten, wie Arminius und Segestes, auf ihnen?

Wie die Fürsten jener Zeit wohnten, erfahren wir aus einer Tacitus-Erzählung. Marbod, der Gegenspieler des Arminus im freien Germanien, Großfürst der vereinigten ostdeutschen Stämme, hatte sich als Römerfreund bei seinen nationalen Markomannen mißliebig gemacht. Die adlige Jugend zettelte eine Verschwörung an und ging gegen den König vor. Sie drang in den Palast ein und in die daneben gelegene Burg (inrumpit regiam castellumque iuxta situm. Tac. Ann. 2, 62). Der Fürst wohnt also in der Ebene auf einem vornehmen Gutshofe, und daneben erhebt sich die Burg, die in Zeiten der Not von ihm und den Nächstwohnenden bezogen wird. Das ist auch die Wohnart, die Karl d. Gr. im Sachsenlande noch vorfand und die er dann in gewisser Weise umgestaltete. Es ist in Sachsen mehrfach zu erkennen, daß die Burgen Gauburgen waren, die immer einem Gau und Gaufürsten gehörten. So ist die Babilonie sicher die Gauburg des pagus Hlidbeki gewesen, da dieser Gau nach dem der Burg nächstgelegenen Orte Lübbecke heißt. So ist die Grotenburg bei Detmold ohne Frage die Gauburg des pagus Theotmalli. Die Osterburg gegenüber Rinteln ist die Gauburg des pagus Osterpurge, die Dersaburg bei Damme die Gauburg des pagus Dersi; schließlich sehr wahrscheinlich auch die Hohseoburg in Ostsachsen, die schon 743, 744 und 748 von Karlomann und Pippin erobert wird, die Burg des pagus Hohsi, der Hohsinger.

So werden auch die drei Burgen, die an der Rhein-Weser-Elbe-Straße liegen, die Babilonie, Wittekindsburg und Nammen die Vorburgen von drei Gauen gewesen sein. Die Babilonie liegt ca. 20 km westlich der Weser, und die beiden anderen sind durch den Fluß getrennt. Es können also schon drei Gaue in Betracht kommen.



138. Limes und Volksburgen.

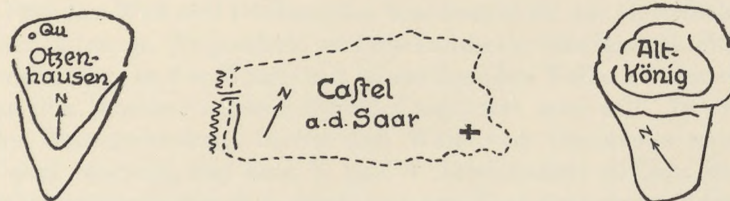
In welchem Gau Arminius selbst zu Hause war, ist unbestimmt. Es wird schon im Herzen des Cheruskerlandes gewesen sein, also zwischen Detmold und Braunschweig und zwischen Leese und Göttingen. Bei Hildesheim ist 1868 das berühmte silberne Tafelgeschirr zutage gekommen, das, in seiner Hauptmasse der vornehmen augustischen Zeit angehörig, sehr wohl aus der Varusbeute stammen kann. Aber auch wenn



139. Der Steinwall von Otzenhausen bei Trier. (Phot. P. Steiner.)

es in den Germanicus-Kriegen den Germanen in die Hände gefallen wäre, hätte Arminius über ihn zu verfügen gehabt. So deutet auch dieser Fund auf das Herz des Cheruskerlandes. Der Fund ist in einer Siedlung gemacht, die bis auf die Römerzeit zurückgeht, aber eine alte Burg, wie man zuerst annahm, hat auf dem daneben ansteigenden Galgenberge nicht gelegen. Die dort erhaltenen Wälle umziehen nur einen mittelalterlichen Wartturm, der 1485 verbrannt ist.

Als die Römer den ehrgeizigen Plan, durch Nord- und Ostdeutschland ihre Reichsgrenze in schöner Linie bis zum Donauknie von Waitzen zu ziehen, aufgegeben hatten, bemühten sie sich um so eifriger, in Südwestdeutschland den unangenehm einspringenden rechten Winkel der Grenze durch deren Vorschiebung zu beseitigen. Im Laufe langer Jahrzehnte ist dann die feste Reichsgrenze, der Limes, dort erwachsen. Gleich bei Anlage des ersten Stückes davon, der Linie auf dem Taunus entlang, heißt es, die Römer hätten bei dieser Gelegenheit auch die Zufluchtstätten der Germanen bloßgelegt (Frontin I 3, 10, Abb. 138). Damit sind die Fluchtburgen, wie Altkönig, Heidetränke und Bleibeskopf, gemeint,



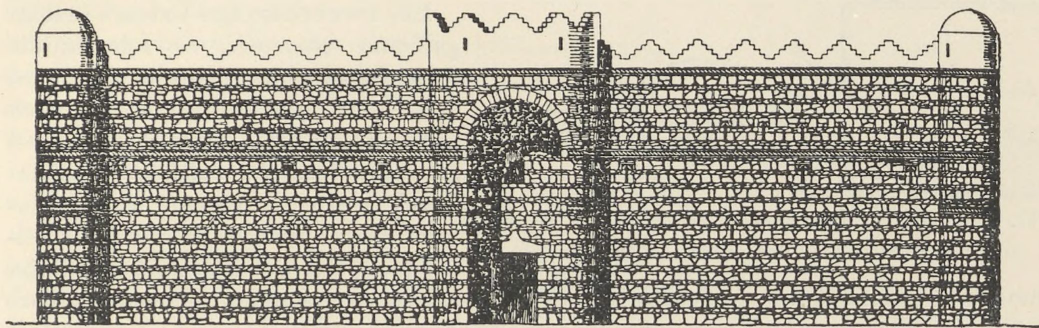
140. Deutsche Latène-Burgen. 1:25 000. Nach v. Cohausen.

die, wenig westlich von der Saalburg gelegen, jetzt einfach ins römische Gebiet einbezogen wurden. Diese urtümlichen Steinwallburgen sind also bis auf die römische Zeit immer noch in Benutzung gewesen. Der Altkönig war diejenige Burg, auf der zuerst die Bauart des Steinwalls mit steiler, von Holzpfosten gehaltener Front erkannt wurde. Seitdem ist diese Konstruktion mehrfach in Süddeutschland in schöner Erhaltung zutage getreten, am besten ganz kürzlich in Finsterlohr.

Wie die Ringwälle sonst in ihrer zusammengefallenen, riesenhaften Masse aussehen, zeigt imponierend der Wall von Otzenhausen, nördlich von Trier (Abb. 139). Gern hat man aber immer auch Felsplateaus zu Burgen eingerichtet, die, wie in Gallien Gergovia, Alesia usw., nur wenig künstliche Nachhilfe erforderten. Ein Musterbeispiel ist Castel bei Serig an der Saar. Die drei Burgen Altkönig, Castel und Otzenhausen zeigt unsere Abb. 140 in gleichem Maßstabe wie oben die gallischen (Abb. 122—125), um das Größenverhältnis anschaulich zu machen. Die deutschen sind ganz erheblich kleiner, nur $^1/_4$ oder $^1/_8$ von jenen. Die Bevölkerung muß damals bei uns sehr viel dünner gewesen sein als in Gallien.



141. Rekonstruktion des Angrivarierwalles bei Leese von W. Andrae.



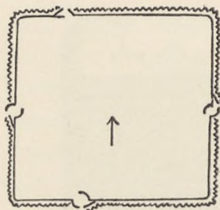
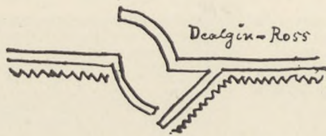
142. Front von Al Harâni. Nach Musil. 1:250.

VI. DIE RÖMER

Die übliche Auffassung, mit der man in geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Betrachtungen der Römerzeit der römischen Kriegführung und Verwaltung gegenübertritt, ist, daß die Römer die großen Vorbilder und Erzieher der Völker gewesen seien; und wo immer verwandte Züge zwischen der fremdvölkischen und der römischen Betätigung sich zeigen, werden die Römer als die Gebenden und die andern als die Empfangenden angesehen.

Gibt man sich aber einmal die Mühe, die Kultur der Fremdvölker nach ihrer Entwicklung ebenso scharf ins Auge zu fassen wie die römische, so wird man bald innewerden, daß das Verhältnis vielfach das umgekehrte ist, daß die Römer mit ihrem rasch auffassenden Sinne recht oft fremde Form und Technik aufgenommen haben, wo sie sie wirkungsvoller erachteten als ihre eigenen.

Eine ganze Liste von Belegen läßt sich heute für diesen Gesichtspunkt aufstellen. Die Anlage des Limes z. B. als durchgehenden Landwehrwalles ist durchaus nicht national römisch, sondern von ihnen nur da angewandt, wo die gegnerischen Völker dieselbe Gewohnheit hatten: in Germanien, in Schottland, an der unteren Donau. Im mittelländischen Kulturgebiet ist diese Übung ganz unbekannt. In Italien, in Spanien, in Griechenland hat es nie eine einzige Landwehr gegeben. Auch die Römer haben ihre Limites in Nordafrika und in Arabien nur als Ketten von Kastellen und Warttürmen angelegt, ja auch ihr Limes bei uns ist in seinen Anfängen nur eine solche durchbrochene Kette gewesen, erst Hadrian hat den durchlaufenden „Pfahl", die große Palisade, gesetzt und erst Antoninus Pius den Wall und Graben, das, was immer als der eigentliche Limes angesehen wird, machen lassen. Es geschah, weil die Landwehr hier landesüblich war, wie der Angrivarierwall zeigt, und weil man mit einem fremden Volke am besten zurechtkommt, wenn man ihm in seiner eigenen Sprache sagt, was man will. In der Dobrudscha, kurz vor der Donaumündung, laufen drei Wälle von Cernavoda nach Constanza. Zwei davon sind römisch, aus dem 1. und 4. Jahrhundert n. Chr., der dritte und älteste aber ist vorrömisch, offenbar schon von den Einheimischen gegen die Römer angelegt.

143. Lager bei Dealgin Ross in Schottland (1:14000) und Darstellung eines Tores. Nach Roy.

Ein zweites: Aus Caesars bellum gallicum sehen wir, wie sehr ihn die feste Bauart der gallischen Mauern interessiert hat und wie es ihm auch nur einmal bei Avaricum (Bourges) gelungen ist, ein solches Oppidum durch Sturm zu nehmen; von Gergovia ist er abgezogen, Alesia und Uxellodunum hat er ausgehungert. Beim römischen Feldlager wurde der Wall aus dem Grabenmaterial hergestellt, und die Tore wurden mit Rasensoden zugepackt. Das war für Dauerkastelle eine ungenügende Art. Und doch sind bei Xanten sowohl wie bei Haltern die ersten Anlagen nicht viel anders beschaffen gewesen. Bei Xanten mußten sie alle Augenblicke neu hergerichtet werden. Bei Haltern hat das Drusus-Kastell auf dem Annaberge nur eine schwache Palisadenwand vor dem Walle gehabt, nur die Türme haben immer 4 tiefe Pfostenlöcher. Und der Wall des „alten Feldlagers" ist offenbar einfach *ex caespite*, aus Rasensoden gewesen. Die Uferkastelle aber und die beiden „Großen Kastelle", von denen das erste bis zur Varusschlacht und das zweite vergrößerte bis auf Germanicus ausgedauert hat, sie haben alle die feste Pfostenwand für den Wall, 1 m vom Grabenrande entfernt, wie die Germanen sie zur selben Zeit (Düsselburg) und schöner viele Jahrhunderte früher (Römerschanze bei Potsdam, oben Abb. 104) bauten. Die Römer haben also hier den Pfostenbau von den Germanen übernommen, den sie im eigenen Lande nicht hatten und auch bei den Kelten nicht lernen konnten, denn die verwenden das Holz im Walle lagerhaft, nicht aufrecht.

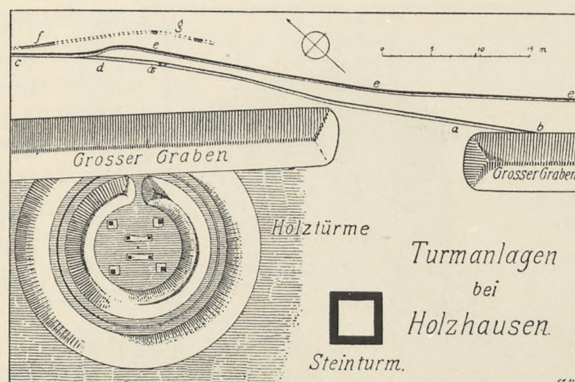
Der Pfostenbau scheint etwas speziell Germanisches zu sein. Auch im Osten bei den Dakern hat es, wie wir sahen, keine Pfosten im Wall und bei den Häusern gegeben, und die Römer haben dort die Schutzwälle für ihre Geschütze, wenn sie aus Holz gemacht wurden, rein aus Lagerhölzern aufgerichtet.

Zum dritten: Das Tor des üblichen römischen Lagers ist überaus einfach: ein glatter Durchgang, von zwei Türmen flankiert. So in Neuss, Carnuntum und überall am Limes. Schon in Haltern fällt auf, daß die großen Kastelle Kammertore haben, und da diese als germanische Eigentümlichkeit bei der Düsselburg, der Babilonie und längst vorher bei der Römerschanze vorkommen, entsteht der Verdacht, daß die Römer sich hier von ihren Gegnern haben beeinflussen lassen. Noch viel auffallender aber ist das Verhältnis in Frankreich und auf den britischen Inseln. Schon das Lager Caesars an der Axona zeigt die sog. Clavicula, das „Schlüsselchen", einen gebogenen Haken an der rechten Torflanke ins Innere hinein und diese Eigentümlichkeit hat auch eine einzige Anlage in Deutschland, das Lager bei Kneblinghausen, unweit Rüthen in Westfalen, das daraufhin sicher als römisch anzusehen ist. In Schottland aber hat ein römisches Lager bei Dealgin-Ross mit allen seinen Toren die noch raffiniertere Form der gegabelten Clavicula angenommen, wie sie genau so am Durchlaß durch den äußeren Wall bei der Volksburg von Wapley Hill (oben Abb. 119 c) vorkommt. Hier kann eine Beeinflussung der Römer durch den britischen Gegner gar nicht zweifelhaft sein.

Schließlich viertens: Die breite Schutzwehr, die Caesar bei Alesia vor sein Lager legt: erst 5 Gräben mit Pfählen, dann noch viel breiter, Pfahlgruben in der Quincunx gestellt :·: ist so außergewöhnlich, so unerhört für römisches Kriegswesen, das sonst nur einfache Vorkehrungen kennt und das Wesentliche der Tüchtigkeit der Truppe über-

läßt, daß unbedingt ein fremdes Vorbild eingewirkt hat. Von den Abattis der Briten, die man in Irland heute noch sehen kann (oben Abb. 112), muß er Kenntnis erhalten haben.

All diese bisher erwähnten Dinge haben die Römer übernommen und eine Weile verwendet, aber eigentlich immer nur gegen diejenigen, von denen sie sie übernommen hatten. Sie haben sie nicht über den weiten Kreis ihres immer größer werdenden Reiches verbreitet, weder die Landwehr noch den Pfostenbau, noch das germanische und das keltische Tor oder die Steinbeete. In einer Sache aber ist es anders gekommen. Da haben die Römer ein aus der alten Mittelmeerkultur ihnen angestammtes Stück durch Beobachtung gegnerischer Gewohnheit in bestimmtem Lande vergrößert und verbessert und es dann im Osten und Westen, im Süden und Norden so nützlich verwendet, daß die verschiedensten Völker es angenommen, in verschiedener Umgestaltung fortgeführt und eigentlich bis heute lebendig erhalten haben. Dies Stück ist der Wohnturm, der seine alte massive Form aufbläht und zum festen Gutshause oder stattlichen Schlosse ausgestaltet. Seine Entwicklung greift so weit und tritt so beherrschend hervor, daß sie, besonders im früheren Mittelalter, mindestens die Hälfte des ganzen Burgenwesens darstellt.



144. Warttürme bei Holzhausen am Limes. 1:750. Nach Fabricius.

Der Wohnturm ist ein uraltes Stück der Mittelmeerkultur, ja er ist eigentlich der Vater des ganzen Burgenwesens in der Welt. Schon die kleinen „festen Häuser“ in den Abydosforts der Pharaone kurz vor 3000 v. Chr. konnten wir als Wohntürme bezeichnen. Dann wanderte die Bauform nach Palästina, Syrien und Assyrien. Auf der europäischen Seite des Mittelmeeres zeigen sich früh die massenhaften Nuragen auf Sardinien, denen auch der große Rundturm des Herrscherhauses in der Unterschicht von Tiryns entspricht. Im klassischen Griechentum wird der einfache starke Turm von etwa 10:10 m überall als Warte verwendet. Von daher haben auch die Römer ihn übernommen und zunächst in ganz derselben Form hier und da am germanischen Limes gebaut. Er ist dort aber etwas anderes als der gewöhnliche „Limesturm“, der mit der Wallinie fest verbundene und nur 4—5 m im Quadrat große. Der Wohnturm stammt von den Limites, die keinen Wall hatten, wo auf ihm allein der ganze Grenzschutz lag. Daher ist er größer als der Wallturm und er heißt burgus = Burg im Gegensatz zu turris.

Die Burgi liegen frei vor dem Limes und decken besonders einlaufende Heerstraßen, gehen auch an diesen wohl ein Stück entlang. In ihrem Grundriß entsprechen sie meist völlig den in Griechenland gebräuchlichen Warttürmen.

Am rheinischen Limes sind auf der Strecke Holzhausen—Hunzel an drei Stellen Türme ausgegraben, die anschaulich von der Geschichte des Limes erzählen. Der Turm ist ursprünglich aus Holz gebaut gewesen und nachher durch einen daneben errichteten steinernen ersetzt worden. Aber in den drei Fällen auf der genannten Strecke hat auch der Holzturm zwei Perioden gehabt. Der ersten gehören die inneren vier



145. Burgus auf dem Gaulskopfe bei Nauheim. Nach Fabricius und Helmke.

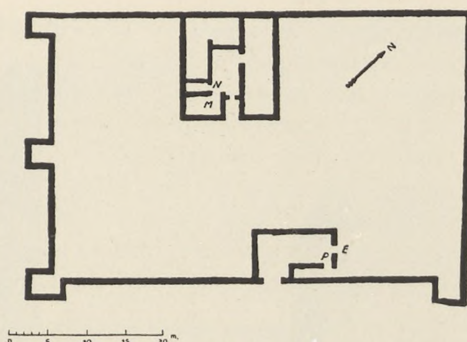
Pfostenlöcher an, der Turm maß damals nur 2,5:2,5 m und zu ihm gehörte der innere Spitzgraben. Ein neuer Turm wurde dann auf den vier äußeren Pfostenlöchern 5:5 m groß erbaut, der alte Graben wurde zugeschüttet und ein neuer weiter außen angelegt, einwärts von ihm nun auch noch eine Palisade an seinem Rande. Daß diese beiden aufeinander gefolgten Holztürme älter waren als der Limeswall und Graben, zeigt sich ganz klar: der große Limesgraben schneidet ein Stück gerade des späteren Turmgrabens und der Palisade weg. Der Steinturm aber, der die beiden Holztürme abgelöst hat, stellt sich so energisch vor den 13 m breiten Durchgang durch den Limesgraben — der Wall ist hier eingeebnet —, daß er wohl zu seiner Bewachung angelegt sein wird. Er mißt dieselben 5:5 m, die der letzte Holzturm hatte (Abb. 143). Das ist aber ein sehr geringes Maß. Viele Türme haben 7:7 m und das Normale wird nachher 10:10 m. Einen solchen Burgus hat man auf dem Gaulskopfe bei Bad Nauheim auf seinen Fundamenten nach allen Anhalten, die wir über das Aussehen dieser Bauten haben, in Ziegelmauerwerk wiederhergestellt (Abb. 145).

In dieser einfachen Form haben sich die burgi in Deutschland sehr lange gehalten. Als der Limes längst von den Alemannen überrannt war (259/60) und die Römer ihre Grenze an den Rhein selbst zurückverlegt hatten, sind die am Oberrhein zwischen Basel und dem Bodensee von Valentinian errichteten Burgi genau als die alten Quadrate von 8—10 m errichtet worden.

Inzwischen hatten aber die Römer in ihrem neugewonnenen Nordafrika eine weit entwickeltere Form des Burgus kennengelernt. Hier ist offenbar, wie uns die alten Abydosfestungen an die Hand geben, die alte Urheimat des Burgus-Typus. Und wie das „feste Haus“ in jenen Festungen schon ein weit größeres und auch im Innern weit entwickelteres Bauwerk war als die einfachen griechischen und römischen Warten, so waren es auch ihre Nachfolgerinnen an den Syrten gewesen. Gelegentliche Erwähnungen aus dem ersten Auftreten der Römer dort zeigen, wie sich der Wohnturm als fester fürstlicher Wohnsitz fortgepflanzt hatte. Als Hannibal nach dem langen ruhmvollen und dann doch verlorenen Kriege auch in seiner Heimat keine sichere Stätte mehr hat, kommt er an einen Küstenplatz *ad suam turrem* und besteigt das bereitliegende Schiff, um nach Kleinasien zu segeln (Liv. 33. 48). Und nachher im Jugurtinischen Kriege belagert Marius die turris regia, den königlichen Wohnturm (Sallust Iug. 103).

Hier in Afrika, wo die Römerbauten, wenn der Wüstensand sie nicht bedeckt hat, so wohlerhalten sind, daß sie auch ohne Ausgrabung uns volle Formen zeigen, stehen schöne Beispiele hochentwickelter Burgus-Form zur Verfügung. Mehrfach interessant ist Benin Ceder in Tripolis, denn es mutet an wie eine Tochter oder höchstens Enkelin der alten Abydosfesten. Ein großes Rechteck bildet ganz wie dort die äußere Umhegung, und durch ein Hakentor, ganz wie dort, gelangt man in sein Inneres. Es gibt

nur ein festes Haus, das dem Tore gegenüber an die Längswand des Kastells gelegt ist und ziemlich dieselbe Größe hat wie jene Abydosschlösser. Es mißt 14:12,5 m; jene hatten 18:15,5 und 12:9 m. Und das Innere dieses Gebäudes ist, wie es dort auch war, mehrfach geteilt. Man geht mitten durch die Front hinein, kommt in ein Atrium und hat zur Rechten einen die ganze Länge des Hauses erfassenden Saal, zur Linken mehrere kleinere Räume. Es kann kein Zweifel sein, daß hier eine ganz alte Tradition sich über 3 Jahrtausende fortgesetzt hat! (Abb. 146.)



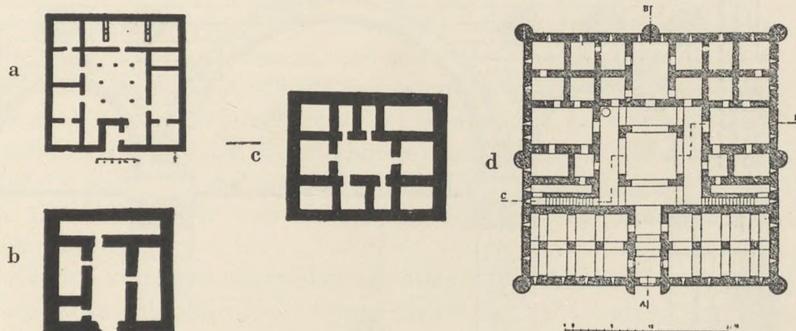
146. Benin Ceder in Tripolis. 1:1000. Nach Cagnat.

Und nicht bloß für militärische Zwecke und für fürstliche Wohnsitze ist diese Wohnform in Nordafrika angewendet worden. Auch der Gutsbesitzer hat sich zur besseren Sicherheit ein solches festes Haus gebaut und dann im Innern etwas behaglicher eingerichtet. So ist El Guercinet in Tripolis, das uns durch eine Inschrift als turris Maniliorum, das feste Haus der Manilier bezeichnet wird und dessen sämtliche Insassen und künftige Erben die sorgfältige Bauinschrift des Hauses dabei aufzählt (Abb. 147a).

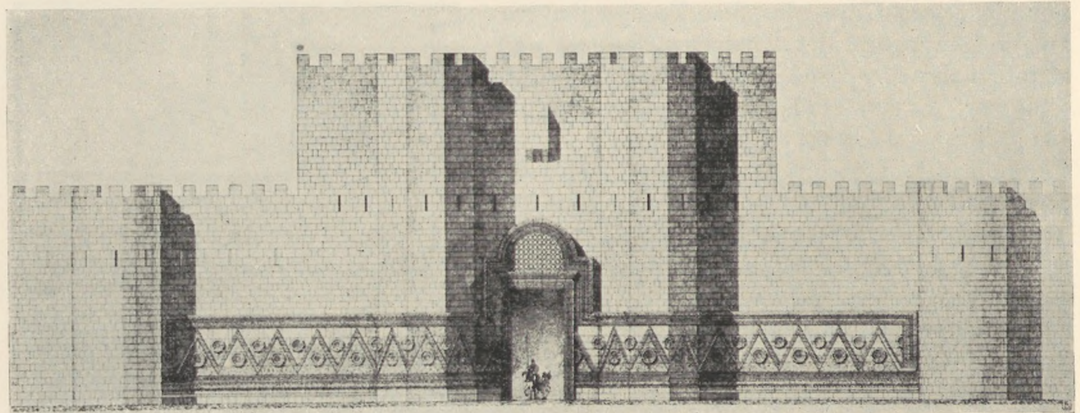
Diese turris Maniliorum, 18,20:18,05 m groß, ist wieder dreiteilig und hat wieder das altägyptische Hakentor. Der Hof ist aber größer als bei den Militärbauten und mit einer Säulenstellung versehen. Das Ganze ist also dem pompejanischen Atriumhause schon nahe verwandt.

Wie die größeren Türme schon am germanischen Limes hauptsächlich die Durchgänge deckten, so sind sie von den Römern auch in Afrika verwendet worden, um die vom Innern her durch den Limes zur Küste führenden Straßen für die Kaufleute wenigstens ein Stück weit zu sichern. Die Inschrift eines solchen Wachtturmes 6 km südlich der Oase El Kantara besagt, daß unter Commodus im Jahre 188 n. Chr. der Wachtturm (burgus speculatorius) zwischen zwei Straßen zu erneutem Schutze der Kaufleute erbaut worden sei. Die Türme werden also auch hier mit dem germanischen Lehnworte burgus — dem ältesten, das im Lateinischen nachweisbar ist — bezeichnet, und dieser Name hat sich dort in der Form *bordsch* bei den Eingeborenen für die Ruine der Türme bis heute erhalten.

Die Römer haben ihre in Nordafrika entwickelten Wachttürme dann stark am arabischen Limes verwendet und sie auch dort in ihrer Inschrift burgi genannt. Raes el Muserife scheint mit 16:16 m noch ein kompakter Turm zu sein, da der Mit-



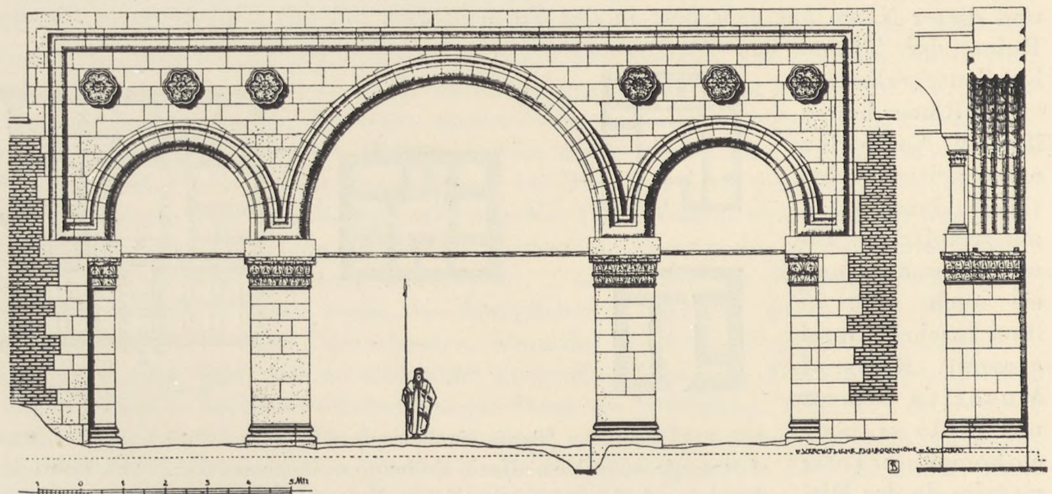
147. a El Guercinet (Turris Maniliorum) in Tripolis. Nach Cagnat. b Râs el Mušerife in Arabien. Nach Brünnow-v. Domaszewski. c El Mahri in Arabien. d Al Harâni in Moab, Erdgeschoß. Nach Musil. 1:1000.



148. Rekonstruktion der Torfront von Mschatta. Nach B. Schulz.

telraum von der Tür her Licht empfangen kann (Abb. 147 b). Bei El Mahri aber, 20,40 : 16,20 m groß, wird man die Mitte wohl schon als offenen Hof anzusehen haben (Abb. 147 c).

In dieser Gegend, im alten Moabiterlande östlich und in der Arabia Petraea südlich vom Roten Meere, haben die römischen Burgi stark ins Mittelalter fortgewirkt. Aus ihrer Grundform haben die Schlösser der arabischen Eroberer vom 5. bis 8. Jahrhundert sich entwickelt. Das Schloß Mschatta ist am bekanntesten von ihnen geworden, seit ein schönes Stück seiner Fassade vor 30 Jahren vom Sultan aus der Wüste gelöst und dem deutschen Kaiser nach Berlin geschenkt wurde. Es ist das Hanpttor des ganzen Bauwerkes, von Türmen flankiert und die Wandflächen mit spätantikem Rankenwerk in durchbrochener Arbeit dicht bedeckt (Abb. 148). Im Hofe hat man das System der reizvollen, noch ganz in der Antike stehenden Arkaden rekonstruieren können (Abb. 149). Aber Mschatta ist 744 im Bau steckengeblieben und man kann die Bruchstücke seines Grundrisses und seiner Fassade nur von den fertigen anderen Schlössern aus verstehen. Al Harani in Moab ist ein Musterbeispiel dafür. Es ist vor 710 von den Omaijaden erbaut, ein Quadrat von 32,70 m Seite,



149. Rekonstruktion der dreischiffigen Halle von Mschatta. Nach B. Schulz.

dreigeteilt sowohl in der Front wie in der Tiefe (Abb. 147 d). Der nicht große quadratische Mittelhof hatte Arkaden von Eckpfeiler zu Eckpfeiler gespannt. In der Front lagen zu beiden Seiten des Einganges Pferdeställe. Die andern drei Flügel enthielten Wohnräume, und diese setzten sich auch im ersten Stockwerke fort, hatten hier aber zwei Reihen Schießscharten übereinander zum Zeichen der Wehrhaftigkeit des Gebäudes. Das Schloß war aus Bruchsteinen aufgeführt und hatte überall Tonnengewölbe. Die Front mit dem mächtigen Portal und den Rundtürmen auf den Ecken wirkt ganz festungsmäßig (Abb. 142). Die Rund- bzw. Halbrundtürme wiederholen sich auf allen Seiten an den Ecken und in der Mitte, in der Form, die spätrömisch überall begegnet, auch in Deutschland, Frankreich und England.

Es ist kein Zufall, daß sich gerade in den alten Ländern Moab und Edom, die an den Jordan östlich und südlich grenzen, ein antiker Bautypus so üppig fortentwickelt hat. Gerade sie bildeten das Arabien, besser Kleinarabien, das der römische Limes schützte. Er lief vom Ostjordanlande gegen Süden parallel mit der heutigen Hauranbahn, die nach Mekka führt. Die Sinaihalbinsel war das Hauptstück der Arabia Petraea, genannt nach Petra, der Felsenstadt, die mit ihrem fabelhaftem Kranze von roten Sandsteinfelsen dem Lande Edom den Namen gegeben hat, denn Edom heißt hebräisch „rot".

Die politisch-wirtschaftliche Bedeutung der Arabia Petraea und insbesondere ihrer Hauptstadt Petra liegt darin, daß hier die beiden wichtigsten Karawanenstraßen Vorderasiens sich kreuzten: die nordsüdliche, die vom Libanon und Damaskus herunterzieht über Mekka—Medina nach Südarabien (Hedschas, Yemen) und dort Verbindung findet nach Somali, Indien und China; und die ostwestliche, die vom Euphrat und Tigris und aus Persien durch die arabische Steppe kommt und über Petra zunächst zu der Hauptküstenstadt Gaza und dann nach Ägypten geht.

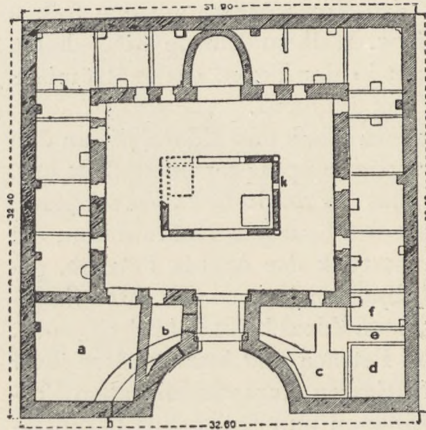
Die Sicherung dieser Straßen erforderte besondere Befestigungen im Lande. Schon die Ghassaniden hatten hier als Markgrafen des oströmischen Reiches gesessen mit dem Titel „Patricius", wie ihn im Westen auch Odoaker, Theoderich und noch Karl d. Gr. führten. Und das Land muß früher auch sehr wohl große Herrensitze ernährt haben. Der König Josaphat von Juda erhält von den „Arabern" 7700 Widder und 7700 Böcke (2. Chron. 17, 11) und 2. Kön. 3, 4 heißt es: „Mesa aber, der Moabiterkönig, hatte viel Schafe und zinsete dem König Israel Wolle von 100000 Lämmern und von 100000 Widdern". Das muß man wohl bedenken gegenüber der Tatsache, daß heute um diese Schloßruinen größtenteils Wüste liegt.

Die antike Kultur ist hier nun, da die Straßen bestehen blieben, vom 2.—7. Jahrhundert zu einer großen Nachblüte gekommen, und diese Provinz ist dann die erste gewesen, die schon von Muhammed selbst 629 für den Islam erobert wurde. Den Feldzug gegen Syrien hat er auch noch selbst vorbereitet, er ist aber erst nach seinem Tode († 632) von Omar ausgeführt worden, der 635 in Damaskus einzog. Als auf die ersten Kalifen (die „Nachfolger") 661—750 die mit Muhammed altverwandte Familie der Omaijaden folgte, hat gleich der erste von ihnen, Moawija I., seine Residenz von Medina nach Damaskus verlegt.

Die Araber, die so plötzlich zur Herrschaft über ein altes Kulturland kamen, waren weit entfernt, eigene neue Formen an die Stelle derer, die sie vorfanden, zu setzen. Sie haben noch viele hundert Jahre später in Konstantinopel die alte Hagia Sophia einfach übernommen und die Suleimanje ganz in demselben Stile neugebaut. So haben sie auch in vielen spätrömischen Warten und Schlössern und Kastellen sich einfach niedergelassen und, die sie neu errichteten, den vorhandenen angepaßt. Wie sehr dabei,

auch wenn man ausnahmsweise zu einem reicheren Schmucke des Bauwerkes überging, die spätantike Überlieferung gewahrt wurde, lehrt nichts besser als die reizvolle Steinmetzenarbeit von der Torfront der Mschattabefestigung, die sich im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum befindet.

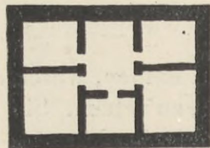
Germanien, Gallien, Britannien



150. Burgus in der Harlach bei Weißenburg i. B. Nach Friedr. Winkelmann. 1:650.

Die Hochentwicklung des Burgus, wie die Römer sie in Afrika begonnen und in der Arabia fortgesetzt haben, zeigt sich in einzelnen Beispielen dann auch an ihrem germanischen Limes. Das beste und zwar gleich ein ganz erstaunliches Stück ist der Burgus von Harlach bei Weißenburg in Bayern. Er schützt die wichtige Römerstraße Pfünz—Weißenburg und wirkt in dieser Rolle schon fast wie ein Schloß der Omaijaden. Er ist genau so quadratisch und auf den Meter genau so groß wie das eben besprochene Al Harani in Moab. Auch die innere Einteilung ist ähnlich, nur einfacher, luftiger. Der Binnenhof ist größer und der Zug der Wohnräume ringsum infolgedessen schmäler. Das breite Tor in der Mitte der Front hat einen weiten halbrunden Vorraum, wie er am Limes sonst nur noch in dem benachbarten Kastell Theilenhofen vorkommt und „eine größere Verbreitung allein in Afrika hat, wo zwei Tore in Lambaesis, eines in Garcia el Garbia und die vier Tore von Bondjem ebenso angelegt sind" (Fr. Winkelmann). Der vordere Gebäudetrakt ist tiefer als die drei anderen. Links ist der große Raum *a*, wohl die Wacht- und Rüstkammer; rechts in der Ecke der vornehmer ausgestattete Raum *d*, wahrscheinlich die Wohnung des Kommandanten mit Küche *f* daneben. Die andern drei Trakte sind in gleichmäßige fast quadratische Wohnräume eingeteilt; die Apsis in der Mitte des Hintergrundes wird ein Heiligtum gewesen sein, entsprechend dem alten Fahnenheiligtum. Das ganze Gebäude ist wahrscheinlich die Kaserne einer Centurie, Hundertschaft gewesen. Für die Zeit seiner Erbauung haben die Ausgrabungen leider keinen Anhalt ergeben. Das gleiche Tor kommt in Lambaesis (Algier) schon unter Hadrian vor, aber in Deutschland treten so entwickelte Anlagen doch erst später auf (Abb. 150).

Als die Alemannen nach vielfältigen Vorversuchen (213, 233/34) den Limes 259/60 endgültig gestürmt und erledigt hatten, als die Römer dann den Rhein als Grenze befestigten und dahinter im Mosellande eine Kulturblüte entfalteten, wie noch nirgendwo im Norden, als Trier von 286—400 oft für Jahrzehnte Kaiserresidenz war, da hat sich auch der Burgus in seiner üppigen Form immer weiter verbreitet, nicht bloß am Rhein und in Gallien, sondern auch im Donaulande weit hinunter.



151. Eisenberg bei Grünstadt (Pfalz). 1:1000.

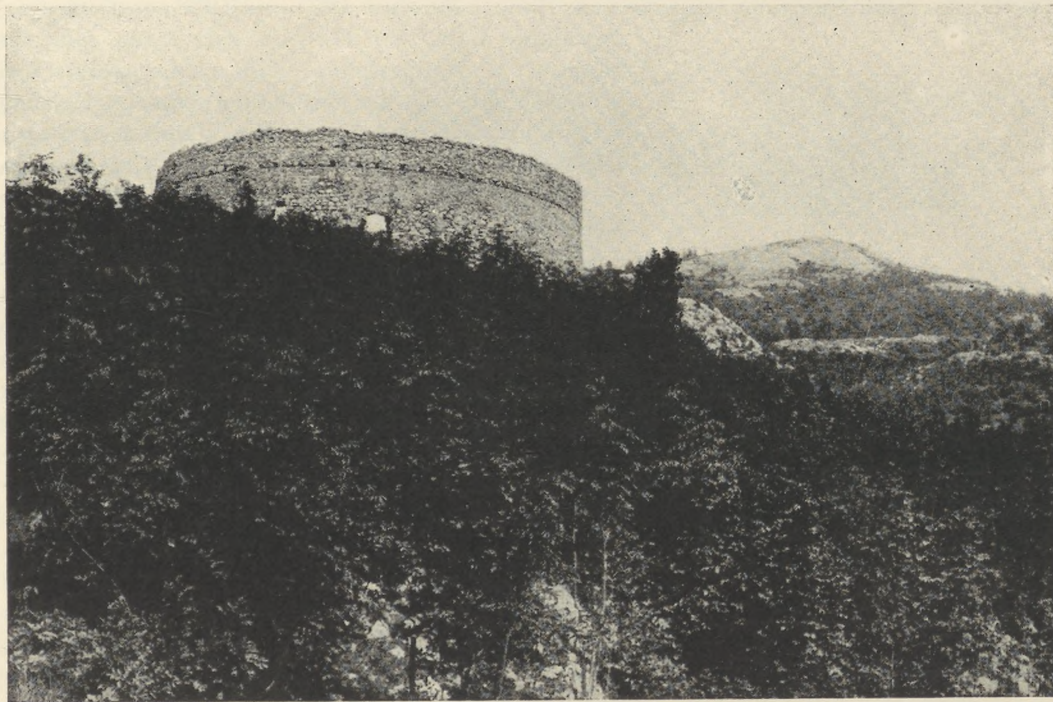
So zeigt ein Burgus des 4. Jahrhunderts n. Chr. von Eisenberg b. Grünstadt (Pfalz) bei der stattlichen Größe von 26:18 m die Dreiteilung des Innern mit 5 Wohnräumen. Seine 2 m starken Außenmauern machen ihn sehr widerstandsfähig (Abb. 151).

Aus solch später Zeit steht bei Autun noch ein schöner Burgus aufrecht, der fälschlich Janustempel genannt wird. Er steht dicht vor der Stadt und schützt offenbar die ausgehende Heerstraße (Abb. 152).

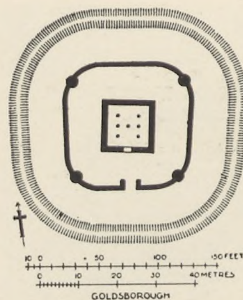
Der Kaiser Valentinian I. hat in seiner kurzen Regierungszeit (369—375) eine Menge solcher Burgi angelegt. Ammianus Marcellinus sagt mehrfach, daß dieser Herrscher geradezu besessen gewesen sei von dem Triebe, seine Grenzen zu schützen, die Limites mit neuen Warten auszustatten und überall Kastelle und befestigte Städte anzulegen. So habe er den Rhein von Rätien bis zum Meere mit großem Aufwande gesichert, so jenseits der Donau im Quadenlande eigenmächtig Kastelle bauen lassen. Bei Gran in Pannonien bezeugt eine Inschrift diese Bautätigkeit zum Schutze des Handels und den Stolz darüber, daß der neue Burgus in 48 Tagen fertiggestellt werden konnte.



152. Burgus bei Autun, sog. Janustempel.



153. Turm bei Petroșeni in Siebenbürgen.



154. Englischer Burgus.

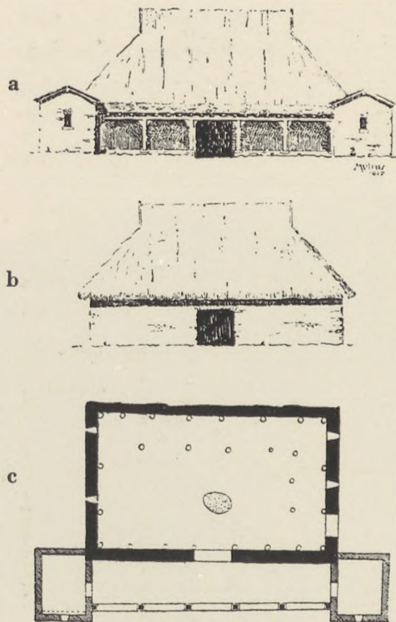
Es ist in jenen unteren Donaugegenden noch keiner dieser späten Warttürme ausgegraben. Im südlichen Siebenbürgen aber, an der Straße vom Vulkanpaß nach Sarmizegethusa, steht ein mächtiger Rundturm bei Crivadia aufrecht, der sicher auch ein Burgus war (Abb. 153). Vielleicht erstand er schon gleich nach der Trajanischen Eroberung. Ein paar ganz entsprechende sollen sich in der Nachbarschaft bei Orlea und Rekety Falva befinden.

Schließlich sind in England am Rande der Südostküste entlang neuerdings eine Reihe kleiner Kastelle aufgegraben mit einem großen Turme (13: 13 m) in der Mitte (Abb. 154). Sir George Macdonald meint, daß der Typus schon recht früh nach Britannien gekommen sei, er hat sich dann aber lange gehalten.

Der befestigte Landsitz

Im besetzten Gebiete gibt es schon in der frührömischen Zeit quadratische Umwallungen von etwa 100: 100 m, die sog. „Viereckschanzen", die einfache in Holz gebaute Gutshöfe enthalten haben. Nachher aber ist auf den Landgütern am Rhein und in Gallien die Villa ein sorglich gepflegtes Baustück geworden. Mit den beiden Türmen links und rechts auf den Frontecken und der geschlossenen Viereckmauer wirken sie festungsmäßig und erinnern beinahe an das alte Hilani der Hettiter.

Aber an so alten Ursprung ist keineswegs zu denken. Vielmehr ist gerade die übliche Villa mit der langen Säulenfront und den turmartigen Vorsprüngen an den Ecken ein echter römischer Neuling. Wir können ihren Ursprung und ihre Entwicklung genau verfolgen. Den Ursprung zeigt die vom Bonner Museum 1927 und 1928 sorgfältig ausgegrabene Villa von Mayen mit ihren klar erkannten 4 Bauperioden. Unter der römischen Wohnschicht lag der Fußboden eines keltischen Hauses mit Latènetöpferei. Die Wände hatten aus Pfosten und Lehm bestanden, in der Mitte war ein viereckiger Flachherd erhalten. Das einräumige Gebäude maß 5: 7 m.

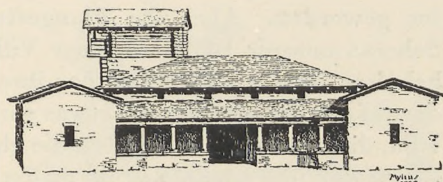


155. Villa in Mayen. 2. und 3. Periode. 1:500. Nach Oelmann.

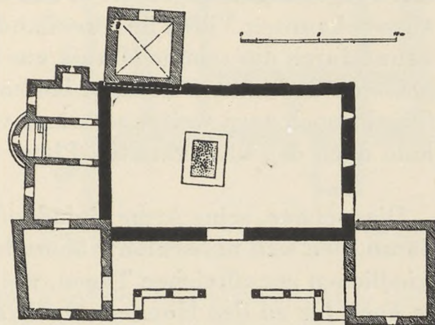
Über ihm war ein größeres römisches Rechteckhaus, aber auch einräumig, errichtet von 16 m in der Front und 10 m in der Tiefe. Die Wände aus Bruchstein haben noch nicht Kalk sondern Lehm als Mörtel, daher stehen innen an ihnen entlang Pfosten zur besseren Festigung. Eine weitere Pfostenstellung findet sich $2^1/_2$ m von der Rückwand einwärts, wohl um einen Viehstand abzugrenzen. Der breite Eingang liegt vorn in der Mitte und führt geradeaus auf einen ovalen Flachherd. Das Aussehen dieses einfachen Hauses zeigt die Herstellungszeichnung unter Abb. 155 b.

Nicht lange aber blieb es in dieser geschlossenen Form. Vor seine Front wurde eine Säulenhalle gelegt und an die Ecken links und rechts fast quadratische turmartige Gelasse, die ihren Eingang von

der Halle aus haben. Offenbar wollte man sich für den Sommer einen luftigeren Aufenthalt verschaffen, als ihn der ganz geschlossene Raum, etwa noch in Gesellschaft des Viehes, bot (Abb. 155 a—c).

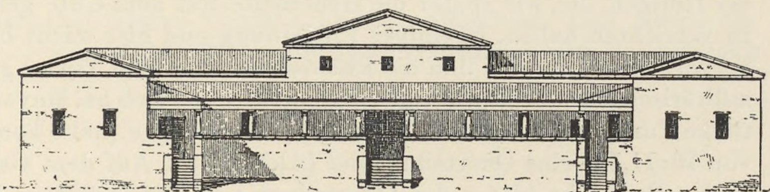


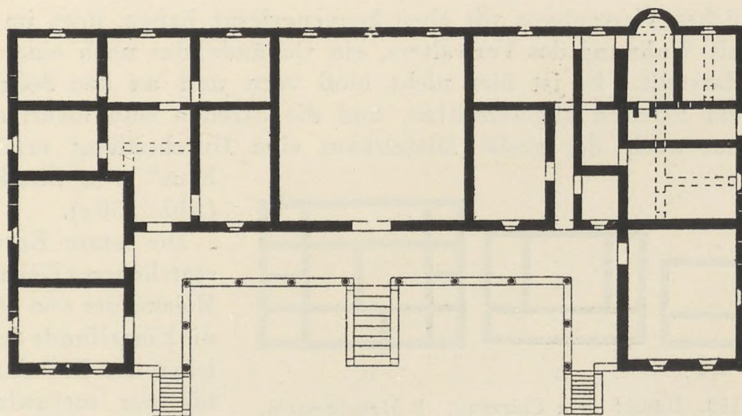
Die vierte Periode schließlich brachte eine Vertiefung der Säulenhalle, Vergrößerung der Ecktürme — um sie kurz so zu nennen — und den Anbau weiterer Räume links und hinten. Die links waren Baderäume, hinten aber erstand ein quadratischer dicker Turm, der entweder zur Verteidigung oder als Speicher dienen sollte (Abb. 156).



156. Villa in Mayen. 4. Periode. 1: 500.

Damit ist der Weg gewiesen für die Entwicklung, die dieses Landhaus noch weiterhin genommen hat. Die Villa von Blankenheim in der Eifel gibt das klarste Bild von dem Grundtypus der späteren vornehmen Anlage. Das Wachstum hat sich ganz organisch vollzogen. Als Hauptstück ist in der Mitte des Ganzen der große rechteckige, jetzt zuweilen quadratische Raum geblieben, der ursprünglich das alleinige Haus darstellte. Rechts und links setzt sich gleich tief das Bauwerk fort, in kleinere Räume geteilt, und läßt an seinen Enden schmälere Flügel vorspringen an Stelle der alten zwei „Türme", die nur lose an die Ecken gehängt waren. Damit ist schon der Plan gegeben, der nachher nach dem langen deutschen Mittelalter aus dem Süden zurückgeholt wurde, und auf dem die meisten unsrer Barock- und Rokokoschlösser gebaut sind (Abb. 157).





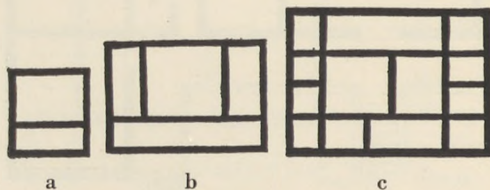
157. Villa in Blankenheim. 1: 500. Nach Oelmann.

Die Villa Blankenheim hat eine Breite von 47,5 m. Andere Villen haben später dieses Maß noch erheblich überschritten und sind zu Herrschaftssitzen von fürstlichem Charak-

ter geworden. Aber die Plangestaltung und Raumteilung ist niemals von dem Schema unserer Blankenheimer Villa abgewichen. Der Kern, die Seiten, die Flügel behalten immer klar erkennbar ihre alte Rolle. So ist die große Villa von Fliessem, die auf den ersten Blick als etwas ganz anderes erscheinen könnte, einfach eine Doppelvilla, die nach vorn wie hinten die gleiche Säulenhalle und die gleichen vorspringenden Flügel hat, und nachher ist ihr an der einen Seite noch eine Säulenhalle mit vorspringenden Flügelbauten angefügt, so daß sie also schließlich 3 Fronten hatte. Und die größte aller bekannten Villen im Mosellande, die von Nennig, oberhalb Trier, seit langem bekannt durch das schöne Mosaik aus ihrem Mittelsaale, mißt zwar 116,5 m in der Front, hat eine auf allen Seiten umlaufende Säulenhalle und zu den gewöhnlichen Seitenflügeln noch zwei weiter auswärts vorgeschobene, aber die ganze Anlage verfolgt deshalb doch den altbekannten Plan.

Dies schöne, seine Arme einladend weit ausbreitende römische Gutshaus denkt nicht daran, den sich unberufen Nähernden kriegerisch zu empfangen. Es rechnet ganz mit friedlichen genußreichen Tagen, wie sie dem Römertum hinter dem befestigten Rheine ja auch bis zu den Hunnen- und Frankenstürmen des 5. Jahrhunderts vergönnt waren.

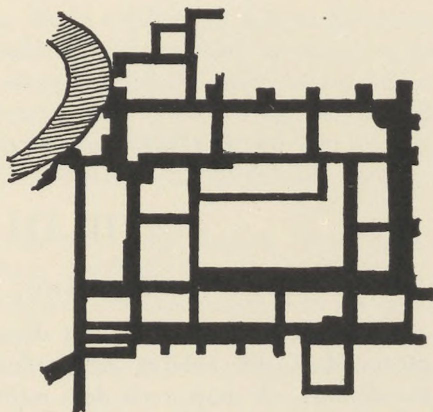
Aber der Wohnbau auf dem Lande rechnet, auch wenn kein Völkerzwist mit großem Kriege droht, doch immer mit dem Kleinkriege der Diebe und Räuber und sucht seine beste Habe dagegen zu schützen. Bei dem einfachen Gutshause von Mayen wuchs in der 4. Periode an der Hinterseite ein fester quadratischer Turm auf, 5:5 m messend, sicher um das Wertvollste der Ernte zu bergen und wohl auch bei Not die Familie aufzunehmen. Den größeren und vornehmeren Herrenhäusern sind solche Schutzbauten nicht mehr unmittelbar angefügt. Bei ihnen liegen Speicher, Ställe und die Wohnungen der Hörigen, die, wie später die Heuerleute fest zum Gute gehören und die Feldarbeit zu verrichten haben, in einiger Entfernung und hier sticht häufig ein „festes Haus" hervor. Man kann bei ihm die Entwicklung aus dem Turme ganz ähnlich wie bei dem militärischen römischen Burgus erkennen. Fand sich bei Mayen noch der echte quadratische Turm von nur 5:5 m, so tritt bei Chiragan (nahe Toulouse) in einem Gebäude von 10:11,5 m eine Querteilung auf (Abb. 158 a). Auf dem Gute Haueberstein bei Baden-Baden ist hinter der Querteilung von dem größeren Raume noch rechts und links ein Stück abgeschnitten, und dies Gebäude ist auf diesem kleineren Gute das Herrenhaus selber gewesen (Abb. 158 b). In Blankenheim wiederum, dessen stattliches Herrenhaus wir oben kennengelernt haben, liegt im Wirtschaftsviertel, wohl als Wohnung des Verwalters, ein Gebäude, das noch eine weitere Fortentwicklung darstellt. Es ist hier nicht bloß vorn und an den Seiten, sondern auch hinten ein Streifen abgeschnitten, und die Streifen sind mehrfach eingeteilt. Außerdem hat auch der große Mittelraum eine Durchteilung erfahren. Dies „Inspektorhaus" von Blankenheim mißt 19:26,5 m (Abb. 158 c).



158. Häuser in a Chiragan, b Haueberstein, c Blankenheim. 1:1000. Nach Oelmann.

Die letzte Entwicklung zeigt ein noch stattlicheres Gebäude, die Caplette auf dem Reichsgute von Quiercy bei Soissons, wo die Einzelfunde der Ausgrabungen ein Fortleben der Bewohnung von der römischen bis zur merowingischen Zeit beweisen. Quiercy ist ein merowingischer Königssitz

gewesen. Pipin der Kurze hat hier residiert und Karl d. Gr. soll hier geboren sein. Aber es sind dort mehrere königliche Villen aufgetreten, und es ist unsicher, welche Rolle La Caplette unter ihnen gespielt hat.



159. Quiercy. 1:1000. Nach Weise.

Auf jeden Fall, auch wenn La Caplette nur ein „Nebengebäude", eine Inspektorwohnung war, ist sie ein sehr festes Haus gewesen. Ihre Außenmauern sind bis zu 3 m dick. Ihr Plan vereinfacht sich, wenn man hört, daß der äußerste Streifen links wahrscheinlich späterer Anbau ist, ebenso die Auswüchse vorn rechts und hinten links und schließlich der hintere Einbau im großen Mittelraume. Was übrig bleibt entspricht dann genau dem Plane des Nebenhauses von Blankenheim, nur ist alles erheblich größer und stärker (Abb. 159).

Die ganze Entwicklung von dem einfachen quadratischen 5 m-Turme von Mayen bis zu dem stattlichen Wehrhause in Quiercy von 32:37,5 m entspricht so völlig der römischen Burgus-Entwicklung von dem 6—8 m-Wachtturme zu den Schlössern von Harlach in Bayern und Al Harani in Arabien, die 32:32 m messen, daß eine Einwirkung der Militärarchitektur auf die zivile hier wohl unbedingt anerkannt werden muß. Die Römer haben in diesem Falle wie so oft nicht bloß ihre angestammten, sondern auch ihre erworbenen Eigenschaften vererbt und so der altafrikanischen Burgus-Form Eingang in das nördliche Abendland verschafft. In Gallien aber hat der Wirtschaftsturm, ein einfacher derber Gutsknecht, sich allmählich zum Herrn des Hofes aufgeschwungen — genau so wie die dortigen Hausmeier sich zu Königen machten.

ZWEITES BUCH: MITTELALTER

VII. DIE GERMANEN

Sachsen, Franken, Normannen

Das Mittelalter beginnt mit dem Siege der nordischen Germanen über die Mittelmeervölker, die zuletzt im großen Römerreiche zusammengefaßt waren. Nur ist zweifelhaft, ob man nach dem militärischen Siege rechnen soll oder nach dem kulturellen. Daher das Schwanken um Jahrhunderte, denn nachdem Odoaker schon 476 Italien mit dem Schwerte bezwungen hatte, trat Karl d. Gr. 300 Jahre später den Sachsen noch mit römischer Kultur entgegen. In Deutschland selbst ist das Germanische erst mit den sächsischen Kaisern voll zur Herrschaft gekommen.

Für das Burgenwesen beginnt das Mittelalter unbedingt mit dem Kampfspiel zwischen Sachsen und Franken. In ihm wurde die Grundlage gelegt zu dem großen Dualismus, der die ganze Folgezeit durchzieht: hie römisch-fränkische Tradition, — hie altgermanisch-sächsische! Der Unterschied ist keineswegs auf Deutschland beschränkt. Die deutschen Kaiser waren lange Zeit als Nachfolger der römischen Imperatoren die Weltherrscher, und die Formen, die sie für gut hielten, wirkten damit weithin. Der Ruf Heinrichs I. zum Burgenbau, mit dem er seine sächsische Art meinte, hat auch in der Ferne Widerhall gefunden. Die antike Überlieferung erfuhr dadurch den ersten starken Wettbewerb, sie wurde hier verlassen, dort umgemodelt, in weiten Ländern aber unentwegt fortgesetzt.

Die Sachsen in England

Das sächsische Element, mit dem wir somit das Mittelalter beginnen, tritt ungemein einfach auf den ihm ganz ungewohnten Weltplan. Die Völker in der norddeutschen Tiefebene, die Friesen, Chauken, Angrivaren, hatten noch in der Römerzeit überhaupt keine Burgen. Daher waren sie dem Germanicus widerstandslos ausgeliefert. Er durchzog ungehindert ihre Länder, und die Chauken haben bei Idistavisus sogar gegen ihre cheruskischen Brüder fechten müssen, — sollen dabei allerdings dem Arminius zum Entkommen verholfen haben. Erst bei den Cheruskern, am Rande des deutschen Berglandes, gab es Burgen und damit auch Widerstand. Lübbecke, Wittekindsburg, Nammen, Düsselburg haben den letzten Germanicuszug gesehen und ihn zum Scheitern gebracht.

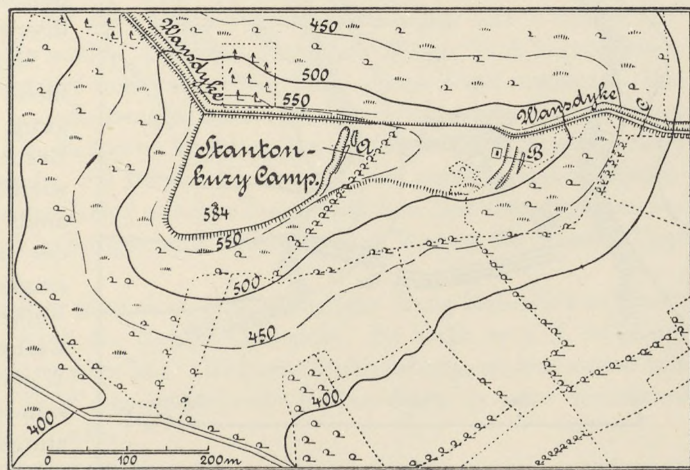
Die Sachsen werden in den Römerkriegen noch nicht erwähnt. Sie sitzen, wie 150 Jahre später Ptolemäus sagt, „auf dem Nacken des kimbrischen Chersonnes“, also in Holstein. Sie haben sich nachher von da weit an der Küste gegen Westen ausgebreitet, so daß es am Kanal in Nordfrankreich ein Litus Saxonicum gibt, von da hauptsächlich sind sie um 450 auch nach England hinübergegangen. Im deutschen Binnenlande aber sind die alten Chauken, Friesen, Angrivaren und Cherusker keineswegs freiwillig zu einem großen „Sachsenbunde“ zusammengetreten, wie vielfach noch geglaubt wird, sondern die Sachsen haben diese Völkerschaften regelrecht unterworfen.

An sie anschließend zuletzt noch die Westfalen. Beda erzählt in seiner Kirchengeschichte, wie er selbst (um 695) den Plan gefaßt habe, Westfalen zum Christentum zu bekehren. Er ging, um sich darauf vorzubereiten, in seine Heimat nach Northumberland zurück. Als er dann aber nach Westfalen hinein wollte, hatten inzwischen die Sachsen „das Bruktererland erobert" und ließen in ihrem fanatischen Heidentum keinen Missionar zu. Das Schicksal Westfalens wirft ein aufklärendes Licht auf das voraufgegangene der anderen Länder.

Die Burgen der Sachsen in Deutschland lernen wir erst unter Karl d. Gr. kennen. In England ist schon ein früheres Stadium erreichbar. Freilich, als ich 1902 hinüberkam, um angelsächsische Befestigungen kennenzulernen, erklärte man mir, es gäbe gar keine. Die Angelsachsen seien ein so unkultiviertes Volk gewesen, daß sie noch gar keine Burgen gebaut hätten. Die vorhandenen alten Volksburgen stammten alle von den Briten.

Ich bin dann zum Offas Dyke gegangen, der großen Landwehr, die König Offa von Mercia, der Zeitgenosse Karls d. Gr., wie vollkommen feststeht, im 8. Jahrhundert gegen Wales angelegt hat. Mercia ist Mittelengland, gelegen zwischen Estanglia und Estsaxonia im Osten und Cambria (Wealas) im Westen und zwischen Westsaxonia im Süden und Northumbria im Norden. Als dies Gebiet noch nicht Mercia hieß, sondern noch einfach britisch war, haben die im Süden gelandeten Westsachsen bald nach 500 ihr Land durch eine wenig südlich der Themse parallel zu diesem Flusse gezogene Landwehr geschützt. Das ist der Wansdyke = Wodansdamm, von Bristol über Bath gegen Andover noch in großen Stücken erhalten. Beide Landwehren bestehen, wie der römische Limeswall in Deutschland, aus einfachem Wall, und Graben und beide haben nicht bloß in ihrer Nähe Burgen, die wohl mit ihnen in Zusammenhang zu bringen sind, sondern es sind mehrfach Schanzen fest an die Landwehr angeschlossen, liegen mit ihr im Verbande, so daß diese unbedingt denselben Leuten und derselben Zeit angehören wie die Landwehr selbst.

Die stattlichste dieser Anlagen war das Stantonbury Camp, westlich Bath am Wansdyke (Abb. 160). Die Landwehr, die ihren Graben gegen Norden hat, denn sie ist gegen den dortigen Feind angelegt, überschreitet hier eine gestreckt dreieckige Höhe. Sie hält sich selbst am Rande der nördlichen Langseite und läßt die Schanze gegen Süden vorspringen. Die ist im Westen und Süden einfach durch Steilhänge markiert und hat nur im Osten zwei weit hintereinanderliegende Querwälle mit Graben. Der Eingang in die Burg führte durch sie hindurch, und zwar an ihrem Nordende dicht am Landwehrwalle.

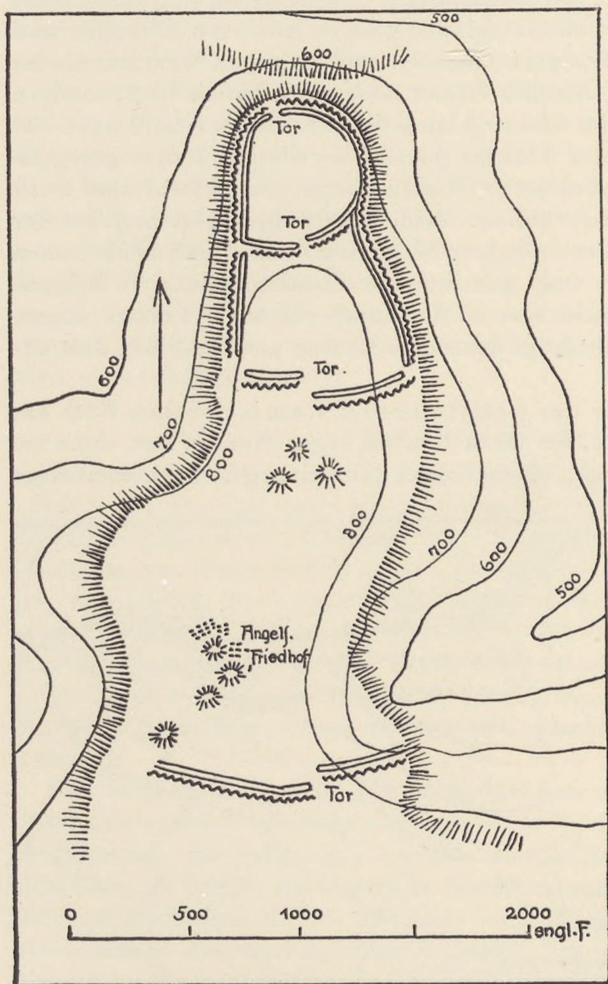


160. Stantonbury Camp. 1:10000. Nach Schuchhardt.

Sehr stark unterscheidet sich diese Sachsenburg

von all den alten Britenburgen des Landes. Nichts von deren kolossalen Erdarbeiten für Wälle und Gräben ringsum! Trotzdem es sich nicht um eine Bergzunge, sondern um eine Kuppe handelt, hat man an der schärfer abfallenden West- und Südseite nur einen Steilhang geschaffen und ihn oben offenbar mit einer Palisade besetzt. Wall und Graben ist nur an der sanft ablaufenden Ostspitze verwandt. Und keinerlei besonderer Torschutz ist vorhanden; der Weg geht glatt durch die Lücke zwischen Wallende und Landwehr. Das sind dieselben einfachen Tore wie z. B. auf dem südcheruskischen Hünstollen bei Göttingen. Die Burg ist nicht klein, ihre Länge beträgt 400 m und die größte Breite im Westen 150 m.

Eine ähnliche kleinere Anlage habe ich noch am Wansdyke gefunden, östlich Shepherd's shore; da springt ein Dreieck von der Landwehr vor, das 200 m Länge und 75 m größte Breite hat. Im Zuge von Offas Dyke sah ich auf dem Blodwell Rock bei Llanymyneck eine ähnliche ganz einfache Schanze. Den nordöstlich ziehenden Dyke ersetzt hier eine steile Felswand. An dieser ihrer Westseite zieht sich eine schmale Schanze hin, 50 m breit und 300 m lang. Im südlichsten Teile von Offas Dyke aber, wo die Grenze im ganzen dem tief eingeschnittenen Wyeflußbett folgt, ist kurz vor der Einmündung des Wye in den Severn auf der großen Herrschaft Tydenham, die den Westsachsen schon 577 zufiel und als sächsisches Krongut bis hoch ins Mittelalter erhalten geblieben ist, eine Schleife des Wyeflusses zur Anlage einer Volksburg benutzt worden, indem man die schmalste Stelle durch einen doppelten Wall mit Graben im Bogen überquerte.



161. Winkelbury Camp. 1:10000. Nach Pitt Rivers.

Sieht man diese überaus einfache Art der sächsischen Befestigung, bei der man der Natur das Beste zu tun überließ, immer wiederkehren, so ist man versucht, auch allerhand Burgen inmitten des ältesten Sachsengebietes in England dieser Zeit und diesem Volke zuzuschreiben, so etwa Giants Grave nördlich Pewsey in Wiltshire, einen einfachen Abschnittswall auf kleiner Bergzunge; oder Little Down nordwestlich Lansdown bei Bath, ein gleichseitiges Dreieck durch ge-

bogenen Abschnittswall begrenzt; oder Maes Knoll, eine Bergfläche, nur an der Zugangsseite von einem Walle überquert. An diese Burg stößt der Wansdyke, um sie in seinen Bereich zu ziehen. Aber deshalb könnte sie doch älter sein als er, und über all diese Burgen steht das endgültige Urteil aus, solange der archäologische Spaten sie nicht berührt hat.

Nur eine kann man mit bester Zuversicht als angelsächsisch in Anspruch nehmen, da hier die bezeichnende Befestigungsart auch durch Ausgrabungsfunde ergänzt wird. Das ist Winkelbury Camp, nicht weit von Cranborn Chase, dem Herrensitz des großen Archäologen Pitt Rivers in Wiltshire, südwestlich Salisbury (Abb. 161).

Die Burg liegt auf einer Bergzunge, die aus hohem Gelände gegen Norden vorspringt. Der nördlichste Teil, 400 m lang und gleichmäßig 200 m breit, bildet die eigentliche Burg. Sie ist rings von schwachem Wall und Graben umzogen, ihre Länge zweigeteilt. Die sich absenkende Spitze wird durch einen Bogenwall abgeschnitten, der höhere südliche Teil durch einen starken Außenwall mit Graben begrenzt, der in seiner Mitte das Haupttor hat, und zwar in der Form, daß die beiden Wallenden stark hintereinander zurücktreten. Der Torweg ist damit 15 m weit. Dieser Querwall schließt auch rechts und links nicht an die Seitenwälle an, sondern läßt starke Öffnungen frei. 500 m südlich von diesem Außenwall der eigentlichen Burg liegt noch ein Vorwall mit genau derselben Torbildung, der die Vorburg abschließt.

Pitt Rivers hat in dieser Burg fleißig gegraben (1881/82). Er hat an der Wallfront Pfostenlöcher erkannt, die also eine steile Holzwand beweisen, er hat im Innern der Burg Scherben gefunden „wie sonst nie in einer Britenburg", und er hat in der Vorburg einen angelsächsischen Friedhof aufgedeckt mit einer bezeichnenden Emailrundfibel. Das Ganze genügt, um die Burg als eine frühe sächsische Anlage erscheinen zu lassen. Da Pitt Rivers alle seine Grabungen sehr sorgfältig veröffentlicht hat, lernen wir auch die Schädel seiner Skelette kennen und dürfen staunen über ihre Verschiedenheit. Lange, mäßig breite und sehr breite haben sich nebeneinander gefunden. Die Sachsen, die hier saßen, waren also keineswegs mehr eine reine Rasse, sondern schon stark gemischt. Sie kamen eben nicht direkt aus Schleswig-Holstein, sondern von der französischen Küste.

Winkelbury Camp unterscheidet sich sehr stark von den üblichen Britenburgen. Wall und Graben sind schwach, die Tore kaum verteidigungsfähig. Die 3 weiten Öffnungen im südlichen Hauptwalle wollen möglichst rasch eine Menge Vieh hereinlassen. Die Vorburg war als Weide geeignet und konnte die Tiere einige Tage ernähren. Das hintere Tor im Norden führt zur nächsten Quelle. Pitt Rivers betont, daß die Burg zum dauernden Wohnen nicht in Betracht komme; ihre windige Hochfläche sei einer der kältesten Plätze Südenglands. Sie sei die Fluchtburg der umwohnenden Hirtenbevölkerung gewesen in Zeiten, wo Krieg nur den Zwist zwischen Nachbarstämmen bedeutete. Dann wurde das Vieh geborgen und Nahrung und Wasser für wenige Tage mit hinaufgenommen.

Daß in den ersten Sachsenzeiten aber auch eine königliche Burg lächerlich schwach befestigt war, zeigt manches Wort des Saxon Chronicle. So heißt es z. J. 547 vom König Ida, der Northumberland erobert hat: „Er baute Bebbanburg, sie war zuerst mit Hecke befestigt, nachher mit Wall": *he eg timbrade Bebban burh, sy waes aerost mid hegge be tined & thaer aefter mid wealle.*

Das Beowulflied

Die Burgen des frühen Mittelalters zeigen sich in ihrer lebendigen Rolle nirgends anschaulicher als in dem angelsächsischen Beowulfliede, das um 700 n. Chr. entstanden ist. Müssen wir aus den erhaltenen Wallresten im Gelände mühsam zu erschließen suchen, wer sie gebaut und benutzt hat, ob sie ständig oder nur zuzeiten bewohnt waren, wieweit der Fürst allein oder andere mit über sie verfügten, so entrollt sich das alles zwanglos in den anschaulichen Bildern jenes alten Heldenepos. Gegen das Gold seiner Verse sind alle modernen Erläuterungen Talmi.

Das Epos gehört zu den ganz wenigen jener Frühzeit, die nicht einen religiösen, sondern einen profanen Stoff behandeln. Es wird zwar des öfteren, ähnlich wie im Nibelungenliede, am Schlusse eines Abschnittes auf den großen Allmächtigen hingewiesen, der die Geschicke der Völker wie der Einzelmenschen lenkt, und das Epos ist demnach wahrscheinlich von einem Geistlichen verfaßt; aber wie die Liebe dieses Mannes sich zu den alten Heldentaten neigte, so verfügte sie für die Schilderung auch über alle Kenntnis von Waffen und Wehr, von Königssitz und Burgen, von Schiffahrt und Reisen und feierlichen Empfängen.

Das angelsächsische Lied ist in Mittelengland, wahrscheinlich in Mercia entstanden, 50 Jahre vor dem Ende der fränkischen Merowinger, die in ihm noch als bedrohliche Leute bezeichnet werden. Die Begebenheiten, die es behandelt, spielen aber nicht in England, sondern in Dänemark und bei den Gauten (Geatas), die im südwestlichen Schweden anzunehmen sind, da, wo es heute noch Göteborg und Gotland heißt. Die Angelsachsen haben bei ihrer Eroberung Englands den Sagenstoff mit hinübergenommen. Der Hauptheld Beowulf ist ein Neffe des Gautenkönigs Hygelac und regiert nachher als dessen Nachfolger 50 Jahre lang. Hygelac ist aber diejenige Gestalt des Liedes, die ihre feste Stellung in der Geschichte hat. Er ist der bei Gregor von Tours (III 3) als Dänenkönig auftretende Chochilaicus, der einen Raubzug an die Küste von Theuderichs Reiche macht und mit großer Beute heimfährt, sie sich von Theuderichs Sohne Theudebert aber wieder abjagen lassen muß und in dem sich dabei entspinnenden Kampfe fällt. Da derselbe Zug mit dem anschließenden Tode Hygelacs auch im Beowulfliede vorkommt, ist die Übereinstimmung vollkommen, und für Hygelacs Ende und Beowulfs Herrschaftsbeginn ergibt sich die Zeit zwischen 512 und 520.

Das Beowulflied zerfällt in zwei Teile. Im ersten (V. 1—2199) kommt Beowulf noch jung als Neffe und Gefolgsmann Hygelacs dem befreundeten Dänenkönig Hrodgar zu Hilfe und bezwingt bei ihm die fürchterlichen Moordämonen Grendel und seine Mutter. Im zweiten (V. 2200—3182) nimmt er bei sich zu Hause als alter Mann, nachdem er schon 50 Jahre geherrscht hat, den Kampf auf gegen den Drachen in der Schatzhöhle und findet dabei den Tod.

Die Schilderung bei Hrodgar beginnt mit dessen Vorfahren, unter denen ein älterer Beowulf als Großvater auftritt (V. 53):

„Nun schirmte Beowulf der Scyldinge-Burgen,
Der liebe Herrscher lange Jahre,
Gefeiert vom Volk, seit der Vater heimging,
Den Erbsitz aufgab; von ihm entsproß
Der hehre Healfdene, der hochbetagt
Noch schlachtgewaltig die Scyldinge lenkte."

Der König ist also der Beherrscher und Verwalter der Burgen im Lande.

Es werden dann Healfdenes vier Kinder genannt, unter denen Hrodgar die Herrschaft erhielt (V. 64ff.):

„Dem Könige Hrodgar ward Kriegsglück beschert,
Waffenehre, daß willig ihm folgten
Die Stammverwandten, bis stattlich aufwuchs
Kampftüchtige Jugend. Da kam ihm der Wunsch
Zu schaffen ein herrliches Hallengebäude,
Einen mächtigen Metsaal, wie Menschenkinder
Schöner ihn niemals erschauet hatten,
Um alles darin an Alt und Jung
Als Gabe zu spenden, was Gott ihm verliehen
Neben Landgebiet und lebendem Volke."

In Hrodgars Reiche gibt es Burgen. Schon der Großvater Beowulf wird als ihr Schirmherr genannt. Aber daß in einer solchen Burg die neue Festhalle Hrodgars gebaut würde, davon ist keine Rede. Die Halle soll offenbar auf dem alten offenen Königshofe stehen.

Die Feste in dieser neuen Halle verdrießen nun aber einen alten Moordämon, der in der Nachbarschaft haust. Er kommt jetzt oft in der Nacht und holt sich von den in der Halle schlafenden Recken gleich dreißig, um sie zu verspeisen. Hrodgar und alle seine Leute ziehen sich aus dem neuen Prachtbau zurück. Als Beowulf der Gaute von dieser Bedrängnis des befreundeten Königshauses erfährt, rüstet er mit wenigen Reisigen eine Hilfsfahrt. In einem Tage kam man so weit (V. 221),

„Daß Land die Segler erlugen konnten,
Flutumbrandete Vorgebirge,
Ragende Felsen. Erreicht war das Ziel
Der weiten Reise."

Man vertaute das Boot und wollte ins Land hinaufgehen,

„Da sah vom Walle der Scyldinge Wächter,
Der an steiler Küste als Strandwart hauste,
Manch' glänzenden Schild übers Gangbrett tragen,
Wehr und Waffen. Da wachte die Neugier
Im Herzen ihm auf, wer die Helden wären.
Das Streitroß lenkte zum Strand hinunter
Der Degen Hrodgars — dräuend schwenkte
Die Faust den Speer — und die Frage stellt er:
„Wer seid ihr, schimmernd im Schmuck der Waffen,
In der Harnische Wehr, die das hohe Schiff
Durch die Straße der Wasser gesteuert habt,
Übers Meer hierher? Als Markwart lange
Saß ich hier schon, die Seewacht haltend,
Damit Feinde nicht den Fluren der Dänen
Mit bemannten Schiffen schaden möchten;
Doch landeten Männer mit Lindenschilden
So öffentlich nie — ungewiß war's ja,
Ob auch Einlaß gewähren die edlen Krieger,
Meine Stammesgenossen. Doch stattlicher sah ich
Nicht einen auf Erden als unter euch
Den Degen im Panzer; kein Dienstmann ist er,
Der im ehernen Schmuck, wenn sein Antlitz nicht lügt,
Das adlige Äußre. Von euch nun muß ich

Die Herkunft wissen, eh' weiter von hinnen
— Auf listiges Ausspähn vielleicht bedacht —
Ins Gefilde der Dänen ihr fürbaß schreitet."

Der Führer der Schar gibt Auskunft, wo sie sind und was sie bei Hrodgar wollen. Darauf der Wächter:

„Ihr Helden, hör' ich, seid hold gesinnt
Dem Fürsten der Scyldinge; vorwärts also
Führt Waffen und Rüstung; ich weis euch den Pfad.
Den Gefährten auch befehl' ich es an,
Gegen Feinde treu euer Fahrzeug zu schützen."

Nun brachen sie auf. Das Boot blieb liegen.

„. . . die Wache am Schiff
Hielt ein tapfrer Krieger. Der Trupp der Gauten
Eilte bergauf, bis ihr Auge schaute
Das glänzende Haus, das goldgezierte,
Wo der Herrscher saß. Unterm Himmelsdache
War nicht eins so berühmt bei den Erdbewohnern;
Fernhin leuchtet es über die Lande."
Da wies auf den herrlichen Wohnsitz der Helden
Der löbliche Krieger; drauf loszugehen
Geraden Weges riet er ihnen.
Dann wandt' er sein Roß und die Worte sprach er:
„Zurück muß ich reiten; geruhe in Gnaden
Der Allgewalt'ge auf euren Wegen
Euch gesund zu erhalten. Zur See will ich,
Gegen wilde Feinde Wache zu halten."

Kann man sich eine lebendigere Staffage denken für eine Klippenbefestigung wie Dun Aengusa in Irland (oben Abb. 112) und soundso viele andere in England von der spätrömischen Zeit an? Der Herrensitz aber — sehen wir wieder — liegt nicht in einer solchen Burg. Als die Ankömmlinge den Saalbau sehen, verläßt sie der Führer. Eine Befestigung haben sie nicht zu passieren.

So bleibt durch das ganze Lied hindurch der Herrensitz mit dem Saalbau der offene Hof, der nicht in einer Burg liegt oder eine Burg bildet, von keinem Wall umschlossen ist. Die Übersetzer haben dies klare Verhältnis verwirrt, indem sie des öfteren „Burg" gesetzt haben, wo im Originaltext einfach „Gemach", „Wohnsitz", „Diele" (flet) steht. Der Stabreim, den sie möglichst bequem erzielen wollten, hat sie oft zu solcher Willkür verführt; so wird das *aefter burum* „hinter den Stuben" leicht zu einem „hinter der Burg". Je weiter man liest, je mehr muß die Menge, die die Übersetzung benutzt, der Verführung verfallen. Alle Augenblicke wird der Königssitz Hrodgars mit dem neuen Saalbau als „Burg" bezeichnet. Erst wer den Urtext heranzieht, bemerkt, daß das allemal eine leichtfertige Willkür des Übersetzers ist.

Beowulf will sich sofort in dem Saalbau einquartieren und dort das Untier Grendel zur Nacht erwarten. König Hrodgar verabschiedet sich von ihm (V. 652ff.):

„Noch einmal grüßte der edle König
Engtheows Sohn und ihm anvertrauend
Der Weinhalle Schutz die Worte sprach er:
Noch nie befahl ich fremdem Manne,

Seit ich Hand und Schild zu heben vermochte,
Der Dänen Hochsitz als dir allein.
Nun hüte mir wohl der Häuser schönstes;
Deines Ruhms gedenke, deine Riesenkraft künde,
Vorm Feinde sei wachsam! Nicht fehlen soll dir's
An Lohn, bestehst du lebend die Großtat."

„Der Dänen Hochburg" liest man in der Übersetzung, sehr zu Unrecht, denn im Urtext steht thryd-aern = „vornehmstes Haus".

Beowulf vollbringt dann in der Nacht tatsächlich die Heldentat, indem er dem Grendel, der schon den nächst der Tür Schlafenden umgebracht hat, beim Ringen die Finger bricht und dann eine ganze Tatze ausreißt, so daß das Untier zu Tode verwundet, sich heimschleppt.

Anderntags kommt der König wieder (V. 925):

„Hrodgar sagte — die Halle betrat er,
Blieb stehn am Pfeiler, und staunend sah er
Unterm goldnen Dache Grendels Klaue —:
Für diesen Anblick sei Dank dem ew'gen
Lenker des Alls! Viel Leid erfuhr ich
Und Weh durch Grendel, doch glanzumwoben
Wirkt Wunder auf Wunder der waltende Gott!
Vor kurzem noch hatt' ich keine Hoffnung,
So lang ich auch lebte, ledig zu werden
Des bittren Kummers, da blutbesudelt
Das schönste der Häuser vom Schwertnaß triefte
Und das endlose Elend die alten Berater
Verzweifeln ließ, in der Zeit ihres Lebens
Das Großwerk des Volks vor dem Gräuel zu schützen,
Vor den höllischen Wichten. Ein Held vollbrachte
Mit Gottes Hülfe die Großtat jetzt,
Die keiner von uns, die wir klug uns dünkten,
Verrichten konnte."

Die Übersetzung bietet V. 938: „Die Volksburg ja vor den Feinden zu schützen", während der Urtext hat leoda land-geweorc „des Volkes Landwerk".

Beowulfs Aufgabe bei Hrodgar war noch nicht beendet. Die Mutter Grendels, die mit im Moore hauste, wollte wildwütig den Tod des Sohnes rächen und überfiel nun ihrerseits den stolzen Saal.

„Nun ward Beowulf schnell in die Burg berufen", heißt es V. 1310. Statt „in die Burg" steht aber im Urtext *to bure* und *bur* ist einfach das „Gemach". Den Übersetzer hat der Stabreim Beowulf-Burg gelockt. Er hätte lieber sagen sollen: „Nun ward Beowulf schnell zum Schloß berufen", denn „Schloß" entspricht weit besser dem offenen Fürstensitz als „Burg".

Beowulf erbietet sich auch das neue Ungemach zu erledigen. Man verfolgt die Spur der Entwischten. Er taucht ins wässrige Moor und findet in einer wasserfreien Höhle das Ungeheuer. Der Hieb seines eigenen Schwertes versagt an ihrem harten Leibe, aber mit einem Riesenschwerte, das an der Wand hängt, erlegt er sie und haut nun auch der Grendel-Leiche den Kopf ab, um ihn mit an die Oberwelt zu nehmen. Vier Männer müssen ihn dort zulande weiter tragen.

Hochgeehrt und reichbeschenkt vom König Hrodgar kehrt Beowulf dann zu seinem Schiffe zurück, um nach Hause zu fahren. Dabei tritt die Strandwache wieder in Tätigkeit, aber diesmal ganz friedlich (V. 1888ff.):

„Am Meere langte der mutigen Krieger
Häuflein nun an, in der Harnische Schmuck,
Der Gliederbrünnen. Der Grenzwart bemerkte,
Wie immer wachsam, der Edlinge Rückkehr,
Doch barsch nicht sprach er vom Bergesabhang
Die Gäste an, entgegen ritt er,
Den Wettergauten und Willkomm bot er,
Da in schimmernder Wehr sie zum Schiffe zogen.
Am sandigen Strand ward das Seeboot beladen,
Das krummgehalste, mit Kriegsgerät,
Mit Rossen und Schätzen; es ragte der Mast
Hoch über Hrodgars herrlichen Gaben.
Draus wählte der Fürst für den Wächter des Bootes
Ein vergoldetes Schwert; größere Achtung
Verlieh auf der Metbank dem Manne seitdem
Das alte Erbstück. Dann eilt' er an Bord
Und verließ auf dem Drachen der Dänen Land."

Beowulf fährt heim zum König und Oheim Hygelac nach dem Gautenlande. In der Ankunftsschilderung haben die Übersetzer nun auch für diese Gegend gesündigt. Im Urtext steht einfach (V. 1921): er ließ vom Strande aus seine Schätze hinauftragen. In der Übersetzung aber heißt es: „Zur Königsburg tragen."

Beowulf wird ob seiner Heldentaten bei Hrodgar auch von Hygelac hochgeehrt, mit vielem Lande beschenkt und zum Mitregenten ernannt. Nach dem frühen Tode Hygelacs und seiner Söhne besteigt Beowulf den Thron und hat bereits 50 Jahre regiert, als seine letzte Heldentat heranreift. Ein böser Drache, eine geflügelte Schlange verheert Feuer und Gift hauchend die ganze Gegend, weil von dem großen Goldschatze, auf dem er in einer alten Grabhöhle lag, ihm ein Stück gestohlen ist (V. 2333):

„Die Volksburg hatte der feurige Drache
Und alle Gebiete am Ufer des Meeres
Verwüstet durch Brand, doch der Wettermark Fürst
Betrieb die Rache, der tapfre König.
Zu schmieden befahl der Beschirmer der Krieger
Einen eisernen Schild, des Adels Gebieter,
Als Wehr für den Kampf, denn er wußte gar wohl,
Daß der Linde Holz vor der Lohe nimmer
Ihn schützen würde. Vom Schicksal aber
War dem edlen Herrn schon das Ende bestimmt,
Seiner Wallfahrt Ziel, — doch dem Wurme gleichfalls,
Der zu lange bereits sich geletzt am Horte."

Die „Volksburg" heißt in diesem Falle im Urtext wirklich *leoda faesten*, und da sie zusammen mit „allen Gebieten am Ufer des Meeres" genannt wird, ist sie gewiß eine von den vielfach erhaltenen Klippenfesten gewesen, in denen aber kein ständiger Königssitz stand. Es ist auch weiterhin nicht die Rede davon, daß Beowulfs eigene Wohnung zerstört worden wäre.

Im Verlauf des Gedichtes zeigt sich alsbald, was mit solcher Volksburg gemeint ist. Zu dem Kampfe, den Beowulf mit dem Drachen aufnehmen wollte, waren

viele Gefolgsleute mit ihm hinausgezogen. Als aber der Drache sein Feuer spie und mehrfache Versuche Beowulfs, an ihn zu kommen, mißlangen, verloren sie den Mut (V. 2596):

„Nicht stand ihm geschlossen die Schar der Gefährten,
Der Trupp der Edlinge tapfer zur Seite:
Sie waren entwichen, im Wald sich zu bergen,
In Angst um ihr Leben. Nur einem bedrückte
Sorge das Herz, denn der Sippschaft Pflichten
Sind eingedenk immer die Edelgesinnten.
Wiglaf hieß er, Weohstans Sohn,
Der adlige Scylfing.“

Vergeblich ruft er die Verzagten zum Kampfe auf. Als der Drache wieder vorbricht und seine Lohe faucht, haut der König ihm sein Schwert in den Nacken, daß es zerbricht, der Drache packt ihn

„Mit heftigem Grimm und grub in den Hals
Das spitze Gebiß, daß Sprudel von Blut
In wallenden Wogen der Wunde entströmten.
Wiglaf sprang zu, er traf das Untier
An tieferer Stelle und trieb ihm den Stahl
Bis ans Heft in den Leib, daß die Hitze alsbald
Zu vergehen begann. Dem Greis auch kehrte
Das Bewußtsein zurück, seine Waffe zog er,
Den haarscharfen Dolch, der ihm hing am Panzer,
Und durchschnitt in der Mitte den scheußlichen Molch:
Gefällt war der Feind, entflohen sein Leben.“

Aber auch Beowulf starb rasch an dem giftigen Biß des Drachen und Wiglaf trat nun drohend auf (V. 2860ff.):

„Nun empfing wohl leicht von den Feiglingen jeder
Unmilden Gruß aus dem Munde des Jünglings.
Wiglaf sagte, Weohstans Sohn:
Von der Schwerterspende, der Schatzverleihung,
Dem reichen Ertrag eurer Rittersitze
Stehet ihr ab, auf der Stammesburgen
Altes Gut hat nicht einer mehr
Irgendein Recht, wenn die Edelinge
Eure feige Flucht erfahren haben,
Euer ehrloses Tun. Den Edelgebornen
Ist lieber der Tod als ein Leben voll Schande.“

Diese Stelle ist für das Burgenwesen wohl die wichtigste im Epos. Sie spricht von *maeg-burge*, wörtlich „Verwandten-Burgen“, „Sippen-Burgen“, die angestammtes Gut um sich haben. Die Sippe wohnt um die Burg, die allen gemeinsam ist. Benimmt einer sich ehrlos, so wird er ausgeschlossen, aber nicht etwa vom König, sondern von dem Rate der Verwandten. Diese Aufklärung ist die erste, die wir in Worten wieder erhalten seit der alten berühmten Äußerung des Dionys von Halikarnass über die Gauburgen des Servius Tullius.

Die von vornherein zu Hause gebliebenen Ritter aber hatten sich nun ebenfalls auf einer Burg versammelt. Das Lied sagt von Wiglaf weiter (V. 2892):

mado - weorc

„Zur Burg nun befahl er die Botschaft zu melden,
Zur Klippe am Meer, wo bekümmerten Herzens
Seit Anbruch des Tages die Edlen saßen,
Die Bankgenossen in bangem Zweifel,
Ob Tod oder Heimkehr des teuren Mannes
Sie vernehmen würden.“

Der Bote teilt ihnen den Tod des Beowulf mit, aber auch die Überwindung des Drachen und ergeht sich dann in einem interessanten politischen Ausblick. Man möge sich nach dem Tode dieses großen Gautenkönigs auf kriegerische Zeiten gefaßt machen. Die „Friesen und Franken und auch die Schweden“ seien ihnen nicht grün. Er erinnert an den Zug Hygelacs nach Friesland (zwischen 512 und 520 siehe oben), der dort Erbitterung zurückgelassen habe und schildert eingehend eine Fehde zwischen den Gauten unter Hygelac und den Schweden unter Ongentheow, die diese ebenfalls noch nicht vergessen hätten (V. 2946ff.):

„Die blutige Spur des erbitterten Kampfes,
Da Schweden und Gauten die Schwerter kreuzten
In wütendem Ringen, war weithin sichtbar;
Und Ongentheow wich, der alte Recke,
Voll Harm und Schmerz in die hochgelegne
Feste zurück mit dem Rittergefolge:
Er kannte nun Hygelacs Heldenstärke,
Des Tapfern Kampfmut, und traute sich nicht,
Dem Seevolk zu wehren die Siegesbeute,
Den entführten Hort, die Frauen und Kinder.
So wandte der Greis sich den Wällen zu,
Seiner Schanzen Schutz, doch die Schweden verfolgte
Der Hredlinge Heerbann und Hygelacs Banner
Durchflogen das freie Gelände schnell,
Bis die Helden im Sturm den Hag erstiegen.
Hier zwang man den alten Ongentheow,
Den grauen König, den Klingen der Gegner
Sich zu stellen im Streit, wo er sterben sollte
Durch Eofors Schwert.“

Hier ist vollkommen klar, daß die Burg der Schweden nicht etwa den Fürstensitz darstellt, sondern nur in der letzten Not aufgesucht wird, um für den Endkampf einen Rückhalt zu bieten.

Das Beowulflied schließt mit der Bestattung des Helden, dem ein riesiger Grabhügel in zehn Tagen gewölbt und „gezimmert“ wird (V. 3163ff.):

„Das weite Grab
Nahm auch Ringe und Schmuck und Rüstungen auf,
Den ganzen Schatz, den gierige Krieger
Dereinst erbeutet: die Erde empfing
Das rote Gold — dort ruht es noch jetzt
So unnütz den Menschen, wie's immer gewesen.
Dann umritten den Hügel die rüstigen Helden,
Der Edlinge zwölf, die nach altem Brauch
In Liedern sangen die Leichenklage
Und den König priesen.“

Die Sachsen in Deutschland

Welche Burgen die deutschen Sachsen gehabt haben, erfahren wir naturgemäß nur aus ihren Kriegen mit den Franken. Denn nur die Franken berichten, und sie nennen nur diejenigen Burgen, die sie erobert oder auf denen sie sonst etwas Bemerkenswertes erlebt haben.

Die Kriege der Franken gegen die Sachsen sind im wesentlichen Burgenkriege gewesen. Die Sachsen haben sich sehr lange gescheut, sich in offener Feldschlacht zu stellen. Die gefährlichen Vorstöße bis gegen den Rhein machen die Sachsen schon gleich nach 700, als sie Westfalen unterworfen haben. Von da an sind die Franken ständig bemüht, den Ansturm abzuwehren, zuweilen durch kühne Züge weit ins feindliche Land hinein. Karl Martell ist schon 718 vom Westen her durch ganz Westfalen bis zur Weser vorgedrungen. 743, 744 und 748 sind erst Karlomann und dann Pipin von Thüringen her ins östliche Sachsen gegangen und haben dort jedesmal die Hohsiburg des Theoderich, offenbar die Gauburg der Hohsingi im Mansfelder Seekreise, erobert. 753 wird auf einem Zuge, der wieder gegen die Weser gerichtet war, die Iuburg (Iburg bei Bad Driburg) genannt: hier wurde der Erzbischof Hildigarius erschlagen.

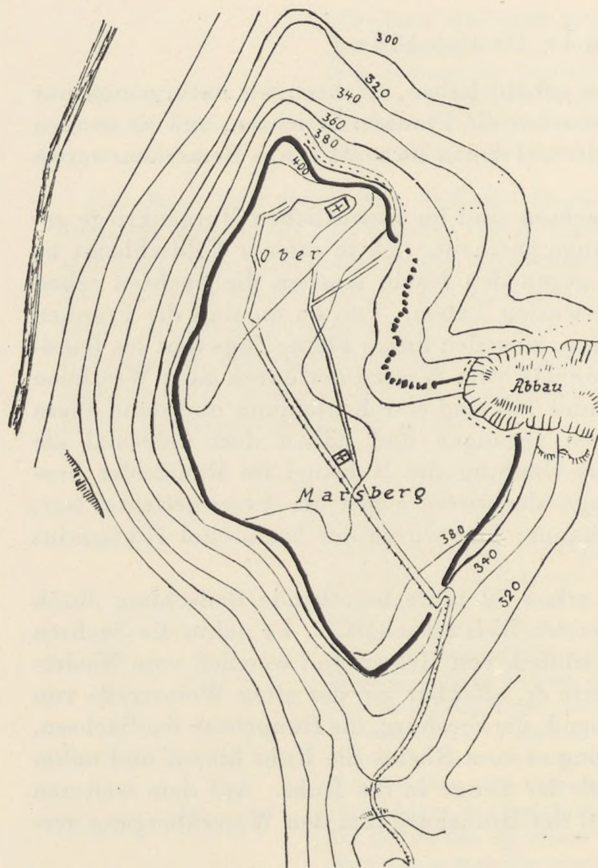
Karl d. Gr. faßte den Plan, die nun schon 70 Jahre bestehende Bedrohung durch energisches systematisches Vorgehen aus der Welt zu schaffen. Er nahm die Sachsen in die Zange zwischen den Straßen, die südlich von Hessen und westlich vom Niederrheine her ins Land führten. 772 eroberte er, offenbar auf der alten Weinstraße von Frankfurt über Gießen—Marburg kommend, die Eresburg, die Hauptfeste der Sachsen, und legte eine Besatzung hinein. 774 ging er vom Rheine die Ruhr hinauf und nahm die Sigiburg (Hohensyburg) am Einfluß der Lenne in die Ruhr. Auf dem weiteren Zuge gegen Osten wollen die Sachsen auf der Brunsburg ihm den Weserübergang verwehren, werden aber vertrieben.

Erst 783 wagt Wittekind zwei offene Feldschlachten gegen Karl d. Gr., wird aber geschlagen, und der Frankenkönig kann nun im folgenden Jahre ruhig in Sachsen überwintern *in villa Liudihi prope castrum Saxonum Skidroburg*, das ist der Hof Lügde im Emmertal, zwischen Pyrmont und Schieder, und der Name Schieder steckt zugleich in der sächsischen Skidroburg.

Diese in den fränkischen Königsannalen auftretenden Sachsenburgen sind im Gelände nicht bloß nachweisbar, sondern alle wohlerhalten. Die wichtigste, größte und schönste von ihnen, die berühmte E r e s b u r g, hat allerdings nicht mehr ihren altsächsischen Wall und Graben. Sie war ein so unentbehrlicher herrlicher Platz, daß das ganze Mittelalter sie nicht aus den Händen gelassen hat. Auf ihr hat sich die Schlußtragödie der ersten Familienauflehnung gegen Otto d. Gr. abgespielt: Thankmar, der ältere Halbbruder des Königs, war hierher geflohen und hat hier seinen Tod gefunden.

Heute noch liegt auf dem Plateau der alten Eresburg die Stadt Obermarsberg; freilich so, wie das heutige Trier in der antiken Umwallung liegt oder so manche alte Bergstadt in Italien: sie füllen den alten Rahmen nicht mehr aus, es sind weite Gärten und Grasflächen dazwischen. Die heutige Stadt ist ein kleines verschrumpftes Mütterchen gegenüber der kraftstrotzenden Heldin von dazumal.

Aber die in ihrem ganzen Zuge deutlichen Reste der mittelalterlichen Mauer halten sicher die Spur der altsächsischen Umhegung. Die Ränder der Burgfläche fallen über-



162. Eresburg. 1:15000. Nach Schuchhardt.

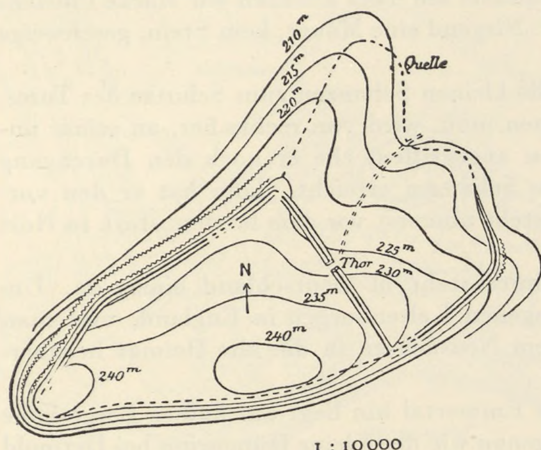
all steil ab, es ist keine andere Linienführung möglich. So ergibt sich der stattliche Raum von 900 m Länge und rd. 350 m Breite, das sind 28 Hektar, der Lagerplatz für $1^1/_2$ römische Legionen, also etwa 10000 Mann (Abb. 162).

Die Burg liegt 145 m über der an ihrem Fuße fließenden Diemel. Ihr Innenraum senkt sich von Norden nach Süden um 35 m. Auf dem höchsten Punkte im Norden wird ein heidnisches Heiligtum gelegen haben, denn hier ist nachher alsbald eine Peterskirche erstanden, wie des öfteren in solchen Fällen (Sigiburg). Der hl. Petrus ist immer an die Stelle des altgermanischen Donar getreten. An der niedrigsten Stelle aber, im Süden, wo das Gelände draußen nach einem leichten Sattel wieder ansteigt, hat das einzige Tor der Burg gelegen.

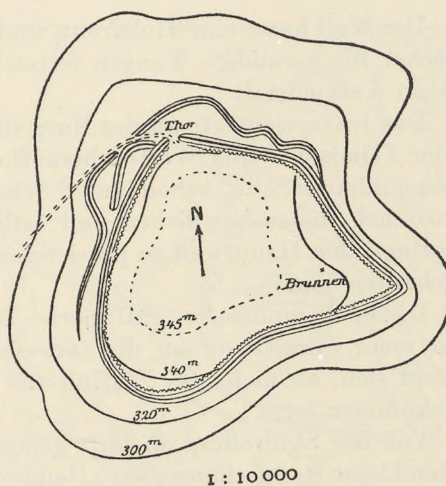
Die sächsische Irmensul, die manche sich auch auf der Eresburg denken wollten, hat hier sicher nicht gestanden. Die Königsannalen sagen zu deutlich, daß Karl d. Gr. „weiterzog", um die Irmensul zu zerstören. Sie muß also in einiger Entfernung angenommen werden, vielleicht bei Altenbeken, wo der Bullerborn der in den Berichten erwähnten Quelle entsprechen könnte, die durch ihr Versiegen das ganze Heer in Gefahr brachte und dann wie durch ein Wunder plötzlich wieder auftrat.

Die Eresburg ist sehr wahrscheinlich schon die Burg des Segestes gewesen, die Arminius belagerte, um seine Gattin zurückzugewinnen, der Germanicus aber Entsatz und traurige Gefangenschaft brachte. Sie hat nachher die erste Rolle gegen Karl d. Gr. gespielt und ist wieder fast 200 Jahre später der Schauplatz der Familienkämpfe unter Otto d. Gr. gewesen. Ich habe früher einmal von ihr gesagt: „Das verschlafene kleine Bergnest breitet in seiner herrschenden Lage über dem weiten Diemellande eine solche Fülle natürlicher Schönheit um sich aus und regt mit seinen alten Erinnerungen die Phantasie so mächtig und erschütternd an, daß man sich wundert, es noch nicht als einen Wallfahrtsort, wie die Wartburg, von Deutschlands Jugend bestürmt zu sehen. Es ist eben ‚noch nicht entdeckt', und die es kennen und lieben, werden damit zufrieden sein."

Die nächste Genossin der Eresburg ist die Hohensyburg. Auch sie hat die Liebe und Verehrung des Volkes nie losgelassen. Zuerst ist in ihrer Vorburg eine Peterskirche gegründet, dann im Hauptraume eine Dynastenburg erbaut und noch im 19. Jahr-



163. Hohensyburg. Nach Schuchhardt.



164. Skidroburg. Nach Schuchhardt.

hundert sind mehrere stolze Denkmäler erstanden, so für den westfälischen Volksmann Vincke und für Kaiser Wilhelm I. und seine beiden Paladine Bismarck und Moltke.

Die Burg bildet ein großes Dreieck, mit Vorburg rd. 700 m lang. Sie liegt genau dieselben 145 m über der Ruhr wie die Eresburg über der Diemel. Die zum Fluß steil abfallende Südseite hat keine erkennbare Befestigung mehr. Die sanftere Nordseite hat Hauptwall und parallelen Vorwall, also einen Zwinger. Die östliche Front zieht geradlinig quer über den Berg und hat in der Mitte das einzige Tor. Weiter abwärts breitet sich hier im Osten die Vorburg aus (Abb. 163).

Die Wälle sind verschieden gebaut. An der Nordseite scheinen sie rein aus Erde (mit Holz) zu sein, im Osten aus Steinen mit Erde oder Lehm. Das Tor aber hat größere Steine mit Kalkmörtel. Vielleicht ist es erst von den Franken nach der Eroberung der Burg eingebaut, denn auch sein Grundriß zeigt die Kammerform, die sich öfter fränkisch, aber nie sächsisch findet, fränkisch wohl als Erbschaft von den Kelten: auf Burnswark Hill kam es bei diesen schon vor. In der Vorburg liegt nördlich eine starke Quelle, weiter südlich die Peterskirche, die schon Karl d. Gr. zugeschrieben wird.

Als 1893 das Kaiserdenkmal im westlichen höchsten Teile der Burg im Bau war, hatte man bei der Fundamentierung eine große Zahl runder Steinscheiben gefunden, roh zugehauen, von 30—40 cm Durchmesser, ganz wie ein antiker Diskus. Sie stellen offenbar Munition der Burgbesatzung vor, bestimmt, gegen den Angreifer den Berg hinuntergerollt zu werden. Die schweren Stücke müssen bei der Höhe des Abhanges eine Durchschlagskraft wie eine Kanonenkugel erhalten haben. Ich habe diese einzigartigen Rollsteine damals gesehen, aber leider nicht gleich gerettet; so haben die Bauleute sie alle unter den Bismarck und Moltke gepackt.

Die Skidroburg, heute gewöhnlich Herlingsburg genannt, liegt 1 Std. westlich Schieder hoch auf einem isolierten Berge. Sie ist kleiner als die beiden anderen, hat etwa Trapezform mit 160 m nördlicher und 325 m südlicher Seite, und der Lagerraum beträgt etwa $5^1/_2$ Hektar. Ringsum zieht ein schwacher Wall, für den das Material aus einer Mulde an seiner Innenseite genommen ist. Aber außen vor dem Walle gab es trotz des ziemlich steilen Hanges doch auch überall einen Graben. Es ist kein Spitzgraben, sondern eine Mulde von $^3/_4$—1 m Tiefe (Abb. 164).

Der Wall hatte eine Holzfront, und besonders am Tore konnten wir starke Pfostenlöcher für gerundete Wangen feststellen. Nirgend eine Mauer, kein Stein, geschweige denn Kalkmörtel!

Das Interessanteste an der Burg sind die kleinen Schanzen zum Schutze des Tores. Der Feind, der vom Westen heraufkommen muß, wird von rechts her, an seiner unbeschildeten Seite, schon aus 2 Schanzen angegriffen, ehe er noch den Durchgang zwischen diesen westlichen und östlichen Schanzen erreicht; dann hat er den vorspringenden Hauptwall zu passieren und steht nun erst vor dem letzten, stark in Holz gebauten Tore.

Dieser komplizierte, raffinierte Torschutz steht in Deutschland einzig da. Um so mehr erinnert er an die voraufgegangenen Keltenburgen in England, und man fragt sich, ob nicht ein Einfluß aus jenem Neusachsen in die alte Heimat herübergekommen ist.

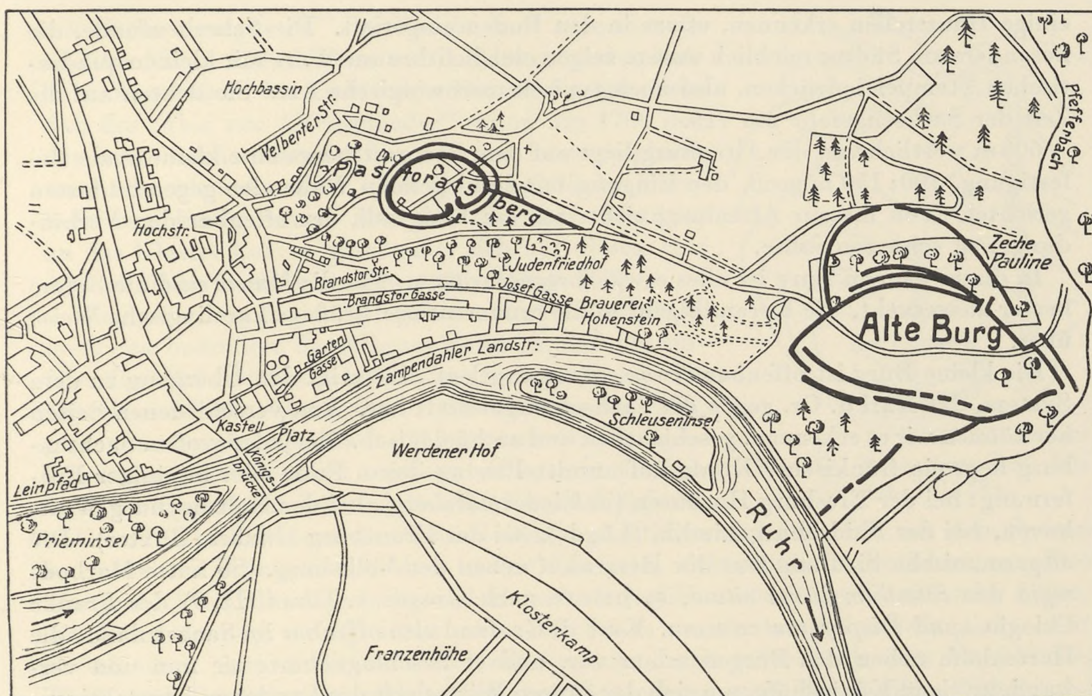
Von der Skidroburg abwärts gegen das Emmertal hin liegt auf halber Bergeshöhe eine kleine Rundschanze, der „Bomhof“, genau wie der Kleine Hünenring bei Detmold unter dem Großen. Und genau wie im Kleinen Hünenring haben wir auch im Bomhof lauter Topfscherben fränkischer Art gefunden: hart gebrannt, am Rande unter breiter Lippe scharf umgebogen. Wie dies Verhältnis sich erklärt, wird später das weitere Vorgehen Karls d. Gr. im Sachsenlande uns lehren. Oben auf der Burg hatten wir nur einige weiche, schwärzliche und einfacher profilierte Scherben gefunden.

Die weiter in den Annalen auftretenden Sachsenburgen: die Iburg bei Driburg und die Brunsburg bei Höxter sind im späteren Mittelalter durch neue steinerne Burgen fast ganz in Anspruch genommen worden. Nur Stücke des alten Sachsenringes sind um sie herum erhalten; bei der Brunsburg als einfacher Wall und Graben, bei der Iburg als dicke Trockenmauer mit einem Tore, das nur einen einfachen Durchlaß darstellt. Die vielen anderen, zum Teil recht großen Wallburgen auf westfälischem Boden, wie die Karlsschanze bei Willebadessen oder die Burg bei Balve sind alle noch nicht untersucht und somit noch nicht zum Reden gebracht darüber, wieweit sie etwa schon vor den Sachsen bestanden haben oder nicht.

Die Franken

Während die Herrensitze auf dem Lande von der freien römischen Villa immer mehr zu der festen Burgus-Form übergingen und damit einen neuen Typus der Herrenburg schufen, flüchtete das Volk, wenn es in Not kam, immer wieder zu seinen alten großen Bergfesten hinauf. Gerade in neuester Zeit wird deren späte Benutzung immer mehr nachgewiesen. Schon in dem Aufstande der Baganda gegen die Römer im 3. Jahrhundert spielt eine solche Volksburg eine Rolle. Ebenso im 4. Jahrhundert Bussenol bei Arlon und Furfooz in Belgien. Eine wichtige solche Burg ist Herappel in Lothringen, deren zugehöriger Friedhof bei Folklingen ausgegraben ist und sein reiches noch stark in der römischen Formenwelt stehendes Material in das Berliner Museum geliefert hat.

Die Heidelsburg bei Waldfischbach in der Pfalz ist schon 1883 und ganz kürzlich wieder untersucht. Sie hält ein auf allen Seiten abstürzendes Bergplateau inne, von Norden nach Süden gestreckt, die Westseite geradlinig, die östliche ausgebogen. Länge 250 m, Breite 55 m. Die Burg stammt aus der Latènezeit, sie hat Scherben aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. geliefert. Aber in ihrem nördlichen Bogen an der Angriffsseite hat man in der dicken Mauer eine Menge von römischen Grabsteinen und



165. Alteburg bei Werden a. d. Ruhr. 1:12 500. Nach Kahrs.

Inschriften gefunden. Die Burg ist im 4. Jahrhundert von der einheimischen Bevölkerung oder vielleicht auch noch von den Römern selbst neu hergerichtet worden. Der Einbruch der Burgunder könnte die Veranlassung gewesen sein, oder wer weiß, was sonst.

Nach alledem darf man sich nicht wundern, wenn die Franken dem Ansturm der Sachsen gegen den Rhein um 700 zunächst mit Volksburgen alten Stils entgegentreten. Eine solche ist die große und ausgezeichnet erhaltene Alteburg über Werden a. d. Ruhr, die die Altertumsvereine von Essen und Werden seit mehreren Jahren immer mehr aufklären. Sie ist östlich von Werden dicht über der Ruhr so angelegt, daß die Vorburg im Norden das sich absenkende Terrain im Halbbogen umspannt, die Hauptburg sich auf der Höhe lang von Westen nach Osten streckt und in der Breite gegen die Ruhr langsam abfällt. Die Hauptburg ist 450 m lang und in der Mitte 200 m breit. Der Hauptzugang kommt vom Westen auf der Höhe entlang in die Vorburg herein; ein anderer im Osten direkt von der Ruhr herauf durchbricht den hier von der Burg zum Flusse ziehenden Flügelwall und tritt von Süden her in die Burg (Abb. 165).

Das nördliche Haupttor der Burg ist nicht bloß durch die große Vorschanze, sondern noch durch zwei dicht am Hauptwall sich haltende Wälle geschützt — ganz ähnlich wie das Tor von Mattium (oben Abb. 133). Das Südtor ist interessant und erinnert an das keltische England. Aus dem Hauptwall ist ein langes Stück herausgenommen und als Traverse vorgerückt; dafür ist hinter dem Hauptwalle noch ein zweiter Wall angelegt.

Was wir hier „Wall" nennen, ist in Wirklichkeit immer Mauer: Steine mit Lehm verbunden und zuweilen durch Holz gefestigt. Im Innern der Burg ließen sich mit Mühe

einige Hausstellen erkennen, etwas in den Boden eingetieft. Die Scherbenfunde, die besonders am Südtor reichlich waren, zeigen eine lichtbraune Ware mit kleinen quadratischen Stempeleindrücken, also noch typisch merowingische Art. Sie deuten auf die Zeit der Sachsengefahr um 715.

600 m westlich von der Altenburg liegt auf dem Pastoratsberge eine kleine ovale Befestigung, 100 : 150 m groß, den Eingang mit einbiegenden Wallenden gegen Südosten gerichtet. Von ihr zur Altenburg zieht sich ein Langwall, der offenbar den Verbindungsweg schützen sollte.

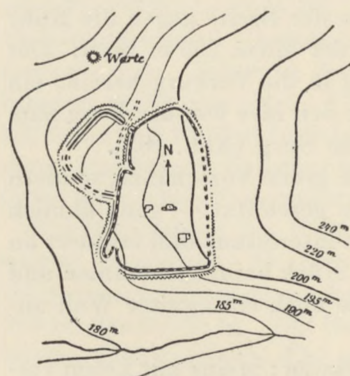
In dieser kleinen Burg ist alles etwas fortgeschritten. Für die Mauer sind die Steine besser ausgesucht, die Keramik geht in die ornamentlose kräftige karolingische Weise über.

Die kleine Burg ist offenbar etwas später angelegt. Sie zeigt den Übergang zu dem System, das Karl d. Gr. gegen die Sachsen angewandt hat. Von verschiedenen Seiten her können wir es erkennen, geschichtlich und archäologisch. Bei jeder großen Sachsenburg liegt ein fränkischer Königshof unmittelbar an ihrem Fuße oder in einiger Entfernung: bei der Eresburg Horhusen (in Niedermarsberg), bei der Hohensyburg Westhoven, bei der Skidroburg Liudihi (Lügde), bei der Brunsburg Huxari (Höxter). Die altgermanische Siedlung war der Herrenhof neben der Volksburg. So hatte Marbods *regia* das *castellum iuxta situm*, so hauste nach Gregor v. Tours (II, 9) der Franke Chlogio *apud Dispargum castrum*. Karl d. Gr. fand also offenbar im Sachsenlande die Herrenhöfe neben den Burgen schon vor, und er beschlagnahmte sie nun und verwandelte sie in Königshöfe, um sich der ganzen Wirtschaft des Landes zu bemächtigen.

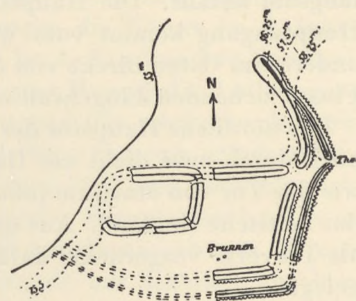
Außerdem aber legte er alsbald eine Menge neuer befestigter Königshöfe an als Verpflegungs- und Übernachtungsstationen an den Straßen in das feindliche Land hinein. Als erste Linie hat er den Helweg, der zwischen Lippe und Ruhr auf geradestem Wege zur mittleren Weser führt, so hergerichtet. Die Hauptstationen waren Duisburg, Essen, Dortmund, Brakel, Soest, Paderborn.

An solchen Plätzen, die nachher große Städte geworden sind, ist natürlich von der Befestigung des alten Königshofes nichts mehr vorhanden. Aber wo diese Befestigung in einsamer Gegend liegt, da ist sie oft ebensogut erhalten wie die besten Sachsenburgen. So ist es an der Lippe der Fall mit der Bummannsburg und Dolberg (Hamm), so mit der Wittekindsburg bei Rulle (Osnabrück), mit Altenschieder a. d. Emmer (Pyrmont), mit der Heisterburg und Bennigserburg am Santford-Helwege bei Hannover.

Freilich, daß diese Burgen von Karl d. Gr. stammen, haben wir erst um 1900 erkannt. Die an der Lippe galten allgemein für römisch, und wenn das richtig war, mußte man die andern ihnen zurechnen. 1898 fiel an der Lippe die Entscheidung. Bummannsburg und Dolberg lieferten karolingische Scherben

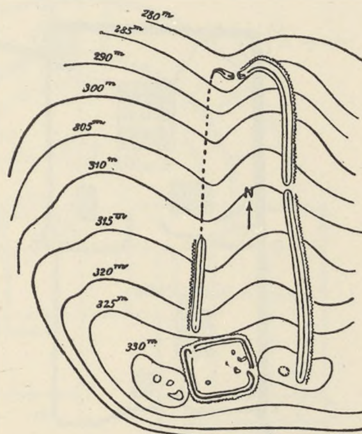


166. Altenschieder. 1:12 500.



167. Bummannsburg b. Hamm. 1:12 500.

mit Röhrenausgüssen am Rande und eine Emailscheibenfibel. 1899 hatten wir in Altenschieder ähnliche Ergebnisse, im Archiv von Detmold zeigte sich, daß der „Hof von Altenschieder" schon um 1700 mit der heute noch stehenden Umwehrung kartographiert war, und wir erkannten, daß die urkundliche Überlieferung, König Arnulf habe 899 die curtis Schidara an das Kloster Corvey geschenkt, sich auf diesen Hof Altenschieder beziehen müsse (Abb. 166 u. 167).

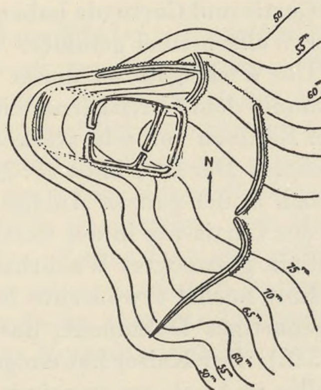


168. Die Heisterburg auf dem Deister. 1:12 500.

Die Zuweisung dieser Anlagen an Karl d. Gr. erfuhr noch eine besondere Bestätigung dadurch, daß die einzige für ihn noch nachweisbare Kriegsanlage, das Castellum Hohbuoki auf dem Höhbeck links der Elbe, gegenüber von Lenzen, das er 789 für seinen ersten großen Zug gegen die Slawen angelegt hatte, einen ähnlich rechtwinkligen Grundriß und dieselbe Keramik lieferte.

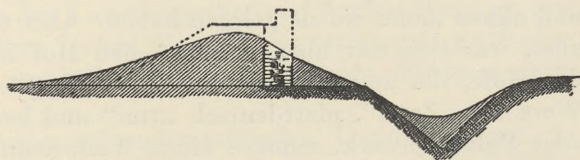
Grundriß und Bauart dieser im Gelände erhaltenen und zum Teil mit dem Spaten untersuchten Königshöfe haben in der Tat sehr viele römische Beziehungen. Das Hauptstück ist allerdings sehr viel kleiner als jegliches römische Kastell oder Lager. Es ist durchweg ein Quadrat von 100:100 m, und daran schließt sich, sehr verschieden, ganz nach dem Gelände geformt, eine oder noch eine Vorschanze. Wall und Graben entsprechen bei der Heisterburg und der Ruller Wittekindsburg völlig einem Limeskastell, wie etwa der Saalburg. Eine Mauer, rund 1 m dick, aus Bruchsteinen mit Kalk, verkleidet nach außen den Wall, vor ihr liegt eine $1^{1}/_{2}$—2 m breite Berme (ebene Fläche) und davor ein Spitzgraben von so betonter Form, daß er bei der Wittekindsburg mit scharfer Spitze tief in den Felsen eingehauen ist (Abb. 169).

Die Tore sind bei der Wittekindsburg einfache Durchgänge durch den dicken Wall mit glatten Mauerwangen. Bei der Heisterburg biegen die beiden Wallenden stark nach innen ein. Türme sind noch selten. Die Wittekindsburg hat einen quadratischen in der Nordost- und einen runden in der Südwestecke; die Heisterburg wahrscheinlich einen in der Südwestecke. Sie springen alle nicht aus, sondern ein (Abb. 168 u. 169).

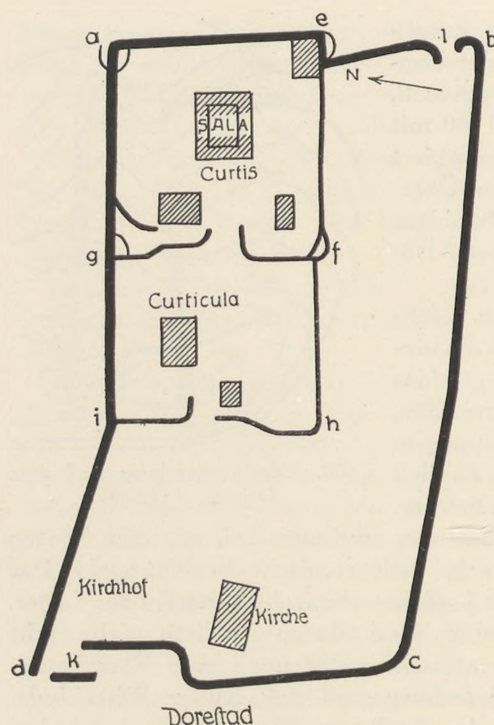


Für die innere Besiedlung konnten in Hannover und Westfalen nur kleine Häuschen erkannt werden, fast immer 1—$1^{1}/_{2}$ m in den Boden eingetieft.

Allen Bauten liegt anscheinend das römische Fußmaß zugrunde: die Mauer mißt 3′, jedes Tor der Wittekindsburg 10′, der dortige quadratische Turm 20:20′.


169. Die Wittekindsburg bei Rulle (1:12 500) und deren Umwallung (1:250).

Eine sehr erfreuliche Ergänzung dieser nordwestdeutschen Curtis-



170. Curtis Dorestad. 1:2500. Nach Holwerda.

Grabungen hat kürzlich die Aufdeckung der ersten solchen karolingischen Anlage in Holland gebracht. Holwerda-Leyden, hat neben dem großen alten Handelsplatze Dorestad bei Nymwegen die kleine karolingische Befestigung gefunden (Abb. 170). Die äußere Umhegung ist ein etwas verschobenes Rechteck von 106 : 175 m. Darin liegt im Nordosten ein inneres Werk von 60:70 m mit einer Vorschanze gegen Westen von 60:50 m. Nach dem, was wir aus der schriftlichen Überlieferung über all diese Dinge erfahren, können wir die inneren Anlagen als *curtis* und *curticula*, den verbleibenden großen Raum umher als *pomerium* bezeichnen. Hier ist nichts gemauert, sondern alles in Holz gebaut. Die äußere große Umhegung hat sehr starke Palisaden gehabt, die inneren Anlagen schwächere. Das Westtor des Pomerium entspricht ganz dem Nordwesttore der Heisterburg; das Nordwesttor ist besonders gestaltet durch eine einspringende Schleife des Walles, die den Angreifer zwingt, eine Strecke weit mit seiner unbeschildeten rechten Seite an diesem Walle entlang zu gehen.

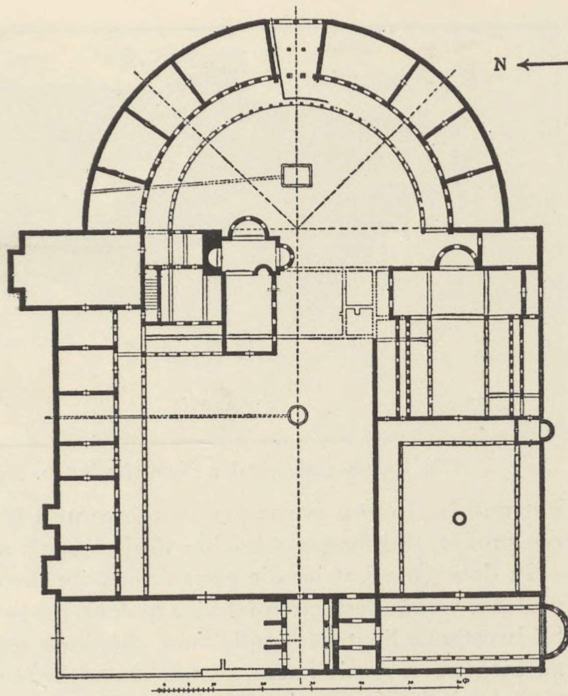
Curtis und Curticula haben ihr jedesmal einziges Westtor ebenfalls durch Einspringen der Wallschenkel gebildet.

Das Wichtigste an dieser ganzen Dorestad-Curtis ist, daß sich mitten im innersten Raume, dem Curtiskerne, eine großer rechteckiger Bau ergeben hat mit einem äußeren Rahmen von sehr starken und tiefen und einem inneren von schwächeren Pfostenlöchern. Der Bau mißt 15 : 20 m und ist ohne Frage das bevorzugte hochherrschaftliche Stück in der ganzen Anlage. Neben ihm finden sich noch ein paar kleinere Gebäude in der Curtis wie in der Curticula und am Nordrande der Curtis eine Abscherung, die auf ein gestrecktes Wachthaus oder Kasematten deutet.

Eine höchst erwünschte Erläuterung dieser ganzen Anlagen erhalten wir durch ein eigenartiges Dokument, das aus Karls d. Gr. Zeit erhalten ist (Mon. Germ. Leg. I 175 ff.). Der Kaiser hat ein genaues Verzeichnis all seiner Königsgüter und -höfe haben wollen und hat, um zu zeigen, wie man die einzelnen behandeln solle, ein paar beschreiben lassen: Asnapium, Grisio und Treola. Von diesen Höfen wissen wir sonst nichts und ahnen nicht, wo sie gelegen haben. Aber wir erfahren aus ihren Beschreibungen alles, was sich nur über einen solchen Hof sagen läßt. Eine Mauer hat nur einer der Höfe, die anderen sind mit einem *Tunimus* umgeben, das ist das lateinische Wort für „Zaun", plattdeutsch „tun" und bezeichnet keineswegs bloß ein Flecht- oder Palisadenwerk, sondern einen Wall, denn zuweilen steht eine Dornhecke oder ein Flechtzaun (sepes) darauf. Die einfachste und häufigste Umhegung der Curtis ist der Flechtzaun allein.

Jede Curtis enthält an erster Stelle ein herrschaftliches Haus. Es heißt Sala regalis oder Domus regalis oder Casa regalis oder Casa dominicata.

Daß solch ein bevorzugtes Haus, das für den Fürsten selbst vorgesehen war, in den in Deutschland bisher untersuchten Königshöfen fehlt, für Asnapium, Grisio, Treola aber genannt wird und auch in dem holländischen von Dorestad in schönster Form vorhanden ist, zeigt, daß man im neu eroberten Sachsenlande nicht in gleicher Weise mit dem Besuch und der Hofhaltung des Monarchen rechnete wie in Franken. Die Sala regalis von Asnapium ist der „Saal" des ganzen Mittelalters, der sich gewöhnlich nur auf den Burgen der Landesherren findet, als Festhaus für die großen Empfänge, die sie veranstalten müssen. Diese Verhältnisse sind uns durch Wagners Tannhäuser ja heute wieder sehr lebendig geworden. Im Beowulfliede ist der „Saal" das stolze Festhaus am Königssitze, und im Nibelungenliede spielt sich in dem isoliert stehenden Saalbau der heroische Endkampf der Burgunden ab.

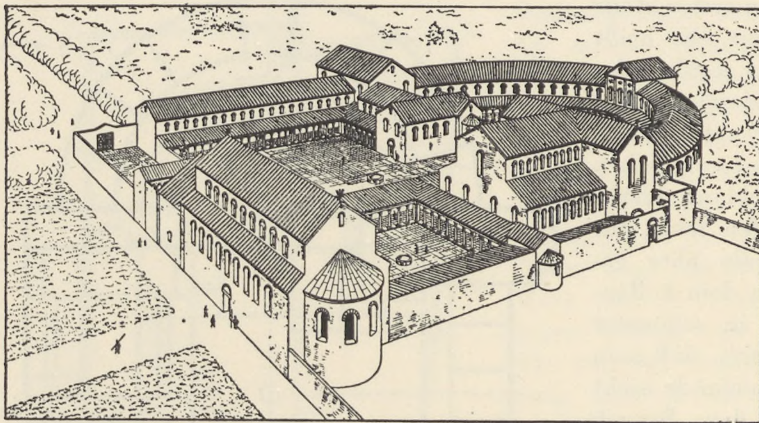


171. Die Pfalz Ingelheim. 1:1500. Nach Rauch.

Eine Steigerung der Königshöfe ins ganz Vornehme sind die Pfalzen Karls d. Gr., die Palatia, von denen besonders Aachen und Ingelheim oft genannt werden. Die sollten nicht bloß zum ständigen Wohnsitz des Kaisers dienen, sondern auch zur Abhaltung von Reichstagen und Synoden, auf denen der ganze weltliche und kirchliche Adel des Reiches sich versammelte. Karl d. Gr. hat Aachen und Ingelheim neu gebaut, zuerst Ingelheim mit dem ganzen begeisterten Bestreben, das er von seinen Besuchen in Rom und Ravenna mitgebracht hatte, hier etwas ähnlich Großartiges, den Verhältnissen eines mächtigen Reiches Angemessenes zu schaffen. Er hat dann aber selbst wenig mehr in Ingelheim gewohnt, sondern Aachen wegen seiner herrlichen warmen Bäder zur dauernden Residenz genommen. Dafür ist Ingelheim aber der Lieblingsaufenthalt Ludwigs d. Fr. geworden, der hier ständig seine Verwaltung geführt und viele Reichstage gehalten hat.

Es ist in den letzten Jahrzehnten in Aachen, Ingelheim und Nymwegen stark gegraben worden; aber noch wenig haben die Kunsthistoriker und Architekten von den Ergebnissen der Allgemeinheit zukommen lassen. Erst soeben ist über Ingelheim eine kurze Mitteilung von Prof. Rauch in Gießen erschienen, die nun allerdings einen sehr schönen Einblick gewährt.

Die ganze Anlage besteht aus zwei aneinanderstoßenden Quadraten von je rund 100:100 m — also genau der Größe des Königshofkernstücks. Das südliche Quadrat ist der Wirtschaftshof, das nördliche, das unsere Abb. 171 u. 172 darstellen,



172. Rekonstruktion der Pfalz Ingelheim. Nach Rauch.

enthält die Königswohnung und die Repräsentationsräume für Reichstage und Synoden.

Dies Quadrat erweckt auf den ersten Blick die Erinnerung an die orientalischen Anlagen von Mschatta und Al Harani (ob. Abb. 146 d), aber rasch sieht man, daß es nur den ähnlichen Rahmen hat und im Innern etwas ganz anderes und Neues ist. Östlich schließt sich außerdem ein großer Halbbogen wie eine riesige Apsis an.

In dem Quadrat ist die ganze Südseite für die großen Versammlungen vorgesehen, und der Gebäudestreifen ist hier bedeutend breiter als auf der Nordseite. Links in der Südwestecke liegt der große Saal, die Aula regia, die den Thron in der weiten südlich ausbiegenden Apsis hatte, rechts im Südosten die Kirche, fünfschiffig mit Querhaus und Apsis im Osten, in der die großen Synoden tagten. Zwischen den beiden Versammlungsräumen liegt ein Peristylhof mit einem Brunnen in der Mitte. Vor der Aula liegt eine Halle, ein Vorraum und mit drei Tonnengewölben ein Prachttor, in das von Norden her die Rheinstraße unmittelbar einmündet.

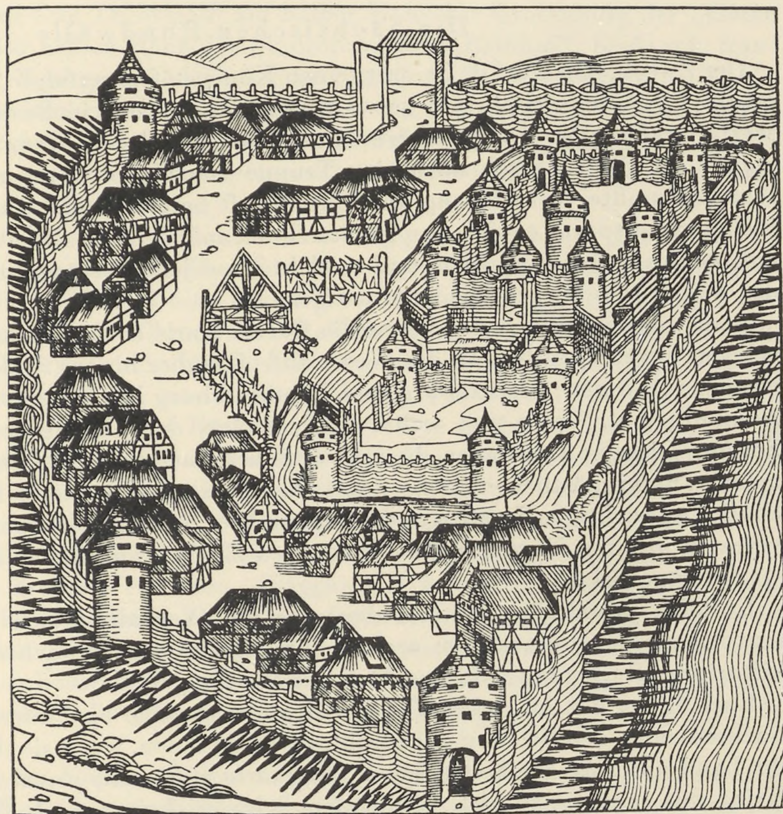
Die Nordseite des Quadrates, die auf den Rhein schaut, wird von den königlichen Gemächern eingenommen, und in dem großen östlichen Halbbogen liegen weitere stattliche Unterkunftsräume. In beiden Fällen läuft an der Front eine breite Säulenhalle entlang, ganz wie bei der alten römischen Villa.

So wird man überall an die voraufgegangenen klassischen Formen erinnert. Der große weltliche Versammlungssaal hat Beziehungen zu der entsprechenden Anlage des Diokletianspalastes von Spalato mit ihrem Peristylvorhofe, das große Halbrund im Osten zu dem Trajansforum in Rom. Wie eindringend und nachahmungsbeflissen sich Karl d. Gr. die großen Bauten, insbesondere die Paläste im Süden, angesehen hat, geht daraus hervor, daß er nachher die Pfalz zu Aachen gern seinen Lateran nannte.

Eigentlich befestigt war Ingelheim unter Karl d. Gr. nicht. Noch Barbarossa hat, als er 1152 in die Gegend kam, angesichts der feindlichen Stimmung, die damals gegen ihn herrschte, vorgezogen, an Ingelheim vorbeizugehen und in Mainz zu nächtigen. Die dicken Mauern und runden Türme, die um die Pfalz festgestellt werden konnten, sind erst in späterer Zeit hinzugefügt worden.

Die Pfalzen und weit mehr noch die viel zahlreicheren Königshöfe Karls d. Gr. sind von ganz fundamentaler Bedeutung, sie haben ihre Wirkung weit in die Jahrhunderte geübt. Vielfach liegen sie schon an altwichtiger Stelle, wie die Curtis Bossendorf, die gegenüber von Haltern den Übergang über die Lippe ebenso weiter deckt, wie es am Nordufer das Drusus-Kastell mit all den großen folgenden Anlagen getan hat. An den Curtes können wir eine Straße erkennen von Xanten über Stadtlohn, Rheine, Arke-

burg, Baden bei Achim, Sittensen — wo die Anlage heute noch „Königshof“ heißt — nach Stade a. d. Elbe und gewinnen aus dieser karolingischen Linie die frühere römische mit Rheine als dem berühmten Treffpunkt an der Ems für das dreigeteilte Heer des Germanicus.



173. Sabatz a. d. Sau. Hartmann Schedels Weltchronik, 1493.

An der Ruhr haben die heute noch wohlerhaltenen „Hünenburgen“ von Meschede und Belecke als *urbes Larun* (Laer) und *Badeliki* in dem Aufstandskriege gegen Otto den Großen 938 eine wichtige Rolle gespielt; und in der Curtis Paderborn haben 1002 bei der Krönungsfeier Heinrichs II. die Bayern eine große Rauferei veranstaltet.

In der Wittekindsburg bei Rulle hat noch 1243 ein Bauernhof gestanden, von dem es heißt: *domus in castro Widukindi regis solvit manipulum* (ein Maß Getreide) *et porcum*. Diese Steuer wird bezahlt an das Kloster Rulle, das inzwischen auf dem Gebiete des Königshofes erwachsen ist. Es ist der vielfach erkennbare Weg, daß das Königsgut in die Hand der Kirche kommt. Das erste große Kloster im Sachsenlande, Corvey, ist unter Ludwig d. Fr. auf dem Königshofe Huxari gegründet worden. Am Fuße der Heisterburg entstand das Kloster Barsinghausen und am Fuße der Bennigserburg das Kloster Wennigsen. Auch die Bischofsitze im Sachsenlande stehen auf Königshöfen: Paderborn, Münster, Osnabrück, Hildesheim, Verden, Bremen.

Wie sehr auch die Form der Königshofbefestigungen ins Mittelalter sich fortgesetzt hat, zeigt die Burg Sabatz a. d. Sau, die Hartmann Schedels Weltchronik von 1493 überliefert. Sie wirkt wie eine Rekonstruktion der Anlage von Dorestad: im Innern das lange Rechteck, geteilt in Curtis und Curticula, außen umher das weite Pomerium; und alles in Holz gebaut, statt der Mauer überall der Flechtzaun, so wie es in Dorestad auch war. Nur die vielen runden Ecktürme, die eine mittelalterliche Zutat sind, scheinen steinern zu sein (Abb. 173).

Der Zweck, den Karl d. Gr. mit seinen Königshöfen verfolgte, war offenbar der, daß er das Land militärisch und verwaltungstechnisch fest in Besitz nehmen wollte. Er setzte Grafen oder Königsbauern in die Höfe, bei denen, wenn er bei etwaigem Aufstande im Herbst rasch noch eine Truppe von ein paar tausend Reitern ins Land schicken mußte, Verpflegung und Unterkunft bereit stand. Durch dieses System der Sicherung ersparte er sich den großen Troß, mit dem die Römer bei jedem Feldzuge aufs neue ausrücken mußten, und erreichte, was jenen versagt blieb, die Unterwerfung des weiten schwierigen Niedergermaniens.

Aber merkwürdigerweise hören die Curtes Karls d. Gr. in ihrer charakteristischen eckigen Form eigentlich an der Weser auf. Darüber hinaus finden sich nur noch ganz wenige von ihnen: Heisterburg und Bennigserburg bei Hannover, die Brunsburg bei Nienburg a. d. Weser und weiter landeinwärts der „Königshof" von Sittensen bei Soltau. Dieselbe Rolle aber, die im westlichen Sachsen die Viereckshöfe spielen, übernehmen nun im östlichen Sachsen zwischen Weser und Elbe die Rundwälle. Sie liegen ähnlich an wichtigen Straßen und Mittelpunkten, haben vielfach auch ihre Vorschanzen, verraten in ihren Einzelfunden fränkischen Einfluß und haben auf die Folgezeit sehr stark fortgewirkt.

Es blieb jahrelang unentschieden, wie dies Verhältnis sich erkläre, bis die Vermutungen, die uns aus dem archäologischen Befunde erwachsen waren, durch eine historische Darlegung völlig geklärt wurden.

Karl d. Gr. hat im Jahre 777 auf dem Reichstage zu Paderborn, dem ersten im Sachsenlande, den Sachsen angedroht, er werde ihnen, wenn sie sich jetzt nicht fügten, ihr Land und ihre Freiheit nehmen (*eos patria et libertate privare*). Aber als dann der Krieg mit immer neu sich türmenden Schwierigkeiten noch fast 10 Jahre weitergegangen war mit den Feldschlachten bei Detmold und an der Hase und mit dem Blutgericht von Verden und als dann Wittekind sich endlich unterwarf und zur Taufe bereit fand, sehnte auch der Frankenkönig sich nach einem friedlichen Ende und kam den Sachsen weit entgegen. Er spricht jetzt nicht mehr von Befehlen und Verordnungen (*statuta*), sondern nur noch von Verträgen (*foedera*). Die Sachsen sollen ihn als ihren König anerkennen, wie die Franken es auch tun, und sie sollen nur den Zehnten an die Kirche zahlen, wie die Franken es auch tun. Sie sollen zwar auf die äußere Politik verzichten, d. h. sie sollen ihre große Landesversammlung aufgeben, die über Krieg und Frieden zu bestimmen hatte, aber sie sollen ihre innere Verwaltung und auch ihre Gaugerichtsbarkeit behalten.

Das wirft ein helles Licht auch auf unser Burgenwesen. Den Winter 784/85 ist Karl d. Gr. *ad disponendam Saxoniam* „um Sachsen verwaltungsrechtlich aufzuteilen" im Emmertale und auf der Eresburg geblieben. Wahrscheinlich hat er da den großen Umschwung seiner Politik vollzogen, indem er das Land zwischen Weser und Elbe den Sachsen zur Besetzung mit eigenen Gaugrafenburgen überließ und mit ihnen die Ausführung vereinbarte. Eine ansprechende Vermutung geht dahin, daß auch die großen Taufgeschenke, die Karl nach der Überlieferung dem Wittekind machte, nicht aus Gold und Silber, sondern aus Landgütern bestanden und daß daraus sich die vielen „Wittekindsburgen" bei Wildeshausen, an der Porta, im Osnabrückschen erklären.

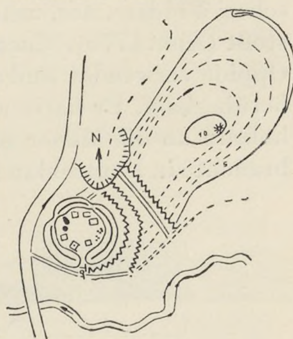
Daß die kleinen Rundwälle, die nun in Menge aufwachsen, durchweg Gauverwaltungsburgen sind, zeigt sich mehrfach da, wo sie im Mittelpunkte des Gaus neben der alten

Volksburg liegen: so im Gau Theotmalli auf halber Höhe der Grotenburg der „kleine Hünenring“; ebenso auf halber Höhe der Skidroburg der „Bomhof“, beide mit fränkischer Keramik. Der Wurtgarten unter den großen alten Reitlingsburgen bei Lucklum im Braunschweigischen wird ebenso aufzufassen sein und auf jeden Fall die Pipinsburg bei Sievern unterhalb Geestemünde, die Nachfolgerin der großen alten Volksburgen des Gaus Wihmodia, der „Heidenschanze“ und „Heidenstadt“, die nur wenige Minuten entfernt liegen (Abb. 174).

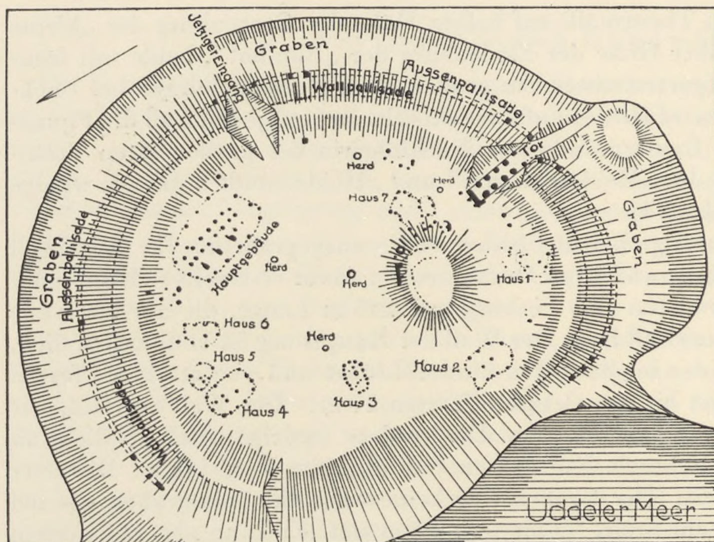
Diese Pipinsburg ist die einzige bei uns bisher völlig ausgegrabene. Ihr Rundwall umschließt eine Fläche von nur rund 45 m Durchmesser; davor erstreckt sich auf einer flachen Erhebung gegen Nordosten eine Vorburg von 245 m Länge, die nur am Ende einen schwach erhaltenen Querwall hat. Der Wall der Hauptburg ist erstaunlich dick. Der schmale Torweg (2 m), der im Südosten hindurchführt und von starken Pfosten flankiert ist, mißt vom ersten bis zum letzten Pfosten 17 m! Der Wall bestand, wie sich ziemlich sicher ergab, aus zwei Etagen. Die vordere niedrige, stieß bis dicht an den Graben vor, die hintere höhere erhob sich ca. 8 m über das Vorgelände. Die erste war 5 m, die obere 15 m breit. Der Graben war keineswegs ein Spitzgraben wie bei den Franken, sondern eine sehr breite Mulde und 2,5 m tief. Er kann also bei weitem nicht das ganze Material für den Wall geliefert haben, vielmehr ist dieser, wie alle Einschnitte zeigten, zum größten Teile aus „Plaggen“, d. h. aus den viereckigen Heidstücken, die man in der Umgebung abstach, aufgebaut. Solch ein Plaggenbau steht wie eine Mauer und sieht, wenn man ihn anschneidet, auch aus wie eine Ziegelmauer. Die Fugen markieren sich durch die andersfarbig verwitterte Heidnarbe. In der Plaggenmauer aber lassen sich alle Einstiche für Pfostensetzungen u. dgl. ausgezeichnet erkennen.

Der Rundling, also der Kopf der ganzen Burg, war gegen die Vorburg noch durch einen besonderen Wall und breiten Graben geschützt. In seinem Innenraume, den wir 1906 und 1907 völlig aufgedeckt haben, ergab sich ein Kranz von Häusern rings am Walle entlang und ein freier Burghof in der Mitte. Es waren lauter Pfostenbauten, und die im Boden erhaltenen Pfostenlöcher zeigten die Grundrisse ganz klar an. Die Häuser waren alle von mittlerer Größe, 5:9, $4^1/_2$:6, 7:7, 5:8 m. Keines hob sich überragend, etwa als Herrenhaus, heraus. Im Nordwesten lagen drei verschieden große Kellergruben.

Wertvolle Bestätigung und noch wertvollere Ergänzung erfährt diese Pipinsburg bei Geestemünde durch eine Burg in Holland, nämlich die „Hunneschans“, d. i. Hünenschanze am Uddeler Meer, die Holwerda-Leyden, 1908/9 ausgegraben hat. Diese Burg ist nur ein einfacher Ring ohne Vorburg, aber der Ring ist dafür fünfmal so groß als bei der Pipinsburg: er hat in seiner ovalen Form 88:100 m. Der Wall entspricht an Dicke und Höhe genau der Pipinsburg, das schmale, kaum 3 m breite Tor, das durch ihn hindurchführt, ist 17,5 m lang. Er hat ferner dieselben zwei Etagen wie der Wall der Pipinsburg, nur sind sie hier beide gleich breit, je zwischen 8 und 9 m (Abb. 176). Die Gebäude im Innern, ebenso mit Pfosten gebaut, liegen ebenso am Walle ringsum, und auf dem Burghofe in der Mitte finden sich nur ein paar Herde. Aber die wesentliche und sehr wichtige Abweichung in diesem Häuserkranze ist nun, daß eines, dem



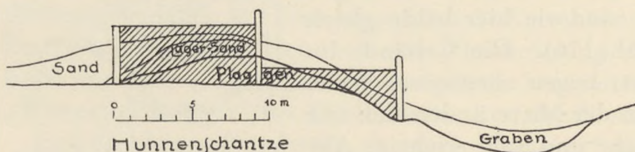
174. Pipinsburg b. Geestemünde. 1:10000.



175. Hunneschans am Uddeler Meer. 1:2200. Nach Holwerda.

Tore halbrechts gegenüber, doppelt oder dreimal so groß ist wie die anderen. Es ist rechteckig, mit nicht ganz geraden Linien und stumpfen Ecken, 26,50 m lang und 24—25 m breit. Dies Gebäude ist ohne Frage das Herrenhaus, und es scheint auch nach den zwei Pfostenreihen, die es längsteilen, eine Halle, der „Saal", gewesen zu sein. Im Gebiete der Rheinmündung, im Bataverlande, steht man der fränkischen Kultur einen Schritt näher als bei den Sachsen. In der Curtis von Dorestad wie in dem Rundling am Uddeler Meer steht die Sala dominica, die sich in Sachsen noch nirgend gezeigt hat. Bei diesen bisher genannten Maßen wird schon klar, daß in der Burg nach römischem Fuß = 29,5 cm gebaut ist. Die Torlänge von $17^1/_2$ m entspricht 60 röm. Fuß, die Wallterrassen sind je 30′ breit, das Hauptgebäude mißt 50:90′. Und ebenso zeigen die kleineren Häuser, soweit sie feste Form haben, rundes Fußmaß: Haus 1 30:50′, Haus 3 30:45′. Die fränkisch-römische Kultur macht sich hier also schon ebenso geltend wie bei den originalen Königshöfen Karls d. Gr. Von dem großen keltisch-germanischen Fuße, der auf der Römerschanze bei Potsdam herrschte (32—33 cm), ist nicht mehr die Rede.

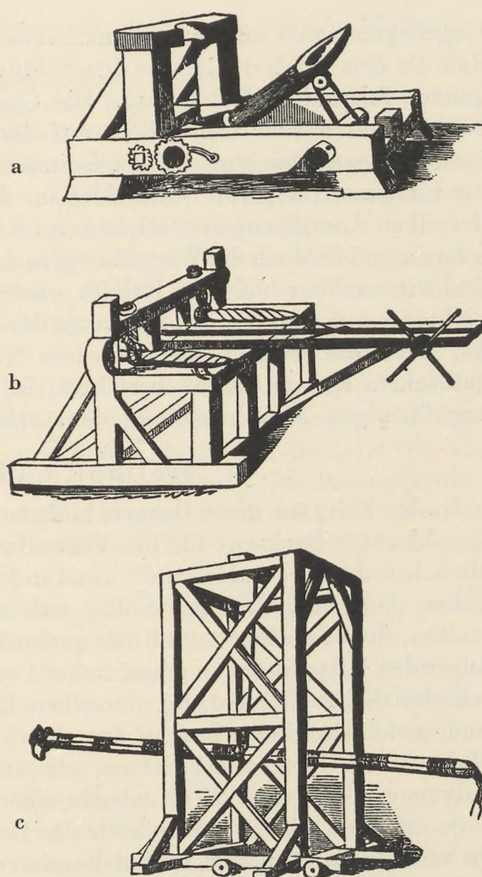
Eine starke Abweichung aber gegen die fränkischen Königshöfe zeigen diese Burgen in der erstaunlichen Dicke ihres Walles. Im beginnenden Mittelalter wird entweder der Wall außerordentlich verstärkt oder eine breite Berme und ein breiter Graben vorgelegt. Das geschieht wegen der veränderten Angriffswaffen, der immer mehr aufkommenden Geschütze, die Pfeile und große Steine schleudern, und der Mauerbrecher, des alten römischen Widders, der, unter einem Schutzdach schwebend, vernichtend gegen die Mauer stößt (Abb. 177 c). Caesar hat diese Tormenta und Arietes schon gegen die gallischen Oppida verwendet, und die Briten hatten eine große Angst davor, als der Römer zu ihnen herüberkam. Er hatte auch den Wandelturm schon gebaut, der auf Rädern oder Rollhölzern an die Mauer gebracht wurde und sie nun auf einmal überragte. Karl d. Gr. brauchte in Deutschland mit solchen Feindesmitteln nicht zu rechnen. Deshalb richten sich seine Königshöfe durchweg noch nicht auf sie ein. Nur hier und da fällt eine sehr breite Berme zwischen Wall und Graben auf, bei dem westlichen Vorburgwall der Heisterburg und dem Frontwall der Weckenborg



176. Profil der Hunneschans. 1:500.

bei Bockeloh (Meppen). Aber als die Sachsen jetzt in der Nähe der Küste ihre neuen Grafenburgen bauten, die Pipinsburg nahe der Wesermündung und die Hunneschans in Holland, hatten sie die ständige und dringende Normannengefahr vor Augen. Von Ludwig d. Fr. ist sogar schon einem Normannenhäuptling Harald Klak das Jadegebiet und Rüstringen als Reichslehen verliehen worden.

In Frankreich hatte als erster Chlodwig die römischen Angriffswaffen bei seinem Siege über Syagrius (486) kennengelernt, Pipin der Kurze hat sie bei der Belagerung von Bourges 762 verwendet, und mit besonderem Eifer haben dann die Normannen sie aufgenommen. Ihre Belagerung von Paris 885/86 hat der Mönch Abbo von St. Germain in einem langen Gedichte besungen. Sie gedachten im Herbst 885 die Stadt in frischem Anlauf zu bezwingen. Da das mißlang, richteten sie eine förmliche Belagerung ein und bauten dazu während des Winters auf 886 vor allem große Maschinenkatapulte, die mächtige Steine schleudern sollten, und Sturmböcke (Widder) zum Berennen der Mauer. Einen ganz großen dreifachen Widder brachten sie nicht fertig, weil der Architekt während des Baues von der Stadtmauer her erschossen wurde. Überhaupt gelang die Eroberung von Paris damals nicht, man mußte unverrichteter Sache abziehen. Aber die Normannen haben gegen die deutschen Küsten und die Flüsse hinauf in jenen Zeiten nicht minder energische Unternehmungen gemacht. Besonders schlimm war ihr Zug 881/82 den Rhein hinauf gegen Köln und bis ins Trierische hin.



177. a Katapulte, b Balliste, c Widder (Mauerbrecher). Nach Caumont.

Die kleinen sächsischen Rundwälle aber, die sich nun weithin über das Land verbreiteten, nahmen bald allgemein den starken Wall an, denn sie hatten auch im Osten mit einem gefährlichen Feinde zu rechnen. Die Wenden, die Karl d. Gr. noch mit Mühe an der Elbgrenze festgebannt hatte, kamen bald nach seinem Tode herüber und haben die beiden Kreise Lüchow und Dannenberg, die heute noch „das hannoversche Wendland“ heißen, vollkommen überschwemmt.

Das ganze 9. Jahrhundert wird noch von den beiden Formen, der fränkischen Viereckschanze und dem sächsischen Rundwall, erfüllt. Die eigentliche mittelalterliche Burg wird erst durch die starken politischen und sozialen Veränderungen um 900 heraufgeführt. Auch da verschwindet der Unterschied zwischen fränkisch und sächsisch durchaus nicht, er geht vielmehr durch die weiteren Jahrhunderte und ist bis zum Ende des Burgenwesens zu erkennen. Aber so scharf und klar wie in der karolingischen Zeit beim ersten Aufeinanderprall von Franken und Sachsen stehen die

Gegensätze sonst nirgend gegeneinander. Es ist schon richtig, was oft gesagt wurde, daß die Zeit Karls d. Gr. uns den Schlüssel gibt zu den wichtigsten Erscheinungen des ganzen folgenden Mittelalters. Die Gegensätze sind so scharf, weil die Wurzeln auf beiden Seiten sehr tief gehen, auf der einen ins Römische und frühest Altmittelländische, auf der anderen ins Germanische und Indogermanische. War doch schon die Lausitzer Burg von Starzeddel aus der Zeit um 500 v. Chr. auch ein Rundwall mit derselben Anordnung der Gebäude im Kreise umher wie die Pipinsburg und die Hunneschans, und ist doch die Wagenburg, in der Ariovist dem Caesar entgegentritt (b. g. I,51) und die nachher auf dem Balkan wieder gegen den Kaiser Valens formiert und vernichtend ausgenutzt wird, nichts als der Ausfluß eines urwüchsigen alten Naturgefühls. Ja, auch die Römer folgen diesem Naturgefühl zuweilen, wenn sie wie aus dem gallischen Kriege Caesar berichtet, in gefährlicher Lage plötzlich angegriffen, zur kreisförmigen Abwehrstellung dem *orbis* statt des späteren Karrees übergehen.

Heliand und Nibelungenlied

In der Zeit, wo diese Burgen blühten und, über alle Gaue verteilt, die vornehmen Geschlechter Sachsens für die Verwaltung des Landes an sich zogen, ist um 840 das altsächsische Epos „Heliand" entstanden, das das Wirken Jesu schildert und seine Lehre dem neubekehrten Volke nahezubringen sucht. Der Dichter sieht die Gestalten, die er einführt, und ihre ganze Umgebung genau so wie die Maler des ganzen folgenden Mittelalters es getan haben: es sind Menschen seiner Zeit, mit derselben gesellschaftlichen Schichtung, derselben Gewandung und Behausung, und sie wandeln und wirken in einem Lande, das eben das Sachsenland ist. Solange die Dichter und Maler keine Gelegenheit hatten, ein anderes Land kennenzulernen, stellten sie sich naiverweise die ganze Welt wie ihr eigenes Land vor.

So erfahren wir im Spiegelbilde des Heliand, wie es in der Mitte des 9. Jahrhunderts im Sachsenlande aussah, und insbesondere auf das Burgenwesen fällt manches hübsche Licht. Jeder, der eine öffentliche Rolle spielt, muß von einer Burg stammen. Jesus ist ein „Burggeborner", der mit seinen „Degen" als Gefolge durchs Land zieht. Und die Ortschaften, die er seines Besuches würdigt, sind immer „Burgen", wenn sie auch in der Bibel gar nicht so heißen. So ist die Rede von Hierichoburg, Nazarethburg, Bethleemaburg, Sidonoburg, Sodomoburg. Bei den Burgen ballt sich auch der Hauptverkehr zusammen, sonst gibt es nur Weiler und Gehöfte. Von Jerusalem heißt es, daß „in der Burg drinnen" viel Lärm und Gedränge ist (4536). Jesus befiehlt seinen Jüngern, wo man nichts von ihnen wissen wolle, sollen sie eine andere Burg aufsuchen, „die Menge der Menschen". Beim Begräbnis des Jünglings von Nain kommt eine Schar von Burgbewohnern aus dem Tore.

Die Burg ist der Sitz der Verwaltung, das gibt ihr ihre Bedeutung. Joseph und Maria müssen nach Bethlehem gehen, in die Burg ihrer „Geburt". Dort sitzt ein Bote des Kaisers, ein schriftkundiger Mann, der schreibt Namen und Wohnsitz von jedermann in einen „bref" (Urkunde) und erhebt von allen die Steuer (352 ff.). Also noch ganz wie bei den alten Gauburgen des Servius Tullius! Über die Burg gebietet der „Burgwart". Solange Judäa selbständig war, ist es der König gewesen, *the burges ward Salomon the kuning* (1676). Zu Jesu Zeiten ist es Herodes. Der Herodias wird von ihrer Mutter gesagt, um was sie den Burgwart bitten soll (2773).

Es hat also bei weitem nicht jeder beliebige Adlige eine Burg wie im späteren Mittelalter, sondern die Burgen sind alle des Landesherrn. Als das Gebot vom Kaiser

Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde, da kam, nach dem Heliand, die Botschaft (342 ff.):

„Von dem Kaiser an jeden einzelnen König,
„Der zu Hause saß, soweit seine Herzoge
„In den Landen den Leuten geboten."

Das Burgenprivileg des Landesherrn ist in Franken und Sachsen lange aufrechterhalten worden. Als es in Vergessenheit geriet, hat Karl d. Kahle es streng erneuert, und noch Friedrich II. hätte es gern wieder allgemeingültig gemacht.

Der Name „Burg" des Heliand ist sicher auch im Lande für die Befestigungen der übliche gewesen. Manche heutige Ortschaften „Burg" führen den Namen der Befestigung, die neben ihnen liegt oder lag, noch fort, so das Dorf Burg bei Celle, dicht an dem wohlerhaltenen Rundling, oder „Burg" und „Burgwall" abwärts Bremen. Aber zuweilen hat man die aus Erde und Holz gebauten Vesten auch „Thun" (plattdeutsch = Zaun) genannt, mit dem Worte also, das als Tunimus ins mittelalterliche Latein übergegangen ist. Bei Stade liegt neben einem schönen Rundwall das Dorf Gr.-Thun, bei Delmenhorst neben einem ebensolchen das Dorf Dehlthun („Niedertun") und bei Bleckede im Lüneburgischen heißt ein Dorf, dessen heutige Form noch die verschwundene alte Rundwehr erschließen läßt, „Gr.-Wendisch-Thun". Im Holländischen ist die Form Tuin für „Garten" noch erhalten.

Das Nibelungenlied behandelt mit den Burgunden und König Etzel Sagenstoffe des 4. und 5. Jahrhunderts; es hat aber die Gestalt, in der wir es besitzen, erst in der Blütezeit des deutschen Sängertums, im 13. Jahrhundert, erhalten. Die Frage ist also, ähnlich wie bei Ilias und Odyssee: wieweit ist die Umwelt der Geschehnisse alt und treu, wieweit hat der letzte Dichter ihr Form und Farbe aus seiner Zeit verliehen?

In der Beschreibung findet sich nirgend etwas, was auf eine Burg deuten würde. Sowohl auf der Reise Kriemhilds unter Führung von Rüdiger zu ihrem neuen Eheherrn Etzel, wie nachher auf der Fahrt der Burgunden dieselbe Donaustrecke hinunter, ist auch die Hauptstation in Bechelaren bei Rüdiger selbst nur eine weiträumige Hofanlage und die andern Übernachtungsplätze liegen jedesmal an der Einmündung eines stärkeren Nebenflusses, wo sich für Vieh- und Ackerwirtschaft weiter fruchtbarer Raum breitet, aber an eine Berg- oder Wasserfeste noch nicht gedacht ist.

Nun heißt es von dem einfachen Hofsitz des Markgrafen Rüdiger zu Bechelaren trotzdem einmal (B. 1608):

„In der schönen bürge stuont ein wîter sal,
ritter unde frouwen gesazen da zetal",

in der „Burg" Treysenmauer soll Helche, die erste Gattin Etzels, gewohnt haben (B. 1332):

By der Treysem hete der kunec von Hiunen lant
eine burc vil riche, diu was wol bekant,
geheizen Treysenmûre, frou Helche saz da ê,

und je tiefer es ins Etzel-Land hineingeht, um so ungenierter wird alles „Burg" genannt. Schon Wien, wo Kriemhilds Hochzeit stattfindet, bekommt einmal diesen Titel (B. 1363), dann folgen rasch aufeinander die „Heimburc" die alte, die „Miesenburc" die reiche und die „Ezelen bürge", wahrscheinlich damals schon Ofen, wie später in der ganzen Ungarnzeit (B. 1376—79). Aber daß das alles nicht ernster zu nehmen ist, als wenn der Helianddichter von Hierichoburg und Betleemaburg spricht, beweisen Nachrichten, die uns über den wichtigsten Punkt dieser Reihe, die „Etzelsburg", zur Kontrolle erhalten sind. Von dem byzantinischen Gesandten an Attilas Hofe, Priscus Panites, liegen Aufzeichnungen aus dem Jahre 448, also 3 Jahre vor der Katastrophe

auf den katalaunischen Feldern — vor, die sich auch besonders mit der Residenz des Königs beschäftigen. Diese Residenz, heißt es, sei ein „königliches Dorf", aber so groß und schmuck wie eine prächtige Stadt. Attila wohne in einem wunderschönen Holzbau, dessen Pfosten und Bretter so fein verbunden und geglättet seien, daß man die Fugen nicht erkennen könne. Das Haus sei von einer Säulenhalle umgeben und weit weniger auf Sicherheit als auf Schönheit abgestellt. Hinter dem Attila-Hause liege das des Onegesios, des ersten Hofbeamten, auch sehr schön, aber nicht wie das Königshaus mit Türmen geschmückt. Dieser ganze Wohnsitz sei von ungeheurer Ausdehnung, wie eben ein richtiger Königshof.

Dies Bild eines riesigen Hofgebietes spiegelt sich nun auch im Nibelungenliede, trotz der gelegentlichen Entgleisung mit der Bezeichnung „Burg". Es bildet den Hintergrund der grandios geschilderten ersten Entwicklung des Kampfes zwischen den Burgunden und Heunen. Die erste Nacht schlafen die Burgundenkönige mit ihrem vornehmsten Gefolge im großen Saale. Hagen und Volker legen sich als Wache außen vor die Tür auf die Treppe. Die gewöhnlichen Ritter und die Knechte sind weitab „in der Herberge" untergebracht. Hagen und Volker sehen nun im Nachbarhause den Kopf Kriemhildens am Fenster erscheinen und hören, wie sie einige Heunen auffordert, in den Saal zu gehen und dort Hagen, den Mörder ihres geliebten Siegfried, zu töten, alle anderen aber zu schonen. Als die Heunen vorgehen wollen, stoßen sie auf die beiden mächtigen Wächter und ziehen sich zurück. So können die Burgunden sich in dieser ersten Nacht von der langen Reise erholen.

Am anderen Tage ist morgens zuerst Gang zur Messe im Münster, dann Turnier, bei dem Volker einem prunkvoll aufgeputzten und hochbeliebten Heunen seine Lanze durch den Leib rennt, so daß er stirbt. Darob schon große Empörung im Heunenkreise gegen die Burgunden. Etzel beschwichtigt und hält mit Mühe den Frieden aufrecht. Es folgt das große Festmahl. Kriemhild behält ihren Plan im Auge. Sie bittet erst Dietrich von Bern, dann Rüdiger von Bechelaren, ihre Rache zu vollziehen. Beide lehnen ab. Dann wendet sie sich an den neben ihr sitzenden jüngeren Bruder Etzels, Bloedelin. Auch er sträubt sich anfangs: sein Bruder schätze die geehrten Gäste, und er selbst wisse nicht, ob er der Tat gewachsen sei. Da verspricht sie ihm goldene Berge (B. 1907fg.):

„Neinâ, Herre Bloedel, ich bin dir immer holt:
jâ gib ich dir dar umbe mîn silber und mîn golt,
unt eine schoene frouwen, daz Nuodunges wîp:
so mahtu gerne triuten den ir vil minneclichen lîp.
Daz lant zuo den bürgen soltu haben dir,
vil tiurlicher recke. du solt gelouben mir,
daz ich dich sicherlîche alles des gewer,
daz ich dir hie benennet hân, ob du leistes mîne ger."

Dieser Versuchung erliegt Bloedel und zieht mit seinen Mannen, um sicher zu gehen, zunächst zur Herberge, wo Hagens Bruder Dankwart die Ritter und Knechte betreut. Dankwart schlägt sofort den Bloedel nieder, aber in hartem Kampf fallen alle seine Ritter und Knechte. Er steht allein schweißtriefend da und ruft: O hätt' ich einen Boten, ihn meinem Bruder zu senden, der würde kommen und mit seinem letzten Blutstropfen mir helfen. Die Heunen erwidern: Du sollst selbst der Bote sein: als Toten wollen wir dich hinbringen. Darauf nimmt Dankwart den Kampf wieder auf. Den Schild, der bald von eingeschossenen Speeren schwer ist, muß er fallen lassen, mit dem bloßen Schwerte schlägt er sich durch und steht plötzlich in der Tür des Etzel-Saales. Wirr, zerzaust, mit blutbespritztem Gewande, ruft er hinein (B.1953):

ir sitzet al ze lange, bruoder Hagene,
iu unt got von himele klage ich unser nôt:
ritter unde knechte sint in der herberge tôt.

Hagen fragt: wer hat es getan? Antwort: Bloedel, aber dem habe ich mit meinen Händen das Haupt abgeschlagen.

„Das ist noch kleiner Schade“, ruft Hagen aus. Im Saale wird gerade das einzige Kind Etzels und Kriemhilds, der kleine Ortlieb, von Tisch zu Tisch herumgetragen. Hagen schlägt ihm den Kopf ab und zugleich dem, der ihn trägt. Damit ist die Losung zum allgemeinen Kampfe gegeben. Die Heunen und Burgunden stehen auf; Etzel kann nicht mehr befrieden, und das Unheil nimmt seinen Lauf.

Der ganze Kampf vollzieht sich aber in diesem Saale und auf der Treppe, die außen zum Hofe hinunterführt. Die stark entfernte Herberge entspricht durchaus der Schilderung des Priscus von dem riesenhaften Königshofe. So darf für all diese Herrensitze des Nibelungenliedes noch nicht an mittelalterliche Burgen gedacht werden.

Es handelt sich um Pfalzen, wie sie in vornehmer Ausgestaltung der Königshöfe Karl d. Gr. sich in Aachen, Ingelheim, Nymwegen angelegt hatte, und wie sie noch 200 und 400 Jahre später in Goslar und Gelnhausen den Herrschersitz bilden.

Von den Westgoten ist das Hauptstück einer solchen Pfalz, der für große Zusammenkünfte bestimmte Saal, zu einer Kirche umgebaut, erhalten in der Kirche S. Maria de Naranco im nordwestlichen Spanien.

Die Normannen

Die Normannen oder Wikinger, die zuerst so viel Unruhe gestiftet und nachher so viel Großes geschaffen haben, kamen aus Skandinavien. Dort heißen noch heute — wie auch schon auf Rügen — vielfach die besiedelten Buchten „Wieke“. Die Verhältnisse ihres Landes sind dürftig. Die dänischen Inseln und Südschweden haben noch reiches Ackerland. Weiter hinauf ist der Boden felsig und mit unendlichen Wäldern bedeckt. Sucht man nach Burgen, so erhält man einen Einblick auch in die frühe Geschichte. Sie finden sich hauptsächlich in den südlichen Landesteilen, in Schweden auch im mittleren an den großen Seen, immer in der Nähe von Siedlungen auf steilen Höhen, wo man der Natur wenig nachzuhelfen brauchte, nur durch eine Steinblockmauer an den schwächeren Stellen. Sie sind nicht größer, als daß sie die Bewohner eines Weilers bei einem räuberischen Überfall für ein paar Tage aufnehmen können. 1908 habe ich von Stockholm aus zwei solche Burgen am oberen Mälar bei Tullinge aufgesucht. Sie liegen beide auf Klippen und ziehen eine, man möchte sagen „kyklopische Mauer“ nur an der gefährdeten Seite herum. Unmittelbar unter der einen liegt der große Herrenhof Tullinge, so daß sie offenbar von diesem aus als Zufluchtsstätte angelegt ist. Auf Gotland und Oeland sind einige solcher Burgen untersucht und haben Solidi und Fibeln des 5. Jahrhunderts geliefert. Unter ihnen ist die Burg von Ismantorp kreisrund, mit einem Durchmesser von 120 m. Die Kreisform ist die übliche im ganzen Mittelalter für die Burgen in der Ebene, auf Bornholm im Osten, auf Föhr und Sylt im Westen.

An den großen Küstenplätzen gab es immer eine Herrenburg neben der Handelsstadt. Bei der berühmten Stadt Birka auf der Insel Björkö im Mälarsee, lag die Burg auf einem Felshügel südlich der Stadt, und die große Fläche im Nordosten wird von Hügelgräbern dicht bedeckt. Ähnlich ist es bei der großen Handelsstadt Heithabu (Hedeby), die die Wikinger sich an einer Ausbuchtung der Schlei angelegt haben und deren Nachfolgerin Schleswig geworden ist: ein mächtiger Wall umzieht im Halbbogen

den Hafenplatz, und außerhalb auf einer Höhe liegt die kleine Herrenburg. Und so haben wir uns auch Vineta, das sagenhafte und doch einmal Wirklichkeit gewesene, vorzustellen. Der Name Vineta ist nur ein Schreibfehler für Iumneta. Iumneta aber ist die von den Wikingern an der Peenemündung gegründete Handelsstadt im Lande Jom, und die Jomsburg mit den berühmten Jomswikingern ist ihre Veste.

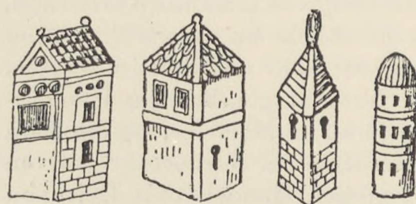
Heithabu und bald darauf Vineta sind erst um 940 und 950 angelegt in dem sichtlichen Bestreben der Schweden, durch solche feste Plätze an der deutschen Ostseeküste den ganzen Handel zum weiteren Süden an sich zu bringen. Und in solchem Handelsinteresse sind auch die Wikinger weiter westlich zunächst auf die See gegangen. Ihr Land hatte Überfluß an gewissen wertvollen Erzeugnissen. Adam von Bremen sagt, es sei reich an Korn und Honig, und in der Viehzucht übertreffe es alle Länder; es habe stattliche Pferde und Pelzwerk von Biber und Marder, „was wir alle fast unsinnig hochschätzen“.

Solche Schätze verlangten nach Austausch, und die Söhne der kinderreichen Familien machten sich gern auf die Fahrt, um schöne Gewänder und Schmuck, Silber und Gold und Waffen dafür einzuhandeln. Beim Handeln blieb es dann nicht immer. In der Sage Olafs des Heiligen erzählt Snorre von einigen Norwegern, die nach Bjarmaland mit Waren segelten und dort Handel trieben. „Als der Handel beendet war, fuhren sie nach der Insel Wina (Dvina), und der Friede mit dem Volke des Landes war zu Ende.“ Sie landeten und plünderten einen heiligen Ort, wo viele Schätze aufbewahrt wurden. Dabei war einer dieser Norweger im Auftrage des Königs Olaf (des späteren Heiligen) mitgefahren mit der Abmachung, „daß er dem Könige die Hälfte abzugeben habe“.

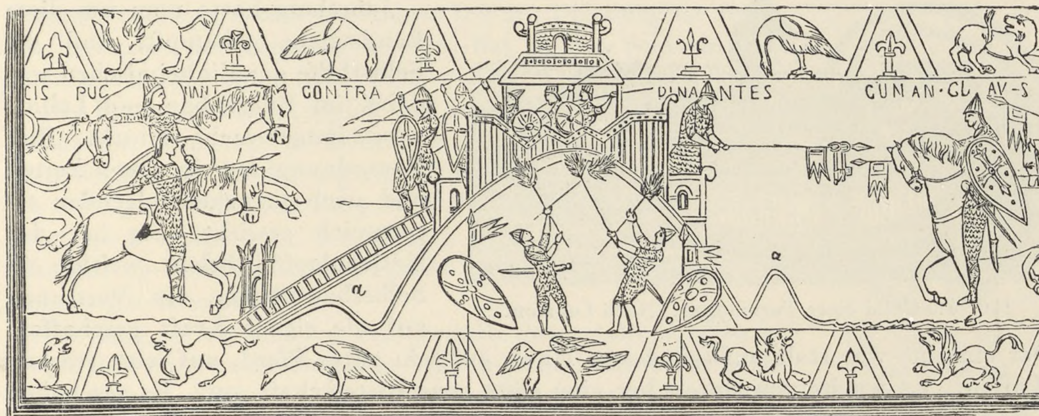
Von einer ähnlichen Fahrt erzählt eine andere Sage. Der Isländer Skakagrimsson und sein Bruder fuhren im Sommer 925 nach dem östlichen Ostseegebiet und verheerten das Land. „Sie segelten nach Kurland, machten dort mit den Einwohnern einen halben Monat Frieden und hielten in der Zeit Markt ab; aber als die Zeit abgelaufen war, fingen sie an, das Land zu verheeren.“ Bei solchem Betrieb der Fahrten gewann dann das wertvollste Handelsmaterial, die Sklaven, eine große Rolle.

Das Glück mancher Fahrten, die starke Volksvermehrung im Lande, anscheinend auch soziale Umwälzungen lockten und trieben immer mehr abenteuerlustige kühne Nordländer auf die See. Es kam dazu, daß Seekönige über eine stattliche Flotte geboten, ohne einen Fuß breit Landes zu besitzen. Nur natürlich, daß sie dann doch versuchten, irgendwo seßhaft zu werden. Man überwinterte in irgendeiner Bucht, die es sich gefallen ließ, und ging im nächsten Jahre nicht mehr weg.

So haben die Normannen, nach Westen ausgreifend, die erstaunlichsten Leistungen vollbracht. Zuerst haben sie die Hebriden genommen, dann die französische Nordküste und von da aus England und Irland gewonnen, wo Dublin gegründet wurde. Von Irland besiedelten sie Island und fanden von da schon den Weg nach Amerika. In Wisconsin hat man ihre Grabhügel und Bautasteine erkannt. Sie haben diese Entdeckung, mit der sie Columbus zuvorgekommen sind, nur deshalb geheimgehalten, weil sie ihren Handel keiner Konkurrenz aussetzen wollten. Im Mittelmeere schließlich erwuchs zu hohem Glanze ihr Königreich „Beider Sizilien“, das erst 1860 sein Ende gefunden hat.



178. Türme aus dem Tutilo-Diptychon. (Nach Zemp: Schweizer Bilderchroniken.)



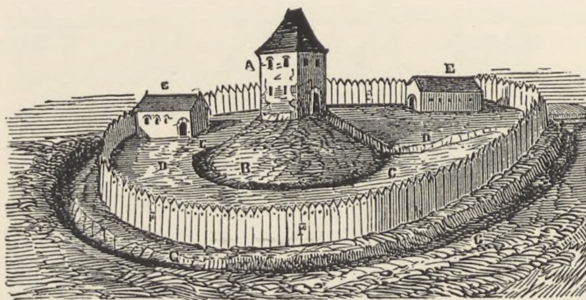
179. Teppich von Bayeux. 11. Jahrh. (Caumont, Abécédaire.)

VIII. DIE FRÜHBURGEN DES 10. UND 11. JAHRHUNDERTS

Die Normannen in Frankreich und England

Das Sprungbrett für all die großen Unternehmungen und Gründungen der Normannen ist Frankreich gewesen. Hier hatte ihr Auftreten schon längst, ehe sie an eigene Herrschaft denken konnten, eine starke Wandlung hervorgerufen. Karl der Kahle hatte nach 864 eine energische Kundgebung erlassen, daß der Burgenbau ihm allein zustehe und niemand anders sich ohne seine besondere Erlaubnis eine Befestigung errichten dürfe. Bei den ständigen Einfällen der Normannen aber zeigte sich, daß eine lässige Königsmacht das weite Land allein von sich aus nicht genügend schützen konnte. Das Volk wollte sich selber helfen und die Adligen verlangten und erlangten von dem Sohne Karls des Kahlen, Ludwig dem Stammler (877—879), das Recht, auf ihrem Besitze eigene Burgen zu bauen und damit sich und die umwohnende Bevölkerung zu sichern. Damit wuchsen in Frankreich die Vasallenburgen bald massenhaft empor. Die Eigentümer großer Landkomplexe gaben davon kleineren Leuten Teile zu Lehen und das erste, was diese taten, war, sich wiederum eine Veste zu bauen, und wenn es nur ein einfacher Turm sein konnte. Hatten die Großgrundbesitzer ihre riesigen Ländereien bisher rein auf den finanziellen Ertrag eingeschätzt, so stellten sie jetzt ihren Afterlehnern als Hauptbedingung, daß sie ihnen Kriegsdienst leisteten. Das Ziel war nicht mehr, zu Gelde, sondern zur Macht zu kommen. Damit verschob sich sehr zuungunsten des Königs das Verhältnis im Lande. Wie die Großen kriegerisch stark wurden, so ließen sie an Willfährigkeit nach.

Aber die allgemeine Landesnot, die diese Entwicklung hervorgerufen hatte, wurde nun doch durch sie gebannt. Man brauchte die Normannen nicht mehr nach Willkür vorstürmen zu lassen, sondern konnte mit ihnen verhandeln und sie in gewisser Weise zähmen. 911 hat Ludwig der Einfältige dem Wikinger Rollo, der sich nachher Robert I. nannte, die spätere Normandie zu Lehen gegeben unter der Bedingung, daß er künftig auf alle Räuberei verzichte.



180. Idealbild eines Turmhügels. Nach Caumont.

Jahrelang hatte man um diese Landstriche gekämpft, und die Selbsthilfe der Einheimischen war dabei im Burgenbau und Lehnswesen immer mehr erstarkt. Ihre Neuordnung hat in jenen Zeiten und noch manchen folgenden segensreich gewirkt. Sie hat das Nationalgefühl belebt, weithin ein Selbstbewußtsein, ein Vertrauen auf die eigene Kraft geschaffen. Der einzelne war stolz auf sein festes Haus, auf sein gutes Pferd, auf seine starken Waffen. Es wuchs von unten her eine ganz neue Ritterschaft auf. Es geschahen Taten, mancher einfache Mann wurde berühmt. Es entstand die *équité dans l'inégalité.* „Die Zeit des Feudalwesens", sagt Guizot, „war für Europa, was für die Griechen ihre Heroenzeit gewesen ist."

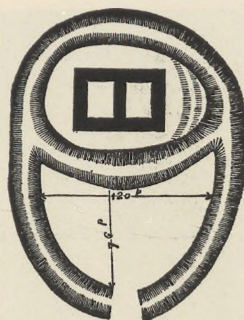
Diese erste Blüte der Ritterschaft spiegelt sich in Frankreich und England in einer Fülle von meist kleinen Burgen, die leicht zu kennen sind, weil sie, groß oder klein, gegen die Normannen oder von den Normannen gebaut, alle denselben Typus aufweisen. Caumont, der Architekturprofessor in Caen war, hat schon vor hundert Jahren 60 dieser kleinenBurgen ausgegraben. Denn mit dem Spaten muß man sie vielfach wiedergewinnen, da sie in ihrer ersten Periode noch meist aus Holz gebaut waren.

Caumont hat seine reichen Erfahrungen in einem Idealbilde zusammengefaßt. Aus einem kreisförmig verlaufenden Graben ist die Erde nach der Mitte hin zu einem Hügel aufgeworfen. Auf den Hügel ist ein breiter Turm gesetzt und um Turm und Hügel eine Hoffläche frei gelassen, die ein paar Gebäude trägt: Wohnung, Stallung, Magazin, und außen umher von Palisade und Graben umzogen ist (Abb. 180).

Französisch heißt dieser Typus *motte* „Erdhügel", englisch *moated mound.* Die deutschen Forscher haben gewöhnlich das französische Wort benutzt oder es mit „Spitzwall" ziemlich unglücklich, wie sie selbst zugeben, zu übersetzen gesucht. Ich habe nach Art und Verwendung schon vor 30 Jahren „Turmhügel" vorgeschlagen und damit einigen Anklang gefunden.

Es ist immer nur ein Turm, ein Wohnturm freilich, der auf dem Hügel steht. Sein Vorbild ist ohne Frage der römische Burgus gewesen, der auch am Limes schon auf einem flachen Hügel stand. Diese Hügel wurden dort ja zuerst für Signalhügel, nach denen man die Grenzlinie abgesteckt hätte, angesehen. Der Hügel ist wohl dadurch entstanden, daß man die Grabenerde nicht zu einem Walle aufwerfen wollte. Einen solchen brauchte der Turm bei seiner festen Bauart nicht noch dicht vor sich. Der Hügel verhalf ihm aber zu einer höheren Stellung, die er nach seiner Natur erstrebte.

Die Turmhügel der Normannen haben durchaus nicht immer den einheitlichen Hof wie in Caumonts Bilde, sondern vielfach einen zweigeteilten: einen engeren Raum um sich und einen weiteren flach vor sich, so wie die Königshöfe curtis und curticula hatten. Französisch heißen diese Teile dann cour und basse cour, englisch court und baise court. Ein hübsches Beispiel dafür ist das Château du Pin (Calvados) mit einem ovalen Hügel und halbkreisförmigen Vorraum. Solch eine Burg ist ganz klein. Der Vorraum mißt 39 : 24,5 m. Der rechteckige Turmbau hat außen 23 : 11 m, und die zwei



181. Pin. 1:2000.
Nach Caumont.

Räume, in die er geteilt ist, haben 7:9 m. Die Burg ist früh, ihr Besitzer, der Seigneur du Pin, hat in der Schlacht bei Hastings mitgefochten (Abb. 181).

Der berühmte Wandteppich von Bayeux, der die Taten Wilhelms des Eroberers in Bildern erzählt, zeigt auch in aller Deutlichkeit die Eroberung eines Turmhügels in der Normandie. Eben ist links die Burg REDNES (Rennes) erledigt, so folgt nach rechts weit detaillierter der Kampf gegen Dinan. *Hic milites Willelmi ducis pugnant contra Dinantes*, sagt die eingewebte Inschrift.

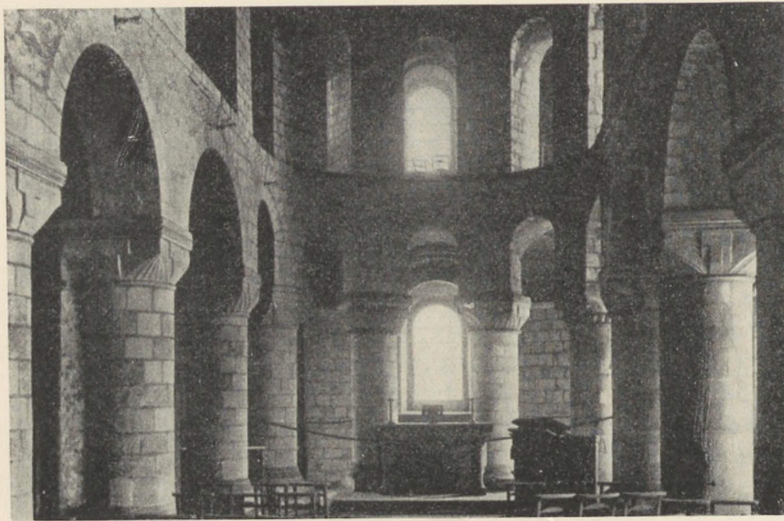
Die Burg ist im genauen Profilschnitt dargestellt. Der Erdhügel fällt links und rechts zum Graben ab und hat davor noch einen kleinen Aufwurf (Abb. 179).

Auf seinem Gipfel aber erhebt sich ein Holzbau, der in mehrere Etagen zerfällt: zunächst eine Umhegung mit niedrigeren Bastionen zu beiden Seiten; in der Mitte wächst ein Turm empor, bei dem auf breiterem Unterbau ein oberes engeres Stück steht. Von links her führt über den Graben hinweg zu der vorspringenden Bastion eine stark ansteigende Holzbrücke. Die Verteidiger wehren sich von der Vormauer und von dem oberen Teil der Brücke aus mit langen Lanzen. Die Angreifer kommen zu Pferde von beiden Seiten mit denselben Lanzen, ein paar stehen auch vorn vor der Burg, haben ihre Schilde abgestellt und suchen mit Feuerbüschen die Holzmauer in Brand zu setzen. Deutlich sind die Ringpanzer der Zeit zu erkennen, die den ganzen Körper bis zu den Ellenbogen und zu den Knien eng bedecken, dazu die spitze Helmkappe. Der Schild hat durchweg die Tropfenform, nur die Verteidiger oben in der Mitte haben einen runden. Die Borde des Teppichs, die oben und unten die Darstellung einfaßt, hat in regelmäßiger Abwechslung Dreiecke mit einem Palmettenmotiv darin und dazwischen eine Tierfigur: pickende Gänse und bellende Hunde und Greifen.

Die Bayeuxtapete mit diesem Bilderfries ist kunstgeschichtlich von höchstem Werte. Was ist uns sonst aus jener Frühzeit überkommen? Wandmalereien gab es in Ermangelung von Steinwänden noch nicht. Die Holzwände waren mit Teppichen behangen, aber die Teppiche verrotten und vermotten. So haben wir nur Buchmalereien und die sind fast alle religiöser Art. Schilderungen aus dem Profanleben gehören zu den größten Seltenheiten. Das Bild von Dinan zeigt uns überdies, daß die Normannen in Nordfrankreich die Burgen schon vorfanden, die sie selbst nachher so hundertfach nachgeahmt haben.

Die Königin der in der ersten großen Normannenzeit entstandenen Burgen ist der Tower von London, mit seinem bis heute erhaltenen Namen schon andeutend, daß er nur der altbekannte Wohnturm ist. Wilhelm der Eroberer hat ihn bald nach seinem Siege von Hastings um 1078 selbst erbaut (Taf. I und VIIIa).

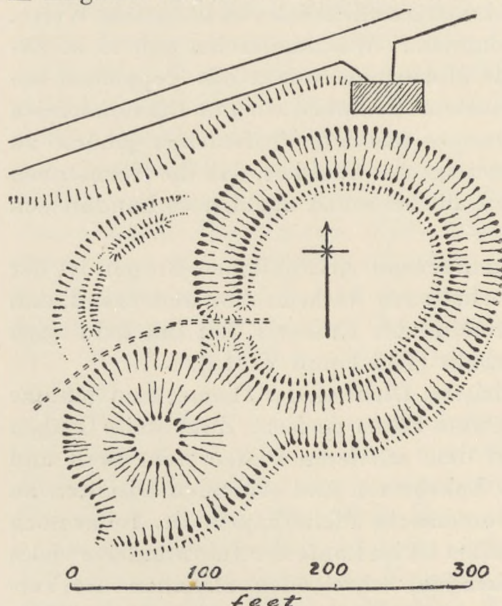
Es ist eine Wasserburg quadratischen Grundrisses. Dicht an der Themse zum Schutze der Hauptbrücke angelegt, läßt sie ihre Gräben vom Flusse speisen. Zwei breite Gräben und zwei Mauern bilden die Umhegung. Auf dem mittleren Platze steht breit und schwer der Tower mit schwach vortretenden Ecktürmen und schmalen Risaliten an den Mauern. Im Innern hält die schöne, frühromanische Pfeilerkapelle St. Johns noch die Urstimmung aufrecht (Abb. 182). Rings umher ist im Laufe der Jahrhunderte vieles neugebaut, aber unter den klagenden, seufzenden, schreienden Stimmen der Vergangenheit klingt tief und dröhnend immer noch der Unterton der alten Zwingburg-



182. Inneres der St. Johanneskapelle im Tower von London, erbaut 1078.

glocke, die dem ganzen Lande unerbittlich die Befehle gab.

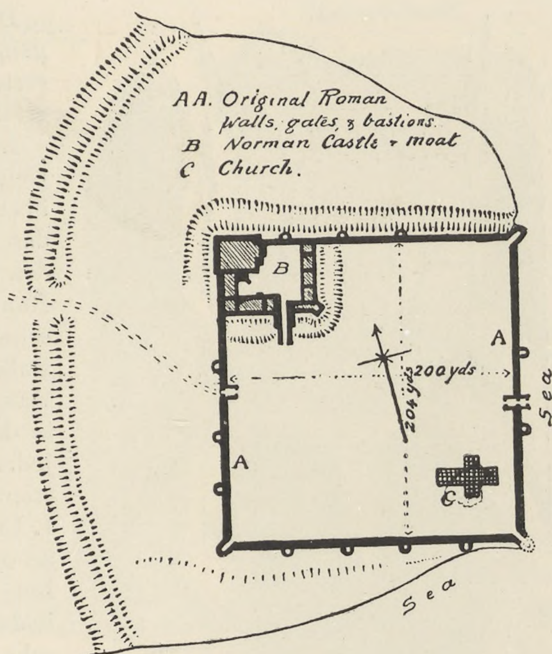
Wilhelm von der Normandie hatte von seinem kleinen französischen Küstenstaate aus mit einem Male ein großes englisches Königreich gewonnen. Er verteilte seine getreuen Mitkämpfer über das Land und ermahnte sie, überall Burgen zu bauen, um die neue Herrschaft zu sichern. Wir kennen von vielen dieser Ritter die Namen und können danach ihre früheren Sitze in Frankreich bestimmen: Aulnay, Molay, Combray, Rubercy, Fontenay la Marmion, du Pin usw. Wie in Pin waren es fast überall kleine Turmhügel, zum Teil schon mit baulich ganz ansehnlichen steinernen Wohntürmen besetzt. Es läßt sich aber in Frankreich nicht bestimmen, wie alt oder wie jung diese Burgen waren, als die Normannen nach England hinübergingen, oder welche etwa an derselben Stelle später noch erneuert wurden, denn die Normannen gaben ihre bisherige Herrschaft in Frankreich nicht auf. Ihr Erscheinen in England erst liefert einen festen Punkt für die Erkenntnis der Entwicklung ihres Burgenbaues. Man staunt, wie viele ihrer Schlösser als einfache Erdhügel mit ganz prähistorisch anmutenden Wällen und Gräben einem im Lande begegnen. Die Normannen haben also noch zumeist in Holz gebaut, als sie nach England kamen. Nur dadurch erhalten die Überbleibsel einen so zeitlosen Anstrich. Der Typus ist immer leicht zu erkennen an dem Kopfstück, dem Rundhügel, auf dem der Turm gestanden hat. Der davor sich ausbreitende Niederhof ist gewöhnlich größer, zuweilen auch zweiteilig. Der Eingang führt immer durch den Niederhof zum Turmhügel hinauf und ist zuweilen außen noch durch einen Bogenwall, der eine kleine Vorschanze bildet, eingeengt (Abb. 183).



183. Mexborough Castle. 1:1870. Nach Allcroft.

Die Burgen dieser Art sind Originalanlagen der Normannen an ganz neuen Plätzen. Sie haben aber vielfach sich zunächst auch in alte eingenistet und schon vorhandene

Sicherungen benutzt. So hat in Porchester Castle der normannische Gauherr sich das wohlerhaltene kleine Römerkastell zunutze gemacht und sich in eine Ecke davon geduckt. Und bei genauerem Zusehen bemerkt man, daß auch dies Römerkastell sich schon auf einen altbefestigten Platz gesetzt hatte. Es liegt auf einem gegen Osten in die See vorspringenden Kap, das durch einen im Westen querüberlaufenden starken Wall und Graben zu einer vorgeschichtlichen Burg ausgewiesen wird, ob zu einer britischen oder sächsischen, bleibt unbestimmt. Die Verhältnisse sind dabei immer kleiner geworden. Die vorgeschichtliche Anlage war eine Volksburg von 390:290 m, die folgende römische ein Truppenlager von 183:186 m, die normannische schließlich eine Herrenburg von 50:66 m (Abb. 184).

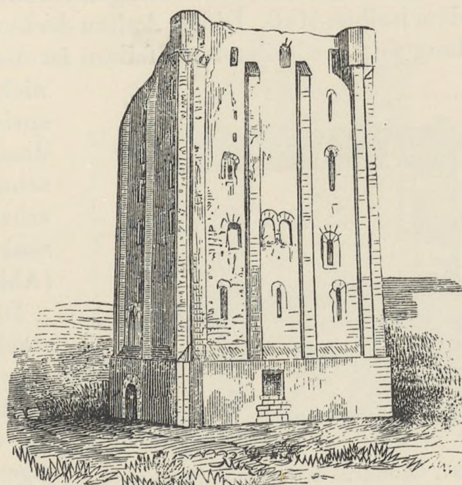


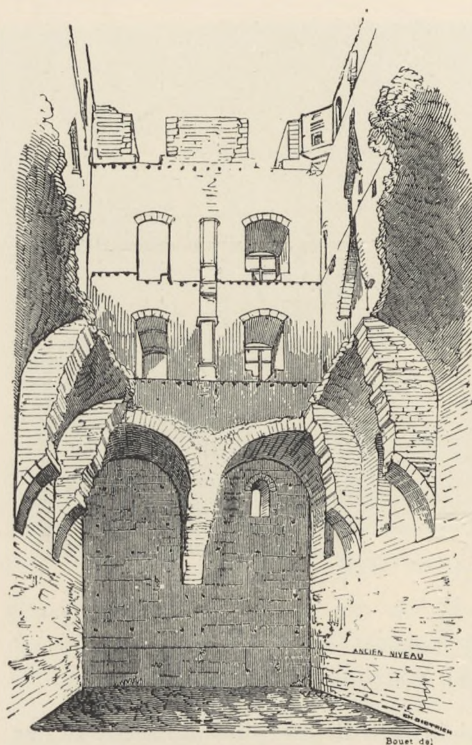
184. Porchester. 1:4000. Nach Allcroft.

In dieser Normannenburg läuft die Bewehrung ringsum, aber der Wohnturm fehlt nicht, nur liegt er diesmal nicht in der Mitte, sondern in einer Ecke.

Der Wohnturm heißt französisch „*donjon*". Das ist zusammengezogen aus „*dominationem*", dem Akkusativ, der im Vulgärlatein so oft statt des Nominativs gebraucht wird — ebenso wie es im Plattdeutschen eigentlich keinen Nominativ gibt, man vielmehr sagt „dat is 'n kloken Mann". Der Name bedeutet also „Herrschaft", gewiß sehr bezeichnend für den Zweck des Gebäudes.

Die Donjons, sobald man sie in Stein baut, geben ein prachtvolles Bild von dem Burgenwesen der Zeit. Ein sicher ins 11. Jahrhundert, wohl vor die Eroberung Englands zurückgehender ist der von Beaugency an der Loire, angelegt an der Stelle, wo ein wichtiger Flußübergang zu schützen war. Er ist fast bis obenhin erhalten, nur die letzten 5 m mußten 1767 abgetragen werden, weil sie zu sehr verwittert waren. Die ursprüngliche Höhe betrug 43 m. Der Turm mißt außen 23:20 m, innen 17:12,5 m. Der Sockel des Erdgeschosses springt ein wenig vor, dann gehen die Mauern glatt hinauf, an den Breitseiten von zwei, an den schmalen von einem flachen Pfeiler durchgeteilt. An den Ecken gehen jederseits zwei Pfeiler in die Höhe, ihre obere korbähnliche Ausladung ist aber spätere Zutat. Der ganze Bau war also ursprünglich ziemlich glatt.


185. Beaugency. Nach Caumont.



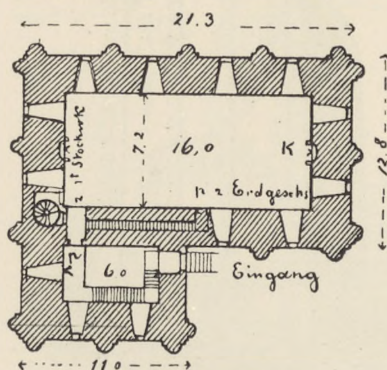
186. Beaugency. Innenansicht. Nach Caumont.

Die jetzt im Erdgeschoß vorhandenen Eingänge sind neu. Der alte Eingang führt ins erste Stockwerk und mußte auf der Leiter erstiegen werden (Abb. 185).

Im Innern war noch bis etwa 1850 das Gewölbe vorhanden, das das Erdgeschoß überdeckte. Es wurde von Pfeilern getragen, deren je zwei an den Lang- und je einer an den Schmalseiten, sowie zwei in der Mitte des Raumes standen. Über diesem Erdgeschoß erhoben sich noch vier weitere Geschosse, die Balkendecken hatten. Bei der Breite des Raumes standen aber jedesmal zwei Säulen in der Mitte als Stützen der Zugbalken. In jeder Etage war gegen Osten und gegen Westen ein Raum. An einem Ostfenster der 1. Etage stand ein Altar und daneben war an der Wand der Rest einer Christusdarstellung zu erkennen. Die Treppen lagen überall in den dicken Mauern und waren infolgedessen sehr eng. Die Mauerstärke nahm von unten nach oben erheblich ab, von $3^1/_4$ bis $1^1/_4$ oder 1 m (Abb. 186).

Die genaue Erbauungszeit dieses Turmes läßt sich nicht feststellen, er wird im 11. und 12. Jahrhundert öfter genannt als Teil des Palastes der hochangesehenen „Sires de Beaugency".

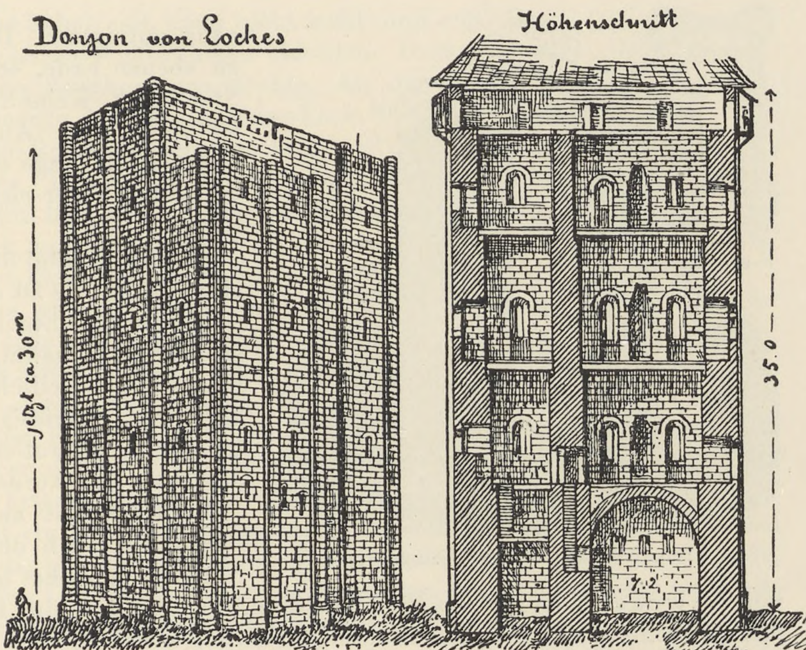
Ein ganz ähnlicher und, wie die Kenner sagen, wohl der schönste von ganz Frankreich ist der Donjon von Loches (Eure et Loire), auch er noch früh, wohl aus der Zeit um 1050. Er besteht aus zwei Teilen, dem langrechteckigen Hauptbau von 21,3 : 12,8 m und einem ebenso rechteckigen Anbau an der Langseite von 11,0 : 6,5 m, also genau dem halben Maß. Dieser Anbau deckt den Eingang und die Treppe. Die Mauerbehandlung mit den teilenden Pfeilern ist dieselbe wie bei Beaugency. Die Pfeiler sind aber nicht mehr einfach flach, sondern aus der Fläche springt in der Mitte eine Halbsäule heraus. Über dem Erdgeschoß liegen auch hier drei weitere Geschosse. Ganz oben sind noch die Balkenlöcher erhalten von der vorspringenden Galerie, die die senkrechte Bekämpfung der Angreifer ermöglichte (Abb. 187, 186).



187. Grundriß des zweiten Stockwerks in Loches. 1:1500.

Die spärlichen Fenster verengen sich nach außen stark. Die Wendeltreppen liegen wieder in den engen Mauern. Kurz die Übereinstimmung von Loches und Beaugency ist groß, und es fehlt nicht an weiteren Türmen, die sich mit ihren Haupteigenschaften hinzugesellen, so Sainte Suzanne (La Mayenne), Nogent le Rotrou (Eure et Loire), Broue

und Pons (beide Charente - Inférieure), l'Islot, Tounai-Boutonne, die beide noch in das frühe 11. Jahrhundert zurückgehen.



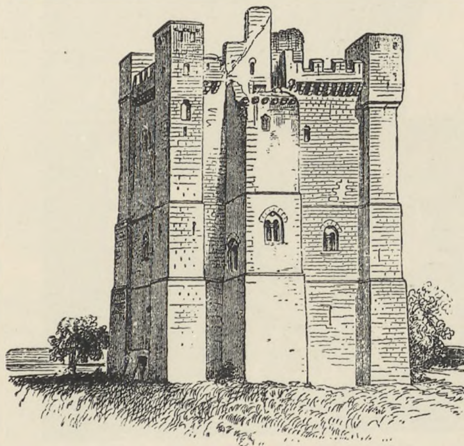
188. Ansicht und Aufriß des Donjon von Loches. Nach Näher.

Bei all diesen Türmen ist, so gut die Außenmauern erhalten sind, doch immer die ganze Innenteilung zerstört, weil die Balkendecken mit der Zeit zusammenbrachen.

Im 12. Jahrhundert nimmt der Burgenbau unter den Nachfolgern Wilhelms des Eroberers einen großen Aufschwung. Die Kirchenbaukunst, die überall vorangeht, ebnet ihr die Wege. Mehr und mehr läßt man den Holzbau fallen und bevorzugt den Stein, der ja gerade für Wehrbauten unbedingt überlegen ist: er erlaubt fester und höher zu bauen und trotzt der Brandlegung.

Der Stil im ganzen ändert sich zwar nicht. Der Donjon behält seine Alleinherrschaft als Trutz- und Wohnbau zugleich, aber seine Maße wachsen, um die Wohnräume darin behaglicher zu gestalten. Es werden mehr und größere Fenster angelegt. Auch die Umfassungsmauer des Hofes wird höher und fester gebaut und der Graben tiefer ausgehoben.

Die Donjons dieser mittleren Zeit sind leicht zu erkennen an den Ecktürmen, zu denen sich die bisherigen flachen Zierpfeiler dort entwickelt haben. Der Donjon von Chamboy (Orne) ist ein Musterbeispiel. Er ist bis unter das Dach prachtvoll erhalten. So sind die Turmaufsätze über den Ecken noch alle vier vorhanden. In dem einen ist ein altes Bethaus zu erkennen, in dem zweiten ein Gefängnis mit tückisch eingerichtetem Verschluß, der dritte ist heute ein großes Taubenhaus. Zwischen diesen Ecktürmchen steht überall noch die nunmehr in Stein gebaute Galerie, weit vorkragend und mit Zinnen gekrönt (Abb. 189).


189. Chamboy (Orne). Nach Caumont.

An der Südseite ist ebenso wie schon bei Loches ein Anbau vorgelegt, der den Ein-

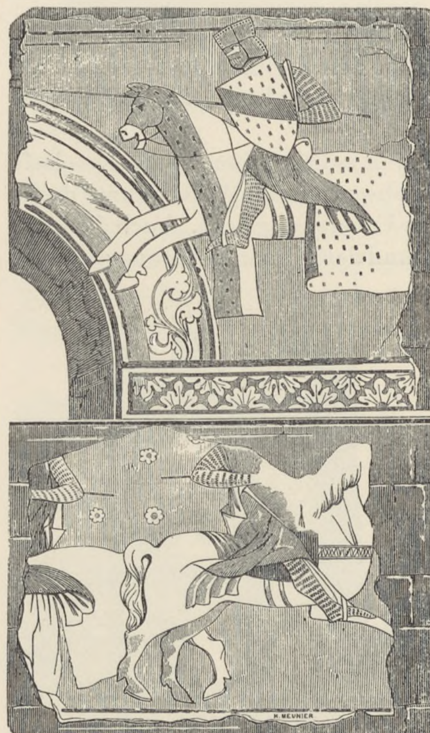


190. Newcastle. Nach Caumont.

gang aufnimmt. Der liegt wieder nicht zu ebener Erde, sondern erst im ersten Stockwerk. Keine Spur einer festen Treppe ist vorhanden. Aus alter Überlieferung hat sich die Sage erhalten, daß man ihn vermittels einer eisernen Leiter erstiegen habe.

Im Innern sind die Geschoßdecken alle eingestürzt. Es ist aber zu erkennen, daß das ganze erste Stockwerk ein einheitlicher großer Saal einnahm, der offenbar der Empfangs- und Gesellschaftsraum des Schloßherrn war. Ein riesiger Kamin, dessen Mantel mit Reliefrauten verziert ist, liegt in der Mitte der Nordseite.

Natürlich hat an dieser Entwicklung sich sofort auch die englische Seite des Normannenreiches beteiligt. Der Donjon von Newcastle ist hier das Paradebeispiel. Die Ecktürme sind noch größer geworden, ihre Bekrönung ist nicht alt erhalten, sondern modern ergänzt. Für den Eingang ist wieder der Anbau errichtet, aber die Treppe zu ihm ist jetzt schon in Stein mitgebaut und führt von Seitenmauern gedeckt auf wenigen Stufen in ein schönes romanisches Portal (Abb. 190). Auch an dem einfachen und Doppelfenstern erscheinen hübsche Säulen und verzierte Rundbögen.

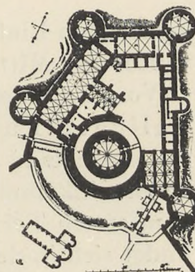


191. Ritterkämpfe, Wandmalerei in Newcastle. Nach Caumont.

Die weitere Entwicklung wurde gebracht durch die zunehmende Befriedung des Landes und die damit wachsende Berechtigung des Burgherrn zu breiterem, behaglichem Wohnen. Er zog aus dem alten engen Turmbau in weniger feste, aber freundliche und ausgebreitete Räume von Häusern, die auf dem Burgraume neben dem Donjon erstanden. Von der Ausschmückung der Räume sind hier und da Reste erhalten, Wandmalereien, die Ritterkämpfe und Ritterspiele zum Gegenstand hatten (Abb. 191). Auch gemalte Glasfenster treten jetzt um 1200 auf. Vorher war Fensterglas immer noch eine Kostbarkeit gewesen. Die Holzläden wurden bei Kälte geschlossen, und man saß im Dunkeln. Bei leidlichem Wetter konnte man mit gewichster Leinwand, die Licht durchließ, sich einigermaßen helfen.

In der Architektur wurde jetzt der Wölbbau allgemein, und der große Turm wurde immer mehr rund statt rechteckig. Das hängt beides miteinander zusammen. Ein richtiger Wohnturm,

der vernünftige Zimmer haben soll, kann nicht wohl rund sein. Das Rund läßt sich schlecht zu Wohnräumen einteilen. Deshalb war der Donjon als Sitz des Burgherrn rechteckig. Als der Herr ihn aber verlassen hatte, wurde der Bau in erster Linie Wehrturm und für einen solchen ist die Rundform angebrachter, weil die Geschosse besser an ihm abgleiten. Dieser Rundturm förderte nun auch den Wölbbau, denn ein Rund läßt sich schlecht mit Balken überdecken, wie es für ein Rechteck umgekehrt das Gegebene war.

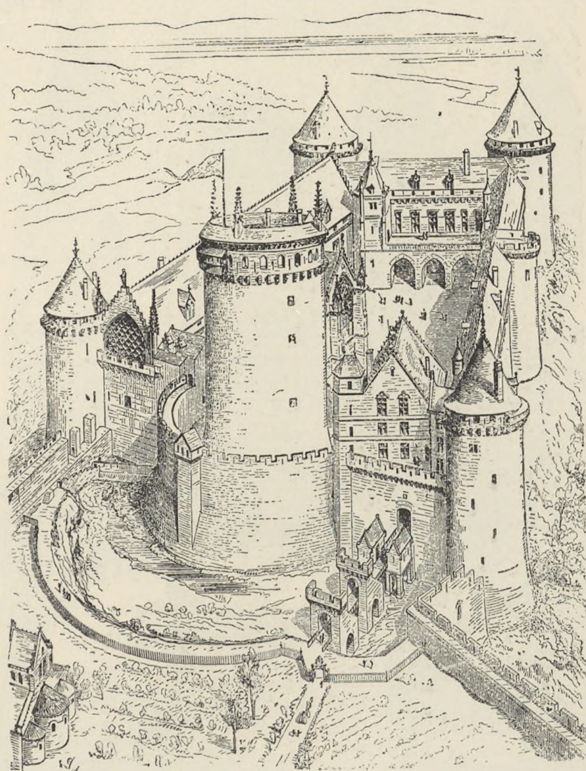


192. Château de Coucy. 1:5000.

Das Prachtstück des 13. Jahrhunderts ist in Frankreich Coucy, heute leider infolge des letzten Krieges eine traurige Ruine. Eine unregelmäßige Bergfläche bildet den weiten Vorraum und hat schon vorn und in der Mitte ein Tor. Die Burg liegt in der Nordwestecke. Sie ist ein verschobenes Viereck mit Rundtürmen auf den Ecken. An der gegen Osten gerichteten Front liegt in der Mitte der kolossale runde Donjon und läßt links und rechts von sich einen Weg herein, der auf einer Brücke über den breiten Graben kommt. Der östliche ist der breite Hauptweg, er mündet in eine weite Torhalle, der westliche ist ein kleiner Brückenpfad direkt für den Turm (Abb. 192). Im Innern der Burg geht die Bebauung ringsum. Rechts und hinten liegen Wohngebäude, links eine große Kirche (Abb. 193). Der große Rundturm in der Front aber zieht alle Aufmerksamkeit auf sich. Er hat 30,5 m im Durchmesser und war bis vor kurzem noch 50 m hoch. Seine Mauer ist $6^1/_2$ m dick und für den Innenraum bleibt somit eine Weite von 17 m Durchmesser, die eben die Anlage eines sehr stattlichen Kuppelsaales gestattete (Abb.194).

Damit hat der Donjon seine Rolle als Wohnung der Burgherrn, als Sitz und Symbol der „Herrschaft“, die ihm den Namen gegeben hatte, ausgespielt. So mächtig er auch noch in die Erscheinung tritt, er ist in Coucy doch bloß der Torwart, der jeden Ein- und Ausgang überwacht und beim Angriff den ersten und härtesten Widerstand leistet.

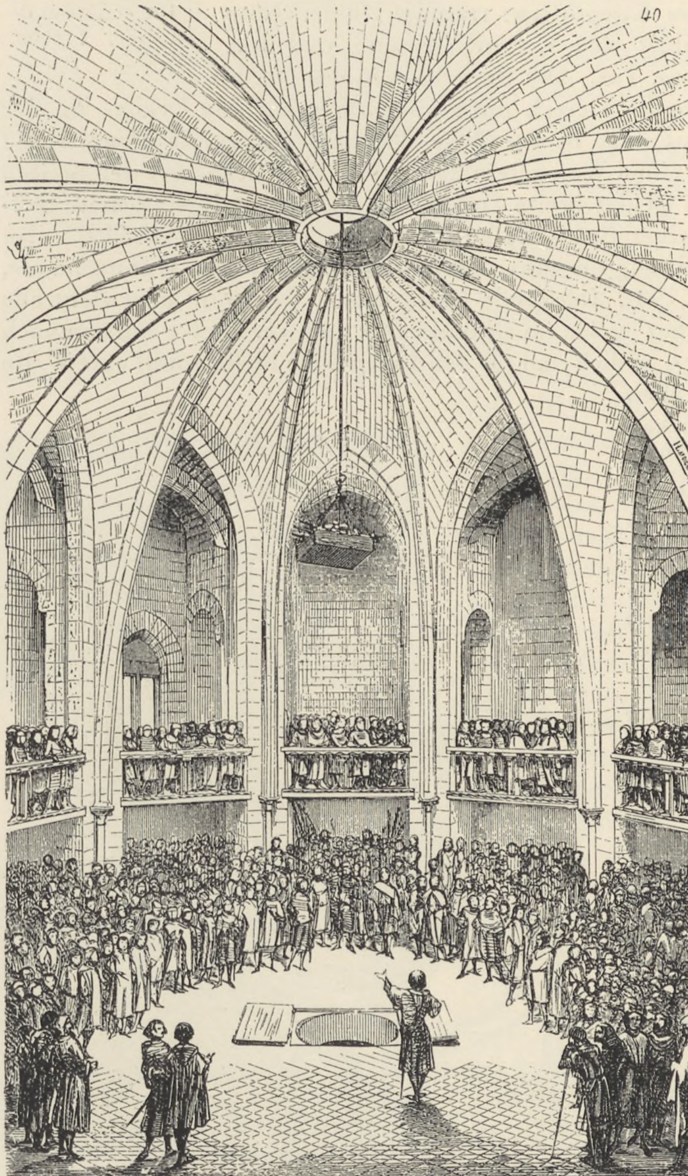
Und damit tritt der Burgenbau, der diesen Donjon als Hauptstück hatte, in eine neue Stufe seiner Entwicklung. Die Architektur lockert sich auf. Sie ist nicht mehr ein einheitlicher Block inmitten eines Hofes, sondern sie pflanzt ihre einzelnen Gebäude um den offenen Hof herum und hat nun die Freiheit, sie jedes nach seiner Zweckbestimmung zu behandeln. Diese Neuerung beruht auf ver-



193. Ansicht von Coucy. Nach Viollet la Duc.

schiedenen Einflüssen anderer Gegenden. Sie eröffnet und erfüllt weiterhin die Hochkultur des Mittelalters.

Von Einzelheiten des neuen starken Burgschutzes seien hier herausgehoben das Fallgatter und die Zugbrücke (Abb. 195—197), die alsbald in Frankreich und in Deutschland allgemeine Verbreitung fanden. Die Zugbrücke wird nur herabgelassen, wenn willkommener Besuch erscheint. Das Fallgatter befindet sich vorn, gleich hinter dem ersten Torverschluß. Hat der Feind diesen ersten Verschluß gesprengt und befindet sich in der Torkammer vor dem zweiten, so läßt man hinter ihm das Fallgatter nieder. Er ist dann im Tore gefangen und kann von oben her vernichtet werden.



194. Saal in Coucy. Nach Viollet la Duc.

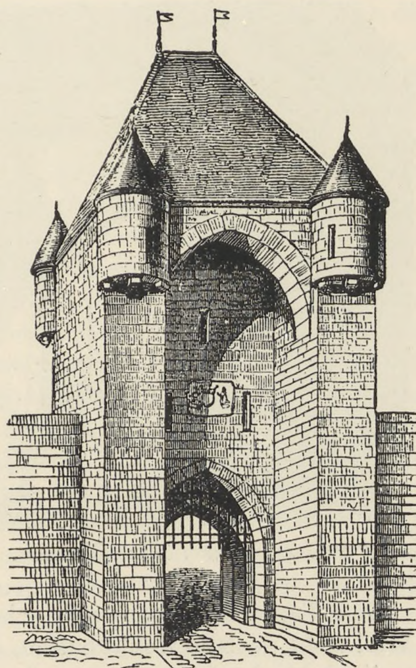
Die Vitrified Forts in Schottland

Kulturell anscheinend weit zurückliegend haben die schottischen Schlackenburgen der Geschichte und Archäologie so viele Rätsel aufgegeben, daß die einfache Aufklärung ihrer Bauart und ihre Ansetzung dicht vor die normannische Periode immer noch als eine Offenbarung erscheint. Es kann nicht mehr die Rede sein von einem uralten Volke, das die Gewohnheit, gehabt hätte seine Steinwälle zu brennen, um sie glatt und unersteiglich zu machen (s. oben Abb. 102/3). Der „Schlackenwall" erklärt sich daraus, daß die Burgmauer aus schmelzbarem Material, wie besonders Basalt mit reichlichem Holzdurchschuß erbaut und nachher einem Zerstörungsbrande zum Opfer gefallen war.

Die interessanteste dieser Schlackenburgen in Schottland ist Dunsinnan, das alte Macbeth-Schloß, in

dem der Usurpator belagert wird und seinen Untergang findet (Abb. 198).

Die Burg liegt 325 m hoch in der Grafschaft Perthshire und ist, da später nicht mehr benutzt, in dem Zustande ihres Unterganges um 1040 erhalten. Sie ist nur 55 m lang und 30 m breit. Die Schlackenmauer zieht rings am scharfen Plateaurande umher, an dem sanfteren West- und Südhange liegt noch ein doppelter Wall mit Graben davor. Der Zugang kam vom Südwesten herauf. An dem Schlackenwall hat man durch Grabung so viel aufgeklärt, daß auf mehr als den halben Umfang der Fuß der äußeren Mauerfront freiliegt; und zwar ist er $4^1/_2$ m von der Krone des Schlackenwalles entfernt. Besonders im Südwesten fallen sehr gut gebaute Mauerstellen auf mit hübschen flachen Quadern. Im Innern des Walles ist alles wirr durcheinander gefallen. Die angeschmolzenen Stücke zeigen noch vielfach die Abdrücke von Hölzern.



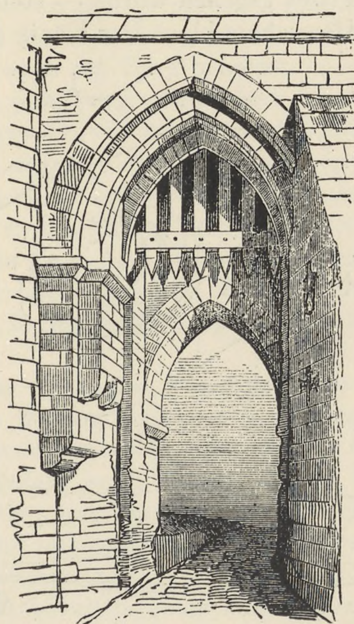
195. Tor mit Fallgatter von außen. Nach Caumont.

Wie verkehrt die alte Erklärung ist, man habe den Wall auch deshalb gebrannt, um gleich hinter ihm recht trocken zu wohnen, beweist diese Burg mit ihren Innenbauten. An der Stelle, wo das große Herrenhaus gestanden hat, ist die Verschlackung stärker als irgendwo am Walle: einfach deshalb, weil für das Haus mehr Holz gebraucht ist als für die Wallmauer. Aber absichtlich gebrannt hat man doch wahrlich die Hausmauer nicht!

Bei Shakespeare gibt eine der 3 Hexen dem Macbeth die Prophezeiung:

Macbeth will never vanquished be, until
Great Birnam wood to high Dunsinnan hill
Shall come against him.

Im Stücke geht diese Prophezeiung dadurch in Erfüllung, daß das feindliche Heer sich in dem benachbarten Birnam-Walde Zweige gepflückt hat und die Soldaten nun diese Zweige gegen die Sonne über den Kopf haltend wie ein wandelnder Wald heranmarschieren. Die ursprüngliche Bedeutung der Prophezeiung in der alten Sage war aber sicher die: Macbeth kann nicht bezwungen werden, es sei denn, daß der ganze Birnam-Wald kommt und sich als Holzstoß um die Burg lagert, sie zu verbrennen! Der Dichter des 16. Jahrhunderts hat diesen alten Sinn des 11. Jahrhunderts nicht mehr verstanden, die Burg selbst hat ihn aber an sich erfahren, denn



196. Tor mit Fallgatter von innen. Nach Caumont.



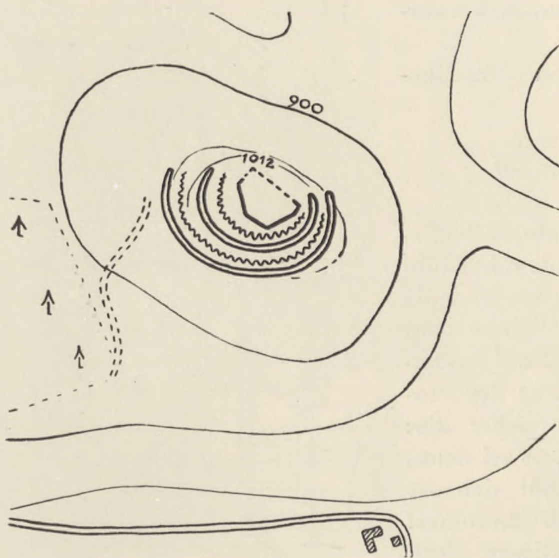
197. Zugbrücke. Nach Caumont.

sie ist tatsächlich durch einen großen Brand gefällt worden, so sehr sie auch stolz sein durfte auf ihre Höhenlage, auf ihre starke Mauer und die ausgedehnten Vorwälle (Abb. 198).

Ich habe im Jahre 1903 noch 3 andere Schlackenburgen in Schottland aufgesucht: Finhaven in Forfar und den Tap of Noth von Aberdeen aus und Carradale auf der Insel Kintyre, südwestlich von Arran. Sie haben alle den gleichen Grundriß: ein langes Oval und ganz einfachen Wall mit glattem Tordurchgang. Finhaven mißt 120 : 30 m, der Tap of Noth 100 : 30 m, Carradale 62 : 24 m. Die Verschlackung ist bei ihnen, besonders beim Tap of Noth, schwächer als bei Dunsinnan. Das mag an schwächerem Brande oder dem etwas anderen Gestein liegen — bei Finhaven ist es ein Konglomerat von Sandstein mit Kieseln — die Ursache bleibt aber dieselbe. Dem Tap of Noth kann man schon aus der Ferne seine alte Burgkrone ansehen. Sein Wall steht noch so wohlerhalten, daß er gegen den Innenraum 3 m hoch ist und seine steile Schlackenhalde nach außen 8—9 m tief hinabzieht.

Burgenrecht und Lehnsrecht in Deutschland

Der Erlaß Karls des Kahlen vom Juli 864, das sog. Edictum Pistense — weil es in Pitres gegeben wurde — stellt wie kein anderes Dokument das alte Burgenrecht des Herrschers klar. Der König sagt: „Bis zum 1. August sollen alle ohne königliche Genehmigung angelegten Burgen, Befestigungen und Verhaue, weil sie die Umgegend bedrücken, zerstört werden. Wird der Befehl nicht befolgt, so sollen die Grafen, in deren Grafschaften die Befestigungen liegen, die Zerstörung ausführen. Wird ihnen Widerstand geleistet, so ist der König sofort zu benachrichtigen. Entsprechen die Grafen dem königlichen Befehle nicht, so werden sie abgesetzt."



198. Dunsinnan, die Macbethburg. 1:7500. Nach Schuchhardt.

Der König hat für den Frieden des Landes zu sorgen. Er bestimmt oder läßt zu die Burgen, die gegen den äußeren Feind gerichtet sind, er verhindert und beseitigt aber die Burgen, die im Innern des Landes Unfrieden stiften.

Um für die Sicherung des Landes durch die nötigen Befestigungen zu

sorgen, hat der König wie den Heerbann so auch den Burgbann, d. h. das Recht, die Umwohnenden zur Erbauung der betreffenden Feste aufzubieten. Der Ausdruck kommt zum ersten Male vor in einem Erlaß Ottos d. Gr. von 940, in dem er die Befestigung des Klosters Corvey dem Abt gestattet und ihm dazu sein Recht des Bannes, *quem burgbann vocant*, abtritt: die Leute aus den 3 Nachbargauen Auga, Netga und Huetiga, die nachher auch Zufluchtsrecht in der Befestigung haben sollen, darf der Abt aufrufen.

So wie hier zum ersten Male der Abt eines Klosters, erhalten auch Grafen und Vögte (Gerichtsherren) die Erlaubnis zum Burgbau und den Burgbann übertragen. Immer mehr geschieht es nicht bloß für einzelne Fälle, sondern ein für allemal. Die Landesgrafen hatten die Gerechtsame eigentlich immer, und immer tritt dabei hervor, daß sie an die militärische und juristische Hoheit dieser vom König eingesetzten Beamten geknüpft ist. Auch in einem Streitfalle wie dem des Grafen von Tirol mit dem Fürstbischof von Trient im Jahre 1184 gibt das den Ausschlag. Der Graf hatte sein Gebiet vom Fürstbischof zu Lehn, aber er war Militär- und Gerichtsherr und erhielt daher das Recht, sich gegen den Einspruch des Bischofs die gewünschte Burg zu bauen.

In der Zeit, wo die Erlaubnis vom König oder seinem Grafen eingeholt wurde, waren auch alle Burgen des Königs. Er hatte das „Öffnungsrecht" für eine jede, d. h. das Recht, jederzeit eine eigene Besatzung in die Burg zu legen. Aber dies Recht des Königs ist nie so unbedingt und allgemein gewesen wie etwa das auf Münze und Zoll. Als im 12. Jahrhundert das Lehnswesen eine immer stärkere Zersplitterung der Herrschaftsgebiete herbeiführt, wurden die Burgen immer mehr die Verwaltungssitze der größeren und kleineren Herren, zu denen die Güter, die ursprünglich die Hauptsache waren, nun als Zubehör (pertinentia, appendicia) gehören. Die alten fränkischen Gerichtsgrafen hatten schon vom 10. Jahrhundert an ihre Grafschaft erblich. Unter ihren Erben teilte sich oft die Grafschaft oder mehrere schlossen sich zusammen. Aus den Beamten wurden Herren. Im 11. Jahrhundert beginnt der Graf sich nach seiner Burg zu nennen. Auch die ganze Grafschaft wird vielfach nach der Burg benannt.

In dieser Entwicklung hat der Aufruf Heinrichs I. zum Burgenbau gegen Ungarn und Slawen eine besondere Rolle gespielt. Widukind von Corvey berichtet: Als Heinrich von den Ungarn auf 2 Jahre Frieden erlangt hatte, ordnete er an, daß jeder neunte der landsässigen Ritter (milites agrarii) auf einer Burg wohnen und für seine 8 Genossen Häuser bereithalten solle. Von der ganzen Ernte solle er den dritten Teil erhalten und verwahren. Die anderen acht aber sollten den Acker bestellen und auch für den Neunten die Ernte mit besorgen. Beratungen, Zusammenkünfte und auch Festlichkeiten sollten stets in den Burgen abgehalten werden. Außer diesen Burgen gab es nur schlechte oder gar keine Mauern.

Es zeigt sich eine merkwürdige Verwandtschaft zu den alten Pagoi des Servius Tullius, in denen auch alle Zusammenkünfte gehalten werden mußten und die damit rasch die Gaumittelpunkte auch für die Verwaltung geworden sind. Ebenso ist es mit den Burgen Heinrichs I. gegangen. Als die Ungarngefahr nach einigen Jahren beseitigt war, hatten die Burgen ihre Bedeutung besonders gegen die Wenden, sie breiteten sich auch in das schrittweise eroberte Wendenland aus und wurden hier zu den Burgwarden, den Sitzen der Gauobrigkeit und Verwaltung.

Derartiges lag als Keim von vornherein in diesen offiziellen Burgengründungen. Als 898 König Arnulf seinem Ministerialen Heimo die Immunität für seinen Grundbesitz in der Ostmark bei Regensburg verlieh, legte er ihm auf, dort eine Burg zu bauen und den

Grenzgrafen daran zu beteiligen, und als um 995 der Bischof Bernward von Hildesheim die Mundburg an der Einmündung der Ocker in die Aller gegen die Wenden erbaut hatte, verlieh ihm Otto III. als Dank dafür das Grafenamt in jener Gegend.

Das sind zwei Beispiele, die noch dicht vor und bald nach der Zeit Heinrichs I. liegen. Nachher hat der Burgenbau rasch weithin sich große Freiheiten verschafft.

Der Graf von Arnsberg (1138—1151) erhält von Konrad III. das Recht, auf allen seinen Gütern im Reiche Burgen zu bauen. Der Eigenbesitz genügte für solche Freiheit. Im 12. Jahrhundert wurden die meisten Burgen schon ohne königliche Erlaubnis errichtet. Das Befestigungsrecht war in die Hände der Grafen übergegangen.

Auch als im 12. Jahrhundert mehr und mehr Städte erbaut werden, d. h. den bisher offenen Siedlungen, die zu größerer Bedeutung gelangt sind, etwa durch Verleihung des Marktrechts, gestattet wird, sich mit einer Mauer zu umziehen, ist der Bau fester Häuser oder Türme in der Stadt noch von besonderer königlicher Genehmigung abhängig, macht sich aber auch alsbald davon frei, so daß besonders in Italien, aber auch in Regensburg, Osnabrück die Türme und „Steinwerke“ aufwachsen, die zum Teil bis heute erhalten sind.

Durch die starke Zersplitterung des Landes in kleine Lehen, durch das Erblich- und Selbständigwerden dieser Lehen kam es zu den bösen Zuständen des hohen deutschen Mittelalters. Die großen Herren, die Landesgrafen und Herzöge verloren den Boden unter den Füßen, weil ihr Land aufgeteilt war und jeder Teil seinen eigenen Herrn mit eigenem Kopfe hatte. Vollends war der König und Kaiser und die Reichspolitik geradezu lahmgelegt. Die Hohenstaufen haben ihre hohe politische Klugheit und Energie darangesetzt, um diesen üblen Gang aufzuhalten. Schon unter Friedrich I. wird deutlich, wie er danach strebt, dem König wieder wirklichen Machtbesitz zu verschaffen. Er hat nach und nach 350 Burgen im Reiche an sich gebracht, und als er 1180 Heinrich den Löwen in die Acht erklärte und sein sächsisches Herzogtum aufteilte, sind die Grafschaften Holstein und Oldenburg und die wichtigen Handelsstädte Bremen, Hamburg und Lübeck reichsunmittelbar geworden. Der Sohn Friedrichs I., Heinrich VI., wollte das Königtum in Deutschland erblich machen, scheiterte mit dem Plane bei den Fürsten. Sein Enkel Friedrich II. aber hat wenigstens in seinen unteritalischen Erblanden in Fortentwicklung der bodenständigen normannischen Verfassung das Muster eines durch planmäßige Burgenverteilung einheitlich regierten und verwalteten Landes aufgestellt.

Die Alpenpässe

Bestand die große Umwälzung, die den Beginn des Mittelalters charakterisiert, in der Verlegung des Macht- und Kulturschwerpunktes vom südlichen nach dem nördlichen Europa, so ist nicht anders zu erwarten, als daß während dieses sehr langsam sich vollziehenden Prozesses ein reger Austausch zwischen den beiden Europahälften, sei es kriegerischer, sei es friedlicher Art — je nachdem, ob er Macht- oder Kulturfragen galt — sich entwickelte, und daß von diesem hin- und herflutendem Verkehr in erster Linie die große Grenzbarre zwischen den beiden Gebieten, der Alpengürtel, die Spuren erfahren und erhalten haben müßte.

Man liest auch hier und da von den königlichen und kaiserlichen Wegeburgen, die die Römerzüge der deutschen Herrscher geschützt hätten, und ist geneigt es für richtig zu halten, weil schwer auszudenken ist, wie ganze Heere ohne solch vorgesehenen sicheren Schutz durch diese schwierige Gebirgswelt hätten gelangen sollen.

Und doch hat es in den Alpen nie Wegkastelle gegeben, die die Kaiser selbst angelegt oder unter ihrem unmittelbaren Befehl gehabt hätten. Trotz vortrefflicher Anläufe der größten unter ihnen, Karls d. Gr., Ottos d. Gr., Barbarossas und seines Enkels Friedrichs II. sind die Alpenstraßen nie fest in deutscher Hand gewesen; ein Zeichen dafür, wie wenig die deutsche Kaisermacht den weiten Ausgriff und tiefen Eingriff der voraufgegangenen römischen erreicht hat.

Imposant ist aber trotzdem, wie die großen Organisationsnaturen, Karl d. Gr. und Otto d. Gr., vorgegangen sind.

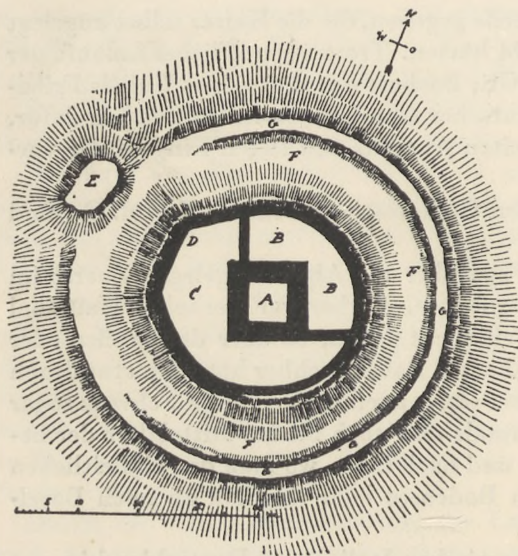
Die Römer hatten mehrere ganz feste Wege über die Alpen angelegt. Zuerst im Westen nach Gallien hinüber, wo Caesar Krieg führte. Vorher war hier schon Hannibal von Spanien her herübergekommen, man weiß nicht genau, ob über den großen oder den kleinen St. Bernhard oder einen benachbarten Paß. Nachher hat Augustus durch Felssprengungen, die mit Feuerhilfe ausgeführt wurden, einen Weg in die Schweiz sogar fahrbar gemacht. Der Septimer-Paß war damals und noch bis ins Mittelalter der beliebteste, er führte an die oberen Rheinläufe und nach Chur, wo man den einheitlichen Rhein erreichte und nun nach Bregenz am Bodensee oder westlich ab nach Basel-Augst ohne Schwierigkeit gelangen konnte.

In der Schweiz ist Chur für den Verkehr zwischen Italien und Deutschland immer der wichtigste Punkt gewesen und geblieben. Vom Norden her ist nach Chur der gegebene, gerade, nord-südliche Weg, dann hat man die Wahl für den vorderen oder hinteren Rhein, für die Pässe des Septimer, Splügen, Bernardin usw., um drüben dann in das Bergell-Tal und nach Chiavenna und dem Comer See zu kommen oder in das Mesocco nach Bellinzona und an den Lago Maggiore. Der Gotthard- und der Brennerpaß sind erst später aufgekommen, und der Brenner hat dann als der bequemste von allen allerdings die meisten Römerzüge erlebt.

In Chur hatten die Römer ein Standlager errichtet, auf dem felsigen Hügel, auf dem nachher der Bischofssitz mit dem Dom erwachsen ist, und sie legten hierher den Oberbefehl und die Verwaltung von ganz Rhätien. Schon im 5. Jahrhundert hat der christliche Bischof hier Platz genommen. Karl d. Gr. hat ihn 784 zum „Rektor der Rhäter" gemacht und dann nach 800 allgemein die Gauverfassung eingeführt, die mit den vom König eingesetzten Grafen ihm das ganze Land in die Hand geben konnte. Die Maßregel hatte eine starke Einwanderung zur Folge von Großbauern und von Mönchen, die einerseits Höfe, anderseits Klöster, Stifte, Hospize gründeten.

Auf dieser Bahn ist die Entwicklung mehrere Jahrhunderte geblieben. Es haben sich große Herrenhöfe entwickelt, wo immer die Natur einen reicheren Ertrag versprach. Es sind Kapellen und Kirchen errichtet und hier und da mit Befestigungen versehen, so daß es „Kirchenburgen" wurden, die vor rüdem Raube geschützt sein wollten. Vom „Jörgenberg", einer befestigten St. Georgs-Kirche, erfahren wir schon 766 unter König Pipin. Die Hospize sind für Kaufleute bestimmt und für Pilger, die nach Rom fahren wollen und nachher auch häufig zum Heiligen Lande.

In der nördlichen Schweiz war eines der ältesten und mächtigsten Geschlechter, das wahrscheinlich dem alemannischen Uradel angehörige der Freien v. Regensberg. Sie hatten wahrscheinlich schon 870 in der Gegend ausgedehnten Besitz; urkundlich nachweisbar sind sie von 1080 an. Ihre Stammburg am Katzensee bei Regensdorf macht ganz den Eindruck eines normannischen Turmhügels. Der Hügel ist aber hier kein künstlicher. Seine rundliche Oberfläche von 30 m Durchmesser umzieht eine 1 m dicke Mauer, und vor ihr liegt ringsum ein breiter und tiefer Graben. Der Turm auf der



199. Altregensberg zwischen Waldshut und Zürich. 1:1000. Nach Zeller-Werdmüller.

Hügelmitte mißt 12,90:12,90 m bei 3,30 m dicker Mauer. Er hatte oben 2 Wohngeschosse. Später ist vom Turme nach Norden und Osten je eine Mauer gezogen, um den dazwischenliegenden Hofteil *BB* mit einem Wohnhause zu überbauen. Die Ansätze für die über den Graben führende Holzbrücke sind an der Mauer bei *D* und am gegenüberliegenden Grabenrande in der Erhöhung *E* vorhanden.

Sonst hören wir von Burgen oder auch nur Wegewarten aus diesen frühen Zeiten nichts, und es ist auch im Gelände nichts dergleichen aus ihnen vorhanden. Selbst das mächtige, an immer vermehrtem Grundbesitz erstarkte Geschlecht der Vaz ist sehr lange hofsessig geblieben und hat mit dem Burgenbau erst gegen 1200 begonnen.

Und wie einfach tritt dann dieser Burgenbau auf! Er besteht durchweg nur in einem Turme, keineswegs etwa im Format des normannischen Donjon, sondern in dem ganz ursprünglichen des römischen Wartturmes von 8 oder 10 m im Quadrat. An den Straßen und neben den Siedlungen, zuweilen auch zu mehreren in den Dörfern treten diese ganz simpeln alten Schutztürme auf, die Erinnerung an alte Mittelmeerverhältnisse, etwa von Sardinien oder Griechenland oder der Pergamenischen Küste erweckend. So finden sich von Chur aus den hinteren Rhein hinauf gegen Andermatt zu: Grüneck, Ringgenberg, Castelberg, Pontaningen, als Hof — oder Dorfschutz Schlans ebendort, weit südlich aber im Bergell Turraccia, Vicosoprano, Castelmuro.

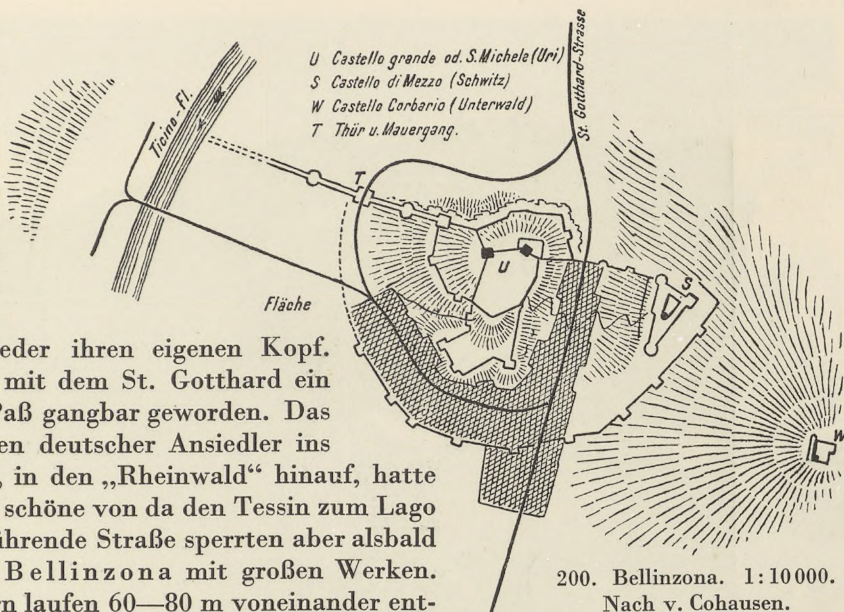
Bei Castelberg mißt der Turm 9:9 m und steht noch 18 m hoch. Seine 2 m dicke Mauer ist aus gut ausgesuchten lagerhaften Steinen mit größeren Quadern an den Ecken gebaut.

Auch die Burg, die das reiche Geschlecht der Vaz lange für sich verwendet hat, Alt-Süns in der Gemeinde Paspels, ist Castelberg ganz ähnlich. Der Turm ist etwas größer und stärker, 12:12 m mit $2^1/_2$ m dicker Mauer, hat aber nur wenige kleine Fenster. Es wäre kein behagliches Dasein für eine Familie, in solch halbdunkler Enge dauernd zu wohnen. Sie wird nur ihre Wertsachen in dem Turme aufbewahrt und ihn gelegentlich als Zuflucht aufgesucht haben.

Diese Burgen der einzelnen Herren v. Castelberg, Vaz usw. sind ja rechtlich zusammengefaßt unter der Gewalt des Bischofs von Chur. Ihn hatte schon Karl d. Gr. zum Oberherrn gesetzt, Otto d. Gr. hat ihm das Recht verliehen, für die Sextimerstraße am Anfang und am Ende Zoll zu erheben; der Bischof hat auch seine Lehnshoheit über die alten Burgen aufrecht zu halten und auf die neuen alsbald auszudehnen gesucht, aber in gar vielen Fällen taten die einzelnen Herren doch, was ihnen beliebte. Sie konnten einen Heereszug schon dadurch empfindlich schädigen, daß sie die ihnen unterstellten Dörfer und Güter veranlaßten, alles Eßbare weit weg in die Berge zu retten, so daß die Soldaten auf ihrem weiten Alpenmarsche elend Hunger leiden

mußten. Schließlich reichte die Macht von Chur auch immer nur bis zur Paßhöhe. Der Luver war die genaue Grenze. Drüben herrschte der Bischof von Como und die Italiener hatten wieder ihren eigenen Kopf.

Um 1225 war mit dem St. Gotthard ein wichtiger neuer Paß gangbar geworden. Das starke Vorschieben deutscher Ansiedler ins oberste Rheintal, in den „Rheinwald“ hinauf, hatte ihn geöffnet. Die schöne von da den Tessin zum Lago Maggiore hinabführende Straße sperrten aber alsbald die Italiener bei Bellinzona mit großen Werken. Zwei Sperrmauern laufen 60—80 m voneinander entfernt durch das Tal über die Straße und ziehen links und rechts zu Bergfesten hinauf. Die größere westliche, von den Schweizern „Kastell Uri“ genannt, hat zwischen verschachtelten Mauerringen zwei Türme, das kleinere östliche, „Kastell Schwyz“ hat dreieckig einen Turm in seiner Südspitze. Ein drittes kleinstes Kastell „Unterwalden“ liegt mit einem Turm weiter östlich auf größerer Höhe (Abb. 200).



200. Bellinzona. 1:10000. Nach v. Cohausen.

Um diese Bellinzona-Sperre hat Friedrich II. 1240—1242 erbittert mit den Mailändern gerungen, ohne sie doch in seine Gewalt bringen zu können.

Der östlichere Alpenpaß, der immer mehr in Aufnahme kam und der eigentlich deutsche Alpenpaß wurde, war der Brenner. Von 144 Italienzügen der deutschen Könige und Kaiser sind 66 über den Brenner gegangen, und nie ist ein fremder Heereszug hier gesehen. Der Weg lief von Augsburg fast genau so wie auch heute wieder die direkte Eisenbahn fährt, über Oberammergau—Partenkirchen—Mittenwald—Scharnitzpaß—Seefeld (1172 m), dann hinab über Zirl nach Innsbruck (570 m), wieder hinauf über Matrei zum Brenner (1369 m) und nun den gegebenen Weg: Gossensaß—Sterzing—Franzenfeste—Brixen—Klausen—Bozen—Trient—Roveredo—Ala—Verona (51 m).

An der Straße lagen Städte und Städtchen. Dazwischen erhoben sich Königshöfe und immer mehr Burgen des Adels und der Territorialherren. Auch die Geistlichkeit war keineswegs außer Spiel. Auf der ganzen Strecke waren Bischofssitze in Augsburg, Brixen (vorher Säben), Trient und Verona. Zwischen Brixen und Bozen, wo es heute noch „Klausen“ heißt, war eine Talsperre und die zweite bedeutendere vor Verona.

Die Klause zwischen Brixen und Bozen liegt an wichtiger Stelle. Vorher bei Franzensfeste zweigt der offene Weg östlich ins Pustertal ab, der dann weiter ungehemmt durchs Ampezzotal nach Venedig führt. Südlich bei Bozen zweigt es, ebenso bequem nach Westen ab, über Meran (Schloß Tirol) durchs Pintschgau ins obere Engadin und über den Malojapaß nach Chiavenna und Como. Bei Verona aber wollten die Italiener einen unliebsamen Einmarsch noch an letzter Stelle aufhalten.

Die ganze Straße vom Norden her bis Trient ist während der Kaiserzeit in deutscher Hand gewesen. Das Gebiet des Bischofs von Brixen war dabei das wichtigste. Schon



201. Burg Reifenstein in Tirol. (Phot. Dr. F. Stoedtner, Berlin.)

945 bemächtigt sich Berengar, von Schwaben kommend, des Schlosses Formigara bei Bozen. Es ist die Burg, die 1478 vom Herzog Sigmund, dem großen Straßenbauer, zu einer Zwingburg für Tirol umgeschaffen und dann „Sigmundskron“ genannt wurde. Ihre alte Form ist also leider nicht mehr festzustellen. 1133 wird Burg Lodrun (Lodrone) bei Brixen genannt; Lothar erobert sie auf der Rückkehr aus Italien.

Frühere Burgen werden an der Brennerstraße urkundlich nicht genannt. Zwischen 1100 und 1200 tauchen dann einige auf, gewöhnlich als Lehen der Bischöfe von Brixen und Trient, den geistlichen Reichsfürsten. Die Lehnsinhaber sind Grafen oder auch niedere Vasallen und Dienstmannen (Ministerialen). Etwa von 1200—1275 wird zwischen den Grafen von Tirol als den mächtigsten jener Lehnsgrafen um den tatsächlichen Besitz der Landeshoheit im „Gebirge“, wie damals das Inn-, Eisack- und Etschtal insgemein genannt wird, gekämpft, und die Burgen standen vielfach im



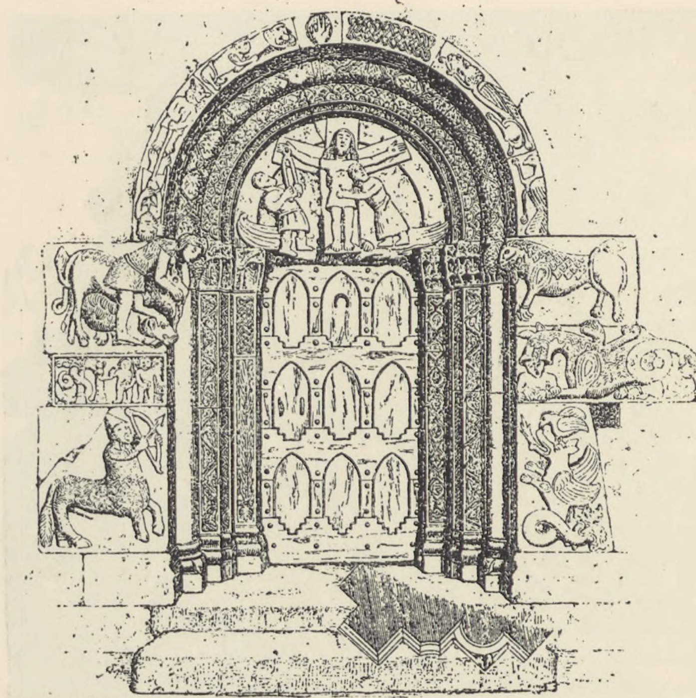
202. Ober- und Mittertrixen. Bild des 17. Jahrh.

Mittelpunkte dieses Kampfes. Er endigte völlig zugunsten der Grafen von Tirol und gab ihnen damit die Stellung von Landesfürsten. Seit etwa 1275 sind die meisten und besonders die ihrer Lage nach wichtigsten Burgen an der Brennerstraße von Innsbruck bzw. Jenbach bis Bozen in der Gewalt dieser Tiroler Landesfürsten. Sie setzten die Hauptleute oder Pfleger der Burgen entweder zu Amtsrecht ein oder gaben sie an landsässige Adlige zu Lehen. Nur in seiner nächsten Umgebung behauptete der Bischof von Brixen einige Schlösser in seinem Besitze.

Die Burg Reifenstein bei Sterzing unserer Abb. 201 gehört mit in diese Zeit des Kampfes und des Besitzwechsels. Bis gegen 1200 war sie in der Gewalt des Bischofs von Brixen als des vom Reiche eingesetzten Oberherrn der Grafschaft im Nori- oder Eisacktale, dann kam sie unter die Hoheit der Grafen von Tirol, die sie ihren Dienstmannen, den Herren von Trautson, zu Lehen gaben. Ebenso ist Mittertrixen mit dem Außenwerk Obertrixen gegründet vom Bischof von Brixen, nachher aber an den Tiroler Landesgrafen übergegangen.

Das Reich hatte an der Brennerstraße keine Burgen in unmittelbarem Besitz oder unmittelbarer Abhängigheit.

Daraus erklären sich Kalamitäten wie die vom Reichstage in Ravenna, den Friedrich II. im Herbst 1231 abhalten wollte. In der Kampfzeit zwischen den Bischöfen und dem Tiroler Grafen konnten die deutschen Fürsten die Alpen nicht passieren. Nur wenige kamen auf Umwegen durch und langten sehr verspätet an. Der Kaiser langweilte sich derweil und benutzte seine Muße in Ravenna feinsinnig, um das ganz verschüttete Grab der Galla Placidia wieder freizulegen, das seitdem mit seinen



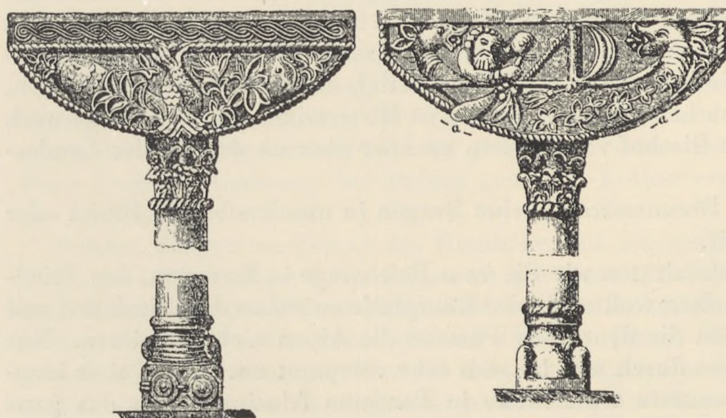
203. Portal des Palas auf der Burg Tirol. Nach Piper.

herrlichen Mosaiken alle Welt entzückt.

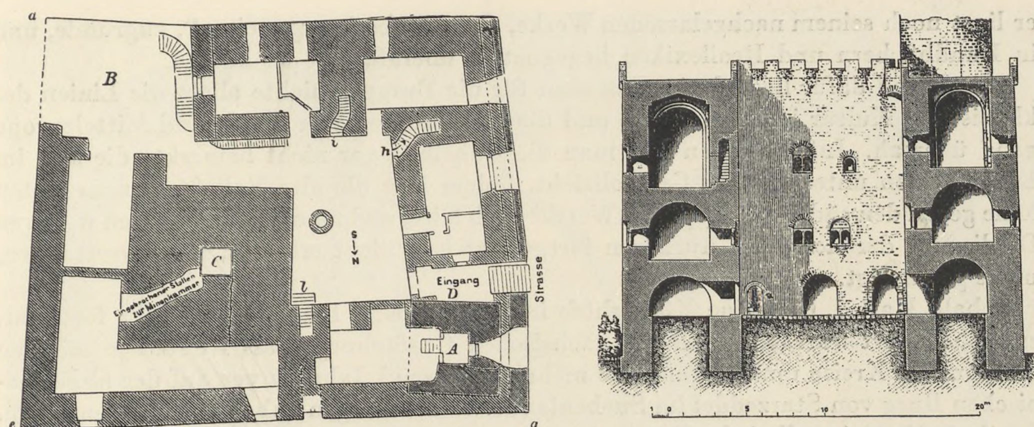
Bei all den Tiroler Burgen dieser Zeit spielt der Turm die Hauptrolle. Ein Vorwerk wie Obertrixen (Abb. 202) besteht nur aus dem Turme, es ist eine vorgeschobene Warte, so wie Todenman (unten Abb. 211) und andere frühe Sachsenburgen sie sich schon anlegten. Gerade im Gebirge ist natürlich diese weitschauende Form besonders angebracht.

Zwei weitere ähnliche Burgen liegen im Oberinntale, die eine Laudeck bei Ladis über Prutz, ist schon vom Grafen von Tirol erbaut, die andere, Bideneck bei Landeck (Vorarlbergbahn) hat den Turm mit zweifacher Mauer im Quadrat umher.

Die alte Burg Tirol bei Meran, die dem ganzen Lande den Namen gegeben hat, ist bei weitem nicht so einfach, sondern schon als ausgewachsener Dauersitz eines großen Herrn gestaltet. Sie ist aber für die Frühzeit von besonderem Interesse, weil sie, anscheinend ähnlich wie verschiedene Schweizer Burgen sich an der Stelle einer ursprünglichen kirchlichen Anlage entwickelt hat. Die Burg zeichnet sich aus durch wohlerhaltenes feines Ornament- und Bildwerk der romanischen Zeit. Die kleinen Säulen von den Fenstern des Palas haben an ihren breit ausladenden Kämpfern Zierrat von Pflanzen und phantastischen Tieren. Das Portal des Palas aber ist umgeben von so großem ernst religiösem Bilderschmuck, daß man geglaubt hat, alte Hinweise auf ein Nonnenkloster, das ursprünglich auf diesem Berge gestanden habe, für richtig halten zu müssen (Abb. 203 u. 204).



204. Fenstersäulen der Burg Tirol. Nach Piper.



205. Rüdesheim. Niederburg. Grundriß und NS.-Schnitt. Blick gegen Westen. 1: 500. Nach v. Cohausen.

Rüdesheim

Es wäre merkwürdig, wenn die Form der „Turmburg", die so ganz auf römischer Überlieferung beruht, sich nicht auch im Rheinlande geltend machte, wo die Römer so lange geherrscht haben und die Franken ihre getreuesten Nachfolger waren. In der Tat sind die Burgen, die immer mit Stolz als die ältesten des Rheingaus bezeichnet werden, auch Musterexemplare jenes Typus: die beiden Rüdesheimer, die Unterburg, auch Brömser-Burg genannt (Abb. 205), und die Oberburg = Boosenburg.

Wahrscheinlich ist hier schon gleich nach 900 ein königlicher Saalhof angelegt. Vom 10.—13. Jahrhundert war der Erzbischof von Mainz der Eigentümer. Auch die Oberburg mit ihrem Stufenturm muß in das 10. Jahrhundert zurückgehen.

Die Burgen sind beide annähernd quadratisch. Die Unterburg ist eine Wasserburg von 26: 33 resp. 30 m, die Oberburg am Berge von 27: 30 m (ohne Graben). In beiden bildet ein massiver großer Turm, nicht genau in der Mitte, sondern etwas nach der Ecke zu gerückt, das Hauptstück. Bei der Unterburg vermutet man, daß er auf den Fundamenten eines römischen Turmes erbaut ist. Bei beiden Burgen laufen an einem Teil der Außenmauer feste Wohnräume mit Gewölbedecken entlang, so daß der lichte Raum zwischen ihnen und dem Turme sehr eingeschränkt wird. Es ist das erste Mal, daß uns hier das Gewölbe in Deutschland begegnet, und diese umhegenden Bauten werden daher später sein als der Turm, wohl erst aus der Zeit um 1100, während die einfache Turmburg schon in das 10. Jahrhundert gesetzt werden darf.

Die Burgen sind sicher zunächst Zollburgen gewesen, die den Tribut von der Rheinschiffahrt erhoben. Der reiche Ertrag machte die Grafen von Rüdesheim übermütig, sie bedrückten die ganze Gegend, wurden dann aber in einer regelrechten Schlacht niedergeworfen und mußten sich die Degradierung zu einfachen Burgmannen des Erzbischofs von Mainz gefallen lassen. Nachher war Ehrenfels mit dem Mäuseturm die Zollstätte (1239); der Zoll war vom Reiche anerkannt und fiel dem Mainzer Erzbischofe zu.

Anfänge der sächsischen Herrenburg

Man hat lange geglaubt und glaubt vielfach bis heute, der Turm sei die Keimzelle jeglicher Burg gewesen. Die Turmburg wie in Rüdesheim wird als die Urburg schlechthin angesehen. Auf diesem Standpunkte hat v. Cohausen sein Leben lang gestanden;

er liegt noch seinem nachgelassenen Werke, den „Befestigungsweisen", zugrunde, und in Handbüchern und Reallexiken begegnet er überall.

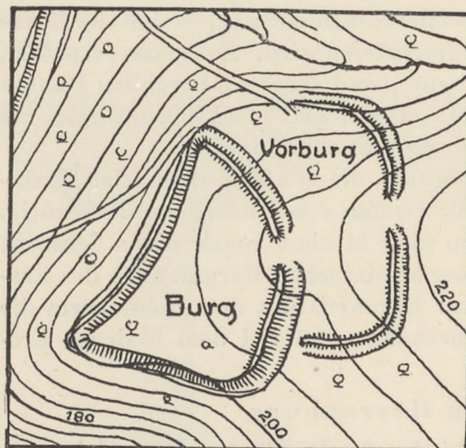
Der Grund dafür liegt darin, daß man für die Burggeschichte allein die Linien der klassischen Kultur im Auge hatte und die Volksburgen von Nord- und Mitteleuropa ganz übersah. Infolgedessen hat man die Gabelung gar nicht bemerkt, die sich im Burgenwesen unter Karl d. Gr. vollzieht, indem hier die alte Volksburg zum ersten Male gegen den südlichen Typus in Wettbewerb tritt, und man hat den ganzen weiteren Dualismus, der sich ohne Aufhören fortgesetzt hat, nicht erkannt, nicht verstanden, nicht gewürdigt.

Sobald Karl d. Gr. seine Königshöfe ins Sachsenland hinein nicht mehr fortsetzt, entstehen dort überall die kleinen sächsischen Grafenburgen als Rundlinge mit den Häusern im Kreise umher, ganz wie mehr als tausend Jahre zuvor auf der altgermanischen Burg von Starzeddel im Suebenlande. Diese Burgen haben aber keinen Turm, der doch die Keimzelle jeder Burg sein soll; weder in der Mitte haben sie ihn noch am Tore, noch irgendwo auf dem Walle. Und trotzdem sind sie schon die ersten sächsischen Herrenburgen (oben Abb. 174 u. 175).

Bald geht die Entwicklung einen Schritt weiter.

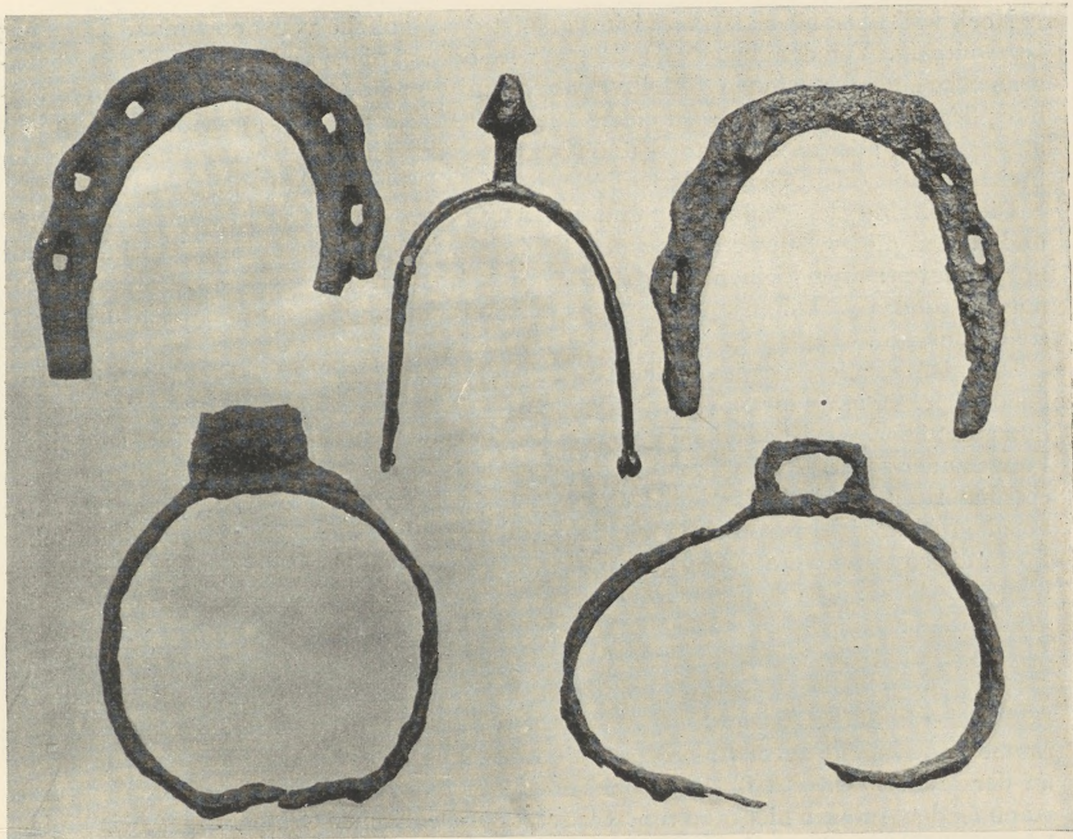
In dem um 1400 geschriebenen Chronikon Mindense heißt es: der Graf Uffo, dessen Gattin Hiltborch im Jahre 896 das Kloster Möllenbeck an der Weser bei Rinteln gestiftet hat, habe *duo castra optima* in provincia (al. Parochia) Eckersten, 2 vortreffliche Burgen im Gerichts- (oder Kirchen-) Sprengel von Exten besessen, die eine bei Bredenbeke (Bremke), die andere, Oesterborch genannt, bei Steinbergen (Rinteln gegenüber auf dem Wesergebirge). Mit dem Bremker Castrum kann nur die einzige dort vorhandene „Hünenburg" gemeint sein, in der Form ein Königshof karolingischen Stils mit Curtis und Curticula (Abb. 206) und auch nach der Topfware, die die Ausgrabung lieferte, fränkischen Charakters. Bei Steinbergen aber liegen am Bergzuge zwei ziemlich gleichartige Burgen: östlich die kleinere Deckbangburg bei Deckbergen, westlich die größere Hünenburg bei Todenman.

Uffos Oesterborch soll in dem Gerichts- oder Kirchensprengel von Exten gelegen haben, die der eine wie der andere das Gebiet darstellen, das später zwischen dem Kloster Möllenbeck und der erst im 13. Jahrhundert gegründeten Stadt Rinteln aufgeteilt wurde. Dies Gebiet umfaßt den ganzen historischen „Luhdener Berg" zwischen den Pässen von Kl.-Bremen und Steinbergen. Es geht aber nicht über Steinbergen hinaus, folglich hat die weiter östlich liegende Deckbangburg nicht zu ihm gehört, sondern Uffos Burg ist die bei Todenman gewesen. Da sie aber Osterburg heißt, hat sie ohne Frage dem später auftretenden Pagus Osterpurg den Namen gegeben: sie ist die führende Burg des Gaues gewesen, und Uffo muß demnach als der älteste hier amtierende Gaugraf angesehen werden.



206. Curtis von Bremke. 1:5000. Nach Schuchardt.

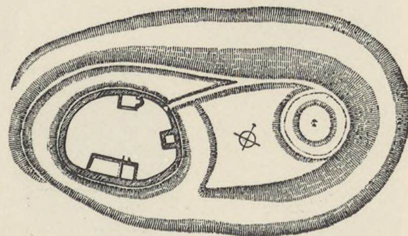
Die sehr sorgfältige Ausgrabung, der die Todenman-Burg 1897 unterzogen wurde, hat



207. Burg Todenman, Hufeisen, Sporen, Steigbügel.

gezeigt, daß sie in der Tat bald nach 900 angelegt sein muß und nur etwa 150 Jahre bestanden hat. Um 1080 hat ein großer Brand sie zerstört. Ein paar Goslarsche Denare Heinrichs IV. gehören zu den spätesten Funden. Die Burg beginnt mit einer Keramik, die direkt an die der Königshöfe anschließt: braune rauhe Oberfläche, scharf umbiegende Ränder, zylindrische Ausgußtülle. Es folgt der ganze Hausrat und Waffenkram des 10. und 11. Jahrhunderts: hübsche Knochenschmuckplatten in ausgesägter Arbeit, die noch an Merowingisches erinnern (Abb. 209), Schildbuckel, Messer, Pfeil- und Bolzenspitzen, schließlich Hufeisen, Sporen, Steigbügel (Abb. 207). Für die Mahlzeit sind bevorzugt Wildschwein, Rind und Schaf. An Früchten fanden sich angekohlt Rübsamen, Kümmel, Gerste, Haselnußschalen.

Ein Burgbrand, der hier, fast Troja vergleichbar, den ganzen Inhalt von Haus und Küche, Rüstkammer und Stall unter den einstürzenden Wänden und Decken begraben und gesichert hat, bedeutet für den Archäologen immer eine besonders freundliche Handlung des Schicksals. Es ist wohl keine Burg vorhanden, die aus dieser Frühzeit uns so reich beschenkt hätte.



208. Burg Todenman. 1:2300. Nach Plath.

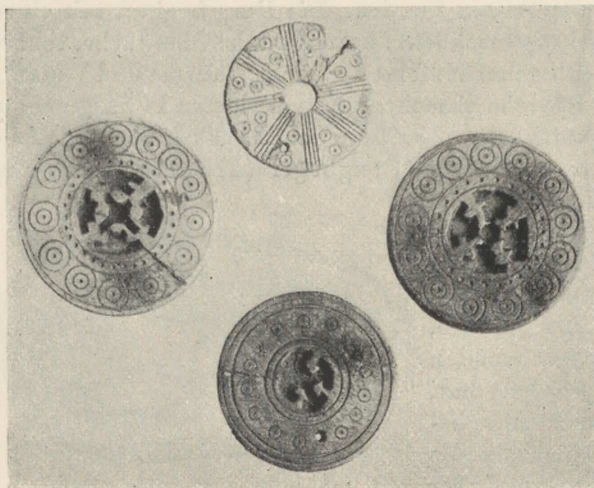
Noch wichtiger aber als die Kleinfunde ist das Bauliche von Todenman. Die Burg ist zweiteilig. Von dem langovalen Platze wird die westliche Hälfte durch einen Bogengraben zu einer fast runden Wohnburg abgeschnitten, die östliche Hälfte bleibt als Vorburg liegen und hat ganz vorn einen Turm als Propugnaculum, der zwar noch nicht ausgegraben, aber an den Mauer- und Kalkresten im Boden sicher zu erfühlen ist. Ein breiter Graben zieht sich in der Spirale um diese beiden Teile (Abb. 208).

Die Wohnburg, nur 45 m lang und etwas weniger breit, ist von einer zwischen 1,40 und 2,57 m dicken Mauer umzogen, hat ihren Durchgang im Nordosten und enthält nur 3 Bauten: einen kleinen Turm ($6:4^1/_2$) südlich vom Tore, eine Kapelle an der Nordmauer und das Wohnhaus, den Palas an der Südmauer. Der ganze Zwischenraum ist freier Burghof.

Der nicht große Palas ist schlecht erhalten, er hat tiefe Kellerräume, da die Burgfläche sich hier am Südrande stark absenkt. Ein köstliches Bild aber bietet die Kapelle ihm gegenüber. Sie ist so an die Burgmauer angeklebt, daß sie sich eine eigene nördliche Längsmauer spart. An der westlichen Schmalseite hat sie den Eingang und im Osten eine halbrunde Apsis, in der der Altar, aus kleinen Steinen aufgemauert, noch steht. Ja, vor dem Altar sieht man rechts noch ein in den Felsboden geschnittenes zylindrisches Loch, die so selten erhaltene *piscina sacra*, die kleine heilige Müllgrube, in die die Abfälle vom Altar: die erledigten Kerzen, die Weihrauchreste, geworfen wurden. An der Wand dieser Kapelle hat das Mauerwerk noch den altrömischen Fischgräten- oder Ährenverband, das *Opus spicatum* (Abb. 210).

Diese Burgeinteilung ist das gerade Gegenteil der normannischen Donjon- und der fränkisch-römischen Turmburgen. Statt des Turmes in der Mitte, der auch Wohnräume und Kapelle enthielt, ein freier Platz und Turm, Wohnung und Kapelle umher an der Mauer. Diese Uffo-Burg bei Todenman hat mit jenen aus südlicher Wurzel stammenden Anlagen nichts zu tun. Sie setzt die sächsischen Grafenburgen, wie Pipinsburg und Hunneschans, fort und bleibt damit in der Linie der altgermanischen Volksburg. Etwas Neues aber ist der Turm im Vorgelände. Der Hügel, der ihn birgt, läßt erkennen, daß ein Mauerrund von ca. 20 m Durchmesser da ist und in seiner Mitte ein runder oder viereckiger Turm von vielleicht 8 m Durchmesser. Da dieser Turm hier aber noch gar nicht durch Ausgrabung zum Leben erweckt ist, werden wir besser von anderen Burgen, die ihn ähnlich verwenden, uns seine Bedeutung und seine Rolle erläutern lassen.

Bei Todenman muß man über die Burg hinaus noch einen Blick auf ihr ganzes Gelände werfen. Das Wesergebirge ist ein schmaler Rücken mit sanftem Abfall nach Norden, schroffem nach Süden. Am Westende der ganzen Kette haben wir bereits das Nammer Lager kennengelernt, das in der



209. Todenman, Knochenplättchen.



210. Opus spicatum an der Kapellenmauer der Burg Todenman. Phot. Plath.

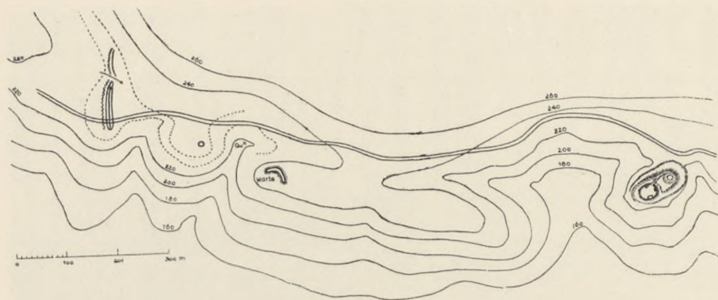
Idistavisusschlacht eine Rolle gespielt hat. In der mittleren Partie nördlich Rinteln erhebt sich der Kamm 100 m höher und bildet gegen Süden mehrfach Terrassen oder balkonartige Vorsprünge, die von scharf einschneidenden Rinnsalen flankiert werden.

Uffos Burg hat sich einen ganz kleinen Balkon ausgesucht, der an 3 Seiten durch Steilhänge gedeckt ist. Gegen Osten schließt auch keine Terrasse an, sondern der Berg fällt gleichmäßig glatt ab. Im Westen aber folgt mit dem „Dankerser Hau" ein sehr breit nach rechts und links ausladender Balkon, und nach 2 kleineren Rinnsalen wird die Fläche westlich breiter und erlaubt bequeme Wege nach Westen wie nach Norden. An dieser Stelle hat die Burg eine starke Sperre gezogen in Gestalt von Wall und Graben 170 m lang, mit Durchgang in der Mitte. Dazu ist aber auch auf der Westspitze des Dankerser Hau eine kleine Schanze angelegt und gegenüber jenseits des Rinnsals, in dem eine starke Quelle abfließt, liegt eine Mardelle, die auf einen alten Wartturm deutet. Die Burg hat sich also nach dieser Seite hin außerordentlich gesichert, die Quelle von 2 Seiten her gedeckt und in dem Ganzen einen langen Raum geschaffen, in dem viel Volk und Vieh in Tagen der Not Schutz finden konnte (Abb. 211).

Was die Mindener Chronik über die beiden Uffo-Burgen sagt, ist 200 Jahre später (1623) in Verse gebracht worden. In denen heißt es:

Turribus et speculis ipsi duo castra fuerunt
Moenibus et vallis undique cincta suis.

Also: durch Türme und Warten seien seine Burgen geschützt und von Mauern und Gräben umgeben gewesen. Wenn diese Charakterisierung nicht einfach aus der Luft



211. Grundriß der Burg Todenman. Nach Schuchardt.

gegriffen ist, sondern auf Überlieferung und Ortskenntnis beruht, so wird sie auch die Vorbefestigungen im Auge haben, die bei dieser Burg auffallen.

Die Speculae, die Warten auf vorgeschobenem Posten, finden sich aber gerade bei den frühsächsischen Herrenburgen des öfteren. Bei der Winzenburg bei Freden (nächst Alfeld), der Vorburg des Leinegaus, die auch die Nachfolgerin eines Königshofes, nämlich der weiter oben liegenden „Hohen Schanze“ ist, und im 10. Jahrhundert mit ihren Grafen dramatisch hervortritt, liegen 3 kleine Schanzen gegen Nordwesten und Nordosten auf vorgeschobenen Kuppen mit Namen Tiefenburg, Reitbahn I und Reitbahn II. Ähnlich ist es am Südhang mit der Ebersburg bei Hermannsacker und ihren „Ringwällen am Allzunah“, mit der Harlyburg bei Vienenburg und ihren 2 Wartschanzen gegen Nordosten und schließlich mit dem Rusteberg, der alten Grafenburg des Eichsfeldes, die in der kleinen Gunsenburg eine solche Vorschanze hat. Bisher sind eigentlich überall diese kleinen Anlagen für selbständige Burgen angesehen und ziemlich rätselhaft erschienen. Sie sind aber nichts anderes, als was die in Stein gebauten Burgen sich, deutlicher erkennbar, auch anlegen, kleine Außenwerke, Warten, wie sie z. B. oben unser Bild von Mitter- und Obertrixen (Abb. 202) zeigt.

Im Jahre 1891 habe ich im Unteremsgebiete eine Burg ausgegraben, die zeitlich der von Todenman genau entspricht. Sie enthielt dieselbe Topfware und dieselben Formen von Hufeisen und Sporen. Es ist die Aseburg bei Herzlake, östlich Meppen. Auch diese Burg ist zweiteilig: die Hauptburg annähernd dreieckig, die ebenso große Vorburg viereckig. Da es hier kein Steinmaterial gibt und man den Ziegelbau noch nicht kannte, war die ganze Burg aus Holz gebaut. An Stelle der Mauer umgab die Hauptburg ein sehr dicker Wall, die Vorburg war ohne einen solchen, sie hatte wohl nur eine Verpfählung gehabt. Die Hauptburg war ebenso verbrannt wie Todenman, daher waren die Hausspuren an der massenhaften Holzkohle leicht zu verfolgen: sie fehlten an der westlichen, gegen die Vorburg gerichteten Seite, liefen aber an den anderen ringsum. Die Mitte war vollständig frei. Also wieder ganz augenfällig die altgermanische und altsächsische Einteilung. Vielleicht hat auch bei dieser Burg im Vorraume ein großer Turm gestanden. Es läßt sich nicht sagen, da dort bis heute noch nicht gegraben ist.

Eine der Todenman-Burg sehr ähnliche Erscheinung gerade in bezug auf den Turm bietet Walastede bei Klingenmünster in der Pfalz. Es soll schon sehr früh eine fränkische Pfalz gewesen sein, hat aber die jetzige Form bei einer Erneuerung kurz vor 1065, ihrem ersten urkundlichen Auftreten, erhalten, nämlich die Zweiteilung in eine große Hauptburg von 100 : 150 m und eine rundliche Vorburg, in der ein großer quadratischer Turm steht.

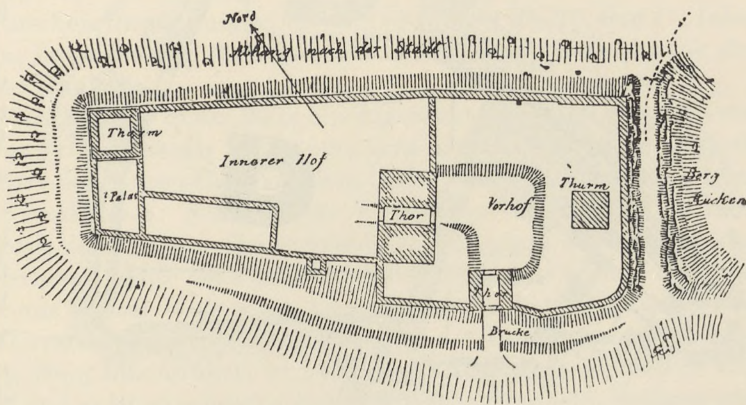
Eine ausgiebigere Parallele stellt die thüringische Burg Eckartsberga westlich von Naumburg dar. Sie führt den Namen nach ihrem Gründer, dem durch seinen tragischen

Tod berühmt gewordenen Markgrafen Ekkehard von Meißen, der als kraftvoller und angesehener Mann gute Aussichten hatte, nach Ottos III. Tode zu dessen Nachfolger gewählt zu werden, aber auf der Reise zur Königswahl von einigen persönlichen Widersachern ermordet wurde. Sein und seiner Gattin Standbild gehört zu den köstlichen Paaren an den Pfeilern des Naumburger Domes. Die Burg Eckartsberga ist also schon vor 1000 erbaut und hat das Glück gehabt, im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert zu werden. Sie kam zunächst in den Besitz von Ekkehards Tochter und ihrem Gatten Dietrich vom Stamme Buzizi, der der Stammvater der Wettiner geworden ist. Nachher ist die Burg durch die Hände der Grafen von Weimar und von Orlamünde an das landgräfliche Haus gekommen; Hermann I. (1190—1217) hat dort oft geweilt. Bis 1300 verwalten landgräfliche Marschälle oder Kastellane die Burg, von 1400 an ist sie verfallen.

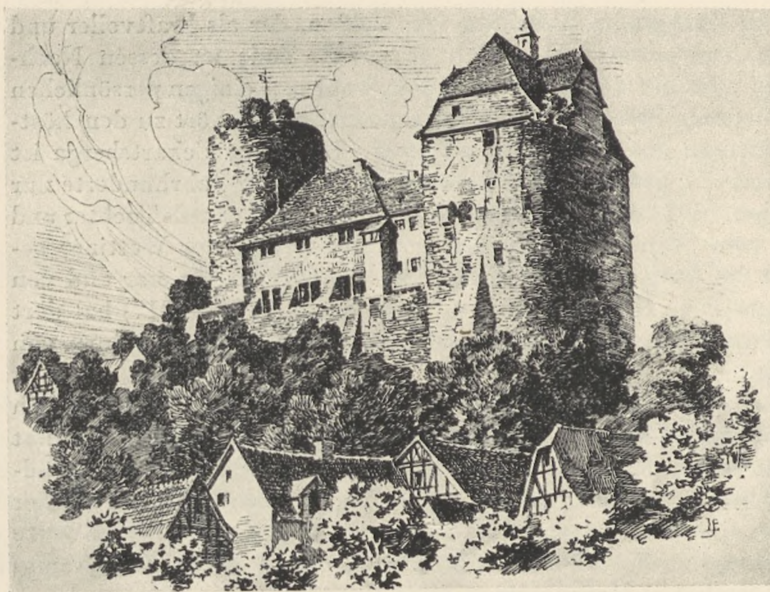
Die Burg liegt an einem wichtigen Finnepaß, den sie bewachen soll. Ihr ostwestlich gestrecktes Plateau erhebt sich 100 m über die Stadt, 150 m über die Unstrut. Es hat im Norden und Westen Steilränder, der Aufgang kommt infolgedessen von der Südseite her in den Westteil herein, der die Vorburg bildet. Diese Vorburg ist von starker Mauer umgeben und von einem Wehrtore in Kammerform geschützt. In ihrer Mitte steht ein 10 : 10 m großer und noch 36 m hoher Turm. Er hat Balkendecken und romanische Fenster. In der stattlichen Hauptburg steht in der hintersten nordwestlichen Ecke ein kleinerer Viereckssturm von 7,5 : 7,5 m und 24 m Höhe. Sein Eingang liegt 9 m über der Erde, die Stockwerke sind gewölbt und haben kleinere Fenster. Die wenigen Wohnbauten in der Burg in der Südost- und Südwestecke sind Erneuerungen des 15. Jahrhunderts, stehen aber auf alten Fundamenten, so daß die Burg sicher von Anfang an nach sächsischer Art bebaut war: ringsum an der Mauer mit freiem Hof in der Mitte (Abb. 212).

Die Beispiele für diese alte Rolle des Bergfrieds sind selten, aber im Westen gibt es auch eines, Cleeberg im Lahntale ist eine sehr alte Burg. Eine Cleeheimer Mark bestand schon 774—812. Im 12. Jahrhundert sind die Grafen „v. Gleiberg" — wie damals der Name lautet — Vögte von Limburg. 1129 besitzt die Burg die Pfalzgräfin Gertrude, eine Tochter Hermanns v. Gleiberg († 1088), des Gegenkönigs gegen Heinrich IV.

Die als langes Dreieck von Osten nach Westen sich zuspitzende Burg hat den Eingang an der östlichen Basisseite. Demzufolge ist die Vorburg etwas größer als die in die westliche Dreiecksspitze gerückte Hauptburg. Von den ältesten Bauten ist der Bergfried in der Mitte der Vorburg und das alte Wohnhaus in der Spitze der Hauptburg noch erhalten. Der Turm hat einen Grundriß, der ungefähr ein Quadrat füllt, aber nur gegen Osten eckig, gegen Westen dagegen rund ist.



212. Eckartsberga. 1:1500. Nach G. Sommer.



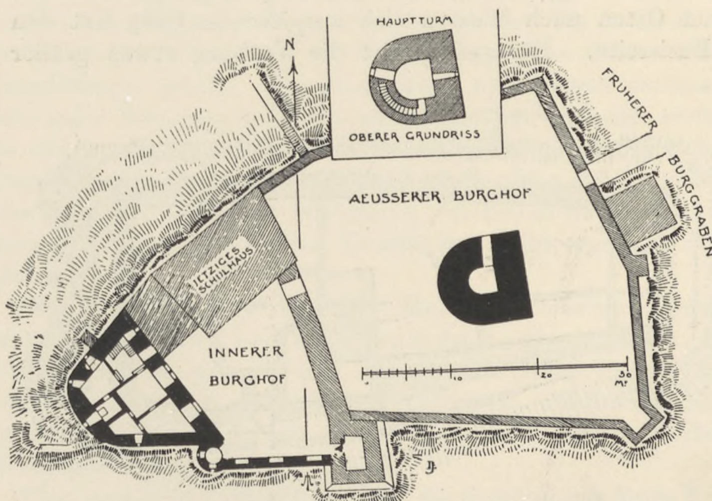
213. Cleeberg a. d. Lahn. Ansicht von Nordwest. Nach F. Luthmer.

Merkwürdigerweise ist diese runde Seite dem Tore abgekehrt, während man sonst gern eine Ecke oder ein Rund gegen den Feind wendet, wegen des leichteren Abprallens der Geschosse. Die Federzeichnung unserer Abb. 213 zeigt das heutige Aussehen der Burg: links den Turm der Vorburg, der mit seinen 3,50m dicken Mauern noch 20 m hoch steht, ursprünglich wohl 30 m hoch war, rechts den hohen alten Palas, in der Mitte zwischen beiden das spätere Wohngebäude, das heute als Schule benutzt wird.

Der Bergfried

Der Turm, der bei den frühesten deutschen Herrenburgen so auffallend die Vorburg beherrscht, ist etwas ganz anderes als der Donjon der Normannen. Er ist nicht der Wohnturm des Herrn, steht nicht auf dem vornehmsten Platze der Hauptburg und erreicht nicht die Maße von jenem, die leicht auf 20 m kommen. Er bleibt in dem Umfang des alten römischen Wartturms vor seiner Entwicklung in der afrikanischen Sonne, bei den 8:8 oder 10:10 m.

Dieser Turm ist die deutsche Form des alten römisch-griechischen Wartturms, und er führt auch einen deutschen Namen derart, daß nicht bloß in Deutschland kein fremder Name ihm Konkurrenz macht, sondern vielmehr der deutsche Name auch in fremden Ländern für diese Art von Turm verwendet wird.



214. Cleeberg a. d. Lahn. 1:870. Nach F. Luthmer.

Der Turm heißt „Bergfried“ (berchfrit). Die Franzosen haben *beffroy* daraus gemacht und bezeichnen damit hauptsächlich den Rathausturm, die Engländer sagen *belfry*, die Italiener *belfredo*, die Schweden *barfrid*.

Woher der Name kommt, wie er zu erklären ist, hat viel Kopfzerbrechen und Streit verursacht. Man hat wegen des englischen *belfry* ihn für den Glockenturm gehalten oder gar, wie man so gern die Kreuzzüge als neue Kulturbringer betrachtete, an ein arabisches Wort gedacht. Cohausen, immer der verständigste von allen, sagt nach Erwägung all solcher Vorschläge: ich kann mir nicht helfen, Bergfried ist für mich deutsch, der mächtige Turm soll den Berg, die Burg befrieden. Und er hat recht. Man hätte es längst wissen können, wenn nicht, wie die norddeutschen Herrenburgen, auch die norddeutschen Herrenarchive erst der Ausgrabung bedurft hätten, um ihre Aufklärungsschätze zu spenden.

Unter den westfälischen Urkunden der Grafen von Landsberg-Vehlen und Gemen befinden sich mehrere, die das Rätsel des Namens und der ersten Rolle des Bergfrieds lösen. Vor der Burg, sagen sie, befindet sich die „burchvrethe“, die nicht gleich mit fester Mauer, sondern längere Zeit bloß mit Holzwerk gesichert war. 1271 war die „Burgvrethe“ des neuen Wulfsbergs bei Lüdinghausen gleich mit Geplänk und ähnlichen Vorwerken befestigt, während man zu Wedderden bei Dülmen erst 1451 unter dem Schall der feindlichen Kriegstrompete den Eingang mit spitzen Pfählen so umstellte, daß sie wohl einen Ausgang, aber keinen Zugang gestatteten. Zu Gemen aber ward der Bergfrieden schon weit früher derart in Stein gefestigt, daß man ihn mit einer Mauer umfaßte, im Innern mit einem Steinhause besetzte und um dies herum konzentrisch die Häuser für die Burgmänner anlegte. Das Steinhaus selbst war ein Bollwerk von echt militärischem Charakter, von Backsteinen viereckig turmartig aufgeführt und, weil kaum von Lichtöffnungen durchbrochen, düster an Aussehen.

„Burchvrethe“ ist also der „Burgfrieden“ oder die „Burgfreiheit“, wie in Berlin noch bis heute die „Schloßfreiheit“ der Platz vor dem alten Eosanderschen Hauptportal des Schlosses ist, dessen Straßenzeile, die „Schloßfreiheit“ genannt, in den 1890er Jahren für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal fallen mußte. Und in Gemen stand und steht anscheinend noch heute auf diesem Platze der große düstere Backsteinturm, der Bergfried.

Es ist ganz klar, der Name des Vorplatzes ist auf das Hauptbauwerk, das man hier errichtete, das die Bedeutung dieses Platzes verkörperte, übergegangen, es wurde selbst der Burgfrieden, der Bergfried.

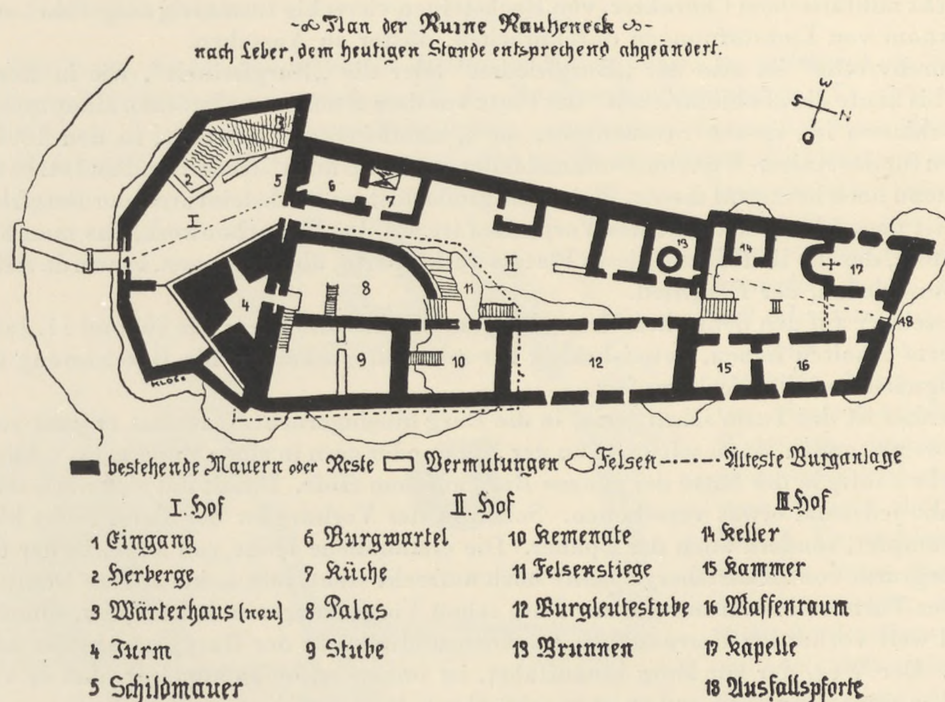
So steht er auf den deutschen Herrenburgen, die ihre alte Form des 10. und 11. Jahrhunderts erhalten haben, beweiskräftig für seine oft vorkommende Bezeichnung des Propugnaculum, des Vorkämpfers.

Nachher ist der Turm schrittweise in die Burg hineingerückt. Erst hat er ganz vorn am Tore gestanden, dann seitwärts an der Mauer oder gern in einer Mauerecke, schließlich sehr häufig in der Mitte der ganzen Burg auf dem Hofe. Damit hat sich auch seine Aufgabe jedesmal etwas verschoben. Schon in der Vorburg ist der Turm nicht bloß der Kämpfer, sondern auch der Späher. Die erstaunliche Höhe von 36 m, in der der Vorburgturm von Eckartsberga heute noch aufrecht steht, läßt keine andere Deutung zu. Der Turm soll nicht nur die zur Burg schon Vorgedrungenen bekämpfen, sondern er soll weit vorher ihr Herrannahen erspähen und alles in der Burg zur Abwehr aufrufen. Der Weg, der zur Burg hinaufführt, ist immer schon so angelegt, daß er von oben her eingesehen wird und er ist so schmal gehalten, daß die feindliche Kolonne nur im Gänsemarsch marschieren kann.

Rückt der Turm dann in die Burg hinein, so hat er an der Mauer sogar als Hauptaufgabe die, über das Vorgelände hinweg weiter zu sehen, als es von der Burgmauer aus möglich ist. Er steht hier gewöhnlich in Verbindung mit dem Wohnhause und kann somit für dieses bei steigender Gefahr als feste Zuflucht dienen. Vollends wenn der Turm nachher als starkes Bollwerk den Platz mitten auf dem Burghofe hält, ist er in erster Linie das Refugium des Burgherrn, in dem schon immer der wertvollste Besitz und Vorrat aufbewahrt wird, zur Not aber auch der Herr selbst sich bergen kann. Ein solcher frei stehender Turm hat oft eine Holzbrücke zum Wohnhause hinüber, die sofort gesprengt werden kann, sobald die Herrschaften sie passiert haben.

Ein schönes Beispiel für die Vorkämpferrolle des Bergfrits in frühen Burgen bietet die Burg Rauheneck im Helenentale westlich Baden b. Wien (Abb. 215). Der erste sichere Besitzer der Burg, Hartung Turso von Rauheneck, wird zwar erst 1137 genannt, aber das öfter bemerkbare Fischgrätenmauerwerk (opus spicatum) an der Rückseite des Bergfrits und an der westlichen Langwand deutet schon auf das 11. Jahrhundert zurück.

Die Burg ist, von Süden nach Norden sich allmählich absenkend und zugleich verschmälernd, lang gestreckt. Ihre Außenmauern stehen an steilen Felsrändern, nur im Süden ist quer über die lange Felsnase ein breiter und tiefer Graben geschnitten, über den mit Unterstützung eines Mittelpfeilers eine Holzbrücke führt. Der Weg tritt in eine halbrunde Vorburg ein, deren östlicher Teil fast ganz durch einen mächtigen dreieckigen Bergfried ausgefüllt wird. Dieser Bergfried reckt wie ein kampfbereiter Eisbrecher den Eindringlingen seine spitze harte Nase entgegen. Er hat nach vorn nur



215. Burg Rauheneck westlich Baden bei Wien. 1:1000. Nach K. Klose.

schlitzförmige Schießscharten, sein Eingang liegt rückwärts in den ersten Wohnräumen. Der Weg in die Hauptburg geht dicht neben dem Turme durch eine enge Gasse zwischen Palas und Wachtstube. Rechts auf erhöhter Felsfläche liegen die Hauptbauten Palas, Stube, Kemenate (8, 9, 10), dann folgt eine lange Burgleutestube (12). Gegenüber auf der Westseite schließt sich an die Torwache die Küche, und nach ein paar unbestimmbaren Räumen folgt ein Brunnen in festes Gehäuse eingeschlossen (13).

Die dritte Abteilung der Burg an ihrem Nordrande, nur halb so groß wie die Hauptburg, betritt man, eine Treppe hinuntersteigend, und hat rechts einen Wohnraum (15) und eine Rüstkammer, links einen Keller (14) und als hübschestes Stück im ganzen eine Kapelle mit rundbogigem romanischen Portal und einer Apsis gegen Süden. Durch die nördliche schmale Außenmauer der ganzen Burg führt eine kleine Ausfallspforte.

In eigenartiger Weise hat schließlich die Burg Liebenfels in Kärnten den Bergfried als Kämpfer vorgeschoben. Sie läßt ihre lange Vorburg so spitz auslaufen, daß das Ende von selbst einen Turm in Eisbrecherform ergibt.

Norddeutschland von Heinrich I. bis Heinrich IV.

Während in den mit Stein bauenden Teilen Deutschlands die Burgformen des 10. und 11. Jahrhunderts mit der eigenartigen Rolle ihres Bergfrieds klar hervortraten, bleiben die Verhältnisse im norddeutschen Flachlande, das in Ermangelung von Steinmaterial notgedrungen am alten Holzbau festhält, noch lange in prähistorischen Nebel gehüllt. Sie lassen sich nur durch Ausgrabungen klären, aber auch diese in unserer Zeit sonst so fruchtbare Hilfsarbeit kann hier oft nur wenig ausrichten. Die Burgplätze sind nämlich meist künstliche Hügel, und in ihnen als in bewegtem Boden sind die Pfostenlöcher und Schwellenbettungen der Holzbauten keineswegs so zu erkennen, als wenn sie in hellen gewachsenen Sand eingeschnitten und selbst mit schmutzigem Material gefüllt sind.

Einen Eckstein in der Weltgeschichte der Burgen bildet die Verordnung Heinrichs I. über den Burgenbau. Aber von all den Burgen, die damals auf das Geheiß des energischen ersten sächsischen Kaisers entstanden sein müssen, können wir noch keine einzige nachweisen. Auch der Jagdhof Bodfeld im Harze zwischen Rübeland und Elbingerode beim Hüttenwerk Königshof, der von Heinrich I. angelegt, nachher von den Ottonen und besonders Heinrich III. oft aufgesucht wurde und wo letzterer auch 1056 in den Armen des Papstes Viktor II. gestorben ist, auch dieser Jagdhof ist durch die Ausgrabung von 1898—1900 leider nicht wiedererweckt worden, sondern nur die bischöfliche Burg „Königshof", die 1350 Albrecht I. von Halberstadt an der alten Stelle erbaut hat. Ihre viereckige Form mit dem dicken runden Wartturm in der Ecke und dem Zwinger ringsumher ist von dem Bilde des 10. Jahrhunderts weit entfernt.

Von Thietmar von Merseburg erfahren wir, daß Heinrich I. besonders die Burgen Quedlinburg und Merseburg zu verdanken sind. In Merseburg hat er die „Alteburg", das *vetus opus Romanorum*, wie der Merseburger Bischof meint, mit einer neuen Mauer umzogen. Sie scheint auf dem heute noch „Alteburg" genannten Bergende westlich vom Dome neuerdings wieder angeschnitten zu sein, aber ein Bild von der ganzen Burg haben wir noch nicht. In Quedlinburg liegt die Sache interessanter. Dort ist der höchste Berg am Stadtrande, der „Altenburg" heißt (229 m) und einen Turm nebst Kaffeehaus trägt, offenbar schon eine Volksburg gewesen. Darauf war eine karolingische Curtis gefolgt, die das Gebiet des späteren Wiperti-Klosters im Westen der Stadt

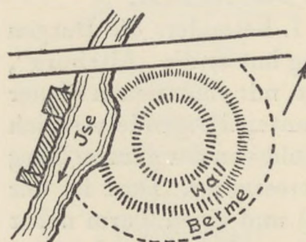
einnahm. Neben ihr wählte nun Heinrich I. den heutigen Schloßberg zu seiner neuen Burg, eine stattliche Fläche, oval von 160:65 m, die vor allem sich 35 m über ihre Umgebung erhob und also dieselben Vorteile bot, die man in jener Zeit mit dem Übergange vom Wirtschaftshofe zur Dynastenburg verfolgte. Wie diese Burg aber zur Zeit Heinrichs I. selbst aussah, erkennen wir auch wieder nicht, denn die Bauten, die heute dort stehen, sind alle viel jünger. Die Schloßkirche ist wohl von Heinrich I. an dieser Stelle gegründet, und er ist mit seiner Gattin Mathilde auch in ihr begraben, aber der Bau ist erst von Otto III. errichtet und 1021 von Heinrich II. eingeweiht. Das den Westteil der Burg füllende Schloß stammt erst aus dem hohen Mittelalter. Es beherbergte das von der Witwe Heinrichs I. gestiftete reichsunmittelbare Frauenstift Quedlinburg, dessen erste Fürstäbtissin die Enkelin der Stifterin, die Tochter Ottos d. Gr., Mathilde, von 966—999 gewesen ist (Tafel VIIIb).

Besser kennen wir dafür die beiden Burgen, die der berühmte Bischof Bernward von Hildesheim um 995 zum Schutze seines Bistums gegen die Wenden angelegt hat, die eine ist der „Wallgarten“ bei Wahrenholz nördlich Gifhorn, die andere die „Mundburg“ = Müden am Zusammenfluß von Ocker und Aller. Sie wirken als einfache runde, 2—3 m hoch aufgeworfene Hügel. Über die Mundburg geht heute die Chaussee; sie wäre schlecht auszugraben. Die Wahrenholzburg aber habe ich 1919 kreuz und quer durchschnitten. Sie liegt unmittelbar an der Mühle von Queckenstedt und ist durch deren Wasser seitwärts ein wenig angefressen, sonst aber intakt. Der alte Zustand ließ sich in den Hauptzügen erkennen. Der Innenraum war ein kleines Oval von 22:32 m. Der es umziehende Wall war an den verschiedenen Stellen 8, 10 und 12 m, im Mittel also 10 m dick. Vor ihm lag eine mit Holz belegte ebene Fläche, im Befestigungswesen „Berme“ genannt, von genau derselben Breite (Abb. 216).

Im Innenraume waren bestimmte Hausgrundrisse, etwa an Pfostenlöchern, nicht zu erkennen. Aber die Burg war den Berufstod der Holzburgen gestorben: sie war verbrannt, und an der dicken Holzkohlenlage immer unmittelbar hinter dem Walle war zu erkennen, daß die Wohnbauten hier ringsum gelaufen waren.

Diese Anordnung der Bauten und der dicke Wall sind hergebracht in der altgermanisch-sächsischen Kultur. Neu aber ist die breite Berme, durch die Reste des Holzbelags in ihrer Ausdehnung scharf zu erkennen und vorn gegen den Graben oder das allgemeine Sumpfgelände durch Faschinen mit eingetriebenen Pfählchen abgestützt.

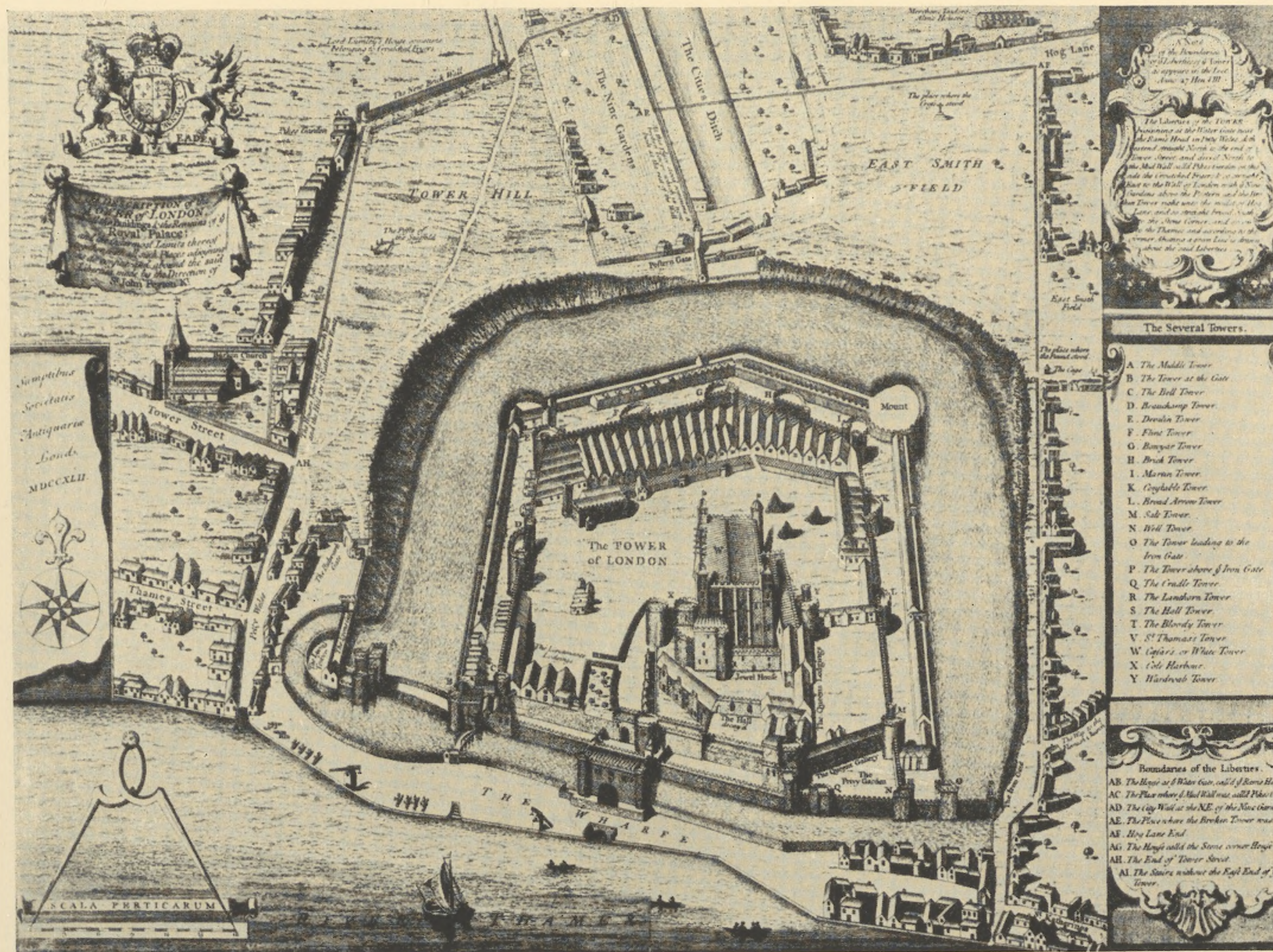
Die Feststellung von Wahrenholz findet ihr genaues Gegenstück in dem slawischen Altlübeck (s. unten), wo die Maße für sie und den Wall noch viel stärker sind. Aber wir wollen nicht vergessen, daß die Verwendung der mit Holz belegten Berme schon gute alte ostgermanische Übung ist: bei Witzen in der Lausitz trat sie schon auf. Sie ist offenbar in wäßrigem Gelände nötig, um den Wall vor dem Wasserfraß zu schützen, und sie wird im Laufe der Zeit auch in trockenem Gelände immer breiter, je weiter man sich die immer bedrohlicher auftretenden Geschütze des Feindes vom Leibe halten will.



216. Burg Wahrenholz. 1:3000. Nach Schuchhardt.

Die Keramik aus der Wahrenholz-Grabung zeigte nur geringen Fortschritt gegen die der Königshöfe. Sie war schwarzbraun, derb und dick mit einfach umgebogenen Rändern ohne feinere Profilierung.

Ganz wie die flachen Hügel von Wahrenholz und Müden vor der Ausgrabung, präsentieren sich nun die Burgen,



Plan des Towers in London.

Kupferstich von 1742 nach einem alten Plan des William Haiward und J. Gascogne von 1597. (Zu S. 199.)

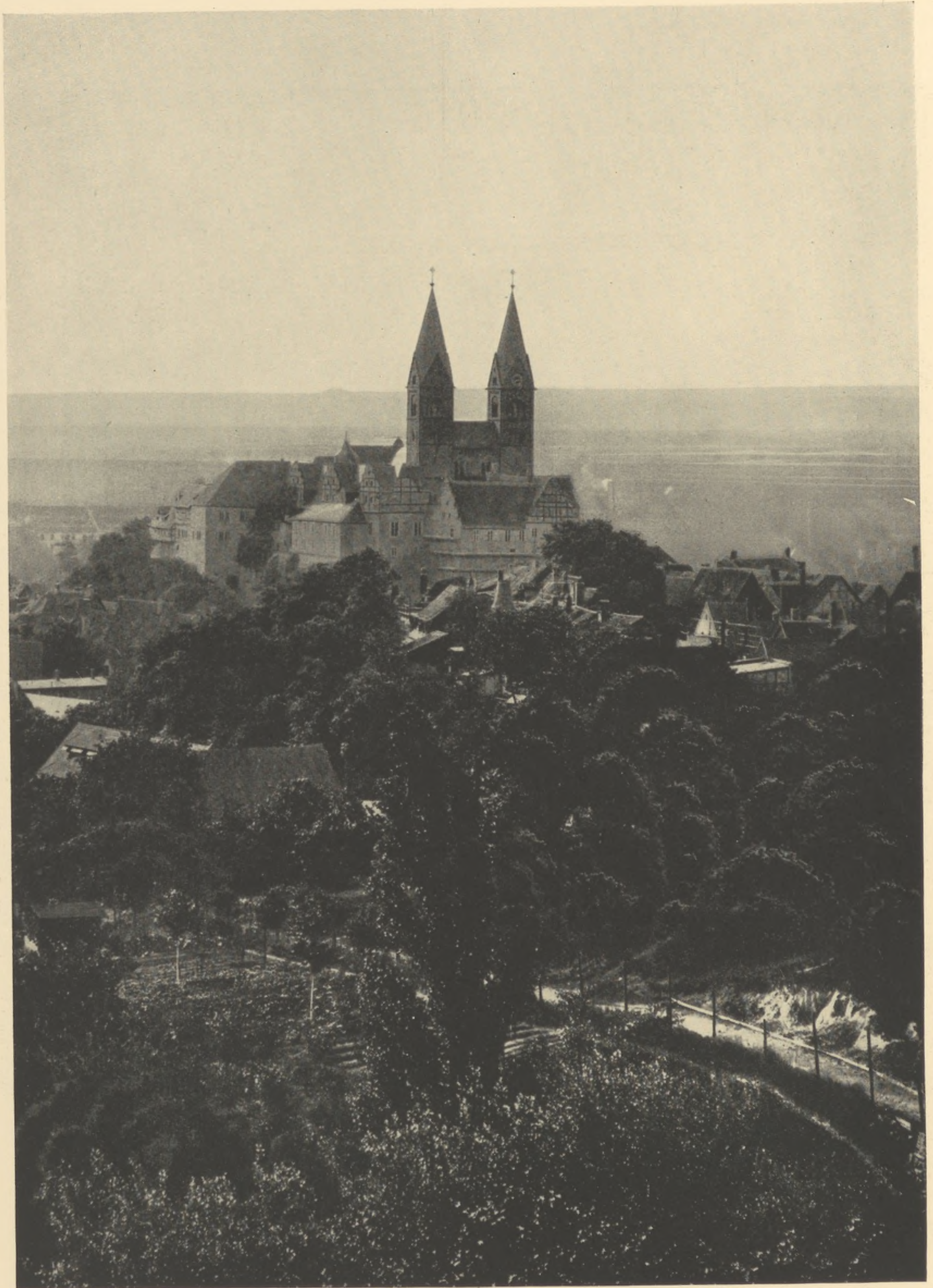
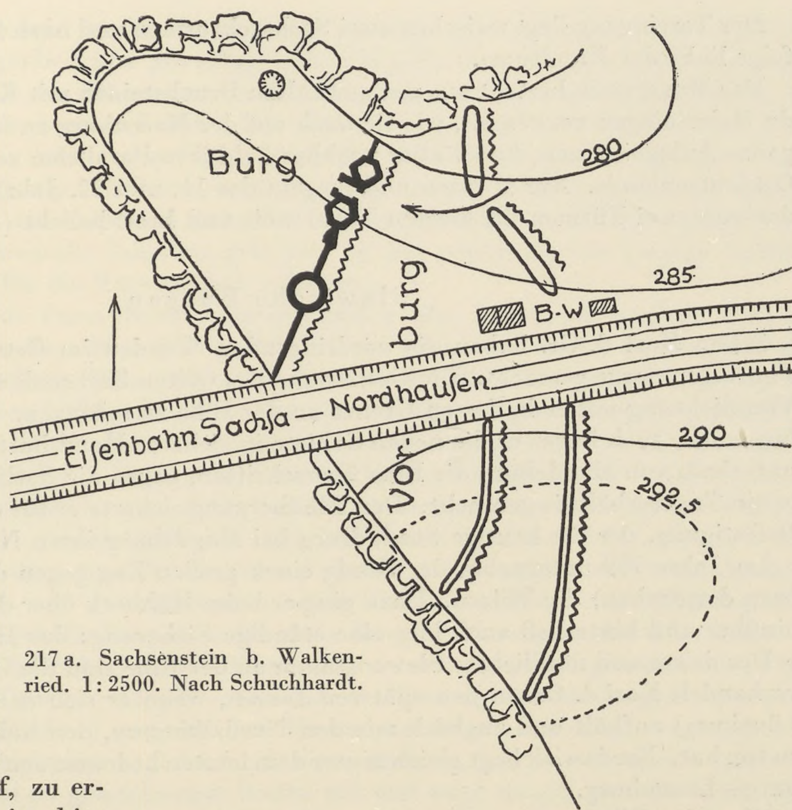


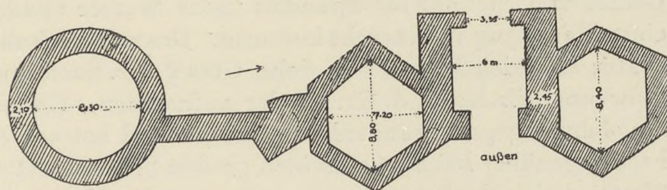
Photo Staatl. Bildstelle, Berlin.

Schloß und Schloßkirche zu Quedlinburg.
(Zu S. 228.)

Tafel VIII
Rückseite



217 a. Sachsenstein b. Walkenried. 1:2500. Nach Schuchhardt.



217 b. Front der Burg Sachsenstein. 1:650. Nach Schuchhardt.

die nördlich von Wahrenholz an der Ise hinauf und dann an der Ilmenau hinunter gegen Lüneburg ziehen, und die man immer schon als den alten Grenzschutz gegen die Slawen aus der Zeit Ottos d. Gr. und seines Lüneburger Markgrafen, Hermann Billung, gehalten hat: Knesebeck, Wittingen, Bodenteich, Wrestedt, Holdenstedt, Suderburg. An all diesen Stellen ist noch derselbe künstliche Hügel, zuweilen mit dem heutigen Guts- oder Försterhause darauf, zu erkennen. Gegraben ist hier noch nirgend, aber die Burgen werden wie Wahrenholz und ziemlich zur selben Zeit für die Grenze angelegt sein.

In der Folgezeit gewinnen wir einen festen Punkt erst wieder bei Heinrich IV. In seinen Sachsenkriegen um 1075 werden verschiedene Burgen genannt. Von der Harzburg flieht er quer durch das Gebirge nach Thüringen, die Hasenburg hat er gegen die Thüringer benutzt, den Sachsenstein hat er selber gebaut. Die Hasenburg ist eine große alte Volksburg, auf der Heinrich nur den Eingang neu befestigt und hinten am anderen Ende in einer kleinen Umwallung ein paar in den Felsboden versenkte Wohnräume angelegt hat. Der Sachsenstein ist schon vor 1900 von Braunschweig her ausgegraben (Brinkmann). Der „Stein", ein langer Kalkfelsen, wird heute von der Eisenbahn quer durchschnitten. Die Aufgänge zu ihm sind durch Wall und Graben geschützt, und der letzte Teil der Burg, der „Kopf", ist durch eine gemauerte Toranlage mit einem großen Rundturm weiter links auffällig abgeschoren. Diese Linie stellt das Ergebnis der Ausgrabung dar (Abb. 217).

Der Toreingang liegt zwischen zwei Sechsecktürmen und nach 22 m einfacher Mauer folgt links der Rundturm.

Das Mauerwerk besteht aus gut gewählten Bruchsteinen mit Kalk und hat hier und da Holzeinlagen verwendet, wie sie auch auf der Hasenburg zu beobachten sind. Die ganze Anlage ist neu, findet aber nachher bald ihre Parallelen auf slawischen Burgen Ostdeutschlands. Auf Münzen und Siegeln des 11. und 12. Jahrhunderts ist das Bild des von zwei Türmen flankierten Tores weit und breit beliebt (Abb. 223).

Slawische Burgen

Schon Karl d. Gr. haben die vordringenden Wenden im Osten von Sachsen und Thüringen Sorge gemacht. Die Gewinnung des weiten Sachsenlandes brachte auch die Verpflichtung mit sich, dessen Grenze an der Elbe zu schützen. Das hat Karl zu tun begonnen, noch bevor er die neuen Gebiete in sicherer Hand hatte. 780 hat er bereits unterhalb von Magdeburg die Elbe überschritten, gegen die Sorben gekämpft und sie in ein Treuverhältnis gebracht. Den Elbübergang sicherte er für die Dauer durch eine Befestigung, der die heutige Stadt Burg bei Magdeburg ihren Namen verdankt.

Im Jahre 789 unternahm der König einen großen Zug gegen die nördlichen Nachbarn der Sorben, die Wilzen. Dazu ging er beim Höhbeck über die Elbe nach Lenzen hinüber und hinterließ auch hier eine ständige Sicherung: das Höhbeckkastell.

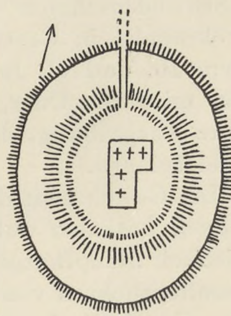
Der dritte und nördlichste Slawenstamm an der Elbe sind die Obotriten. Mit ihnen verhandelt Karl d. Gr. in den späteren Jahren, wenn er sich in Bardowiek (abwärts Lüneburg) aufhält und zugleich mit den Nordalbingern, den holsteinischen Sachsen, zu tun hat. Bardowiek liegt gleich hinter dem letzten bedeutenden Elbübergang Artlenburg—Lauenburg.

Diese drei Elbübergänge, Magdeburg, Höhbeck, Lauenburg, sind in der Frühzeit, wo der Fluß noch nicht eingedeicht war, und wo in der schlechten, Jahreszeit das ganze Gebiet von Stendal bis Spandau unter Wasser stehen konnte, die einzigen, die für einen Heereszug in Betracht kommen. Das zeigt sich aufs deutlichste, als fast 150 Jahre später Heinrich I. und sein Sohn Otto d. Gr. nach langer lascher Zeit die energische Slawenpolitik Karls d. Gr. wieder aufnehmen. Heinrich ist im Winter 925/26 über Magdeburg gegen Brandenburg gezogen und hat es verbrannt. 929 hat er dem Höhbeck gegenüber bei Lenzen seinen großen Sieg erfochten. Und von 936 an ist Otto des öfteren bei Artlenburg übergesetzt gegen die Obotriten. Karl d. Gr. hatte die 3 Übergänge auch schon markiert durch die drei Städte, denen er den Handel mit den Slawen gestattete: Magdeburg bei dem ersten, Schezla, d. i. Jeetzel b. Lüchow hinter dem Höhbeck, und Bardowiek hinter Artlenburg. Weiter als bis zu diesen Städten durften die Slawen nicht ins Land kommen, und die fränkisch-sächsischen Händler durften auch nicht ins Slawenland gehen. Zudem war ihnen jegliche Waffenlieferung an die Slawen bei Todesstrafe verboten.

Schon gegen Ende von Karls d. Gr. Regierungszeit hatten die Wilzen 810 das Höhbeckkastell genommen und zerstört. 811 haben die Franken es zwar zurückerobert, aber nach Karls Tode scheint doch alsbald der große Einbruch der Slawen über den Höhbeck gekommen zu sein, der die beiden heutigen Kreise Dannenberg und Lüchow zum „Hannoverschen Wendlande“ gemacht hat. Allerdings scheint der Einbruch nicht plötzlich und heftig im Kriegssturm erfolgt zu sein, sondern in der Form eines allmählichen Sicheinschleichens, so, wie die rumänischen Hirten und Bauern langsam und sachte

nach Siebenbürgen und ins Banat gegangen sind und politisch ganz stille waren, bis sie bei guter Gelegenheit ihre gewaltige Überzahl geltend machen konnten. Im alten Slawenlande östlich der Elbe wimmeln die charakteristischen kleinen Rundwälle, von denen offenbar jeder bessere Gutsbesitzer einen gehabt hat. Allein in der Mark Brandenburg zählt man ihrer gegen 450, und ähnlich ist das Verhältnis in Pommern und Schlesien. Diese slawischen Herrenvesten fehlen aber in Ostsachsen. Nur ein einziger kleiner Rundwall, der südöstlich vom Höhbeck im Elbholze dicht hinter dem Deiche liegt, hat bisher slawische Scherben geliefert. Er hat gegenüber von Lenzen vielleicht den Brückenkopf für die Einwanderer gebildet.

Die durchgehende Form dieser Slawenburgen ist das Rund mit starkem Wall und Außengraben. Ein Tor führt hinein. Die Häuser stehen im Kreise umher. Auf dem freien Mittelplatze liegen öfter größere Gruben, die mit Holz überdeckt waren. So sind nicht bloß die vielen kleinen Herrenburgen beschaffen, sondern auch die große Feste der Obotriten, die Mikilinburg (Vili-Grad) südlich von Wismar, die dem Lande bis heute den Namen gegeben hat. Sie liegt auf einem flachen Sandhorst im Schwemmlande. Um ihren Fuß geht ein Fahrweg auf festem Wiesenboden. Von da steigt der Wallhang gegen 10 m hoch an und umzieht eine fast kreisrunde Fläche von 90—110 m Durchmesser, die heute zum guten Teil von dem Friedhof des benachbarten Dorfes Mecklenburg — sic transit . . .! — eingenommen wird. Durch den Betrieb des Gräbergrabens kommen fortwährend die Zeugnisse der alten Burgbewohnung an die Oberfläche. Es sind immer slawische Scherben und Eisensachen, noch nie ist ein germanisches Stück zutage getreten. Damit wird die verbreitete Auffassung, als ob die große Burg eine altgermanische Gründung und von den Slawen nur übernommen sei, widerlegt. Die Tiefgrabung beseitigt aber zugleich noch einen anderen Irrtum. Sie greift durch den Humus in natürlichen gewachsenen Boden ein und zeigt damit, daß die hohe Burgfläche keineswegs von Menschenhand aufgeworfen ist. Diese irrtümliche Auffassung ist nämlich weit verbreitet, nicht bloß für die Mecklenburg, sondern für alle slawischen Burgen. Ein arabischer Reisender, ein Großhändler, dürfen wir sagen, Ibrahim ibn Jakub (Ibrahim Jakobssohn) hat 965 Kaiser Otto d. Gr. auf dem Reichstage von Merseburg besucht und ist von da aus ins Slawenland gefahren, dessen Volk er mit all seinen Gewohnheiten vortrefflich schildert. Dabei sagt er, die Slawen bauten ihre Burgen, indem sie auf niedrigem Boden einen Graben ausstächen und das Erdreich zu einem Hügel aufschichteten. Die Wallmauer machten sie dann aus Lehm und festigten sie mit Holz, so daß sie wie Pisé (gestampfter Lehm?) würden. Dies Verwenden der Grabenerde zum Burghügel ist die Gewohnheit der normannischen Mottes, der Turmhügel, weil bei ihnen der Turm unter Verschmähung eines Walles frei auf dem Hügel steht. Die slawische Burg errichtet aber einen sogar sehr dicken Wall und steht deshalb durchaus nicht auf künstlicher Erhöhung. Ich habe niemals eine slawische Burg gesehen, die auch in feuchtester Umgebung anders als auf einem natürlichen Horst, auf einer zwischen den Eiszeitstrudeln ausgesparten festen Sandinsel errichtet gewesen wäre, so wie es in der Niederlausitz schon mit den altgermanischen Burgen von Starzeddel und Witzen der Fall ist (oben Taf. VI b). In diesem Punkte irren die laienhaften Beobachter merkwürdig allgemein. Auf der Römerschanze bei Potsdam bekam ich während der Grabungen jeden Tag die



218. Mecklenburg bei Wismar. 1:7500.

bewundernde Bemerkung zu hören, welch erstaunliche Arbeit hier allein schon durch das Aufwerfen des über 20 m hohen Burghügels geleistet sei. So glaube ich, daß auch Ibrahim schon sich ebenso laienhaft geirrt hat. Denn er war kein Techniker und kein Militär, sondern sicher — ein Sklavenhändler, wie sie sich öfter einfanden, um dem deutschen Kaiser die Hauptbeute eines Ostlandzuges abzukaufen. Die Gleichung Slavi = Sclavi ist richtig. Der alte ursprüngliche Name der Slawen ist Sclavi. Helmolds „Cronica Sclavorum" bezeugt es. Was es im 10. und 11. Jahrhundert auf dem europäischen Markte an Menschenmaterial zu kaufen gab, waren in erster Linie die Sclavi; so lieferten sie die allgemeine Bezeichnung für die Leibeigenen, für die die Römer *servi*, die Griechen δοῦλοι gesagt hatten.

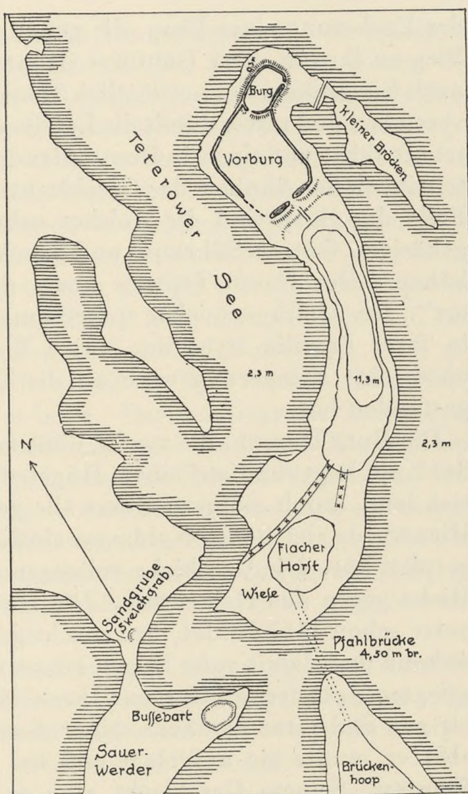
Die einfache Rundburg der Slawen ist eine Nachahmung der sächsischen Gaugrafenburg. Aber auch die andern Burgformen, die sie zwischendurch verwenden, lehnen sich ganz an hergebrachte germanische Typen an. Die alte Heimat der Slawen ist das Gebiet der Wasserscheide zwischen den Nordflüssen Weichsel und Oder, und den Südflüssen Dniepr und Dniestr. Sie haben die beiden Richtungen, die das Schicksal ihnen wies, verständnisvoll ausgenutzt, auf der einen Seite die Ostsee, auf der andern das Schwarze Meer gewonnen und auf diesen beiden Grundpfeilern eine Weltmacht aufgerichtet. Von Hause aus arm, haben sie an jenen Stätten vorgeschrittener Kultur entnommen, was sie brauchten: im Süden die gottesdienstlichen Formen und den Schmuck des sonntäglichen Lebens, im Norden das, was zum Kriege gehört, die Waffen und die Burgen.

Neben der kleinen runden Herrenburg haben die Slawen bei uns auch noch die alte weiträumige Volksburg gepflegt. Sie haben sich in recht viele altgermanische, die seit mehr als tausend Jahren brachgelegen hatten, hineingesetzt. Die Römerschanze bei Potsdam haben sie in ihrer vollen Ausdehnung wiederbenutzt, allerdings in der bezeichnenden Art, daß sie hauptsächlich in der breiten Mulde, die den inneren Wallfuß begleitet, ihre Häuschen bauten. In anderen solchen Großburgen haben sie nicht bloß auf der Fläche gewohnt, sondern noch in irgendeiner Ecke eine besondere kleine Burg mit starkem Wall und Graben abgeteilt: so auf dem „Heiligen Stadtberge" des Rittergutes Schlange-Schöningen bei Colbitzow südlich Stettin und auf dem Burgwalle von Lossow südlich Frankfurt a. d. O. Sie haben aber vielfach Volksburgen ganz neu angelegt. In Hinterpommern stammt das Geschlecht v. Borke aus altslawischer Zeit und fußt auf solchen Burgen. Westlich Labes i. P. liegt hoch auf dem Berge der tadellos erhaltene Burgwall. Weiter östlich an der Persante habe ich mehrere kennengelernt, wie die Wälle bei Zwilipp unweit des Rittergutes Lustebuhr (v. Selden) und die „Schwedenschanze" bei Klaptow (v. Wedel), vor deren Toren noch die alte slawische Nekropolis in Gestalt von flachen kleinen Grabhügeln mit Brandbestattung aus dem 10. und 11. Jahrhundert erhalten ist. Auch die große Burg von Reitwein an der mittleren Oder, wenig nördlich von Frankfurt, scheint ganz slawisch zu sein. Ihre Ausgrabung, die jetzt beginnen soll, wird uns hier zum ersten Male ein klares Bild bringen.

Die Gewohnheit des slawischen Herrn, wohlgeborgen in einem kleinen Ringwall zu sitzen, hat aber wohl dazugeführt, daß die neu angelegten großen Slawenburgen so vielfach „Kopfburgen" sind. In ganz gleichartiger Weise zeigen das die bisher nicht veröffentlichten von Jabel, Kuhbier und Wolgast. Der Kopf ist jedesmal eine kleine Rundburg, die in die große hineingehängt ist wie ein kleiner Ring in einen großen. Gegraben ist noch in keiner dieser Burgen, aber man wird annehmen dürfen, daß der

kleine Ring der Herrensitz war, der große die Zuflucht für die nächstumliegenden Siedlungen.

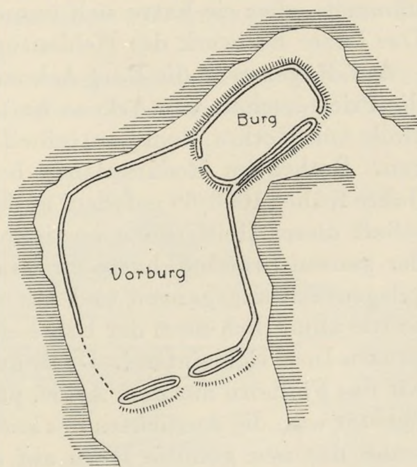
Sehr gern haben die Slawen, wie sie überhaupt an Wasser gewöhnt waren, das Wasser auch zur Sicherung ihrer Burgen benutzt. Wohl die schönste derartige Anlage ist der Burgwall von Teterow in Mecklenburg, nördlich von der heutigen Stadt auf einer langgestreckten Insel im Teterower See. Das Gelände ist sorgsamst ausgesucht, um eine Kopfburg ohnegleichen zu schaffen. Die lange schmale Insel ist ganz flach, nur im nördlichen Teile erhebt sie sich leidlich über das Wasser, und am Ende springt ein Hügel empor wie der Knauf am Schwertgriff. Dieser Hügel ist zum Herrensitz genommen. Er ist nicht, wie sonst bei den Kopfburgen, in die Hauptumwallung eingeschlossen, sondern tritt frei an ihrer Nordostecke vor als ein schmales Rechteck von 45 : 80 m, umgeben von starkem fast 4 m hohem Wall mit besonderem Ausgang in der Nordostecke zum See. Der Hauptausgang liegt im Westen und führt in die Volksburg. Die bildet, ebenfalls ganz vom Gelände vorgezeichnet, ein Rechteck von 110:140 m und ist rings von einem verschieden erhaltenen Walle umgeben; an der Südseite, der einzigen zum Lande gewendeten, ist er sehr stark und hat einen breiten tiefen Graben vor sich (Abb. 219 u. 220).



219. Burg Teterow im Gelände. 1:12500. Nach Asmus.

Der übrige Teil der langen Insel hat keine Befestigung mehr gehabt, aber an ihrem Südende hat sich mehrfach bei niedrigem Wasserstande gezeigt, schon 1860 und entscheidend noch 1925, daß eine große Pfahlbrücke die Insel mit dem festen Lande verband. Sie geht zu der Landzunge hinüber, die ihr von der Stadt Teterow her entgegenkommt, und die früher erheblich weiter reichte als heute. 1860 sind schon viele Wagenladungen 3 m langer Pfähle als Brennholz abgefahren worden. 1925 ließ sich die 4,36 m breite Brücke noch auf eine Länge von 45 m feststellen.

Diese Burg ist offenbar eine Landesburg gewesen. Unter den Kriegszügen Waldemars d. Gr. von Dänemark, die Saxo Grammaticus beschreibt, endigt der von 1171 mit



220. Burg Teterow. 1:5000. Nach Schuchhardt.

der Eroberung einer Burg, die genau zu der Teterower stimmt, ebenso wie schon der Weg zu ihr hin. Der Gaufürst Otimar — besser Chotimar — ist mit seinen Brüdern auch Eigentümer der nordöstlich 21 km entfernten Burg Dargun. Er muß sich zur Taufe verstehen und rettet damit die Landherrschaft für sein Geschlecht. Seine Nachkommenschaft führt auf einen in Deutschland hochverehrten Namen. Chotimar ist sehr wahrscheinlich der Ahnherr des Geschlechts der Moltkes gewesen. Hundert Jahre nach dem Falle der Burg sind die Moltkes urkundlich beglaubigt auf den zu Chotimars Burg gehörigen Gütern Sührkow und Teschow. Zudem führen sie im Wappen drei Birkhähne. Der Name Teterow aber, des Burgortes Chotimars, bedeutet „Auerhahnort". Die Moltkes spielen später am dänischen Königshof dauernd eine Rolle, und in ihrer Familie steht der Name Waldemar sehr auffallend im Vordergrunde, als ob es eine Erinnerung wäre an die Taufe Chotimars, bei der der Dänenkönig Pate gestanden hat.

Die Burg Dargun, die zweite Chotimars und seiner Sippe, ist Teterow ganz ähnlich: der Kopf liegt rund auf einem Hügel, der heute Judenkirchhof ist, der Körper erstreckt sich lang, durch mehrere Querwälle geschützt, als Landzunge in sumpfigem Gelände. Hier wurde gleich von Waldemar ein Kloster gegründet, das weiterhin eine große Rolle gespielt hat. Die Geschicke vollzogen sich jetzt kurz und rasch. Es waren die letzten Hiebe gegen das Heidentum. Die Haupttaten waren geschehen: Heinrich der Löwe hatte schon 1161 Niklot, den mächtigen Obotriten, gefällt, und 1168 hatte Waldemar Arkona und damit ganz Rügen genommen. Niklot hatte gehofft, mit der planvoll angelegten Kette seiner Burgen: Ilow—Mecklenburg—Dobin—Schwerin, die vom Meere bis zur Südspitze des Schweriner Sees reicht, dem Löwen widerstehen zu können, aber er mußte sie aufgeben und fiel in seinem letzten Rückhalt bei Werle an der Warnow. Seinem Geschlecht ging es ganz ähnlich wie dem Chotimars. Der Sohn Pribizlaw erhielt den Thron des Vaters zurück, und seine Nachkommen sind die mecklenburgischen Fürsten unserer Tage mit der letzten deutschen Kronprinzessin Cäcilie.

Die Eroberung von Rügen erfolgte durch die Einnahme der Tempelburg Arkona im Jahre 1168. Die Dänen hatten sie schon öfter bestürmt, hatten sie noch 1136 genommen, aber sie hatte sich immer wieder erhoben. Nun war ihr Schicksal besiegelt. Das letzte Bollwerk des Heidentums auf dem Nordkap von Deutschland fiel.

Auf Rügen war die Burg Arkona die Herrscherin. Es gab wohl einen Fürsten, aber die Priesterschaft von Arkona hatte die eigentliche Macht in Händen. Auf sie war die Rolle von Rethra, dem Zentralheiligtum der Wenden in Norddeutschland, übergegangen. Rethra im Redarierlande bei Feldberg östlich Neustrelitz war schon hundert Jahre früher 1068/69 gefallen, und Arkona war nun der Vorort geworden. Die Priesterschaft dieser Heiligtümer bestimmte über Krieg und Frieden, verwahrte die Fahnen der ganzen Stämme, hatte ihr Orakel, das sogar von den christlichen Dänenkönigen gelegentlich angegangen und mit einem goldenen Becher belohnt wurde. In Arkona wurde alljährlich nach der Ernte ein großes Fest gefeiert, zu dem die Bevölkerung der ganzen Insel sich einfand. Dann nahm der Priester dem großen Holzbilde des Swantewit das Füllhorn aus dem Arme, prophezeite je nach dem, was von seinem Inhalt verdunstet war, die Aussichten des kommenden Jahres, hielt eine große patriotische Rede, trank das neu gefüllte Horn auf einen Zug aus und gab es dann wiederum gefüllt dem Gotte zurück. Die Volksmenge schmauste und zechte vor der Burg und übernachtete dort.

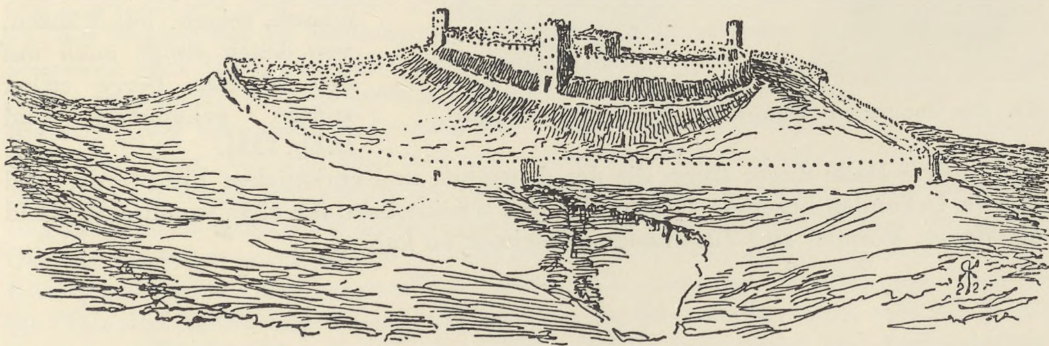
Diese großen Slawenheiligtümer sind Burgen bester Art gewesen, und wir haben sie beide, Rethra wie Arkona, neuerdings gut kennengelernt. Die Stelle von Arkona war immer bekannt durch den mächtigen Wall, der das gegen Osten vorspringende dreieckige Kap im Rücken abschließt. Das Gelände steigt in der Burg vom Wall aus gegen die Ostspitze langsam an und auf dieser letzten, höchsten Stelle lag der Tempel als ein Quadrat von 20 m mit 4 Säulen im Innern, zwischen denen das 10 m hohe Swantewitbild stand. Vor dem Heiligtum breitete sich im Halbbogen ein breiter Festplatz aus, und der weitere breite Gürtel bis zum Walle war von dichten Häuserreihen besetzt. Hier wohnten die 300 Bewaffneten, die Garde des Tempels, von der die Überlieferung spricht, während die Priester links und rechts vom Tempel ihre Behausung hatten und hier gewiß auch die Tempelschätze in sicheren Gruben verwahrten (Taf. IX a).

Die Burg Arkona ist sehr stattlich. Der heute erhaltene Wall ist fast 200 m lang, durchweg 9 m, an seinem Nordende sogar 13 m hoch. Der quadratische Tempel mit seinen 4 Säulen im Innern weicht von allen griechischen und römischen Tempeln und auch den germanischen, die wir ja nur aus der spätesten Zeit in Island haben, ab, denn sie sind alle lang rechteckig; aber er stimmt um so mehr zu den keltischen Tempeln im Rhein- und Donaulande und in Frankreich. Warum, ist noch nicht sicher. Der Verknüpfungspunkt muß weit zurück in der Vorgeschichte liegen und von der alten Mittelmeerkultur beeinflußt sein, aus deren östlichstem Teile die Slawen so manches entnommen haben.

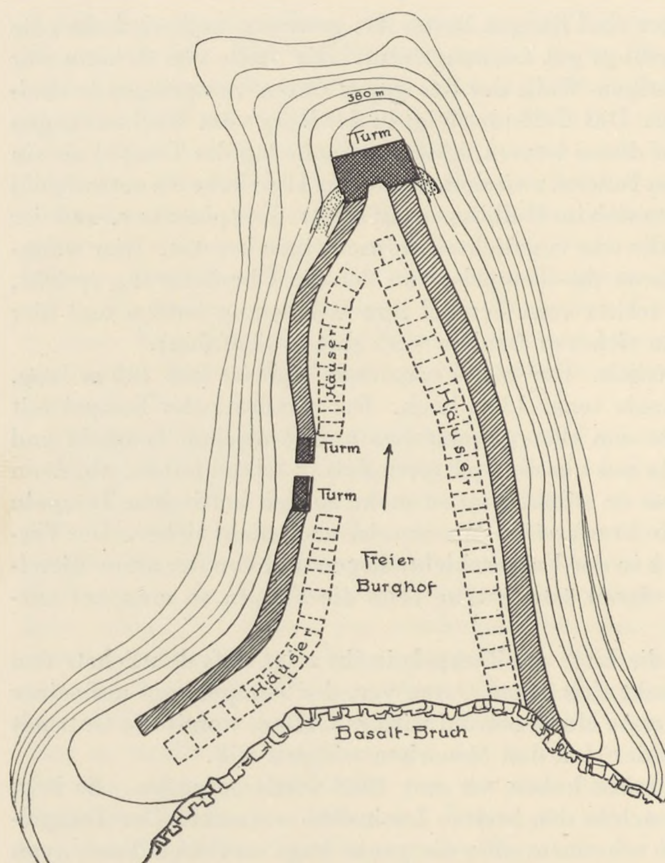
Die Wahl der Örtlichkeit und die Lage des Tempels in ihr zeigt aufs deutlichste den alten Sonnenkult. Das Kap streckt sich gegen Osten vor, der Tempel liegt auf seiner äußersten höchsten Spitze. Der erste Morgenstrahl wird es treffen, womit die Gottheit bezeugt, daß sie hier auftreten, hier sich den Menschen widmen will.

Das große ältere Heiligtum Rethra haben wir erst 1922 wiedergefunden. Es liegt auf genau solch einem Kap, das sich in den breiten Lucin-See erstreckt. Der Tempelgrundriß ist nicht mehr genau zu erkennen, aber die ganze Lage und die 3 Tore, „von denen das kleinste zum See führt", entsprechen so genau der Beschreibung Thietmars von Merseburg († 1017), daß kein Zweifel sein kann. Jedes Tor hatte einen hohen Holzturm, so daß Thietmar die Burg tricornis „dreihörnig" nennt. Robert Koldewey, der die entscheidende Ausgrabung mitgemacht hat, verdanken wir eine anschauliche Rekonstruktion aus der Vogelperspektive (Abb. 221).

Wie in Mecklenburg und auf Rügen die alten Fürstengeschlechter ins Christentum und deutsche Mittelalter hinübergegangen sind, so haben sich in der Ostmark vielfach



221. Tempelburg Rethra aus der Vogelschau. Nach Koldewey.



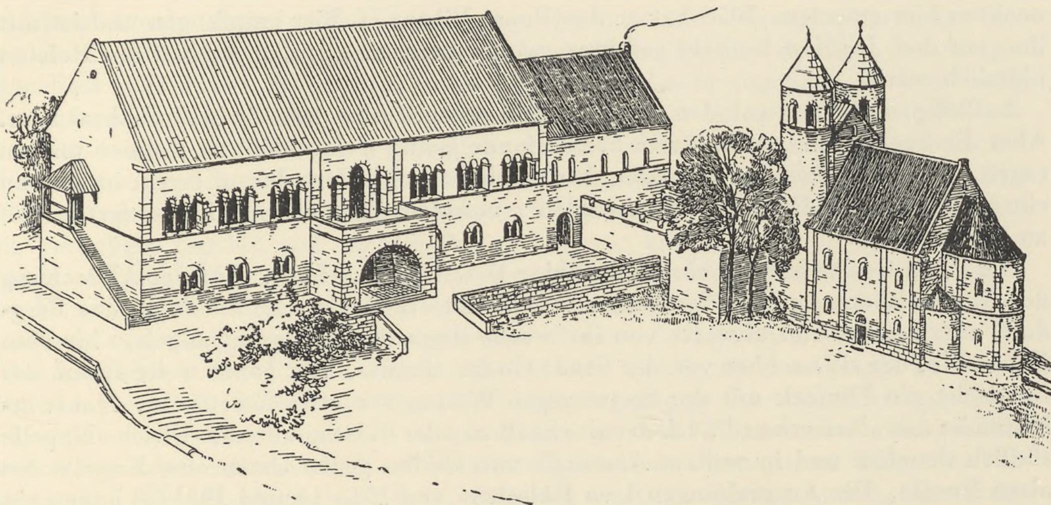
222. Der breite Berg bei Striegau. 1:1250. Nach Bersu.



223. Das Burgtor mit Türmen auf Münzen von Striegau.

auch die wendischen Burgen auf die neuen Verhältnisse umgestellt. Keine zeigt das besser als der „Breite Berg“ nördlich von Striegau in Schlesien (Abb. 222). Auf dieser 380 m hohen ovalen Höhe hatte schon eine Volksburg der Hallstattzeit gestanden. Ihre Ringmauer ist an der Nordspitze um den großen späteren Turm herum noch in Spuren erhalten. Dann hat eine slawische Basalt- und Holzmauer den Berg umzogen mit einem mächtigen Turm an der Nordspitze und einem von zwei kleinen Türmen flankierten Tore in der Mitte der Westseite. Die Häuser haben in dieser Burg ringsum gestanden, in geringer Entfernung von der Wallmauer. Die Bauart der Mauer hat sich gut wiedererkennen lassen, so daß sie mit ihrem Steinfundamente völlig rekonstruiert werden konnte (oben Abb. 2). Das zweitürige Tor aber ist für diese Zeit allgemein charakteristisch. Es hat sich uns schon bei dem Sachsensteine Heinrichs IV. gezeigt. Wie es im Aufbau aussah, zeigen viele Münzen, von denen einige auch auf dem Breiten Berge selbst zutage gekommen sind (Abb. 223).

Die dritte Rolle dieser Burg, die des deutschen und christlichen Burgwards, wird öfter in Urkunden bezeugt. Die Burg selbst scheint dazu ihr altes wendisches Kleid mit Mauer, Türmen und Tore kaum gewechselt zu haben.



224. Die Pfalz Goslar um 1050. Nach U. Hölscher.

IX. DIE FÜRSTEN- UND RITTERBURGEN DER BLÜTEZEIT IN DEUTSCHLAND, 11.—13. JAHRH.

Die Pfalzen

Nichts zeigt so deutlich den empfindlichen Unterschied zwischen Hof und Burg und die geringe Neigung der Großen, von dem bequemen weiträumigen Hofe in die enge Umschnürung der Burg hinaufzusteigen, als das Fortbestehen der Hofform für die wichtigsten Königs- und Kaisersitze von Karl d. Gr. an über die sächsischen Herrscher Heinrich I. und die Ottonen, über die fränkischen Heinrich II. und Konrad II. und Heinrich III. bis zu den Hohenstaufen Barbarossa und Heinrich VI. Was unter den Karolingern Aachen und Ingelheim waren, sind nachher Goslar, Gelnhausen, Wimpfen und Seligenstadt gewesen.

Goslar war die erste und lange die bevorzugte Pfalz. Der Harz verdankt den sächsischen Herrschern seine Hoffähigkeit und den Eintritt in die Kulturgeschichte. Heinrich I. soll 922 den *vicus Goslarie* gegründet haben. Der Erzgehalt des Rammelsberges war der Magnet, der die Siedlung rasch wachsen ließ. Unter den Ottonen begann das Bergwerk auch Silber zu liefern. Aber der Herrensitz wurde erst von Heinrich II. an größer ausgebaut. Er hielt 1009 eine Fürstenversammlung in Goslar. Thietmar von Merseburg, der Verwandte und persönliche Freund dieses Kaisers, berichtet von seiner Hofhaltung dort 1015 und 1017 und sagt *villam tunc multum excoluit.* 1019 fand eine große Synode unter dem Vorsitz des Bischofs Bernward von Hildesheim in Goslar zur Regelung der Ehegesetze für die Geistlichen statt. Sie tagte in einer Kirche, die „an die Ostseite des Palas angebaut war“. 1038 erbaute Konrad II. *in curte regali* eine weitere Kirche und verlebte nachher das Weihnachtsfest *in villa regia.* Die Bezeichnungen für die Pfalz sind immer noch die altkarolingischen der Königshöfe. Jetzt wird Goslar die bevorzugte Königspfalz. Konrad II. (1024—1039) hat sechsmal hier Hof gehalten, Heinrich III. (1039—1050) sogar 15 mal und oft monatelang. Fünfmal ist er zu Weih-

nachten hier gewesen. 1056 hat er den Papst Viktor II. hier empfangen und ist mit ihm auf den Jagdhof Bodfeld gefahren, wo er dann zum großen Unheil des Reiches plötzlich starb.

Auffällig, daß erst nach den sächsischen Kaisern Goslar derartig in Aufnahme kam. Aber die Sachsen hatten in ihrem Stammlande genug Gelegenheit zu wohnen und zu tagen. Die nachfolgenden Franken aber mochten wohl Wert darauf legen, in dem zu einem so wichtigen Reichsgliede gewordenen norddeutschen Gebiete immer festen Fuß zu haben.

Die Pfalz Goslar hat nie eine wehrfähige Befestigung gehabt. Auf der Abdachung des Rammelsberges gegen Norden hin war die älteste Goslarsche Siedlung, das Bergdorf, entstanden, und abwärts von ihr wurde dann der Königshof angelegt bis zum Flusse hin, der sie nachher von der Stadt Goslar trennte. Der ganze weite Raum der Curtis ist ein Fünfeck mit der Spitze gegen Westen von etwa 220:250 m. Heute erhalten ist das „Kaiserhaus", d.i. der alte Saalbau oder Palas mit der St.-Ulrichs-Kapelle südlich daneben und in weitem Abstande von beiden gegen Osten eine Kapelle des alten Domes. Die Ausgrabungen Uvo Hölschers von 1913/14 und 1921/22 haben ein deutliches Bild von der Entwicklung der ganzen Bauanlage geliefert. Das wiederhergestellte Kaiserhaus zeigt sich heute in dem Zustande von etwa 1200. Ein älterer Palas, ein Fachwerkbau, hat gleich östlich von ihm gestanden. Seine Frontmauer ist die Stützmauer der Terrasse geworden, die heute vor dem Kaiserhause liegt. Die hintere Längsmauer des alten Baus kann unter der Front des Kaiserhauses liegen. An diesem alten Bau muß sich als Annex gegen Osten die Kirche befunden haben, in der die Synode von 1019 unter Bernward getagt hat. Ein anderes sehr stattliches Gotteshaus hat dann Heinrich III. im Norden des Platzes errichtet, die Liebfrauenkirche, von der heute nur die Fundamente im Boden erhalten sind.

Das Hauptstück der ganzen Pfalz ist ohne Zweifel immer das Kaiserhaus gewesen. Seinen frühen Zustand um 1050 hat Hölscher dargestellt (Abb. 224). Die Hauptlinien und Maße für das Spätere sind schon da. Das ganze Gebäude ist zugeschnitten auf den großen Thronsaal im oberen Stockwerk. Er mißt 15:47 m, ist bei dieser Breite, die sich nicht mit einem Balken überspannen läßt, in der Mitte durch eine Pfeilerstellung durchgeteilt und hat seinen Aufgang in Gestalt einer einfachen Außentreppe an der südlichen Schmalseite.

In diesem einfachen alten Bau hat Heinrich III., der ihn aufgeführt hatte, zumeist gewohnt. Hier ist der König von Böhmen, gegen den er schon den Krieg führte, zur Unterwerfung vor ihm erschienen, hier hat er mit allem Pomp 1056 den Papst empfangen, mit dem er dann zur Jagd nach Bodfeld ging, auf seine Todesfahrt. Auch Heinrich IV., der schwächliche Sohn seines großen Vaters, hat hier die Hauptzeit seines Lebens verbracht. Die schwersten Schicksale seines Lebens haben in Goslar ihren Ursprung. Vielleicht das folgenreichste war der frühe Tod des Vaters, der den 6jährigen Knaben in einer Umgebung von widereinanderstreitenden Gefühls- und Willensrichtungen zurückließ. Schon 1063 mußte er bei politischen Unruhen sich aus dem Gotteshause in das Palatium flüchten. 1070 löst die Streitsache mit Otto v. Nordheim den unseligen langjährigen Sachsenkrieg aus. Heinrich hatte den mächtigen stolzen Mann des Hochverrats bezichtigt und ihm zu seiner Rechtfertigung den Gotteskampf auferlegt. Otto nahm den Kampf an und erschien mit starkem Gefolge zur verabredeten Zeit vor der Pfalz von Goslar. Ehe er einritt, wollte er freies Geleit zugesichert haben. Das verweigerte ihm Heinrich. Otto drehte um und ging nach Hause. Das

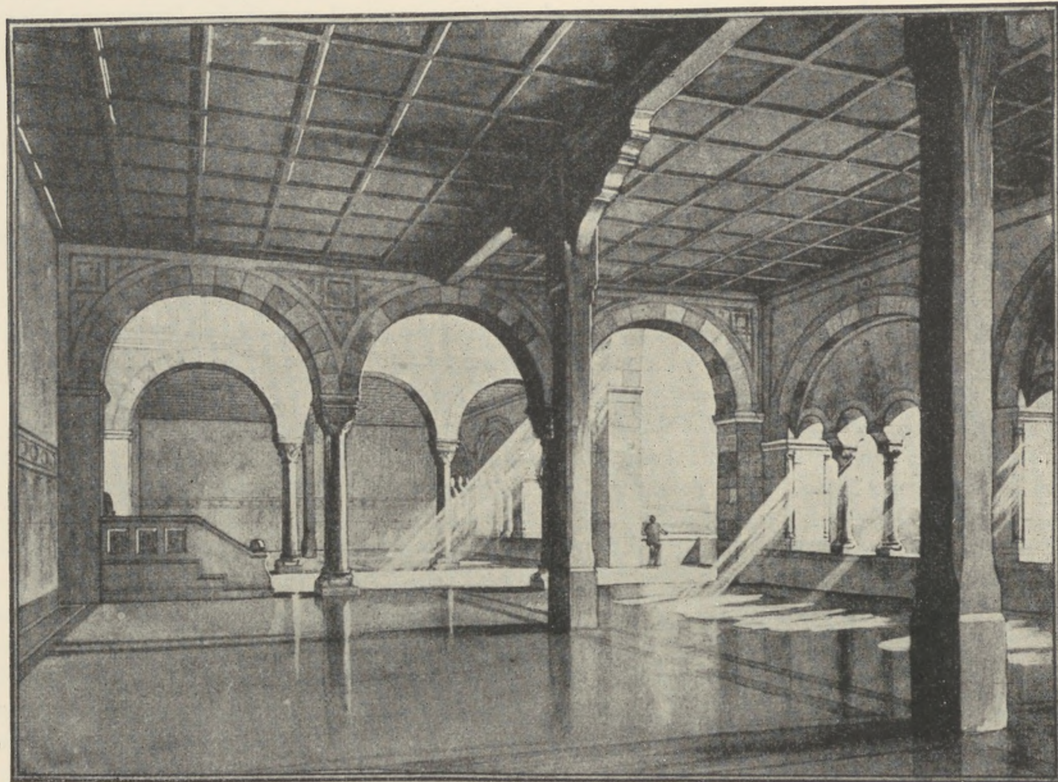
Gericht aber nahm nun den Hochverrat als erwiesen an und verurteilte Otto zum Verlust all seiner Stammgüter und Lehen und erklärte ihn selbst für vogelfrei. Das erregte böses Blut in Sachsen. Schon nach kurzer Zeit entstanden Bewegungen, die den König veranlaßten, herbeizueilen, um die Goslarer Pfalz vor Rachetaten zu schützen, *clarissimum illud regni domicilium*, sagt Lambert v. Hersfeld, der Biograph Heinrichs IV. Aber 1073 zog eine so bedrohliche Schar sächsischer Großen gegen Goslar heran, daß Heinrich von da auf die nur 11 km entfernte Harzburg floh. Die Sachsen folgten ihm mit Vergnügen dorthin und dachten ihn zu fangen. Aber der König entwich hinten hinaus und ging auf dem durch ihn berühmt gewordenen Pfade gen Süden quer durch den Harz nach Thüringen. Der Krieg wurde im folgenden Jahre durch den Frieden von Gerstungen beigelegt: der König mußte all seine Zwingburgen schleifen.

Im folgenden Jahre 1075, als noch ein Aufstand der Sachsen ausbrach, hat er sie glücklich geschlagen und ist als Sieger in Goslar eingezogen. Aber dadurch ungebührlich gehoben, zettelte er alsbald neues Unheil an. Zu Weihnachten kam ein Gesandter des Papstes Gregor VII. mit allerhand guten Ermahnungen zu ruhigerem Verfahren und gottesfürchtigerem Leben. Heinrich warf ihn einfach hinaus. Die Folge war nachher der Gang nach Canossa.

So weckt der Goslarer Saal die Erinnerung an manche stolze und manche trübe Episode der deutschen Geschichte. Heinrich III. ist eine der stärksten Erscheinungen. Man lernt in der Schule nicht viel über ihn, weil er keine großen Kriege geführt hat. Er hat sie deshalb nicht geführt, weil die Könige, gegen die er ausziehen wollte, schon vorher kamen und sich unterwarfen. Seinen ganz andersgearteten Sohn aber verstehen wir heute sehr wohl. Bei seiner impulsiven, hochfahrenden Natur, bar des politischen Einblicks und Fernblicks, genoß er nirgend rechtes Vertrauen und entbehrte daher immer der Unterstützung, wenn er sie brauchte. Wie muß man von aller Welt und auch vom eigenen Stolz verlassen sein, wenn man nach Canossa geht und dort tagelang im Schnee steht!

Aber der Bau und der Saal, den wir heute in Goslar vor uns sehen, ist nicht mehr der Heinrichs III. und Heinrichs IV. Das alte Haus ist Ende des 12. Jahrhunderts vernichtet worden, und Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, hat es dann mit den seiner hochromanischen Kunstzeit entsprechenden Änderungen und einigen schönen Ergänzungen wieder aufgebaut. Von dem alten Bau sind die Außenmauern bis zur halben Höhe des unteren Stockwerkes wieder benutzt worden, so daß man sieht, die alte Ausdehnung ist nicht verändert. Aber im Innern kann man für den großen Raum des Erdgeschosses 3 Perioden erkennen, die den Übergang vom Holzbau zum Steinbau veranschaulichen: 1. 5 Holzsäulen teilen den Raum der Länge nach und tragen eine Balkendecke; 2. die Holzsäulen werden durch Steinarkaden ersetzt, die Balkendecke bleibt; 3. 2 lange Tonnengewölbe nebeneinander übernehmen die Deckenbildung.

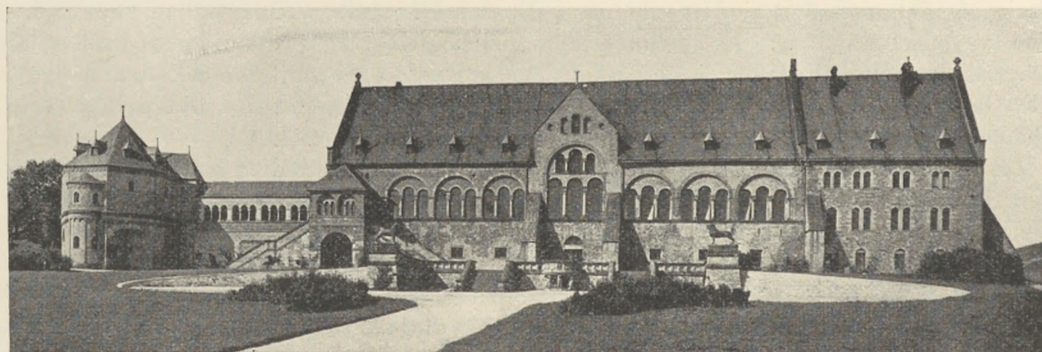
Im oberen Saale, dem Kaisersaale, tritt eine Änderung ein, indem man die Eintönigkeit des langen Raumes bricht durch ein Querschiff in der Mitte. An dessen Wandende steht auf weitem hohen Treppenpodium der Kaiserstuhl, das Fensterende läuft aus auf einen ins Freie weit vorspringenden Balkon. Die Saalteile nördlich und südlich von diesem Querschiff haben Mittelsäulen wie vorher, jeder Teil ihrer 2. Das Querschiff hat seine Säulen für sich, die westöstlich von der Wand zum Balkon laufen. Durch diese Neuerung entsteht eine schöne, weit freiere Raumwirkung. Hölscher hat sie in einer Rekonstruktionszeichnung vorgeführt (Abb. 225). Man kann sich vorstellen, wenn der



225. Pfalz Goslar. Saal. Rekonst. von U. Hölscher.

Kaiser in schöner Jahreszeit hier seinen Reichstag hielt, wie die herrliche Aussicht und die berühmte „würzige Harzluft“ die Herren in Stimmung gesetzt haben muß.

Mit jenem Neubau ist um 1200 aber auch die große Treppe am Südende der Front entstanden, die von links und rechts zu einer hübschen Laube hinaufführt, eine Anlage, ganz wie sie sich der Nibelungendichter für den Etzelsaal gedacht hat, in dem die Burgunden ihren Untergang finden. Hinter der Treppe beginnt zugleich das neue



226. Ansicht der Kaiserpfalz Goslar. Heutiger Zustand. (Photo Staatl. Bildstelle.)



Die Tempelburg Arkona.
ca. 1: 2000. Nach Koldewey. (Zu S. 235.)

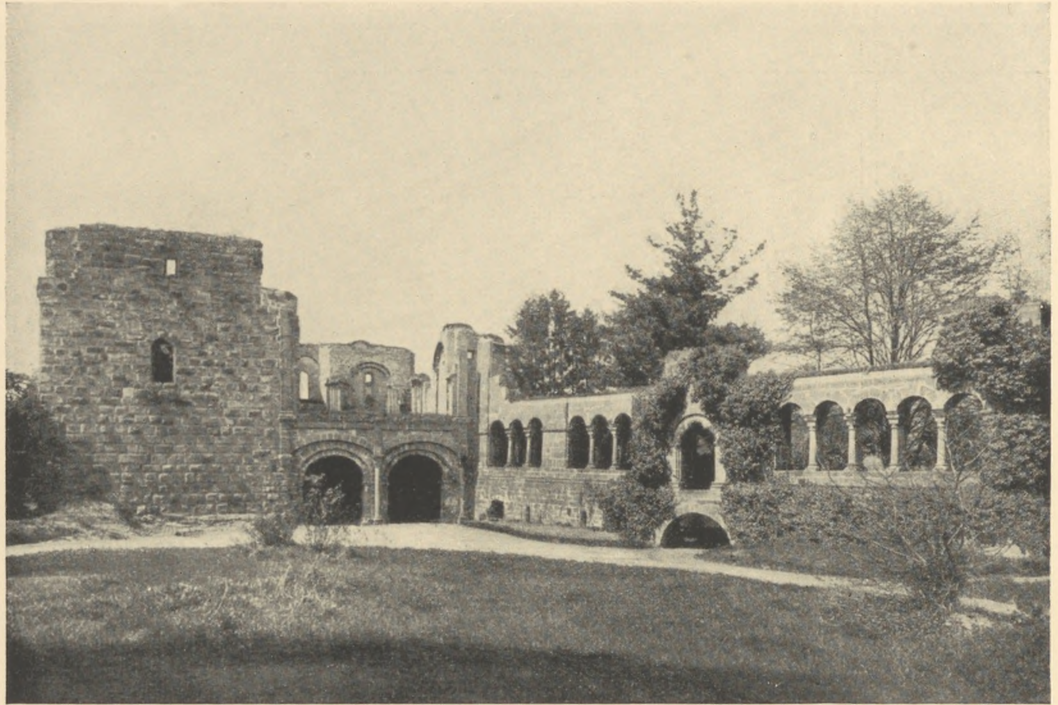


Photo Staatl. Bildstelle.

Gelnhausen, Burginneres: hinten Tor, rechts Palas.



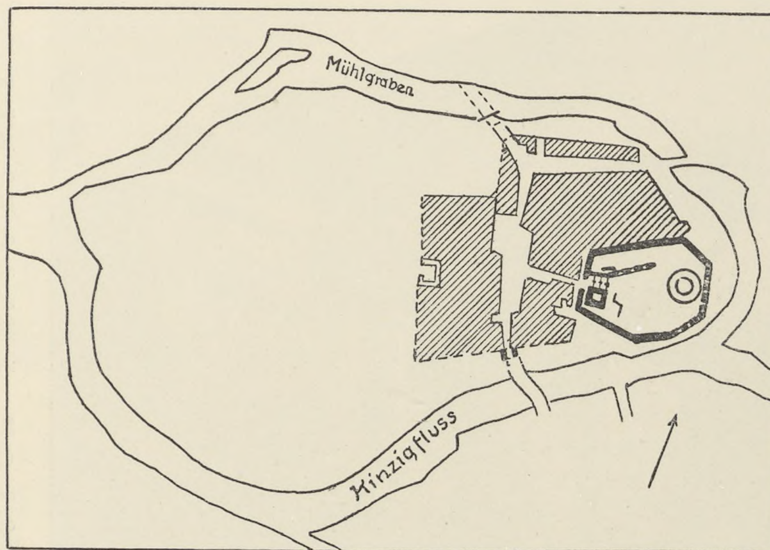
Photo Staatl. Bildstelle.

Gelnhausen, Palasfront.

(Zu S 241.)

Tafel IX
Rückseite

Wohnhaus, das nun die Rolle des alten am Nordende übernimmt. Und vor diesem Wohnhause, gegen den großen Hof hin vorgeschoben, ist nun auch eine schöne neue Kapelle entstanden, St. Ulrici, ein Zentralbau mit dem Grundriß des griechischen gleicharmigen Kreuzes.



227. Gelnhausen, Grundriß. 1:4500. Nach L. Bickell.

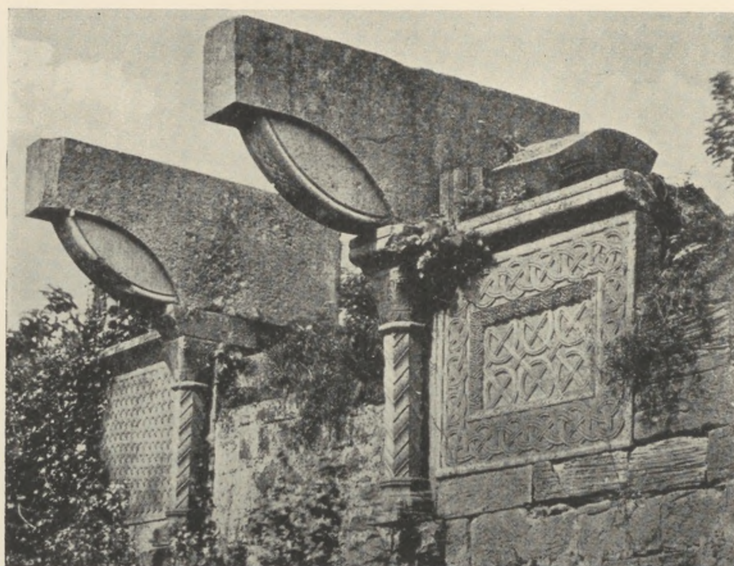
Mit diesen neuen Zutaten steht der Bau von 1200 heute wohlhergestellt da. An dem Saalbau fehlt leider der hübsche Mittelbalkon; die dicken Strebepfeiler an seiner Stelle machen einen nüchternen Eindruck, wo man gerade hier eine künstlerische Betonung erwartet. Die große Treppe aber und die Ulrichs-Kapelle halten sich gut in der Form der Zeit, aus der sie stammen.

Goslar hat als Kaiserpfalz das 13. Jahrhundert nicht überlebt. Als letzten Kaiser beherbergte sie 1253 Wilhelm von Holland. 1289 fiel sie einem neuen Brande zum Opfer und wurde nur so weit hergerichtet, daß sie für Zoll- und Berggericht benutzt werden konnte. 1290 kam sie mit dem Rest der Vogteirechte an die Stadt Goslar, die als Mitglied der neuen Hansa sich in einem großen Aufschwunge befand.

Andere Pfalzen, die die Kaiser oft benutzt haben, und von denen gute Stücke noch aufrechtstehen, sind Gelnhausen, Wimpfen und Seligenstadt, wenig ist mehr übrig von Kaiserswerth und Hagenau.

G e l n h a u s e n ist wie Goslar weiträumig auf ebenem Boden angelegt, durch beiderseits herumgehende natürliche Wasserläufe geschützt, der Wohnteil in nicht großem Ausmaße von fester Mauer umgeben. Es ist hier kaum etwas modern hergestellt, nur das Alterhaltene zu sehen. Man tritt ein durch ein festes Doppeltor, das eine Kapelle über sich und einen mächtigen Turm neben sich hat, und sieht dann zur Linken die wunderschöne Vorderwand des Palas: Arkaden erst zu dreien, dann nach einer großen Dreipaßöffnung zu fünfen auftretend, gliedern die Wand im hohen Erdgeschoß. Die große Öffnung in der Mitte war der Eingang, der durch die übliche Treppe von rechts und links her erreicht wurde. Vielbewundert sind die feinen Formen der Säulenkapitelle dieser Arkaden und der Dreipaßbogen der Tür. Sie sind von feinstem romanischen Stil und zeigen an jeder Stelle neue reizvolle Pflanzenzier. Hinter diesen Arkaden hat der große Saal gelegen, in dem die Reichsversammlungen tagten. Im Hintergrunde des Hofes sind die Fundamente eines großen runden Bergfrieds im Boden erhalten. Sonst ist alles leer (Abb. 227, 228 u. Taf. IX b).

Die verbreitete Auffassung, daß die Pfalz Gelnhausen von Barbarossa stamme, ist irrtümlich. Er hat ihren Bau noch gerade geplant, aber als er von seinem Kreuzzuge



228. Gelnhausen, Kamin.

1190 nicht zurückkehrte, hat ihn erst sein Sohn, Heinrich VI., ausgeführt, derselbe Kaiser also, dem auch der letzte große Neubau in Goslar zu verdanken ist. Gelnhausen hat länger gedient als Goslar, es ist erst im Dreißigjährigen Kriege zugrunde gegangen.

Die Pfalz Wimpfen liegt ganz anders als Goslar und Gelnhausen. Sie bildet hoch oben den Kopf der Stadt „Wimpfen am Berge". „Wimpfen im Tal" liegt unten am Neckar, wo schon ein römisches Kastell sich befunden hatte. Hier mündete die alte erste Odenwald-Limeslinie, unter Antoninus Pius um 135 n. Chr. angelegt, die von Wörth am Main bis Wimpfen am Neckar eine Kette von Kastellen und Warten (burgi) hatte, ohne verbindenden Landwehrwall. Wimpfen ist also ein altstrategischer Punkt. Die Pfalz ist um 1220 erbaut und bildete ein langes Trapez. Es steht nur noch ein Teil der Palaswand mit ganz ähnlicher Gliederung wie in Gelnhausen. Und ganz ähnlich ist die Erhaltung in Seligenstadt, es steht eine schöne Palasmauer, an die sehr profane Gebäude angebaut sind. Seligenstadt ist erstanden auf dem alten karolingischen Königshofe Obermelinhain, den Ludwig d. Fr. dem Einhard geschenkt hatte und auf den dieser 828 für seinen Lebensabend († 840) übersiedelte. Auch Seligenstadt liegt an einem wichtigen Punkte der alten römischen Grenze, nämlich dicht bei Gr.-Krotzenberg, wo der vom Taunus herabkommende Limes auf den Main stieß, um diesen dann als Flußgrenze bis Miltenberg zu benutzen.

Die Pfalzen erscheinen als eine Sonderform des Königs- und Kaisersitzes. Sie haben ihren Namen nach dem Palatium, dem Palas, dem großen Versammlungssaale, den der Herrscher für seine höchsten Pflichten braucht. Sie sind daher auch alle von Karl d. Gr. an von den Herrschern selbst erbaut und gehen vom einen auf den anderen über. Bei den Schwierigkeiten, die das Wahlkönigtum mit sich bringt, ist das eine der wohltätigen festen Linien. Bei Goslar, das Otto d. Gr. auf seinem sächsischen Stammlande gegründet hat, könnte man fragen: wie kommt es, daß es nachher ohne weiteres von den fränkischen, salischen, hohenstaufischen Herrschern als Residenz benutzt wird? Goslar ist 1073 unter Heinrich IV. aus der Hofverwaltung der sächsischen Pfalz Werla — wenig abwärts an der Ocker bei Burgdorf — herausgenommen und zur Reichsvogtei gemacht worden. Damit kam es in die Reichsverwaltung, die bestand und bestehen mußte, um den oft so schwierigen Wechsel von einem Herrscher zum anderen zu überbrücken. Das wichtigste Amt in dieser Verwaltung war das des Kanzlers. Im fränkischen Reiche war ein *Referendarius* der Bürochef des Königs. In der nachkaro-

lingischen Zeit hieß er „Kanzler". Immer waren es Geistliche, die diese Ämter innehatten, denn sie waren die Meister im Lesen und Schreiben. Otto d. Gr. führte eine feste Ordnung ein. Er machte zuerst seinen Bruder Bruno und dann seinen Sohn Wilhelm, den Erzbischof von Mainz, zum Kanzler, und von da an ist das Amt des Erzkanzlers immer beim Stuhle von Mainz, als dem ältesten in Deutschland, geblieben. Der Erzbischof von Mainz war der angesehenste und der Vorsitzende unter den Kurfürsten. In seiner Schreibstube wurden alle kaiserlichen Schriftstücke verfaßt und versendet. Er hatte auch die Vorbereitungen zu einer neuen Königswahl zu treffen, erließ die Einladungen und leitete die Wahlhandlungen.

So unterstand ihm auch die Verwaltung des für den König ausgesonderten Besitzes. Es gab „Reichskammergüter" für den Unterhalt des kaiserlichen Hofes und zu anderen Bedürfnissen des Reiches. Und zu diesem großen Vermögen gehörten schließlich die Pfalzen.

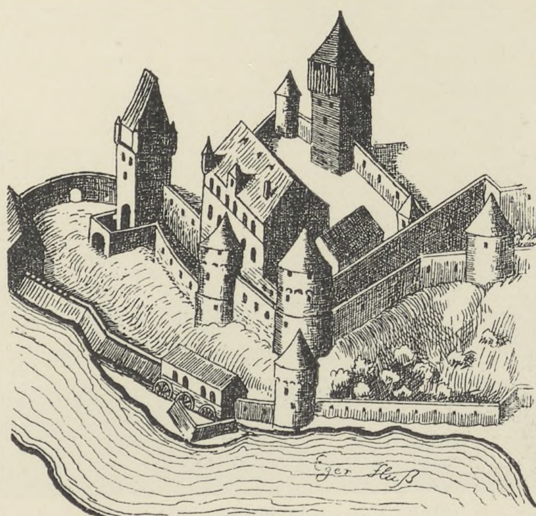
Es ist auffallend, daß die deutschen Könige und Kaiser sich immer nur diese Pfalzen errichtet haben und nicht, wie es die Landesfürsten, die Gaugrafen und einzelne Adligen längst taten, auch einmal eine Burg. Wohl treten im Laufe der Zeit einzelne kaiserliche Burgen auf, wie Nürnberg, Eger, Trifels, aber die haben die Kaiser immer von anderen, die sie bereits angelegt hatten, übernommen und dann für ihre eigenen Zwecke einigermaßen hergerichtet. Daß all diese anderen sich nur „Burgen" bauten und keine „Pfalzen", liegt daran, daß „Pfalz" die Bedeutung von „Kaiserresidenz" angenommen hatte. Pfalz ist = palatium. Das war — wahrscheinlich von der Herdengöttin Pales, der im Palilienfest gefeierten, abgeleitet — der Name desjenigen der 7 Hügel Roms, auf dem Augustus später seinen Palast erbaute. So wurde Palatium das Grundwort für Palast und Pfalz.

Aber der Name Pfalz bezeichnet doch nicht rein und allein die Residenz, sonst hätte er ja übergehen können auf die Burgen, die die Kaiser übernahmen und dann tatsächlich oft als Residenz benutzten. Man spricht aber nie von einer „Pfalz Nürnberg", „Pfalz Trifels", „Pfalz Hohenstaufen" oder „Habsburg", sondern bei ihnen immer nur von „kaiserlichen Burgen". Es wohnt also der Bezeichnung „Palatium-Pfalz" doch zugleich noch die alte Bedeutung inne, die sie zur Zeit Karls d. Gr., als es noch keine Burgen gab, angenommen hatte, nämlich die des vornehm weiträumig in der Ebene ausgebreiteten Hofes, nach der Art von Aachen und Ingelheim.

Aus diesen beiden Atavismen, dem alten Namen und der alten Form, erklärt sich wohl die Sonderstellung, die die Pfalzen einnehmen, und die Scheidung, die auch zwischen ihnen und den Kaiserburgen immer verblieben ist.

Kaiserliche Burgen

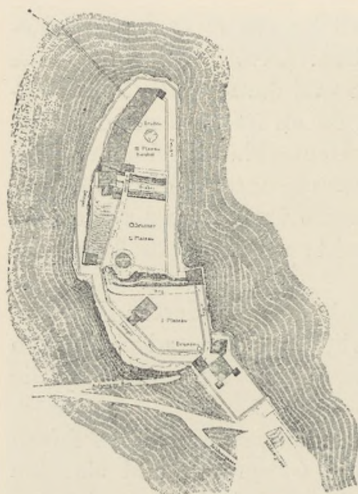
Die Burg Eger, in der nordwestlichen Ecke Böhmens gelegen, ist im wesentlichen um 1180 von Barbarossa



229. Burg Eger. Nach Piper.

erbaut. Ihr großer Bergfried mit seinen Buckelquadern muß aber älter sein, so daß auch hier der Kaiser eine schon bestehende Burg übernahm und ausbaute. Begründet war sie wahrscheinlich ebenso wie die Burg Engelhaus im 10. Jahrhundert vom Markgrafen von Vohburg (Abb. 229).

Erhalten sind Bergfried, Kapelle und Teile des Palas, und diese stammen in Hauptteilen von Barbarossa. Die Kapelle ist die nächstverwandte zu der Nürnberger. Sie ist wie jene eine Doppelanlage, aber hier ist nur die untere von 1183 romanisch, die obere von 1295 hat frühgotische Spitzbogen. Beide aber sind wie in Nürnberg quadratisch und haben 4 Säulen im Innenraume.



230. Burg Nürnberg. 1:5000. Nach Essenwein.

Der quadratische Bergfried, genannt „der Schwarze Turm", ist übereck in die Ringmauer vorgerückt. Mit seinen Buckelquadern entspricht er dem ebenfalls vorkaiserlichen fünfeckigen Turme in Nürnberg. Sein Eingang liegt volle 10 m über der Erde. Zu unterst hat er ein enges Verließ, darüber erweitert sich der Raum in starken Absätzen.

Vom Palas steht noch eine Wand mit hübschen romanischen Bogenfenstern, ähnlich wie in den Pfalzen Gelnhausen, Wimpfen, Seligenstadt. Der große Saal lag wie üblich im oberen Stockwerk, aber das untere war hier nicht wie in Goslar Magazinraum, sondern zeigt durch den guten Eingang von der Front her, daß er Wohnungen enthielt, ebenso wie es auch bei dem Palas der thüringischen Wartburg der Fall ist. Man ging hier nicht so verschwenderisch mit dem Raume um wie in Goslar: die Kapelle wird im Bergfried untergebracht, das Untergeschoß des Palas zu Wohnungen eingerichtet. Trotzdem ist Eger von den Kaisern oft besucht worden; es ist die Lieblingsresidenz Rudolfs von Habsburg gewesen.



231. Vestner Turm der Burg Nürnberg
(Photo: Deutscher Kunstverlag).



Photo Dr. Stoedtner.

Nürnberg, untere Burgkapelle. 12. Jahrhundert.

(Zu S. 246.)

Tafel X



Photo Dr. Stoedtner.

Nürnberg, obere Burgkapelle. 13. Jahrhundert.

(Zu S. 246.)

Tafel X
Rückseite



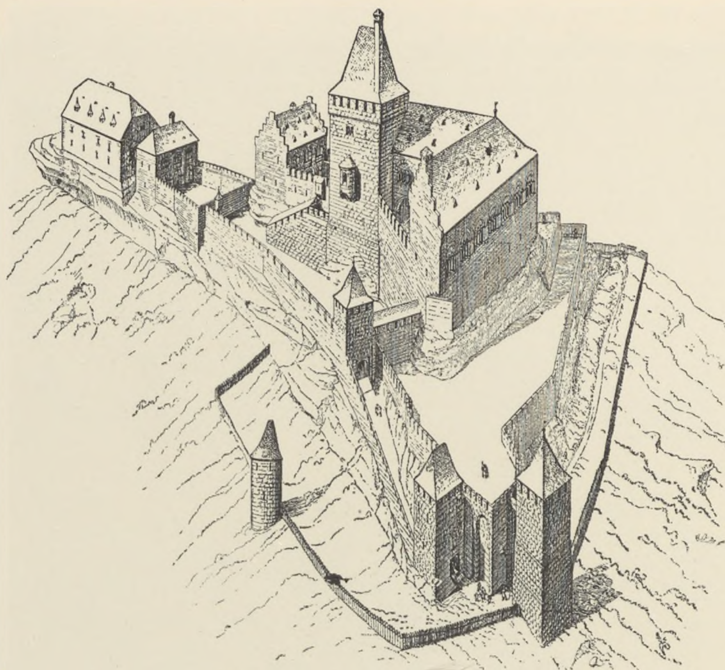
232. Stadtmauern und Burg von Nürnberg. (Photo Dr. Fr. Stoedtner.)

Am Ende ihrer Geschichte steht der Untergang Wallensteins und seiner Getreuen am 25. Februar 1634. Wallenstein selbst wohnte unten im Rathause und fand dort in der Nacht seinen Tod durch die Partisane des Schotten Deveroux. Aber das große Gelage der Offiziere, das Schiller so lebendig vorführt, hat in dem alten Festsaal der Burg Eger stattgefunden, und dort sind am späten Abend die zu Wallenstein Haltenden: der Feldmarschall Ilow, Graf Terzka, Kinsky und Rittmeister Neumann gefallen.

Nürnberg tritt schon 1050 als Kaiserburg auf. Die Burg, nach vielerlei Umbauten heute noch höchst sehenswert und viel besucht, liegt in der Nordwestecke der mittelalterlichen Stadtummauerung auf einem hohen Rotsandsteinfelsen.

Das älteste Stück ist der „Fünfeckturm" am Westende des Burgberges. Zwischen ihm und dem Stadtturme „Luginsland", lag die vorkaiserliche Grafenburg, die 1420 abbrannte und dann 1494/95 durch ein riesiges Kornhaus, die heute noch stehende „Kaiserstallung", besetzt wurde.

Von da gegen Südwesten liegt das Vorgelände der Burg, die „Freiung" genannt, d. i. Burgfriede oder Burgfreiheit, das, was in Westfalen „burchvrethe" heißt



233. Rekonstruktion der Burg Trifels. Nach Essenwein.

(s. oben S. 225). Eine Walpurgiskapelle ist hier erhalten. An der Südostecke ist dann der Eintritt in die große ovale Burg. Er wird geschützt durch den mächtigen runden „Vestnerturm". An ihm vorbei kommt man in den „Vorhof" und hat inmitten des Kranzes der ringsumlaufenden Wirtschaftsgebäude den alten 96 m tiefen Brunnen. Durch das „innere Burgtor" gelangt man dann in den zweiten Burghof, zur „Kaiserburg". In der Mitte ist der Stumpf einer Linde erhalten, die von Kunigunde († 1038), der Gemahlin Heinrichs II., gepflanzt sein soll. Links steht der Heidenturm, der den Zugang zum Palas enthält, zugleich aber ein baugeschichtliches Kleinod, nämlich eine Doppelkapelle, die eine im Unter-, die andere im Oberstock, und beide in quadratischer Form mit 4 Säulen im Innern, also genau dem Swantewittempel von Arkona entsprechend (s. oben S. 235).

Die Kapellen sind rein romanisch und stammen aus der Zeit Barbarossas (Taf. XI a u. b).

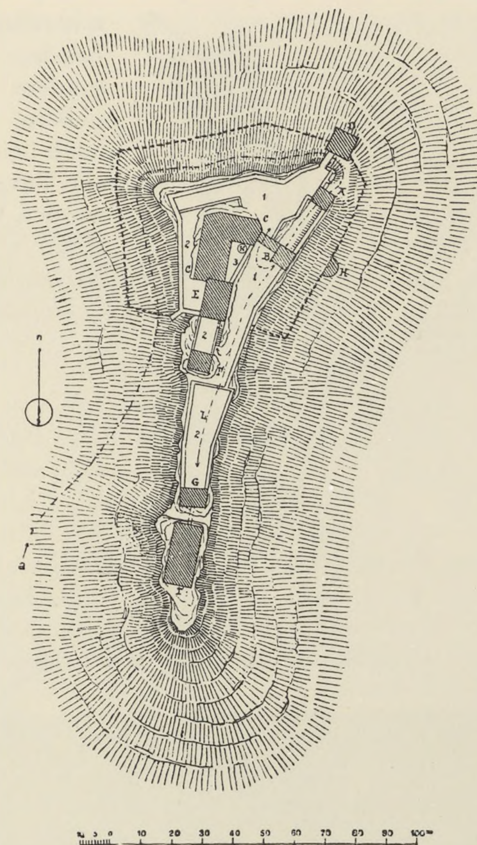
Die erste Urkunde, die Nürnberg überhaupt erwähnt, ist von 1050. Marktfreiheit, Zoll- und Münzrecht verlieh Heinrich III. Dann hatte die Stadt mehrfach schwere Fehden mit den Kaisern. 1127 eroberte sie Lothar und von dieser Zeit befinden sich kaiserliche „Burggrafen" in Nürnberg. Konrad III. hielt dann 1147 hier einen Hoftag. Friedrich I. Barbarossa aber baute viel Neues auf der Burg und wohnte hier häufig. Von Friedrich II. schließlich erhielt die Stadt die Reichsfreiheit und hob sich nun rasch außerordentlich. Ludwig der Bayer hat oft hier geweilt. Karls IV. goldene Bulle wurde hier erlassen, und Karls Sohn Wenzel ist 1361 hier geboren und in der Sebalduskirche getauft. Nürnberg war also eine Kaiserresidenz geworden wie es vorher nur je eine Pfalz gewesen war.

Seit 1192 waren die Zollern als Burggrafen in Nürnberg eingesetzt. Als Friedrich I. 1415 mit der Mark Brandenburg belehnt war und man ihm 1420 seine Nürnberger Grafenburg — nicht die kaiserliche! — niedergebrannt hatte, verkaufte er das ihm persönlich gehörende Gelände mit den daranhaftenden Rechten an die Stadt.

Die alte Sage von einem unterirdischen Gange, die auf so unendlich vielen Burgen spukt, hat hier einmal recht. Es führt in der Tat ein in den Felsen gehauener Gang vom Westrande der Kaiserburg hinunter zum Nürnberger Rathause. Er ist heute noch

offen; weitere, die nach anderen Richtungen abzweigten, sind zugemauert oder zugefallen (Abb. 230—232).

Der Burg Trifels in der Rheinpfalz, die als kaiserliche Burg von 1125—1273 die Reichskleinodien gehütet hat, sieht man auf den ersten Blick an, daß sie sich in der Wiege den hohen Beruf einer kaiserlichen Burg nicht hat träumen lassen. Ein schmal gestreckter Felsenkamm ist notdürftig zur Bewohnung hergerichtet. Wo er gegen Norden in klobenförmiger Erweiterung endigt, hat man die Wohnungen angelegt und das schmale Vorgelände im Süden für Nebendinge benutzt. Der Aufgang kommt vom Nordosten herauf, vorbei an einem vorgeschobenen Turme und tritt vom Süden her in die Burg ein. Er geht durch einen rechteckigen Turm, der in seinen dicken Mauern die Treppe enthält, zu der oben eingerichteten Kapelle und zugleich zu dem dahinter unmittelbar anschließenden Palas (Abb. 233 und 234).



234. Plan der Burg Trifels. 1:2500. Nach Essenwein.

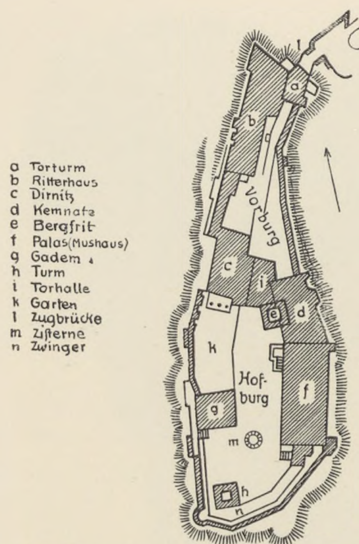
Auch für diese Burg ist die Bautätigkeit Barbarossas wieder als entscheidend bezeugt. Die Burg wird schon im 11. Jahrhundert genannt, aber erst von 1153 an von Barbarossa größer ausgebaut.

Was hat die deutschen Kaiser und insbesondere Barbarossa veranlaßt, derartige Burgen in kaiserlichen Besitz zu übernehmen und so sorgfältig weiterzupflegen? Die Burgen, um die es sich handelt, liegen alle an sehr wichtigen Straßen: Nürnberg an der von der Haupthandelsstadt Regensburg nach dem oberen Main. Regensburg hatte schon in römischer Zeit die Hauptrolle gespielt für den Verkehr der Donauprovinz mit den Hermunduren, mit Mitteldeutschland. Seine wichtige Rolle hat sich später ausgesprochen in den ständigen Reichstagen, die hier stattfanden.

Eger ist nicht minder wichtig für den Verkehr von Böhmen ins Maintal und nach ganz Mitteldeutschland herüber.

Trifels schließlich bei Annweiler liegt an der großen Straße von Speyer zur Saar, dem wichtigen Wege vom mittleren Rhein durch das Bergland nach Frankreich hinein.

Die deutschen Kaiser hatten alle Ursache, solch wichtige Verkehrsschutzpunkte für immer in ihre Hand zu bringen, um sich dadurch die Möglichkeit raschen Zusammenwirkens mit den verschiedenen Reichsteilen zu verschaffen. Gerade für Barbarossa aber ist solches Bestreben ungemein bezeichnend. Beginnt doch mit ihm die Politik, die nachher sein Sohn Heinrich VI. fortzusetzen sucht und die durch seinen Enkel Friedrich II. weltberühmt geworden ist, die Politik nämlich, die Reichsverwaltung zu



235. Wartburg, Plan. 1:2250.

zentralisieren, die Bewegungsfreiheit nicht von den Landes- und Lokalgewalten abhängig zu machen, sondern durch kaiserliche Festpunkte überall zu sichern. Was Friedrich II. nachher in seinem Königreich beider Sizilien tatsächlich durchgeführt hat, daß alle Burgen im Lande durch seine Kastellane verwaltet wurden und somit alles fest in der einen kaiserlichen Hand waren, das hatte sein Großvater Friedrich I. Barbarossa schon als Ideal im Auge und begann, wo er konnte, es zu verwirklichen.

Andere große Residenzen

Wo von deutschen Burgen im allgemeinen die Rede ist, wird aus dem Volksgefühl heraus immer eine vor allen anderen genannt werden: die Perle von Thüringen, der Liebling des deutschen Volkes, die Wartburg. Man hätte sie herstellen können noch viel besser oder noch viel schlechter als man es getan hat, das äußere Bild, das sich heute bietet, gibt nicht den Ausschlag für die schwärmerische Liebe, die man ihr entgegenbringt. Vielmehr ist es die große, tapfere Rolle, die die Burg in der deutschen Geistesgeschichte gespielt hat. Landgraf



236. Wartburg, Lutherstube. (Photo Dr. Fr. Stoedtner

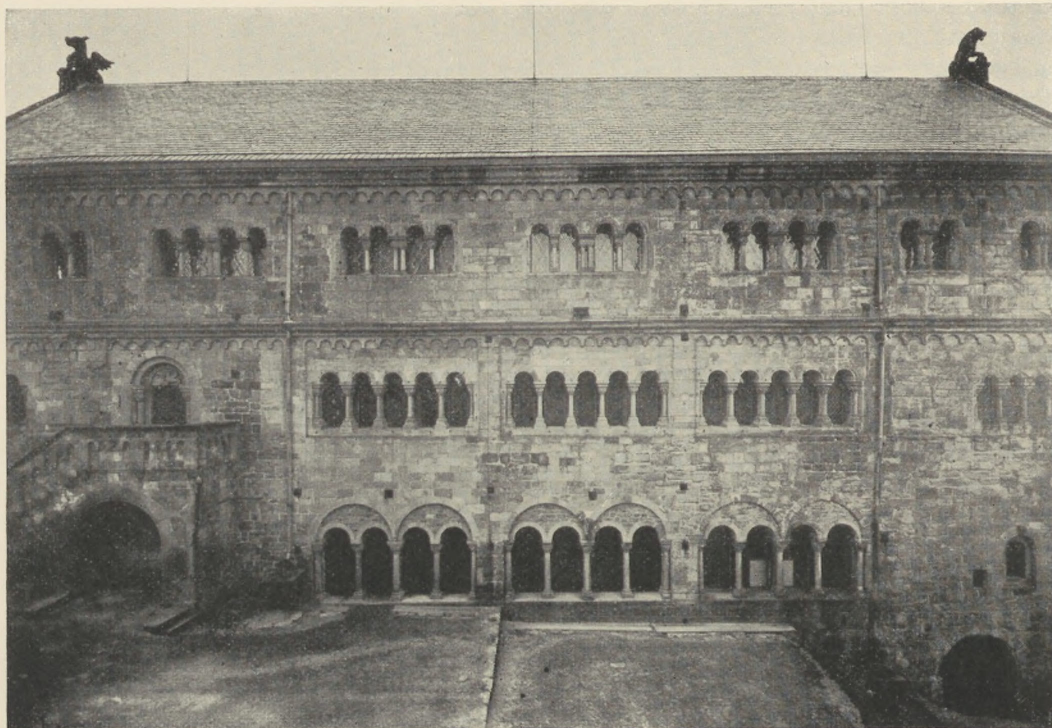
Hermann von Thüringen mit den Minnesängern seines Hofes und dem Sängerkrieg von 1207, mit dem sagenhaften Tannhäuser und dem benachbarten Hörselberg. Die Schwiegertochter Hermanns, die heilige Elisabeth, eine ungarische Königstochter, deren Gatte von einem Kreuzzuge nicht zurückkam, die sich dann in Liebeswerken aufrieb und schon mit 24 Jahren starb. Nachher Friedrich der Weise und Luther, der hier gerettet und geborgen seine Bibelübersetzung unternehmen konnte, mit ihr dem Volke den Zugang zu den Quellen des Heils erschloß und uns zugleich eine echte allgemeine deutsche Sprache schuf. Schließlich 1817 das große Wartburgfest der deutschen Studenten, auf dem die Jugend Deutschlands von den Fürsten die Anerkennung und den Lohn forderte für die Begeisterung und die freudigen Opfer der Freiheitskriege.



237. Wartburg, Vorburg, Blick gegen das Tor im Norden. (Photo Dr. Fr. Stoedtner.)

Fürwahr, die Wartburg ist merkwürdig berufen gewesen, an den schwierigsten Wendepunkten des deutschen Lebens den Eckstein zu bilden. Man freut sich des herrlichen alten Landgrafenhauses und des großen Turmes, der weit in die Lande späht, und man nimmt in den Kauf die Mosaiken von anno 1900 in der niederen Kemenate, die nicht dahin gehören.

Die Wartburg ist schon 1067—1069 von Ludwig dem Springer erbaut. Sein Nachfolger (1130) Ludwig I. ist der erste „Landgraf von Thüringen". 1190—1216 residiert dann der berühmte Hermann I. hier oben, umgeben vom Kreise von Minnesängern, wie Heinrich von Ofterdingen, Hermann von Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Peter Olp. 1264 kommt die Wartburg mit ganz Thüringen an Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin, den



238. Wartburg, Landgrafenhaus. (Photo Dr. Fr. Stoedtner.)

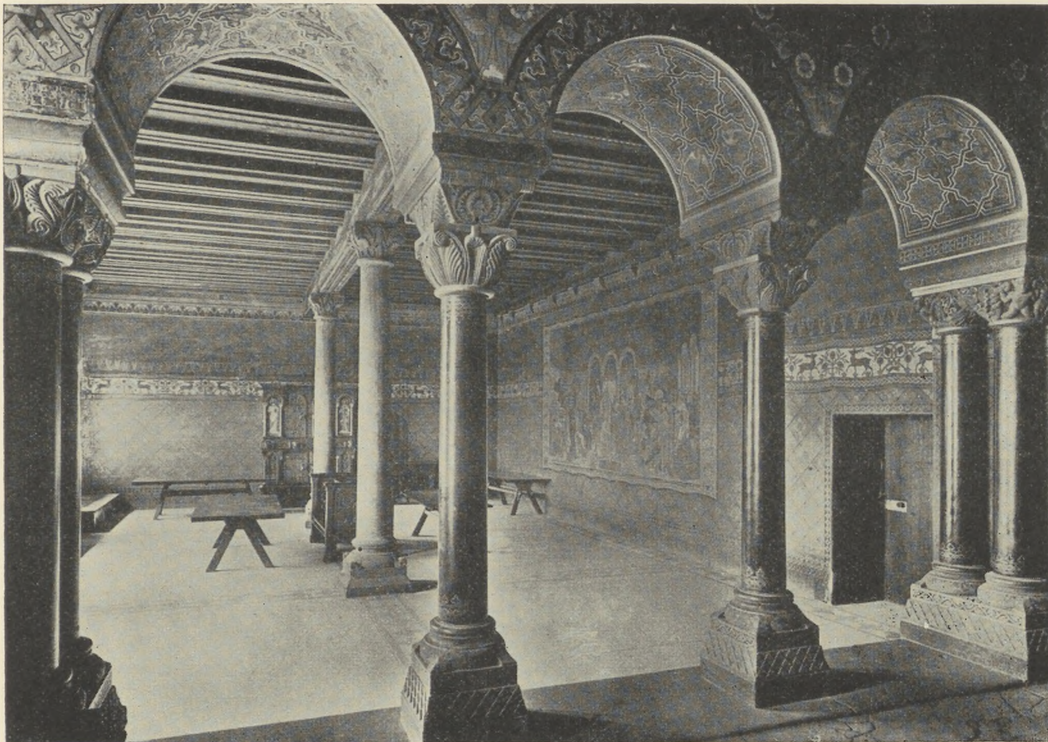
Markgrafen von Meißen, und blieb bei dieser Linie bis 1440. Dann zerfiel bei einer Erbteilung der große Besitz Meißen-Thüringen, und die Wartburg kam an den Kurfürsten von Sachsen.

Bis 1406 war die Wartburg auch ständige Residenz ihrer Fürsten gewesen. Von da an wohnten auf ihr nur „Amtshauptleute" und „Kommandanten". Luther wurde als Junker Jörg vom Mai 1521 bis März 1522 hier von einem Schloßhauptmann v. Berlepsch betreut.

Nachher ist die Wartburg stark verfallen. Ihre Wiederherstellung hat 1847 der hochsinnige Großherzog Karl Alexander von Weimar, der Enkel Karl Augusts, in die Hand genommen. Es ist in manchem zuviel an ihr getan, aber im ganzen bekommt man doch ein schönes Bild (Abb. 234).

Die Burg ist noch eine echte Tochter des 11. Jahrhunderts, hingesetzt auf ein steilrandiges Felsplateau, dessen Schutz man kaum besonders zu verstärken brauchte; ohne viel Mauer und Zwinger und Zinnen und Pechnasen, die später alle unentbehrlich scheinen. Das wichtigste Gebäude, das Landgrafenhaus, steht so am Rande der Burg, daß es gar keine Mauer vor sich hat; man kann von außen direkt in seine Fenster schießen.

Die Burg ist von Norden nach Süden gestreckt lang und schmal: 280: 20—50 m. Die nördliche Hälfte ist die schmale, die südliche weitet sich etwas aus. Das einzige Tor liegt im Norden an der schmalen Endigung. Vor ihm lassen einige Reste die Befestigung einer „Freiheit" erkennen. Dann führt eine Zugbrücke über einen breiten in

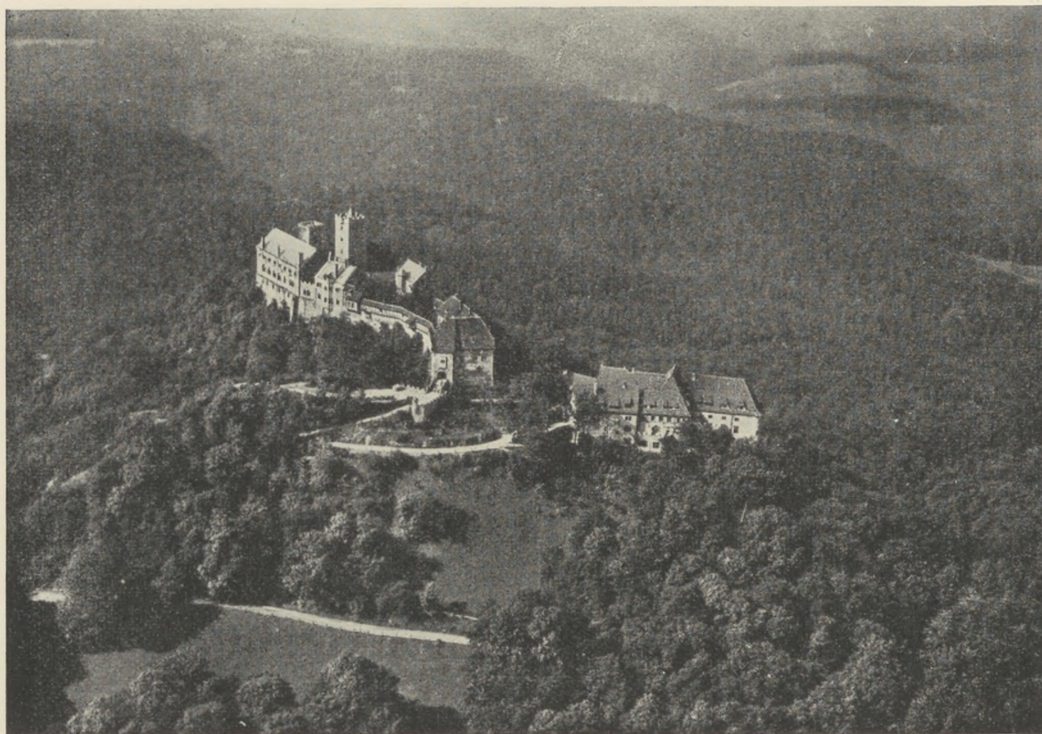


239. Wartburg, Sängersaal. (Photo Dr. Fr. Stoedtner.)

den Fels geschlagenen Graben, und es geht durch ein Torhaus. Die Vorburg, in die man kommt, ist so schmal, daß sie nur rechts Gebäude hat, links läuft die Mauer. Rechts liegt zuerst das lange „Ritterhaus" (Abb. 236 u. 237), in dessen zweitem Stock sich auch die Lutherstube befindet, und dann nach freiem Zwischenraum eine Wärmstube, Dirnitz genannt. Zwischen dieser und dem nun links folgenden ersten Gebäude spannt sich schon das Tor, das in die zweite Abteilung, die Hofburg führt. Sie hat eine bequemere ovale Form. Die ganze Ostseite nimmt ein das große Landgrafenhaus (Abb. 238) mit einem Wohngebäude, der „Kemenate", neben sich. Vor der Kemenate liegt, etwas in sie eingreifend, der große viereckige Bergfried. Gegenüber an der Westseite lagen verschiedene weitere Wohngebäude, die zum Teil verschwunden sind, und ganz in der Südecke steht schließlich noch der „Pulverturm", der aber trotz dieses heutigen Namens zum ältesten Bau gehört und hier den Ausguck besorgen sollte.

Das Landgrafenhaus mit der Kemenate neben sich entsprechen genau dem Verhältnis in Goslar. Es liegt auch die Treppe vor dem Landgrafenhause nicht in der Mitte, sondern ganz am linken Ende. Der Treppenvorbau hat einen unteren Durchgang, durch den kommt man in das Erdgeschoß, das hier — ebenso wie in Eger — zur Wohnung eingerichtet war. Man nennt hier das eine Gemach „Elisabethzimmer" und hat es mit Mosaikbildern aus dem Leben der Heiligen geschmückt, ein anderes „Speisezimmer". Deutlich ist die Küche.

Die Treppe führt in den ersten Oberstock und dort zunächst in ein Wartezimmer. Dahinter folgt das Wohn- und Empfangszimmer des Landgrafen und dann der schöne



240. Wartburg, Fliegerbild. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

„Sängersaal“ mit der Sängerlaube als schmaler Bühne an der Nordseite. Unsere Abb. 239 zeigt den Blick in diesen Saal eben von der Sängerlaube aus. Der zweite Oberstock endlich enthält in seiner vollen Ausdehnung den großen Festsaal.

Die bis oben alterhaltene Front des Landgrafenhauses ist sehr eindrucksvoll in der schönen Gliederung ihrer Fensterreihen. Die Fenster führen aber nicht direkt in die Säle, sondern in schmale Galerien, Loggien, die in allen 3 Stockwerken vor den Wohn- und Festräumen entlang laufen und den Insassen jederzeit den Austritt in die frische Luft gestatteten.

Das Fliegerbild Abb. 240 zeigt die ganze Entwicklung der Wartburganlage aufs beste. Ganz vorn rechts liegen die Gebäude des heutigen Gasthauses. Die Burg zieht eine Bogenlinie von ihrem Tore vorn zum inneren Tor und läßt dann die Hofburg klar heraustreten: links am Rande Kemenate und Landgrafenhaus, in der Mitte der hohe Bergfried und ganz hinten der kleinere Wachtturm in der Ecke.

Merkwürdig verwandt zeigt sich die Wartburg der Kaiserburg von Nürnberg: derselbe langgestreckte Felsenplatz, dieselbe Vorhut draußen, die in Nürnberg heute noch „Freiung“ heißt; dieselbe Zweiteilung in eine Vorburg mit Dienstgebäuden und die besonders verschlossene Hofburg mit dem Palas und dem Bergfrit daneben. Nürnberg scheint 10 oder 20 Jahre älter zu sein als die Wartburg und würde also wohl das Vorbild gewesen sein, falls eine Abhängigkeit wirklich vorhanden ist.

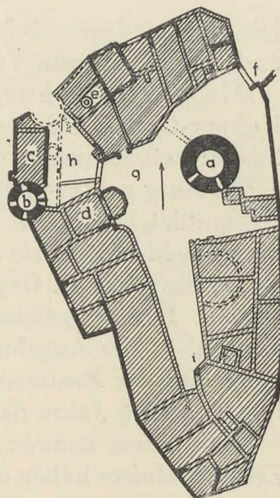
Die Burg Henneberg verdient in Thüringen nach der Wartburg die nächste Berücksichtigung. Ist sie heute auch eine traurige Ruine, so verlockt doch ihre frühe

Gründung und die lange bedeutsame Rolle, die sie im ganzen westlichen Thüringen gespielt hat, zu dem Versuche, aus den erhaltenen Resten Art und Absichten der einst hier Angesessenen nach Möglichkeit abzulesen.

Wie die Wartburg die Urmutter gewesen ist für das Sachsen-Weimar-Eisenach unserer Tage, so ist es die Burg Henneberg gewesen für Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Schon im Jahre 1037 erscheint ein Graf Poppo I. als „Graf von Henneberg". Die Burg hat also damals schon bestanden und ist somit noch etwas älter als Nürnberg und die Wartburg. Sie hat ununterbrochen ihren Dienst getan, bis sie 1525 im Bauernkriege zerstört wurde. 1583 ist der letzte Graf von Henneberg gestorben.

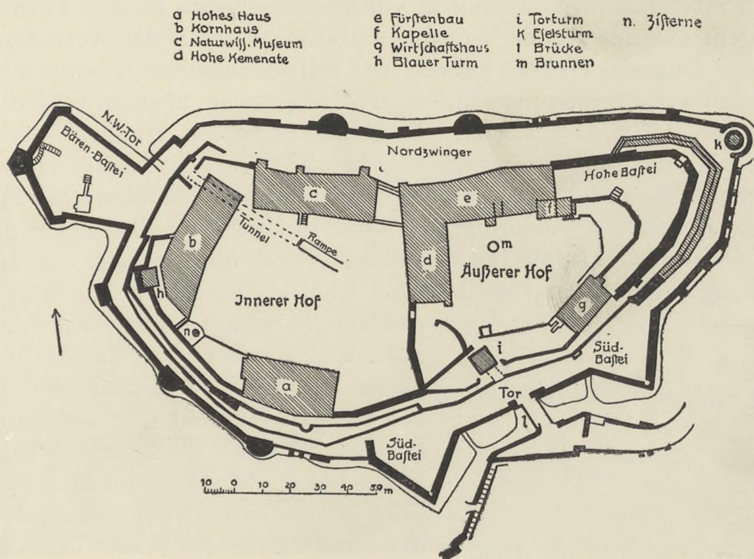
Die Burg liegt wieder auf so ausgesuchtem Bergplateau, daß sie schon dadurch ihren besten Schutz findet. Sie ist groß, von Norden nach Süden gestreckt in einer ausgesprochenen Eiform, indem sie im Norden breit ist und im Süden eine rundliche richtige Eispitze hat (Abb. 241).



241. Henneberg. 1:2000. Nach G. Voss.

a Bergfried. b Turm. c Saal. d Kapelle. e Brunnen. f Burgtor. g Äußerer Hof. h innerer Hof. i Hoftor.

Der Aufgang kommt vom Westen auf den Berg, umgeht die Nordseite und tritt im Nordosten ein. Er gelangt in einen rechteckigen Burghof, auf dem er sofort gegen einen großen runden Bergfried prallt; der Burghof verlängert sich schmal und spitz gegen Süden. Um diese im ganzen geringe Freifläche in der Mitte läuft ein breiter Gürtel von Wohnbauten, nur unterbrochen auf 30 m im Nordosten, wo das Tor liegt. Die Bauten im einzelnen zu bestimmen, ist unnötig, die Hauptsache ist, daß der nördliche Teil der Westseite in besonderer Art als Herrenwohnung ausgespart und abgeschlossen wurde. Der Verschluß liegt unmittelbar westlich vom Bergfried, so daß er durch diesen geschützt ist. Er liegt an der Spitze eines dreieckigen Binnenhofes, an dessen westlicher Hypotenuse sich der Palas mit einem im Süden unmittelbar anschließenden runden Turme befindet. Das war also der Grafenhof in der Burg. Der Palas schließt zusammen mit dem nördlichen Gebäudetrakt der Burg, von dem ein Übergang zu dem Bergfried auf dem Haupthofe führte.



242. Veste Coburg. 1:2500. Nach G. Voss.

Die verschiedenen Gefahren- und Rettungsmöglichkeiten waren also gut durchdacht und trafen auf gute Vorbereitungen.

Die Feste Koburg ist im südöstlichen Thüringen die Urmutter von Sachsen-Koburg-Gotha, das aber ursprünglich Koburg-Saalfeld war; Gotha ist erst 1826 gegen Saalfeld eingetauscht worden.

Die Burg gehört vielleicht schon zu den von Heinrich I. veranlaßten Befestigungen. Urkundlich bezeugt ist sie erst seit 1207. 1273—1288 gehörte sie zur Grafschaft Henneberg, nachher kam sie durch Erbschaft an das Haus Wettin.

Die Burg hat im Gegensatze zu der Henneberger eigentlich nie aufgehört, bewohnt zu sein. Luther hat hier im Jahre 1530 von April bis Oktober geborgen geweilt, um die Ergebnisse des Augsburger Reichstages abzuwarten, und hat in der Zeit seine Erläuterung der Psalmen geschrieben. 1632 hat Wallenstein die Burg vergeblich belagert, aber 2 Jahre darauf fiel sie dem kaiserlichen Heer in die Hände.

Nach einem Brande von 1500 wurde die Burg schon stark erneuert. Die weiteren Zeitbedürfnisse haben dann noch viel verändert, so daß wir auf den ursprünglichen Zustand nur sehr allgemeine Schlüsse ziehen dürfen. Die Umhegung mit doppelter Vormauer und weitem Zwinger ist erst im hohen Mittelalter entstanden, und die Basteien gar erst für die Kanonen des 17. Jahrhunderts (Abb. 242).

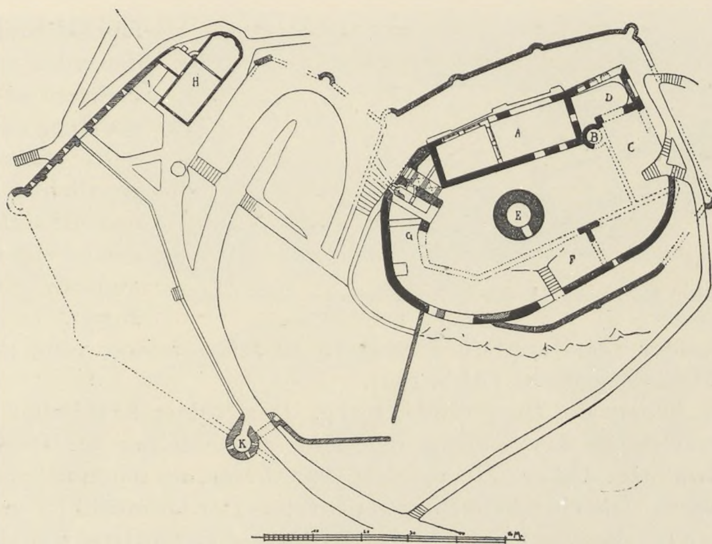
Der heutige Aufgang zur Burg mit dem Eintritt in den östlichen Hof ist nicht der alte. Es führte vielmehr von Koburg her eine ganz gerade Straße, der „Festungsweg" auf die Westecke der Burg und durch ein Tor, das nachher die „Bärenbastei" völlig beseitigt hat. Man kam damit in den westlichen Hof und fand hier die nebensächlicheren Gebäude, an deren Stelle heute das „Hohe Haus" von 1489 steht und der Herzoginnenbau. Durch ein inneres Tor ging es in den östlichen Hof, wo als Nachfolger des alten Palas der „Fürstenbau" steht und daneben die „steinerne Kemenate" — ganz entsprechend den Verhältnissen auf der Wartburg und in Goslar.

Diese Burgen im mittleren Deutschland, die kaiserlichen, wie Nürnberg, Eger, Altenburg, und die landgräflichen, wie Wartburg, Henneberg und Koburg, stellen sich in ihrer Hauptgestaltung in vollsten Gegensatz zu den Turmburgen der Frühzeit an Deutschlands Rändern und den Donjon-Burgen der Normannen, die sich Frankreich und England erobert haben. Die mitteldeutschen Burgen folgen durchaus den sächsischen Gaugrafenburgen, die als Fortsetzung, aber im Gegensatz zu den Königshöfen Karls d. Gr., entstanden. Sie setzen nicht das Hauptgebäude als wehrfähigen Bau, Wohnung und Turm zugleich, in die Mitte der Anlage, sondern führen die Wohngebäude als breiten Gürtel rings um den frei bleibenden Hof. Sie nehmen dann, was die karolingischen Sachsengrafen noch nicht taten, auch einen großen Turm, den Bergfried, auf und lassen ihn sehr allmählich in die Burg einrücken. Zuerst steht er vor der Burg auf der „burchvrethe" und erhält davon seinen Namen, dann tritt er gleich hinter das Tor, rückt auf die Mitte des Burghofes und schließlich auch dicht neben den Palas oder die Kemenate. Aber dieser Bergfried ist niemals der Wohnturm, der Donjon, der die ganze Macht der Burg, die *dominatio*, in sich verkörpert, er erhält nie Ausmaße von 20 oder 30 m, sondern bleibt bei 8 oder 10 m und bleibt damit der alte ursprüngliche Wachtturm vom römischen Limes, der er auch an den Landwehren der Städte und Länder des ganzen Mittelalters geblieben ist. Er soll in der Burg über alles andere



243. Drachenfels bei Bonn. 1:3000. Nach Edm. Renard.

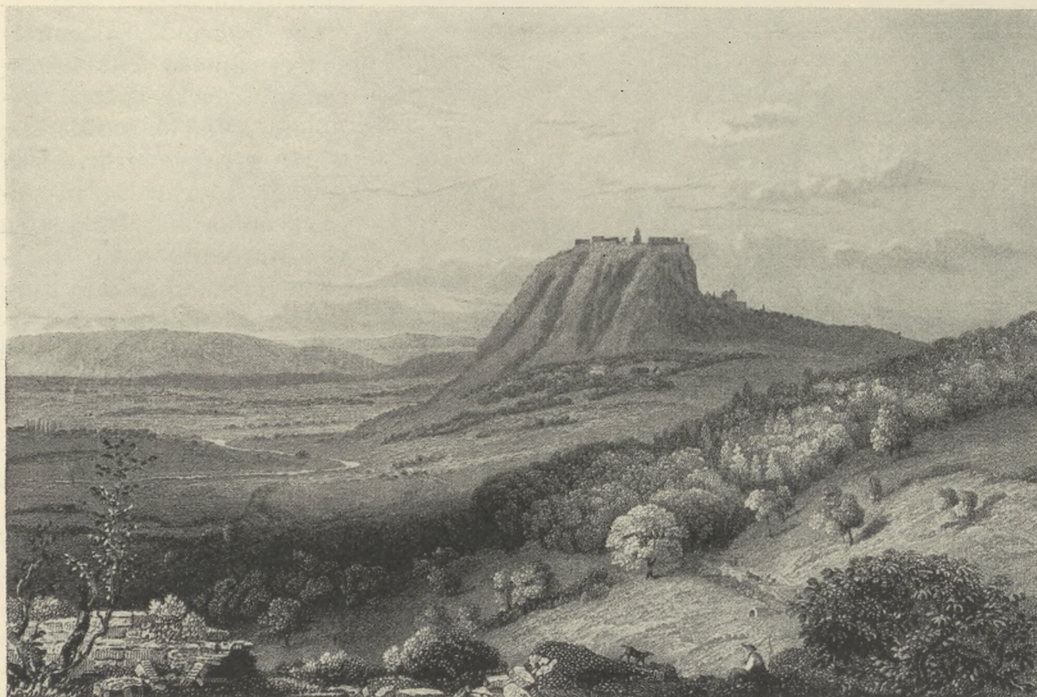
hinweg ausschauen, soll in seinen dicken Mauern die wertvollste Habe und die nötigsten Vorräte bergen und soll in der letzten Not den Bewohnern als Zuflucht dienen.



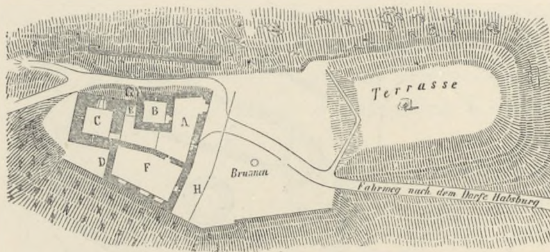
244. Godesberg. 1:1500. Nach P. Clemen.

So steht's in Nord- und Mitteldeutschland, in den Ländern, auf die das Gebot Heinrichs I. zum Burgenbau wohl zuerst wirkte, weil sie seiner Gewalt am nächsten waren und durch die Normannen und Wenden am meisten bedroht wurden. Bis Mitteldeutschland reichte auch die Ungarngefahr, das zeigt die Schlacht an der Unstrut von 933. Aber wie steht's in den deutschen Randgebieten am Rhein und an der Donau, wo das römische Wesen immer so stark nachgewirkt hat?

Mit dem Drachenfels und Godesberg bei Bonn lernen wir 2 Burgen kennen, die sich die hohe, den Fürsten gleichgestellte Geistlichkeit erbaut hat. Auf dem Drachen-



245. Hohentwiel. Nach Philipp Ludwig Adam, Das Königreich Württemberg, 1840.



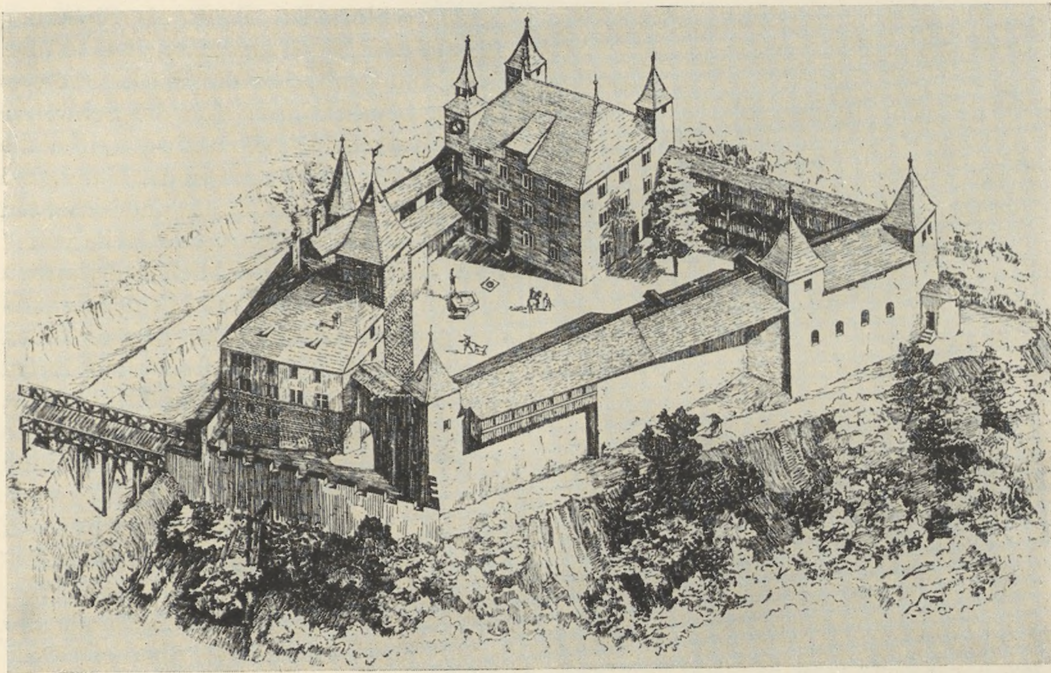
246. Habsburg. 1:1500. Nach Krieg v. Hochfelden.

fels hat Erzbischof Arnold v. Köln 1147 den noch stehenden großen Turm und mehrere andere Bauten errichtet und die Burg nachher dem Bonner Cassiusstifte überlassen zum Schutze der geistlichen Güter. Die Burg ist nach dem Rheine zu im wesentlichen durch den Felshang geschützt, nach der anderen aber von 3 Mauerringen umzogen. In der Burg scheint der Turm immer das Hauptstück gewesen zu sein; sie war wohl nie als Wohnburg des Erzbischofs gedacht (Abb. 243).

Anders die Burg Godesberg. Der Kölner Erzbischof Theoderich I. v. Heinsberg war durch das Schisma und seine Parteinahme für Otto IV. so in Bedrängnis gekommen, daß er 1210 auf dem Godesberge, wo schon 658 eine fiskalische Villa erwähnt wird, sich eine feste Burg errichtete. Der Grundriß ist so sächsisch wie nur möglich: ein regelmäßiges Oval, in das der Burgweg von Osten her eintritt, wird an den anderen Seiten von einem durchlaufenden Bautengürtel umzogen. In der Mitte steht frei auf dem Burghofe der runde Bergfried, hoch in die Lande schauend, heute noch aufrecht (Abb. 244).


247. Habsburg vom Westen. Nach Krieg v. Hochfelden um 1850.

Die frühen Dynastenburgen von Baden und Schwaben sind durch spätere Bewohnung und Militarisierung leider ganz entstellt. Den Markgrafen von Baden gingen voraus die Markgrafen von Hochburg (oder Hochberg, Hachberg). Ihre Burg ist unweit Freiburg i. Br. erhalten, die alte einfache Form aber durch die angefügten Zwinger und Bastionen fast unkenntlich geworden. Klar ist nur, daß sie ganz ähnlich gesetzt und gestaltet war wie die Münzenburg: auf einer Felsplatte mit Steilrändern, lang oval, die Gebäude am Rande herumgeführt. Im Südosten, wo der Weg heraufkam, hat es am Abhang eine kleine Vorburg gegeben.



248. Rekonstruktion der Kyburg. Nach Zeller-Werdmüller.

Immer schön und anziehend bleibt die Residenz der Schwabenherzöge, der Hohentwiel bei Singen am Bodensee, wo Frau Hadwig mit Ekkehard den Vergil las. Der mächtige Basaltfelsen hat auf halber Höhe einen großen Podest, auf dem hauptsächlich die Verteidigung sich eingerichtet hatte, die im Dreißigjährigen Kriege unter General Obentraut die Burg gegen die Schweden hielt. Auf der kleineren obersten Platte hat die alte Herzogsburg gestanden, aber auch hier ist alles ringsum so von späteren Mauern bezogen, daß man nicht mehr zu sagen wagt, wo jenes Vergil-Lesen stattgefunden hat (Abb. 245).

Die Habsburg. Rudolf von Habsburg, der nach dem 20jährigen Interregnum seit dem Untergange der Hohenstaufen 1273 den deutschen Königsthron bestieg, hieß mit seinem alten vollen Namen „Graf von Habsburg und Kyburg". Die beiden Familienburgen liegen in der nördlichen Schweiz, die Habsburg im Aartale unweit des heutigen Bades Schinznach, die Kyburg östlich davon.

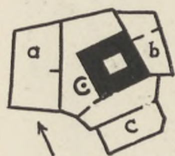
Die Habsburg ist die ältere und einfachere, die Kyburg die jüngere bedeutendere. Beide sind nicht von Rudolfs Geschlecht angelegt, sondern schon vorher von anderen.

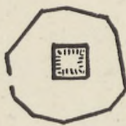
Die Habsburg hat 1020 der Bischof Wernher von Straßburg erbaut zum Schutze seines Familienbesitzes in jener Gegend. Sie ist nachher immer die Vorburg des Aargaus gewesen. Das heute Erhaltene ist nur ein Drittel der ursprünglichen Anlage. Die östliche „Terrasse" und der mittlere Teil, der wohl die Vorburg war, sind heute kahl. Wir können nur noch urteilen über den westlichen, und das scheint die Hauptburg gewesen zu sein (Abb. 246 u. 247).

Wir befinden uns auf römischem Kulturboden. So tritt sofort wieder das Turmmotiv hervor. Zwei Türme *B* und *C* sind in dem kleinen erhaltenen Komplex die Hauptstücke. Vor dem ersten *B* lag gegen Osten das „Turmhaus" *A*, d. h. der Wohnbau,



der den angeschlossenen Turm als Sicherung hatte. Als auf dem Konstanzer Konzil 1414 über den Herzog von Österreich die Reichsacht verhängt wurde, bemächtigten sich die Schweizer sofort seiner Burgen. Die Habsburg hatten die Berner schon nach acht Tagen in der Hand. Sie rissen dann das Gebäude *A* ab und erbauten statt dessen F an der Südseite. Die Stelle von *A* wurde Hof. Der Turm *B* aber blieb und westlich dahinter auch der größere Turm *C*, der Beherrscher der ganzen Anlage. Mit diesen Teilen steht die Burg noch heute aufrecht auf ihrem schmalen Berggrat, rührend in ihrer Einfachheit angesichts der großen Geschichte des Geschlechts, das von ihr seinen Namen hatte.







249. Die Kyburg nebst drei ihrer Lehnburgen in der Schweiz. Grundriß. 1:1250. Nach Zeller-Werdmüller.

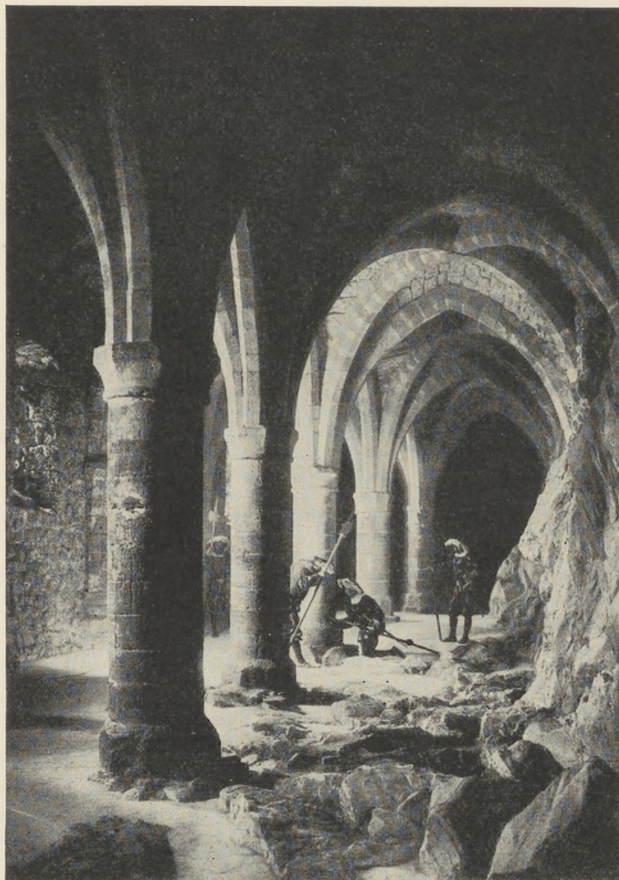
Die Kyburg, schon 1027 von König Konrad belagert, hat Rudolf von Habsburg 1264 geerbt. Sie ist uns nur im Zustande des 16. Jahrhunderts überliefert als einheitliches großes Viereck, die Gebäude ringsum geführt, der große Turm auf der Ecke des vorderen Wohnhauses, bald hinter dem Tore. Die Burg ist aber dem ganzen Plane nach im alten Zustande, hat z. B. keinen Zwinger bekommen (Abb. 249). Von ihr hingen eine Reihe von Lehnburgen ab: die Moosburg,



250. Chillon. (Phot. Dr. Fr. Stoedtner.

Hettlingen, Hegi, Widen, Schratt, alle aus dem 13. Jahrhundert, und diese kleinen Anlagen folgen nun alle wieder dem Typus der alten Turmburg Rüdesheim, Regensberg (Abb. 249).

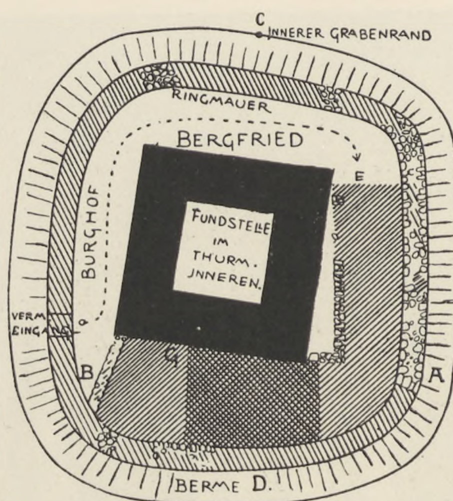
Dagegen besitzt die französische Schweiz eine prachtvolle Burg, bei der trotz vieler späteren Erneuerung und Benutzung der alte Bauplan durch Ausgrabungen als der heutigen Bebauung entsprechend festgestellt ist. Es ist Chillon auf einer kleinen nur 20 m vom Ufer entfernten Felseninsel des Genfer Sees zwischen Montreux und Villeneuve. Schon 830 hat Ludwig der Fromme den Abt Wala von Corvey hier eingesperrt. Durch Peter von Savoyen wird 1248 der Platz zur Feste gemacht. 1536 erobern ihn die Berner. Dann ist er lange Landvogtssitz, von 1733 an Staatsgefängnis.



251. Chillon, Gewölbe. (Phot. Dr. Fr. Stoedtner.)

Chillon hat alte in den Felsen gehauene Verließe, die immer gern benutzt wurden, und gerade in dieser seiner wenigst poetischen Eigenschaft ist es durch eine poetische Großtat in der ganzen Welt berühmt geworden, durch das Gedicht Lord Byrons „*The Prisoner of Chillon*". Das Goethesche Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht" bildet das Leitmotiv der Dichtung. Sie behandelt die Einkerkerung Bonnivards, des Genfer Reformationshelden, der sich im Namen seiner Stadt gegen den Druck der Bischöfe und der Herzöge von Savoyen auflehnte und 1530 ins Verließ von Chillon geworfen wurde. 1536 befreiten ihn aber die Berner und führten ihn im Triumphe nach Genf zurück. Lord Byron hat die Burg besucht. Er singt im Prisoner of Chillon: There are seven pillars of gothic mould, In Chillons dungeons deep and old und verehrt ihre Schwelle: for it was trot by Bonnivard (Abb. 250, 251, Taf. XIa).

Die Burg Chillon hat erstaunlicherweise völlig sächsischen Typus. Der war also recht früh schon bis hierher vorgedrungen. Auf ihrem ovalen Felsplateau laufen die Bauten geschlossen ringsum, und in der Mitte auf dem Burghofe steht der viereckige Bergfried. Der Weg führte auf einer Brücke vom Lande herüber und trat am südlichen Ende der Ostseite in die Burg ein. Deren Südspitze bildete hier einen abgeschlossenen Vorraum. Die zweite Abteilung reichte bis zum Bergfried, der nach beiden Seiten seine Sperrmauern reckte; und die dritte Abteilung bildete schließlich die nördliche Hälfte.



252. Burg Eschborn, Grundriß. 1:400. Nach F. Luthmer.

Ritterburgen

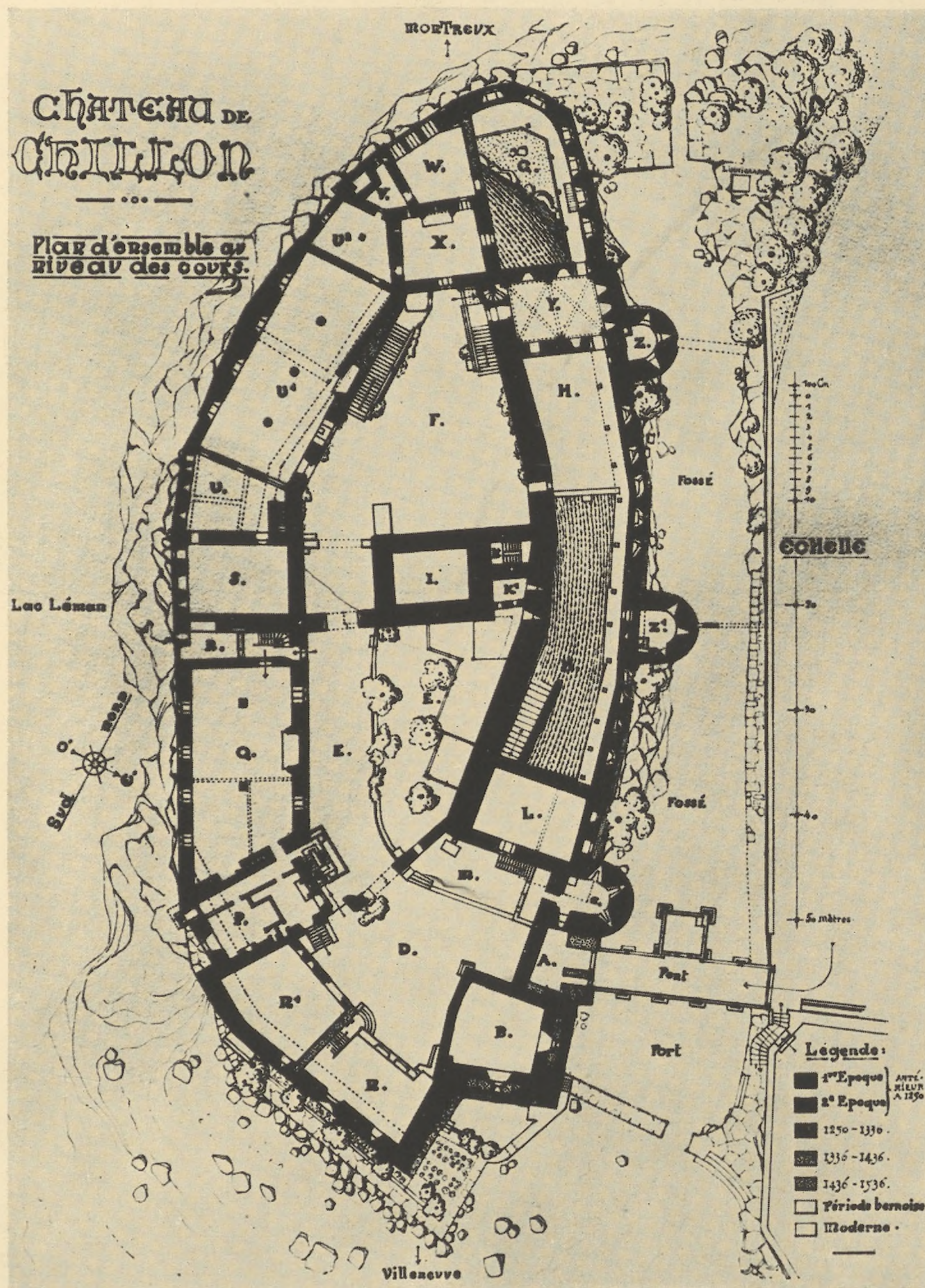
Die Entwicklung der deutschen Ritterburg zeigt sich am klarsten da, wo neben die alte intakt gelassene einfache Anlage eine neue der üppiger gewordenen Zeit getreten ist. So in Cronberg im Taunus zwischen Frankfurt und Wiesbaden. Hier können wir sogar drei Stufen verfolgen. Die Familie, die um 1130 Eschborn, die quadratische Turmburg, im Besitz hat, tritt mit demselben Wappen 1230 in Cronberg auf, und ein Hartmut nennt sich damals „von Eschborn und Kroninbergk". Eschborn liegt zwischen Höchst und Cronberg und hatte immer schon die älteste und herrschende Kirche des Niddagaus.

Diese Burg Eschborn ist früh verfallen und erst durch eine Ausgrabung unserer Zeit wieder ans Licht befördert. Daher ist sie in ihrer einfachen Form als „Turmburg", noch ohne die Zutaten späterer Zeiten, ein reineres Zeugnis für den Beginn der Herrenburg am Rhein als die Rüdesheimer Festen. In einer rundlichen Ummauerung steht in der Mitte ein Turm von 10,4:10,4 m, daneben ziehen sich Wohnräume an dem halben Mauerumfang entlang und lassen nur wenig Raum zwischen sich und dem Turme. Auch diese Wohnräume werden nicht zur Uranlage gehören, die wird nur den Turm allein gehabt haben (Abb. 252 u. 253).



253. Burg Eschborn. Rekonstruktion. Nach F. Luthmer.

Den Herren von Eschborn aber genügt dieser enge Sitz nicht auf die Dauer, und sie steigen nun im Taunus hinauf und bauen sich die Burg Cronberg. Die ist zunächst dreieckig auf eine gegen Norden auslaufende Felsnase gesetzt. Der Eingang geht in der Südwestecke durch einen quadratischen Torbau. In der Südostecke liegt der dicke hohe Turm, der heute noch das Wahrzeichen der ganzen Gegend ist. Die „Thermosflasche" nennen ihn heutige Cronberger. Auf einem breiten Unterbau steht das stark verschmälerte Oberteil mit Kuppeldach. Diese Turmform ist im Taunus üblich gewesen, sie findet sich auch in Homburg und in Idstein. In der nördlichen



Schloß Chillon am Genfer See.
1: 7500. (Zu S. 259.)



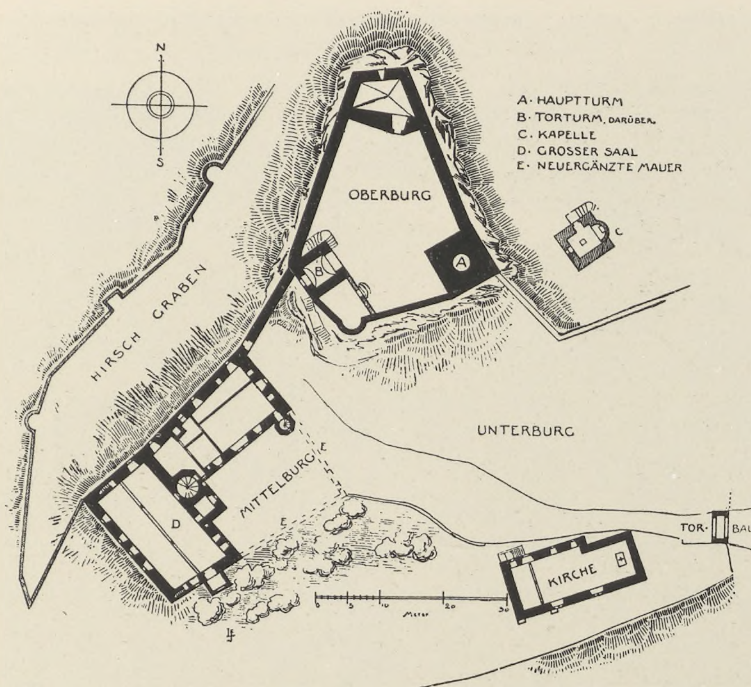


Mussomeli auf Sizilien.
Zwei Ansichten nach B. Ebhardt. (Zu S. 283.)

Tafel XI
Rückseite

Endspitze der Burg liegt der kleine Palas nur 10 m lang und 6—7 m breit (Abb. 254 u. 255).

Nachher ist dieser Burg ein weiter Raum gegen Süden angefügt, so daß das Ganze ein recht großes gleichseitiges Dreieck von ca. 80 m Seitenlänge darstellte. Die neue Südwestecke, noch wieder sehr geschützt durch Felssteile, wird eingenommen durch die neuen Wohngebäude, zwei große, im rechten Winkel zusammenstoßende Palase. In dem Winkel zwischen ihnen liegt ein runder Treppenturm. Nahe der Südostecke befindet sich die Kirche, die noch heute als Ortskirche dient, und die Ecke selbst hat das Tor besetzt. Die Wohnbauten in der neuen Burg sind heute wieder völlig hergestellt und zum Teil möbliert. Sehr gut erhalten ist unten die Küche mit mächtigen Holzpfeilern um den Herd und einem hochgelegenen Fenster, das den Raum gut erhellt.



254. Burg Cronberg. Grundriß. 1:2500.
Nach F. Luthmer.

Das schönste Stück der aus dem Nibelungenliede bekannten Donaustrecke ist die von Pöchlarn, wo der getreue Rüdiger seinen Herrenhof hatte (Bechelaren), über Melck (Medeliche) bis Krems. Das ist die Wachau, für Jagd und Korn und Wein ein gesegnetes Land. Schon die Eiszeit hat hier eine Kulturstätte gehabt, die es bis zu



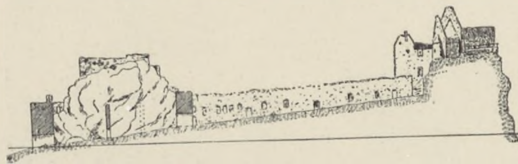
255. Burg Cronberg, Ansicht.

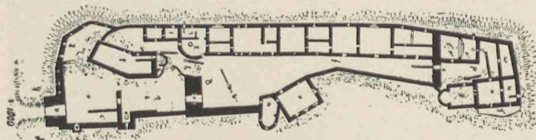


256. Burg Aggstein a. d. Donau. (Phot. Österr. Bildstelle.)

Kunstwerken wie der kleinen „Venus von Willendorf" gebracht hatte. Im Mittelalter sind hier zwei Burgen aufgewachsen als Beherrscherinnen der Gegend und des Stromes: der Aggstein, 1 Stunde abwärts von Melk, und der Dürnstein, 1 Stunde aufwärts von Krems.

Der Aggstein liegt hoch oben 325 m über der Donau, 520 m über dem Meere und ist nur auf recht steilem Wege zu erreichen. Man wundert sich deshalb, wie er dabei so erfolgreich die Rolle der Raubritterburg hat spielen können, daß er wiederholt durch Belagerung, Eroberung, Zerstörung Rechtens verwiesen werden mußte.

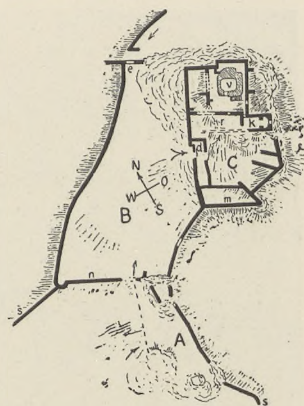




257. Aggstein. Querschnitt und Grundriß. 1:2500. Nach Piper.

Der Aggstein ist eine langgestreckte Burg, wie es sie so viel in Österreich gibt. An unserm Wege fanden wir vorhin schon von dieser Form: Rauheneck bei Baden und die Burg Tirol, und noch Karl IV. hat seine böhmischen Königsburgen Karlstein und Karlsberg so angelegt. Die Alpen und ihre Nachbargebirge sind durch Schrumpfung der Erdrinde so gebildet, daß die Runzeln von schmalen Graten begleitet werden,

und auf diesen Graten entsteht dann allzuoft die langgestreckte Burg. Schon in Mitteldeutschland: in Franken, Thüringen, Hessen ist das Gebirgsbild sanfter, rundlicher; so tritt da an die Stelle der schroffwandigen Felsenburg die Gipfelburg mit dem ruhig ringsum geführten Walle, wie der Heiligenberg bei Heidelberg, die Gleichberge bei Römhild.



258. Burg Dürnstein a. d. Donau. Grundriß. 1:2500. Nach Piper.

Die Burg ist zu Anfang des 12. Jahrhunderts von den Herren v. Kuenring erbaut. Sie hat die stattliche Länge von 150 m und ist nur 15—30 m breit, dreiteilig: durch einen dickgemauerten quadratischen Torbau betritt man die Vorburg, in der die Wachtmannschaft hauste; wieder durch eine dicke Mauer gelangt man in die lange Mittelburg, wo links in geschlossener Reihe die Wirtschaftsgebäude stehen, rechts nur an einer Stelle, wo der Felsen dazu einlud, zwei Räume ausspringen; schließlich hinten auf dem Knopfende erhebt sich der Herrenteil mit einem kleinen Palas, anderen Wohnbauten und der Kapelle.

In den Hochteilen vorn und hinten ist mehrfach der natürliche Felsen geglättet und zur Festungsmauer oder Hauswand benutzt. Die ganze Burg erstreckt sich ostwestlich zur Donau hin, so daß die Herrenhochburg direkt auf den Fluß schaut. Der Aggstein hat ein weites hohes Hinterland als Herrschaftsgebiet, an der Donau ist er die malerischste Burg in ihrem ganzen Verlaufe (Abb. 256 u. 257).

Der Dürnstein, wenig weiter donauabwärts, ist die berühmte Burg, auf der Richard Löwenherz gefangen gesessen hat und, wie die Sage erzählt, von dem Sänger Blondel



259. Dürnstein. (Phot. Österr. Bildstelle.)



260. Dürnstein. Nach Merian.

entdeckt wurde. Auf seiner Rückkehr von dem Barbarossa-Kreuzzuge (1191) soll er in Wien erkannt sein an dem fremden Gelde, das er ausgab, und einem vornehmen Ring an seinem Finger. Er wurde gefangengenommen, weil er in Jerusalem die österreichische Fahne beschimpft hatte, und nachher gegen ein hohes Lösegeld freigegeben.

Dürnstein ist eine freundlichere Stätte als der Aggstein. Am schmalen Ufer, auf einer nur eine Gasse gestattenden Terrasse zwischen dem Wasser und dem Berganstieg, zieht sich die Ortschaft entlang. Die lehmgestrichenen Haus- und Hofmauern muten an, als wenn man in einem italienischen Bergnest wandelte. Der Ort hat nur 550 Einwohner,



261. Grundriß der Burg Eltz. 1:1250. Nach Fr. Bock.

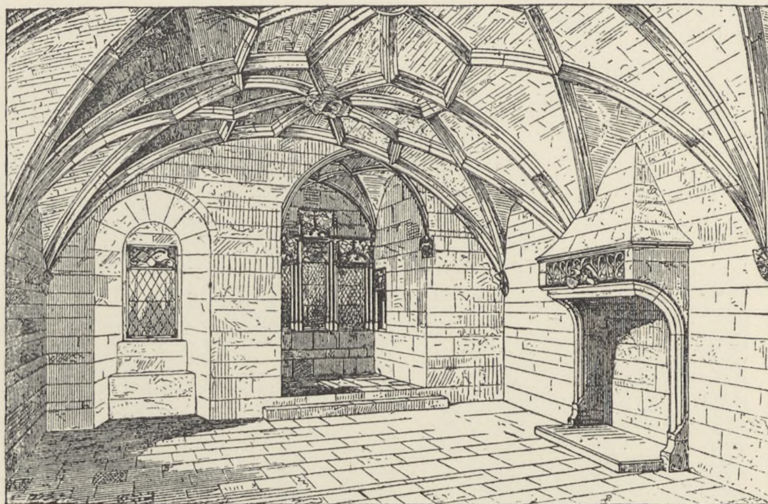
gilt aber nach alter Tradition als Stadt. Von der Burg, die ca 100 m über ihm liegt, laufen zwei Mauerschenkel herab, die die Ortsgasse an ihrem Anfang und Ende treffen und dort jedesmal ein Tor bilden. So entsteht ein großes Dreieck mit der Gasse als Basis und der Burg als Spitze, eine malerische Verbindung von Burg und Siedlung. Eine alte Radierung von Merian (Abb. 260) gibt das Bild sehr hübsch; aber auch die heutige Photographie zeigt es noch wohlerhalten (Abb. 259).

Die Burg ist heute Ruine. Die Mauern lassen aber die Anordnung erkennen. Man hat das unruhige, zackige Felsgebiet nach Möglichkeit ausgenutzt. Ein rechteckiger Platz ist gewonnen und in zwei Teile geteilt: in dem größeren laufen die Nebengebäude ringsumher, in dem nördlich ausspringenden kleineren war die Herrenwohnung. Ein Bergfried ist nicht zu bemerken. Den Rücken hat sich die Burg durch eine am Abhang gezogene Vormauer gedeckt.



262. Burg Eltz von der Eingangsseite im Osten. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)

Eine eigenartige Großform der Ritterburgen sind die „Ganerbenburgen“. Das merkwürdige Wort ist zusammengezogen aus ge-anerben; das ge entspricht dem lateinischen con: Gebrüder — confratres. Es sind Burgen, die mehreren Erben zusammengehören. Dabei kommt es kaum vor, daß die Besitzer die ganzen zur Verfügung stehenden Räume gemeinsam benutzen, sondern es wird möglichst reinlich geteilt, und auch dann herrscht nur selten Burgfriede. Auf Schloß Egg wohnten 50 Jahre lang zwei feindliche Brüder. Durch Steinzeichen war die Grenzlinie zwischen ihnen markiert; nur Turm und Kapelle waren gemeinsam. Ähnlich standen in Gr.-Skal auf einer Burgfläche von 100:30 m zwei Flügelbauten einander gegenüber;


263. Burg Eltz, Fahnensaal. Nach Fr. Bock.

ein Tor in der Mitte schied die beiden Parteien.

In Normannstein bei Trefurt stehen auf der Burg als Wesentlichstes 3 Türme. Am Fuße der Burg lagen die Höfe der drei Ganerben: der mainzische, der hessische und der sächsische Hof, und der Besitz strahlte so aus, daß zu jedem Turme gewisse Straßen in der Stadt gehörten. In diesem Falle ist die Burg nicht eine einfache Ritterburg gewesen, sondern die verschiedenen Landeshoheiten hatten teil an ihr. Die Burg hat von etwa 1200 an bestanden.

Und ähnlich ist das Verhältnis gewesen beim Schlosse Runis (zwischen Ziegenrück-Schlachingen), die von 1199 an genannt wird. Es ist eine Langburg, die leicht einzuteilen ist und es treten zu Nordhausen als Mitbesitzer Mühlhausen, Saalfeld und der Orlagau.

Eine der klarsten dieser Ganerbenburgen ist die alte fränkische Curtis Salce zwischen Meiningen und Kissingen. Eine weite dreieckige Bergfläche ist aufgeteilt, als wenn 5 oder 6 Gutshöfe zu einem kleinen Weiler dicht zusammengeschoben wären.

Zu dem klaren Grundriß tritt noch der völlige Hochbau bei einer der schönsten Burgen Deutschlands, der malerischen allbekannten Burg Eltz im Moselgebiete, die auch eine ausgesprochene Ganerbenburg gewesen ist, von den einzelnen Parteien zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgebaut und erst neuerdings in der Hand eines alleinigen Besitzers zu einem schönen Ganzen verschmolzen.

Burg Eltz liegt in einem Nebentale der Mosel, hoch auf einer Felsplatte, von dem Flusse Eltz auf drei Seiten umflossen. Sie hat also vom Flusse den Namen, so wie das Hauptkastell der Römer im freien Germanien Aliso an der Einmündung des Elison in die Lippe, wobei auch Elison und Eltz noch dieselben altkeltischen Namen sind, verwandt mit dem griechischen ἅλς und offenbar Wasser bedeutend.

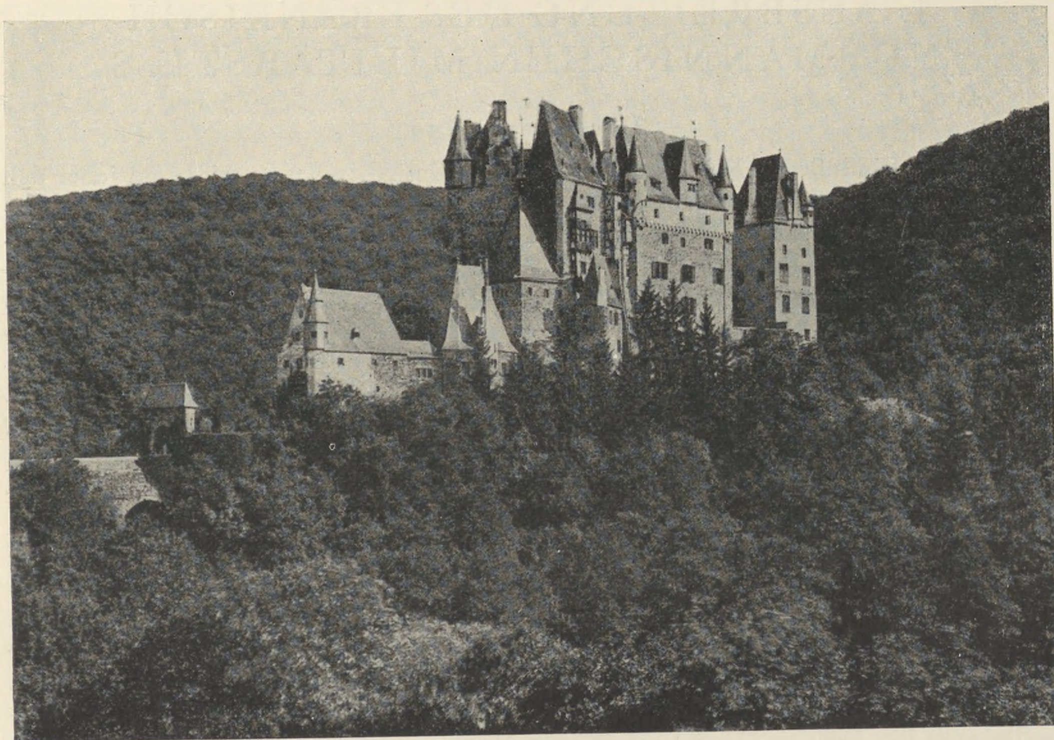
Die Burg, 1165 zuerst genannt, ist der Bergform entsprechend langgestreckt und ganz nach sächsischem Typus, wie Wartburg und Chillon, gebaut, die Gebäude in breitem Gürtel um den Mittelhof geführt. Der Weg kommt vom Osten herauf und geht nach Durchschreiten des ersten Tores an den späten Nebengebäuden *f* und *g*, von denen eins das „Goldschmiedshaus“ heißt, vorbei, am spitzen Ostende der Burg in das Haupttor, an dem rechts liegenden Torwarthause vorbei in den Binnenhof. Hier teilten sich früher in den Umkreis der Gebäude 4 Familien: Platt-Eltz, Eltz-Rübenach, Eltz-Rodendorf und Eltz-Kempenich (Abb. 261).

Die Platt-Eltz hatten den ältesten und kleinsten Teil inne: im Nordwesten den großen alten Bergfried *a* und daneben das Haus *h*, das aber heute nicht mehr vorhanden ist; der Platz ist heute freier Hof. Der Bergfried hat über dem Keller ein Gelaß mit Tonnengewölbe, als zweiten Stock noch ein solches Gewölbegemach, beide halbhell und feucht, im dritten Stock aber ein wohnliches Zimmer mit Kamin. Dieser Bergfried hebt sich auf den Ansichten von Norden her rechts deutlich heraus (Abb. 264).

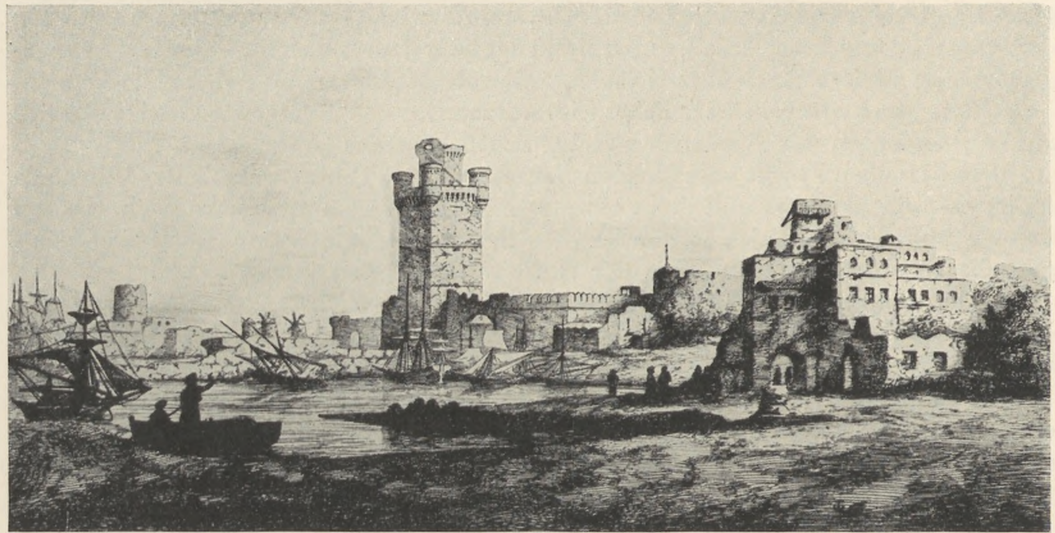
Die in derselben Flucht anstoßenden Bauten von *c* an gehörten den Eltz-Rübenach. Es ist erst ein kleineres und dann ein großes Burghaus 4 Stockwerke hoch, das auf unserer Abb. 264 links sich präsentiert. In ihm ist das hübscheste Stück eine kleine gotische Kapelle mit einem nach der Hofseite herausspringenden Erker.

Auf der anderen, der Südseite des Hofes, gehört das reichste Häusergemenge *e—d* den Eltz-Rodendorf. Eine Wendeltreppe führt hier zu einem stattlichen Gemach, das heute „Fahnensaal“ heißt, aber ursprünglich, wie die benachbarte Küche ausweist, ein Wohn- und Speisesaal war. Er ist von einem reizvollen gotischen Netzgewölbe überdeckt, hat einen stattlichen Kamin und einen schönen Fenstererker (Abb. 263). Über dem Kamin ist das Wappen der Eltz-Rodendorf mit dem von Pyrmont, einer Ehefrau, verbunden. Das Netzgewölbe ist nach alten Farbresten heute wieder bemalt.

Das „kleine Haus Rodendorf“ leitet über zu den Gebäuden der Eltz-Kempenich, die noch spät ihre heutige Gestalt erhalten haben. Erst 1652 ist ihr innerer Ausbau fertig geworden.



264. Burg Eltz vom Norden gesehen. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)



265. Rhodos. Johanniterschloß des 14. Jahrhunderts. Nach A. Berg gestochen von G. Westermann.

X. AUSBREITUNG DES FRÄNKISCH-NORMANNISCHEN MILITÄRSTILS

Die Kreuzzüge

Sehr viel Einfluß auf den weiteren Burgenbau im Abendlande wird von jeher den Kreuzzügen zugeschrieben. Den Zwinger, die Pechnasen und wohl auch den quadratischen oder rechteckigen Grundriß sollen die Kreuzfahrer dort im Orient kennengelernt und dann in der Heimat allgemein verbreitet haben.

Es ist etwas Richtiges an dieser Auffassung, aber die Quelle, aus der die Neulernenden schöpften, ist nicht einfach der Orient, sondern zum guten Teil der Austausch der Abendländer untereinander.

Der erste Kreuzzug wurde beschlossen 1095 auf der unerhört großen Kirchenversammlung von Clermont, d. i. Clermont-Ferrand am Puy de Dôme in Südfrankreich. Seit die seldschukischen Türken das kulturell hochstehende Araberkalifat von Bagdad gestürzt und 1087 auch Palästina erobert hatten, war es in Jerusalem mit der weitherzigen Duldung christlicher Pilgerzüge vorbei, und die heiligen Stätten befanden sich in rauher, barbarischer Hand. Die allgemeine Empörung, die darob durch das Abendland ging, benutzte der kluge Papst Urban II., um dem Christentum einen großen Aufschwung zu geben. Es kamen in Clermont Tausende von Bischöfen und Äbten aus aller Welt zusammen, und auch die Beteiligung am Kreuzzuge wurde so erheblich, daß man an dem Treffpunkte Konstantinopel gegen 300000 Mann zählte. Als Vertreter des deutschen Fürstentums war Gottfried v. Bouillon (d. i. Beulen unweit Sedans) — besser sollte man ihn Gottfried von Lothringen nennen — dabei. Sein Name ist aber nur darum später zumeist genannt worden, weil er der erste König von Jerusalem wurde.

Das Schwergewicht im Kreuzfahrerheere lag durchaus bei den Franzosen und Normannen. Der mächtige und fromme Raimund v. Toulouse führte das stattlichste Heer zum Aufgebot, dazu kam Stephan v. Blois, dem man so viele Burgen nachsagte, wie das Jahr Tage habe, dann Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, und aus Unteritalien Robert Guiscards Sohn, Bohemund.

Was diese Führer in Kleinasien, Syrien und Palästina zu sehen bekamen, war in vieler Beziehung nichts anderes als die Urmutter ihres eigenen Baustils, das Spätantike, nur war einiger orientalischer Einschlag hinzugekommen und das war das wesentlich Neue und Wirkungsvolle, was man kennenlernte.

Die Mauer von Jerusalem, die 1099 gestürmt wurde, stammte noch von Kaiser Hadrian. Die Zitadelle von Jerusalem an dem Haupttore im Westen, dem Jaffa-Tore, ist — wie noch heute — der Rest des alten Herodes-Palastes aus Christi Zeit. Es stehen heute noch vielerwärts Mauern, Türme und Tore aufrecht, die den ganz antikischen Stil der Araber zeigen: in Beirut und Tyrus, in Aleppo und Damaskus. Aber auch von den Bauten der Kreuzfahrer selbst ist manches bis heute erhalten, denn ihre „fränkische“ Herrschaft im Lande hat doch von 1099 an rund 150 Jahre bestanden und hat in ihrer wirren Geschichte Veranlassung genug gehabt, sich feste Stützpunkte zu errichten.

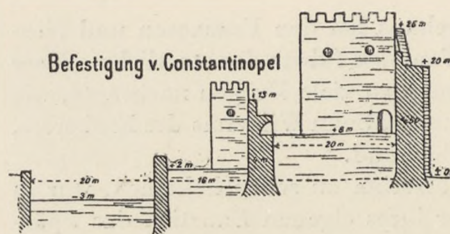
Schon als der erste Kreuzzug ins Land kam, bestand hier keine einheitliche Herrschaft. An der Küste gab es 3 Emirate: Antiochien, Tripolis, Jerusalem; daran schloß sich das mächtige Ägypten. Gegen Osten folgten Damaskus, Edessa, Mosul. Diese alle waren türkisch, hinter ihnen schlummerte im Schatten alten Ruhmes immer noch das arabische Kalifat von Bagdad.

Von den Kreuzfahrern richtete Bohemund der Normanne sofort seinen Blick auf Antiochien und blieb zurück, um sich hier ein eigenes Fürstentum zu erwerben. Er hat auf diese Weise an der Eroberung Jerusalems gar nicht teilgenommen.

Raimund v. Toulouse gefiel die folgende Provinz Tripolis, aber er war fromm und pflichtgetreu genug, um zunächst mit nach Jerusalem zu ziehen und es erobern zu helfen. Die ihm angebotene Krone lehnte er ab und überließ sie Gottfried v. Bouillon. Dann kehrte er aber nach Tripolis zurück und suchte die Hauptstadt von einem daneben angelegten großen „Pilgerschlosse“ aus zu erobern, das die Einheimischen nach seinem Namen, des Grafen v. St. Gilles, „Sandschil“ nannten. Er fand selbst bei der Belagerung den Tod (1105), erst sein natürlicher Sohn Bertrand konnte Tripolis erobern und hier für seine Familie auf lange Zeit eine Herrschaft begründen.

In Jerusalem starb Gottfried, der „Beschützer des Heiligen Grabes“ schon nach einem Jahre (Juli 1100). Die Nachfolger, beginnend mit seinem Bruder Balduin I. und nun „Königs von Jerusalem“ genannt, haben ebenfalls rasch gewechselt, aber sie haben alles getan, um das Land fest in Besitz zu bekommen, erst die Küstenstädte Askalon, Caesarea und Akkon, dann auch Tyrus und Sidon gewonnen und nicht minder im Innern die Straßen von der Küste zum Jordan und von da weiter gen Osten nach Damaskus und gen Süden über Moab nach dem Sinai durch Befestigungen gesichert.

Eine große Hilfe erwuchs der ganzen Aufgabe im Heiligen Lande durch die Gründung der Ritterorden. Die Johanniter waren die ersten. Schon 50 Jahre vor dem ersten Kreuzzuge hatten Bürger von Amalfi in Jerusalem ein Kloster errichtet mit Herberge und Spital. Zunächst hatten sie nur den Pilgerschutz im Auge, nachher auch den Kampf gegen die Ungläubigen. Es folgten die Templer, die sich 1119 ihr Haus auf dem Tempelplatze Moriah bauen durften und daher ihren Namen führen. Und als dritte



266. Theodosius-Mauer von Konstantinopel. Querschnitt. 1:1250. Nach v. Cohausen.

kamen die Deutschherren hinzu, diese beiden gleich mit dem Streben, das Land den Christen zu wahren und deren Macht auszubreiten. Von den dreien hat nachher der deutsche Orden die größte Rolle gespielt in der Gewinnung der Ostseeländer für das Christentum und Deutschtum. Alle drei aber haben im Königreich Jerusalem Befestigungen angelegt, die heute noch ihren Charakter verraten.

Jäh unterbrochen wurde die fränkische Herrschaft in Jerusalem durch Saladin, den mächtigen Sultan von Ägypten. Er schlug die Christen 1187 weit nördlich von Jerusalem an dem Berge Hattin, wo Jesus seine Bergpredigt gehalten haben soll. Alle Festen des Landes, auch Jerusalem, fielen ihm zu. Alle abendländischen Christen beseitigte er: die Ordensritter, die er glühend haßte, traf der Tod; von den anderen erhielten die, die ein geringes Lösegeld zahlen konnten, freien Abzug nach Europa, der Rest wurde in die Sklaverei verkauft.

Dies erschütternde Ereignis löste den neuen großen Kreuzzug aus unter Barbarossa und den Königen von Frankreich und England. Barbarossa starb noch vor der Ankunft in Palästina, die anderen aber erreichten durch die Eroberung von Akkon, daß Saladin sich zurückzog. Durch den schlechten Frieden, den Richard Löwenherz mit ihm machte, behielt er aber Jerusalem. Erst der weiter folgende Kreuzzug, der das lateinische Kaisertum von Konstantinopel schuf, und nachher der Zug Friedrichs II. haben den Besitz der Hauptstadt wieder gesichert, bis sie 1244 dann doch den Moslims endgültig zum Opfer fiel.

Die Burgen, die in den Kreuzzügen neben und gegeneinander stehen, sind in ihrem Verhältnis zu den derzeitigen und folgenden Erscheinungen in Europa von großem Interesse.

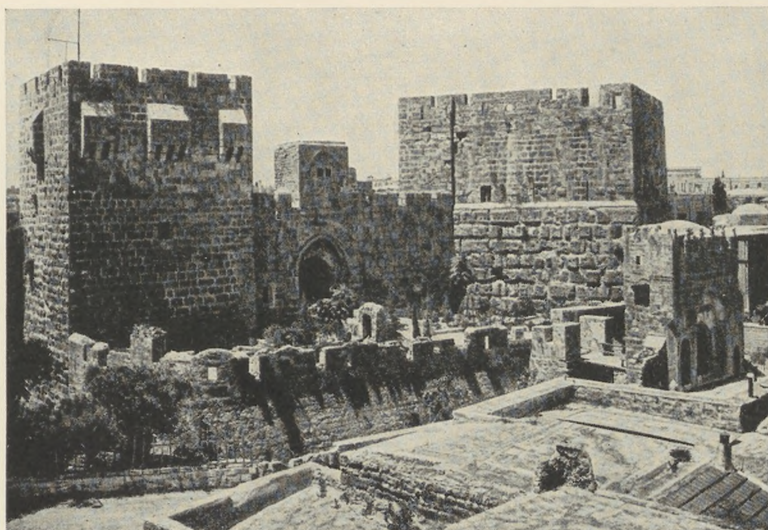
Das erste, was die Kreuzfahrer des ersten Zuges im Orient zu sehen bekamen und ebenso auch die meisten der späteren, war die fabelhafte Mauer von Konstantinopel, die, von Theodosius 413 erbaut, nach manchen Ausbesserungen noch in voller Pracht und Stärke die Stadt umzog. Ihr klarer großer Plan mit dem doppelten Mauerring, einem erhöhten Zwinger und dem sehr breiten Graben, stoßen uns nachher vielfach im Abendlande auf.

Auf dem Profilschnitt Abb. 266 sind die durchgehenden Mauern schraffiert, die Türme licht gehalten. Die innere Hauptmauer ist $4^1/_2$ m dick und mit Brustwehr und Zinnen besetzt. Vor ihr liegt ein 20 m breiter erhöhter Zwinger, auf dem in regelmäßigen Abständen große Türme stehen. Dann folgt eine niedrigere und dünnere Mauer mit 16 m breitem niedrigen Zwinger und kleinen Türmen darauf; schließlich ein 20 m breiter tiefer Graben.

In Kleinasien, Syrien und Palästina treten dann immer wieder die Bauten der Antike und Spätantike als maßgebend auf. Die Mauern von Jerusalem waren noch die von Hadrian errichteten. Das Bild des alten Herodespalastes, der heutigen Zitadelle von Jerusalem am Jaffa-Tore, mutet an wie ein frühnormannisches Schloß (Abb. 267).

In Frankreich und England selbst haben wir aber keine Gelegenheit, so anschaulich zu sehen, wie sehr die fränkisch-normannische Art aus der antiken herausgewachsen ist. Nirgend steht dort noch ein antiker Bau so aufrecht, wie in Jerusalem dieser alte Palastteil. Er wirkt in der Tat wie ein Donjon mit dem eckigen Grundriß, den glatten

Wänden, der überhöhten Ecke, den Zinnen und schließlich dem anscheinend als Treppenturm vortretenden Anbau. An ihm fallen oben die Erker auf, die es an den frühmittelalterlichen Burgen in Deutschland und Frankreich noch nicht gibt. Sie decken Löcher, aus denen man senkrecht hinunter heißes Pech oder Öl auf die Angreifer gießen wollte. Italienisch heißen sie maschiculi, deutsch deutlicher „Pechnasen“, in der mittelalterlichen Dichtung einfach „Erker“.

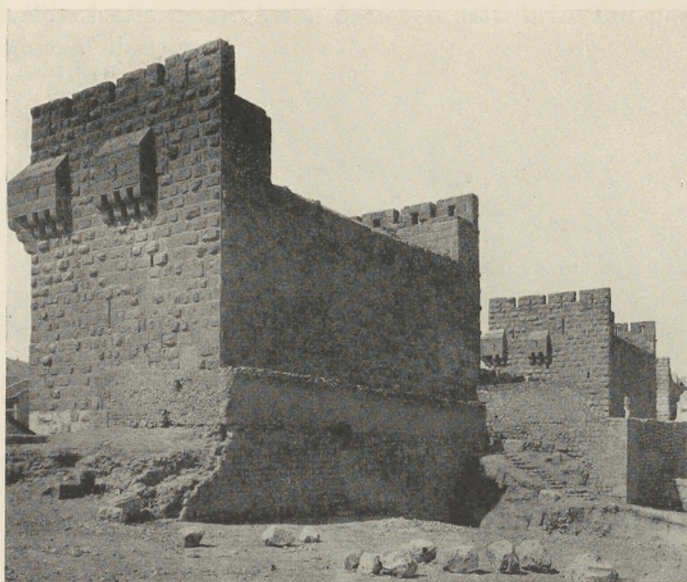


267. Davidsburg (Herodespalast) am Jaffatore von Jerusalem. (Groeber, Palästina.)

Ebenso schön steht noch bis heute in Damaskus die Zitadelle (Abb. 268 u. 269). Die Mauern sind aus Buckelquadern mit Randbeschlag, wie die Römer sie liebten. Die Erker sind sorgfältig angebracht mit 2 oder 3 Gußlöchern jeder. Die Zinnen haben zwischen sich nur schmale Zwischenräume, dafür aber jeder in seiner Mitte noch einen Schlitz, der außen ganz eng ist und sich nach innen erweitert. Es ist also schwer, von außen in ihn hineinzutreffen, von innen kann man aber ziemlich weit nach beiden Seiten schießen.

Im Innern der Zitadelle sind mehrfach die Freitreppen erhalten, die in einen Mauerturm oder in Gebäude gleich hinter der Mauer führten, breite bequeme Anlagen, für raschen Massenverkehr geeignet (Abb. 269).

Ein schönes Beispiel für den einheimischen Baustil ist ferner der „Kreuzfahrerturm“, wie er gewöhnlich genannt wird, zu Ramle (Arimathia) an der Straße Jaffa—Jerusalem. Er ist in Wirklichkeit nicht

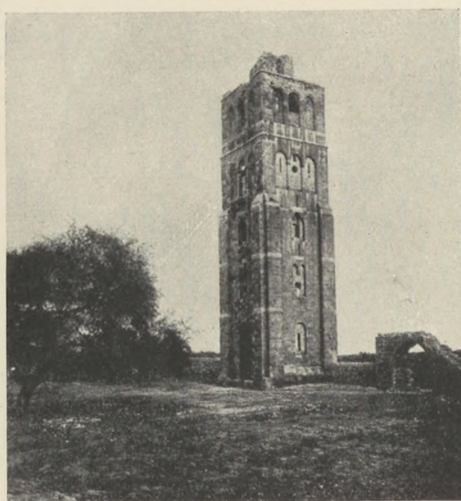


268. Damaskus-Zitadelle. Südseite. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)



269. Damaskus-Zitadelle. Inneres. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)

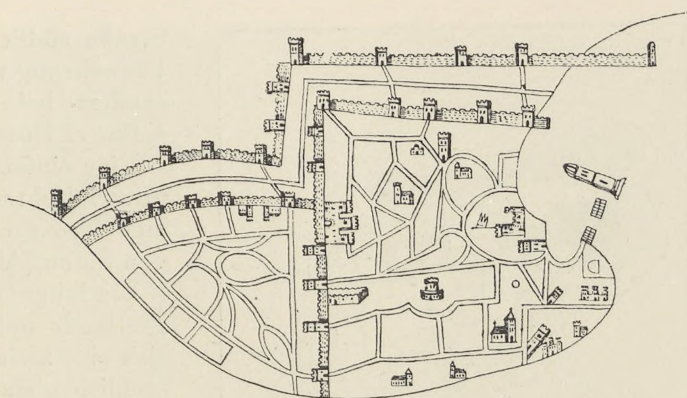
von den Kreuzfahrern gebaut, sondern erst 1268 vom Sultan Beibars, der allmählich das ganze Land von den Christen säuberte. Der Turm, in schönem glatten Quaderbau mit Eckleisten, ist noch mit 5 Stockwerken stolz erhalten. Sehr hübsch lockert sich die Architektur nach oben hin. Die unteren Stockwerke mit der Tür zu ebener Erde und dem je einen Fenster darüber wirken schwer und kräftig. In den obersten Stockwerken aber sind die Wände durch je 3 gekuppelte Blindfenster gegliedert, in denen man schmale Schießscharten erkennt (Abb. 270).



270. Turm von Ramle. (Phot. Dr. Stoedtner.)

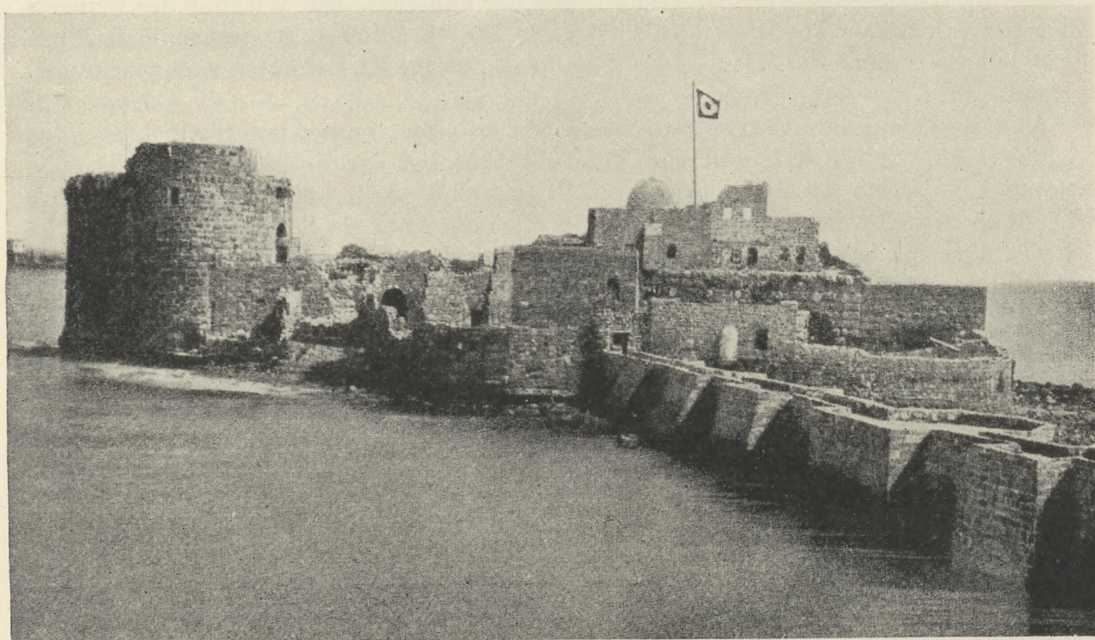
An verschiedenen Küstenplätzen sind Befestigungen erhalten, die zum Teil noch vor die Kreuzfahrer zurückgehen: in Beirut sicher, in Tyrus, Caesarea und Akkon wahrscheinlich. Davon ist besonders die Ummauerung von Akkon wichtig, denn sie bringt ein neues Element des Festungsbaues zur Erscheinung, das entschieden auf die Kreuzfahrer Eindruck gemacht hat. Das ins Meer vorspringende Kap hat auf der Landseite einen doppelten Mauerring erhalten. Zwei Mauern, beide ziemlich dicht

mit Türmen besetzt, laufen in geringem Abstande nebeneinander her und bilden so zwischen sich den Zwinger, der immer als das Hauptstück, das die Kreuzfahrer aus dem Heiligen Lande heimgebracht haben, angesehen wird. Sie konnten ihn schon an der ersten Station ihrer Ostfahrt kennenlernen in der vielbewunderten Stadtmauer von Konstantinopel, die von Theodosius 447 erbaut und bis heute erhalten zwischen ihren beiden Mauern eine 20 m breite Fläche frei lassen.

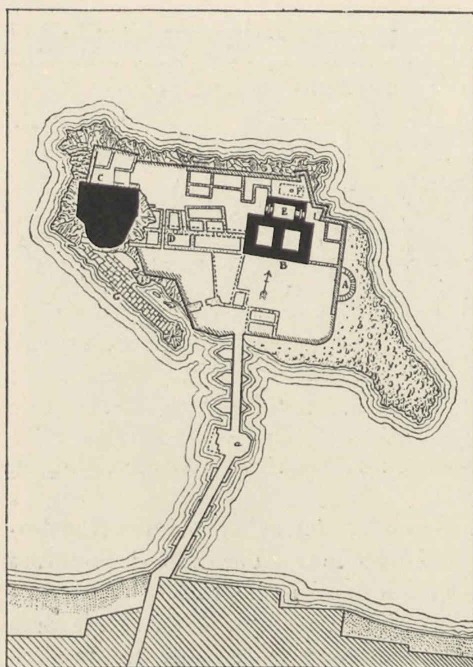


271. Akkon. Nach Rey.

Der Zwinger ist ein altorientalisches Element. Er findet sich schon bei den Abydos-Schlössern in Ägypten und nachher in Hettitien und Babylon. Aber die Griechen und Römer haben ihn nicht verwendet, und so war er auch den Franken und Normannen unbekannt geblieben. Der Nutzen der Anlage leuchtete aber ein. Man setzte dem Feinde ein doppeltes Hindernis entgegen; der Wächtergang wurde auf die vordere Linie verlegt; hatte der Feind sie genommen, konnte er in dem engen Zwinger schlecht seine Sturmleitern aufstellen. So haben sich die Kreuzfahrer schon in Palästina und Syrien selbst des Zwingers mehrfach bedient: bei der Kerak-Burg in Moab an der



272. Sidon. Nach Heyck.



273. Plan von Sidon. 1:2400. Nach Rey.

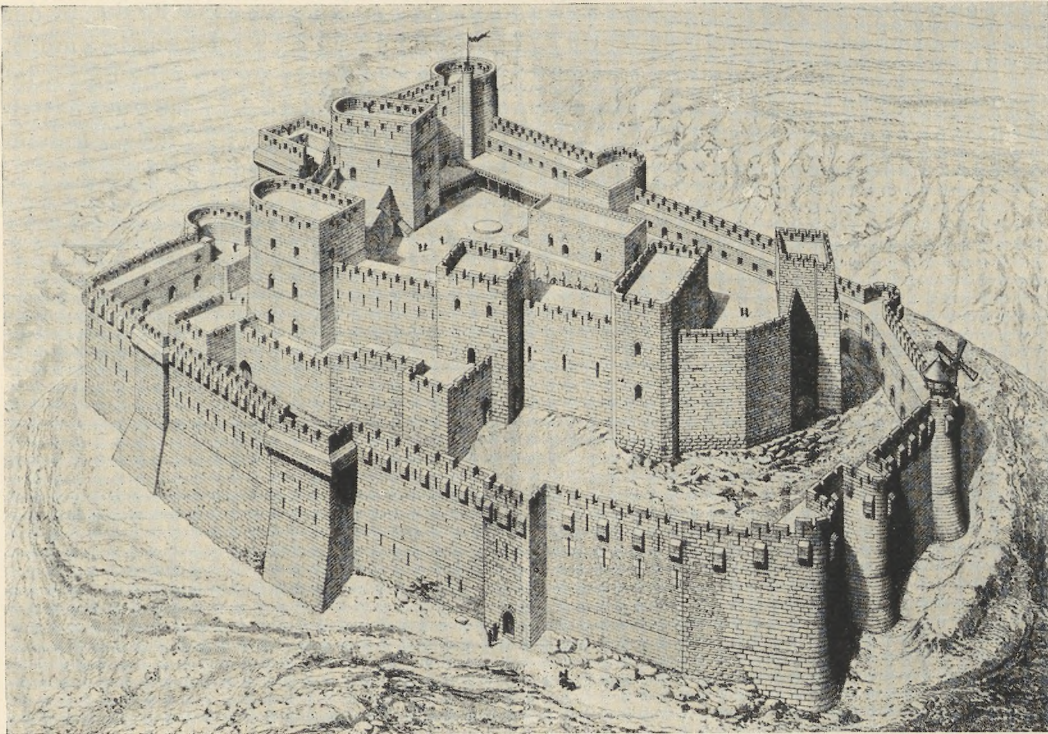
Straße südlich gegen Petra hin, bei der Umwehrung von Tolosa in Tripolis und besonders bei der großen Neuanlage von Kalat el Hösn dicht vor Tripolis.

Eine einfache, noch ohne den Zwinger in unverfälschtem Normannenstil gebaute Anlage der Kreuzfahrer liegt auf der Vorinsel von Sidon (Abb. 272 u. 273).

Ein langer gemauerter Damm führt vom Festlande auf die Insel. Hier entwickelt sich eine kleine Burg mit allerhand nebensächlichen Bauten, aber 2 großen Stücken dazwischen. Links steht ein mächtiger Turm, eckig gegen das Meer, rundlich gegen das Land; rechts ein ebenso großer Rechtecksbau, offenbar als Wohnhaus mit dicken Mauern, in 2 Teile geteilt und mit einem Vorbau für Eingang und Treppe an der Langseite zum Meere hin. Das ist alles ganz normannisch, vielleicht außer der runden Seite des dicken Turmes. Gegen die alteinheimischen Bauten sticht es ab durch das schlechtere Mauerwerk. Von den römischen Buckelquadern des Herodespalastes in Jerusalem (oben Abb. 267) oder den glatten großen Wänden in Damaskus ist nicht mehr die Rede. Auch von der Technik und der künstlerischen Wirkung des Beibars-Turmes von Ramle bleibt man weit entfernt. Die christlichen Herrscher im Heiligen Lande hatten nicht die Zeit und nicht die Leute, solche Kunstbauten sich zu gönnen. Rasch und fest mußte genügen.

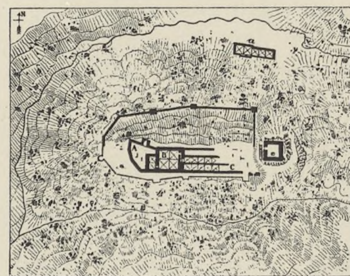
Mehrere ganz große Burgen sind von ihnen erhalten, immer langgestreckt, so das „Pilgerschloß", das Raimund von Toulouse 1104 bei der Belagerung von Tripolis nördlich Palästina erbaute, das andere „Pilgerschloß" Atlit südlich Haifa und Kerak in Moab östlich vom Südende des Toten Meeres. Aber sie liegen alle in traurigen Ruinen. Kerak hat als Kopf eine Herrenburg mit deutlichem Zwinger und daran eine stadtartig weite Vorburg. Nur eine Burg erhebt ihre Mauern noch so klar, daß man zu dem Grundriß auch in Zeichnung eine Herstellung wagen konnte. Das ist das Johanniterschloß (Krak des chevaliers), Kalat el Hösn im nordöstlichen Teile der Grafschaft Tripolis (Abb. 274).

Die Burg ist ein gestrecktes Dreieck mit gerundeter Spitze. Rings umgibt sie ein weiter Zwinger, dessen Außenmauer eckige und rundliche Turmvorsprünge hat. Auch die Burgmauer hat Türme, die wenig nach außen, weit in das Innere vortreten. Der Hauptwohnbau liegt als langes Rechteck in der Mitte. Andere schließen sich an die westliche und südliche Mauer. Das höchste Gebäude ist das in der Mitte der Westfront; es ist wohl als der Donjon zu betrachten, der auf diesem gefährdetsten Posten zugleich den Ausguck und den Hauptwiderstand zu leisten hatte. Die Burg ist rings umgeben von einem weiten Zwinger, der auch flüchtendem Volke Raum bieten konnte, und dessen Außenmauer schon zu scharfer Verteidigung hergerichtet war.



274. Kalat el Hösn, Johanniterschloß in Nordsyrien. Nach Rey.

Aber auf eine bescheidenere Burg, einfacher in der Gestaltung und schlechter in der Erhaltung, muß man beim Abschied von Palästina und den Kreuzfahrern noch einen Blick werfen, weil sie die Brücke schlägt zu sehr vielen, nachher im Abendlande auftretenden Ordensrittertaten. Das ist die Burg Montfort (Starkenberg, Kalat Karn) im Binnenlande zwischen Akkon und Tyrus, 1229 angelegt von Hermann v. Salza, dem Deutschordensmeister. Hermann v. Salza hat Friedrich II. auf seinem Kreuzzuge 1227/29 begleitet und ist derjenige gewesen, der den Kaiser davor bewahrt hat, die Geistlichkeit in Jerusalem zu seiner Krönung zu zwingen. Er hat ihm gesagt: Du bist im päpstlichen Bann, ausgestoßen aus der Kirche; wenn du hier die Geistlichkeit vergewaltigst, wirst du nie mehr mit dem Papste zum Frieden kommen, was doch das sehnsüchtige Ziel deiner Politik ist. Daraufhin hat Friedrich sich selbst die Krone aufs Haupt gesetzt, was dann so ausgedeutet wurde und noch wird, als ob er als erster aus dem Bewußtsein des Gottesgnadentums heraus die Kirche beiseite gelassen habe.



275. Montfort. 1:6666. Nach Heyck.

Die Burg Montfort aber, die als Realität das Gedächtnis Hermanns v. Salza in Palästina wachhält, hat nur eine bescheidene kleine Ähnlichkeit mit dem großen Schlosse der Johanniter. Sie ist ein langes Rechteck, die eine Schmalseite abgerundet, mit Tür-

men, aber ohne Zwinger. Die Bauten liegen in einem langgezogenen Trakt an der Südseite. Der große quadratische Turm steht nicht in der Burg, sondern östlich außen vor ihr — so wie die Deutschen es machten, als sie den Turm zuerst aufnahmen, im Gegensatz zu den Normannen und Franken, die ihn als Hauptstück in der Burg hatten (Abb. 275). Vielleicht liegt darin ein Charakteristikum für den Thüringer Hermann v. Salza: Thüringen ist im Burgenbau immer das deutscheste Land geblieben.

Normannen und Hohenstaufen in Unteritalien

Aus der Normandie fuhren viele Normannen nach Süditalien. Bald kamen sie als Wallfahrer zum Heiligtum des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano, bald boten sie sich als Söldner an. Immer zahlreicher machten sie sich seßhaft. 1046 hat Heinrich III. auf seinem Römerzuge Drago, den Sohn des Normannen Tankred von Hauteville, mit Apulien belehnt. 1059 hat der Papst Robert Guiscard zum Herzog von Apulien, 1130 Roger II. zum König von Sizilien erhoben. Mit der Tochter dieses Roger, Constanze, vermählte Barbarossa 1186 seinen Sohn Heinrich, den nachherigen Heinrich VI., und als schon 1189 Constanzes Neffe, König Wilhelm II. von Sizilien, starb, im folgenden Jahre auch Barbarossa auf seinem Kreuzzuge zu Tode kam, waren Heinrich VI. und Constanze im Besitze beider Kronen. Die sizilische freilich mußte erst auf zwei Römerzügen 1191 und 1194 normannischem Gegenbewerb entrissen werden.

1194 wurde der Sohn Heinrichs VI. und Constanzes geboren, der dies unteritalische Reich zu einer märchen- und sagenhaften Blüte bringen sollte, Friedrich II. Er ist nach dem frühen Tode seines Vaters schon 18jährig zur Regierung gekommen und hat dann von 1212—1250 geherrscht.

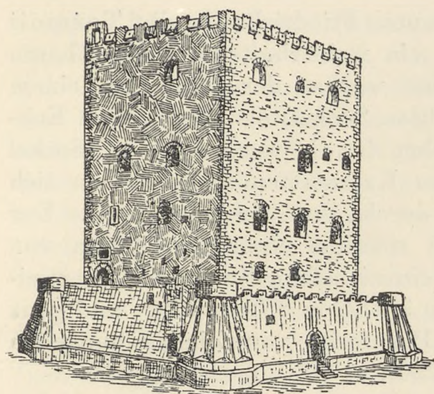
Friedrich II. ist eine der interessantesten Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. Nicht von der gewaltigen, bergeversetzenden Tatkraft eines Karl d. Gr. oder Otto d. Gr., vielmehr der kluge, feinsinnige, aber zähe Hohenstaufe, hat er sein Leben lang gegen Rivalität in Deutschland und gegen Überhebungsgelüste des Papsttums gekämpft, und gleich nach ihm ist die ganze deutsche Herrlichkeit in Italien zusammengebrochen und in Deutschland selbst das Interregnum, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ eingetreten.

Aber was Heinrich VI. und Friedrich II. gerade an Burgenbauten in Italien hinterlassen haben, spricht eine so hohe künstlerische und so klare politische Sprache, daß es zum Wertvollsten gehört, was dies Gebiet zu liefern vermag.

186 Burgen kann man auf diese beiden Kaiser in Italien zurückführen. Die meisten liegen traurig in Trümmern, manche sind leidlich, einige prächtig erhalten, alle aber zeigen den ganz gleichartigen Typus der normannischen Donjonfeste.

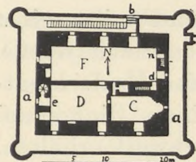
Von dem Normannen Roger I. († 1101) selbst steht in Sizilien noch ein wunderschöner Donjon aufrecht in Adernò am südwestlichen Fuße des Ätna. Der Turm mißt 21,5 : 16,5 m. Er steht, da er keinerlei Schutz durch Berg oder Wasser hat, auf einem Unterbau, der 3 m weit vorspringt und auf den Ecken Rondele bildet. Der zwingerartige Wehrgang auf dieser Plattform ist an der Eingangsseite im Norden mit Zinnen versehen.

In diesen Unterbau führen zwei Eingänge. Der hochgelegene enge an der Nordostecke (Abb. 276, Mitte) führt nur in die Kasematten des Unterbaus. Der breite Torbogen in der Nordseite aber mit vorgelegter Treppe leitet sofort zu einer weiteren Treppe, auf der man die Plattform gewinnt und dann um drei Ecken des Turmes her-



276. Adernò. Nach Piper.

um endlich im Osten (Abb. 276 links) an den Eingang zum Turme selbst gelangt. Der Grundriß Abb. 276 bietet das zweite Geschoß, das letzte, das noch Decken hat, weiter hinauf sind sie verfallen. Hier ist C eine Kapelle mit Apsis gegen Osten, D ein Wohnraum und F der Saal. D und F haben Kamine, die die Normannen sich für die winterliche Behaglichkeit angelegt haben, denn sonst sind sie in Italien bis heute nicht gebräuchlich. In der Zwischenwand zwischen C und F geht dann eine geradläufige Treppe in die oberen Stockwerke. Ganz oben ist der Turm noch mit einem Teil seines Zinnenkranzes erhalten.

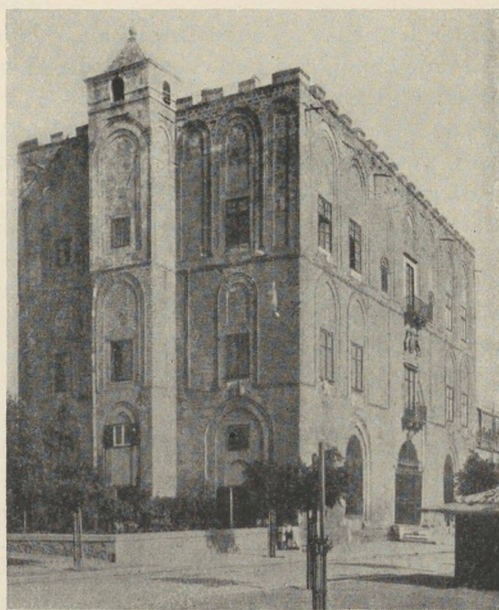


277. Adernò. 1:1250. Nach Piper.

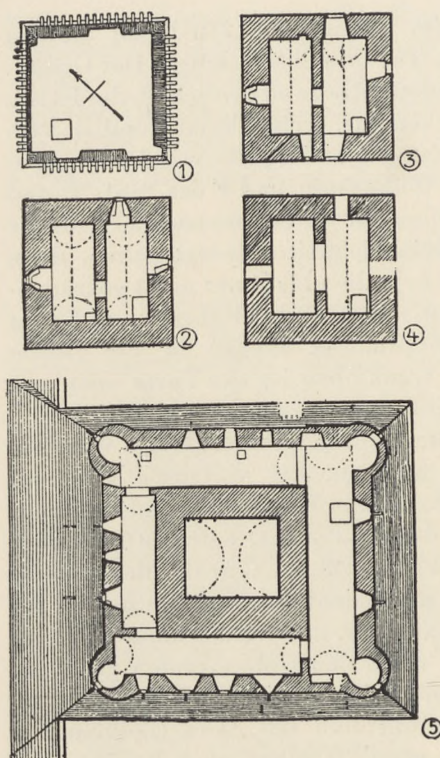
Der Bau entspricht mit seinen glatten Wänden, den kleinen, unregelmäßig verteilten Fenstern völlig den frühen Normannenbauten in Frankreich und England. Und besonders wichtig ist in diesem Punkte, daß der Bau noch ein echter Donjon ist, ein Wohnturm in einem Block, ohne Lichtschacht oder Hof. Er hat noch nicht die Aufblähung, die der römische Burgus schon in Afrika erfuhr, und zu der dann auch der Normannenturm in Süditalien unter den Hohenstaufen gelangte.

Künstlerisch erheblich fortgeschritten ist der heute noch gebrauchte und bewohnte Normannenbau der Zisa (Zollhaus) in Palermo, den Wilhelm I. 1164 errichtet hat, also etwa 70 Jahre nach Adernò und rund 20 vor dem Übergange der Herrschaft in die Hände der Hohenstaufen (Abb. 278).

Der Bau ist wieder ein rechteckiger Block mit schönster Gliederung seiner 3 Stockwerke. Der Eingang liegt an der Breitseite und hat links und rechts nur je eine Fensteröffnung. Die beiden weiteren Stockwerke aber haben neben der Mitte je 3 Fensterblenden, die schmal und hoch mit ihrem Rundbogen an den Boden des folgenden Stockwerks stoßen. Ebenso befinden sich an der Schmalseite links und rechts von dem vorspringenden Treppentum unten eine breite, darüber eine schmälere und ganz oben 3 schmale Fensterblenden; und in diesen Blenden ist das wirkliche Fenster immer nur in der unteren Hälfte als einfaches Rechteck durchgebrochen. Die Einteilung mit der Auflockerung nach oben und auch die Blenden selbst erinnern sehr an den Turm von Ramle in Palästina; aber das Sizilisch-Normannische ist hier das ältere. Beibars hat seinen Turm erst 100 Jahre später gebaut.



278. Die Zisa in Palermo. Nach B. Ebhardt.



279. Grundriß und Ansicht von Termoli. 1:500. Nach Haseloff.

Von den Bauten Friedrichs II. gibt Termoli an der Adria ein wohlerhaltenes Bild. Ebenso wie bei Adernò wächst der Turm aus einem hohen geböschten Sockel, der mit runden Ecktürmen bewehrt ist, heraus. In dem Sockel liegen ringsum Kasematten und verraten sich nach außen durch ihre Schießscharten. Der Turm ist ein richtiger massiver Donjon von 10:10 m mit einheitlichem Raume unten, zweigeteilt in den 3 oberen Stockwerken und ganz oben einer Plattform von Zinnen umgeben (Abb. 279 u. 280).

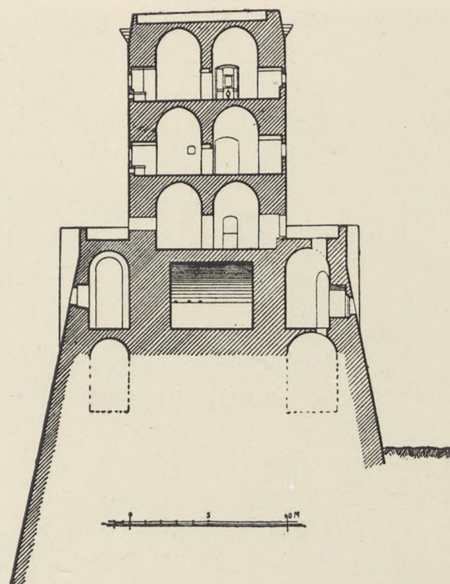
Erheblich größer ist der Turm des wohl bedeutendsten Kastells von Lucera in der Capitanata. Er ist wiederum quadratisch, steht auf einem Sockel ohne Ecktürme und mißt selbst 33 : 33 m und hat bei dieser enormen Größe, die den Burgi von Al Harani und Harlach entspricht, nun auch wie jene einen Binnenhof. Der Bau ist nur im unteren Stockwerk erhalten, so daß wir nur über seinen Grundriß urteilen können. Er stammt selbst von Friedrich II., die weite Umhegung, die ein ganzes Truppenlager faßte, ist erst von Karl von Anjou hinzugefügt (Abb. 281).

Ein Stück dieser großen Umfassung, vom Innern aus gesehen, zeigt Abb. 282. Die riesige Mauer hat einen dicken Unterbau, der nach hinten eine breite Plattform bildet für den bequemen raschen Verkehr der Verteidiger. Eine Treppe führt in der Mauer dieses Unterbaus zu seiner Plattform hinauf. Man sieht sie bloß liegen, weil die dünne Wand, die sie verkleidete und mit Fenstern beleuchtete, weggerissen ist. Auf dem vorderen Rande der Plattform steht sodann die höhergehende Mauer mit zurückspringenden fünfeckigen Türmen. Jede der beiden Mauern, die dicke untere und die dünne obere sind 7—8 m hoch, so daß die einheitliche Vorderfront auf 15 m kam.

Ein runder Eckturm derselben Umhegung ist ebenfalls noch bis zur obersten Plattform erhalten, freilich nur mit den Außenmauern. Ein Blick ins Innere (Abb. 284) zeigt, warum das heute kahl ist. Die Decken waren nicht eingewölbt, sondern ruhten auf Zugbalken, die in die Steinwände breit und tief eingriffen und dort noch von Konsolen unterstützt waren. Auch die Treppen waren von Holz und lassen sich ebenfalls noch Stufe für Stufe an der Steinwand ablesen. Kleine rundliche Löcher markieren sie. Die erste zieht links im Bilde fast bis zur Mitte hinauf. Es folgt das große Fenster und rechts an diesem beginnt die zweite Treppe zur obersten Plattform hinanzusteigen.

Die Krone aller staufischen Bauten in Italien ist das herrliche Castel del Monte, 540 m hoch westlich von Bari gelegen, das Friedrich II. sich zu seinem persönlichen Wohnsitz erbaut hatte. Es ist ein achteckiger Bau mit Binnenhof und je einem acht-

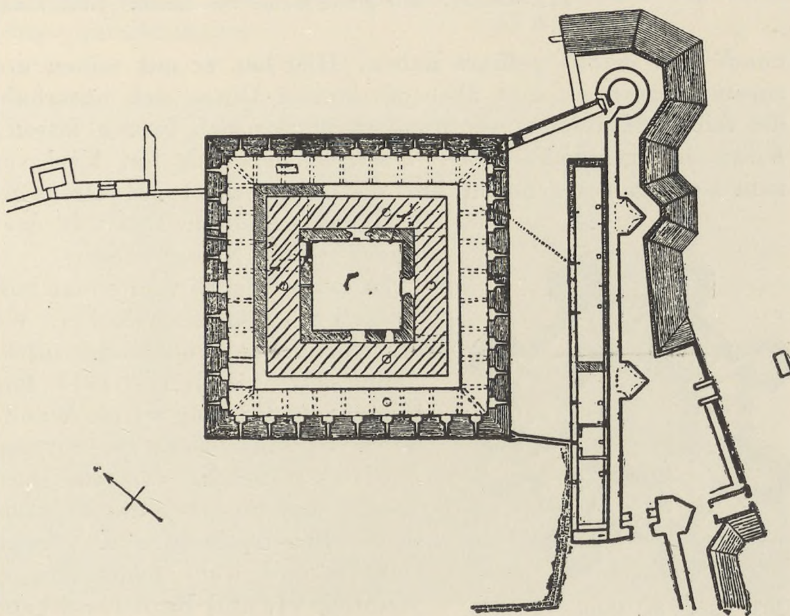
eckigen Turme auf den Ecken. Der äußere Durchmesser beträgt 80 m, der Binnenhof hält 35 m, für die ringsumlaufenden Wacht- und Wohnräume verbleibt nach Abzug der dicken Mauern eine lichte Weite von 13 m. Alles sehr stattliche Maße! (Abb. 283.)



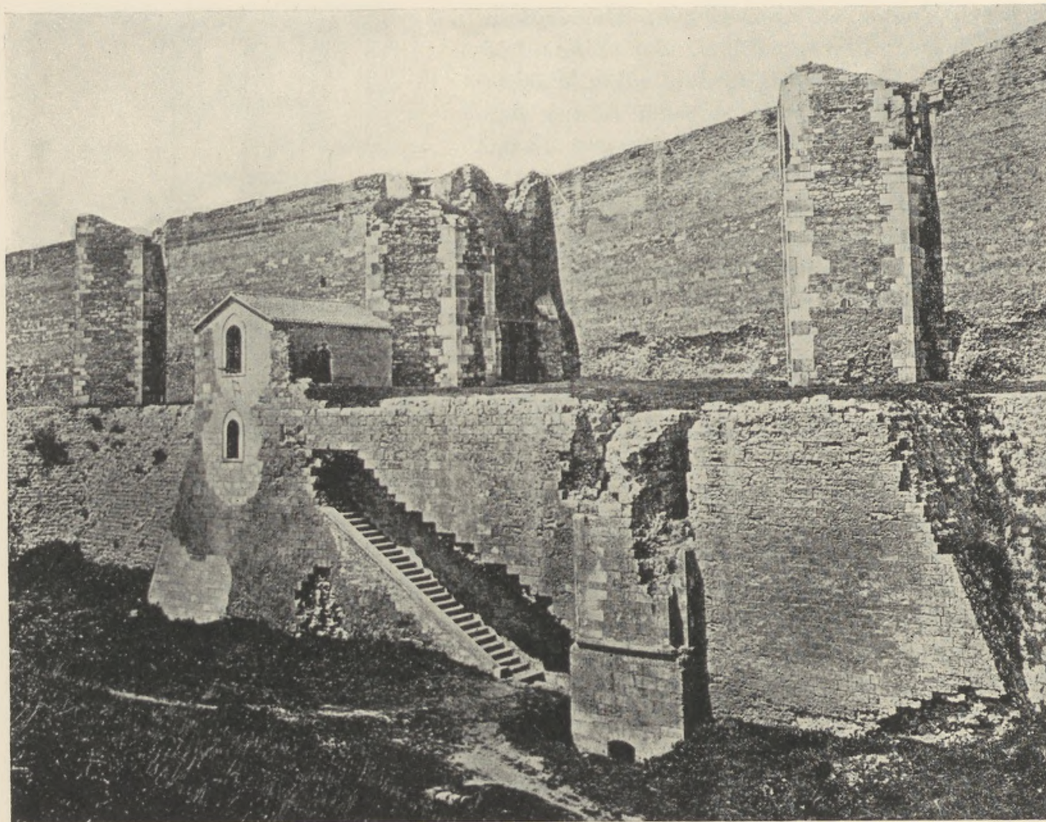
280. Termoli Querschnitt. 1:500. Nach Haseloff.

Der Bau steht noch fast bis zur alten Höhe, zwei Stockwerke hoch, aufrecht. Die Mauern, in feinster Quaderfugung glatt aufgerichtet, sind von der Unbill der Zeit arg zerfressen. Ihre Gliederung war im höchsten Maße einfach und geschmackvoll: in den Ecktürmen nur Schießscharten, in den Wänden dazwischen nur je ein Fenster oben unter eben beginnendem Spitzbogen dreiteilig mit zwei schönsten Säulen und Kapitellen. Das ganze Untergeschoß war für die Besatzung, das obere für den Kaiser und seine Gefolgschaft, oben auf der Plattform die Vorrichtung für die Verteidigung (Abb. 285 u. 286).

Trotzdem die innere Marmorverkleidung längst weggeraubt ist, um Altäre für die Kirchen der Umgegend daraus herzustellen wirkt immer noch der geniale Grundriß, der feine Aufbau und der vollendete Steinschnitt zu bewunderndem Staunen. Knapp zugeschnitten ist das Ganze. Den üblichen Kaisertroß damaliger Zeit von 1800 Mann und Pferden unterzubringen bieten die 16 Zimmer mit dem kleinen Hofe keine Möglichkeit. Diese Masse blieb wohl in Foggia zurück, wenn der Kaiser mit kleinem Gefolge heraufkam. Hier konnte der Kaiser ausruhen von den schweren Kämpfen in Deutschland und Oberitalien, die sein ganzes Leben durchzogen haben. Hier hat er seine Vogelstudien gemacht und die Falken beobachtet, die ihn zu seinem Buche *de arte ve-*

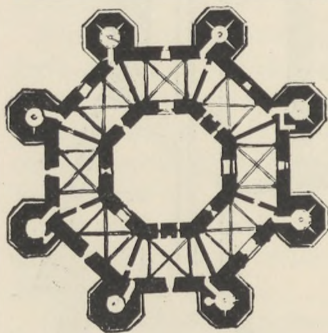


281. Lucera. 1:1250. Nach Haseloff.



282. Lucera. Die große Mauer von innen. Nach Haseloff.

nandi cum avibus geführt haben. Hier hat er mit seinen arabischen Philosophen zusammengesessen und über die letzten Dinge sich unterhalten, und hier hat er die feinen Sklavinnen im Mondschein vor sich tanzen lassen, die der Sultan von Kairo ihm geschickt hatte. Nach seinem Tode hat Karl von Anjou das Schloß zum Gefängnisse gemacht und die „Stauferbrut", Manfreds Kinder, 18 Jahre hier gefangen gehalten. Das war das erschütternde Ende dieses stolzen Kaisersitzes.

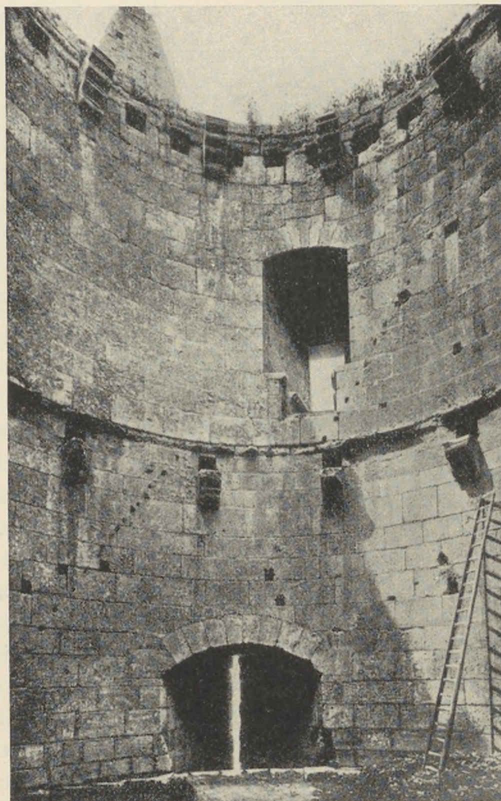


283. Castel del Monte. 1:1250. Nach B. Ebhardt.

In unsern Tagen wollte man zur Erinnerung an einen Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. eine große Marmortafel mit rühmender Inschrift anbringen. Zehn Jahre später, im Herbst 1913, fand ich sie noch gleich hinter dem Eingang an die Wand gelehnt; wo mag sie seitdem geblieben sein? —

Dieser staufischen Kastelle waren also sehr viele im Lande, und sie geben das imposante Bild einer einheitlichen Beherrschung und Verwaltung, wie es Friedrich II. und wohl schon sein Vater und Großvater Heinrich VI. und Barbarossa gern für das ganze Reich durchgeführt hätten. Die Organisation stammte schon

von den Normannen, die Staufen traten nur in ihre Fußtapfen. Die Kastelle unterstehen alle unmittelbar dem Kaiser. Kein Herzog und kein Graf ist dazwischen. Ein großes Gebiet mit vielen Kastellen befehligt ein *provisor*, die einzelnen Kastelle haben Kastellane. Beide Stellen werden stets mit Rittern besetzt, und zwar unter Friedrich II. geflissentlich mit Italienern, nachher, unter Karl von Anjou, mit Franzosen. Der Befehlshaber hat zu sorgen für die Ausrüstung und Instandhaltung der Burgen, für die Verpflegung und Besoldung der Truppe und für ihr Wohlverhalten. In dieser Beziehung gilt es besonders, das verführerische Umherstreifen und Plündern in der Umgegend zu verhindern. Jedem Kastell war so viel Landwirtschaft zugeteilt, daß es davon in normalen Zeiten leben konnte. Die Kastelle haben vielfach größere Siedlungen um sich herum veranlaßt. Schon Roger der Normanne hatte angeordnet, daß die benachbarten Adligen mit ihren Vasallen sich beim Kastell Häuser bauen sollten.

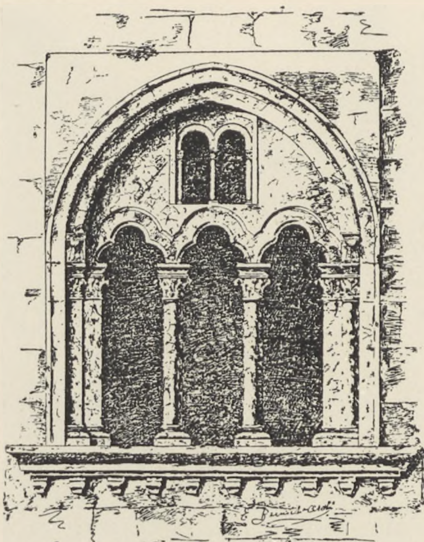


284. Lucera. Runder Eckturm von innen. Nach Haseloff.

Wie leidenschaftlich Friedrich II. bemüht war, sein geliebtes unteritalisches Reich zu schützen, und wie er dessen Herrschaftssystem gern zum mindesten auf ganz Italien ausgedehnt hätte, zeigen am klarsten die Schicksale der Hauptappeninstraße Parma–Spezia über den Cisa-Paß, die Deutschland mit Mittel- und Süditalien verband. Friedrich nennt sie die



285. Castel del Monte. Front. Nach B. Ebhardt.



286. Castel del Monte. Fenster im 1. Stock. Nach Schubring.

unica clavis et ianua, den „einzigen Schlüssel und Eingang", der unsern Getreuen den Hin- und Rückweg öffnen und schließen kann.

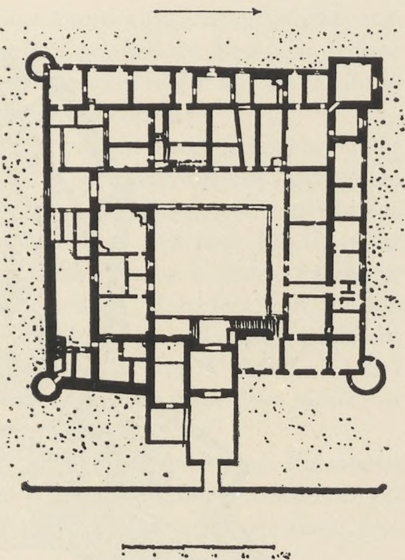
Der Paß von Cisa (1041 m) liegt zwischen Berceto (841 m) im Norden und Pontremoli (807 m), Sarzana im Süden. Für Sarzana als Reichsgut hatte schon Barbarossa 1163 und 1175 den Grund gelegt. Friedrich II. erklärt das Gebiet für reichsunmittelbar. Solche „Exemption" des Reichsgutes von der gräflichen Landesgewalt hatte es bis zu den Staufen in Italien nicht gegeben. Die Krone hatte sich mit einem mittelbaren Regimente gegenüber dem geistlichen Fürstentume und der Laienaristokratie begnügt. Noch 1183 wurde der Bischof von Luni, weil Sarzana und Pontremoli, die wichtigen Paßorte, auf seinem Gebiete lagen, von Barbarossa zum Reichsfürsten gemacht, bald freilich Pontremoli auch schon zu einer selbständigen Gemeinde.

Friedrich II. ging weiter. Er maßte sich die Podestawahl an. 1237 begann er die Bürgermeister der wichtigen Städte zu ernennen. Gleichzeitig erklärte er sich selbst zum Podesta von Parma, der mächtigen Stadt, die im Norden den Zugang zum Cisa-Passe beherrschte. Die Kastelle an der Poststraße aber besetzte er nun mit Kommandanten aus dem treuen Beamtenkörper, der ihm in seinen süditalischen Erblanden aufgewachsen war, und in mancher schlimmen Lage hat solch ein Kommandant die Sache gerettet. Noch 1247—1249 hat ein apulischer Kapitän die Burg Pontremoli gegen Parma gehalten. Aber Parma war Friedrichs böser Stern. Die Kämpfe, in denen er dort seinem Sohne Enzio zu Hilfe kam, haben seine Kraft gebrochen. Enzio fiel 1249 bei Fossalta in die Gefangenschaft Bolognas und kam nicht mehr aus dem Kerker. Friedrich II. starb 1250. Sein anderer Sohn Manfred, seit 1258 König beider Sizilien, fällt 1266 bei Benevent gegen Karl von Anjou, dem der Papst die Krone überträgt. Nachdem auch Konradin, der Enkel Friedrichs II., geschlagen, gefangen und enthauptet war (1268), hat kein deutscher König oder Kaiser mehr die alten ehrgeizigen Ansprüche aufgenommen.

Der Burgenbau in Italien ist aber das ganze Mittelalter hindurch in den Geleisen der Normannen und Hohenstaufen geblieben. Freilich ist die Form über den geschlossenen Donjon hinausgewachsen. Sie ist zu dem großen Vierecksschlosse mit Ecktürmen und einem großen Hof in der Mitte geworden, das sich ja auch aus dem Burgus schon entwickelt hatte. Das wohlerhaltene Fontanellata, Prov. Parma, ist ein Musterbeispiel dafür (Abb. 287 u. 288). Breite Gräben umziehen das Schloß, starke Türme trotzen auf ihren Ecken, die ringsum laufenden Wohnräume aber sind in breitem Gürtel mannigfaltig gegliedert und werden offenbar allen Erfordernissen von Bewachung, Verteidigung, Wohnung und Bedienung gerecht.

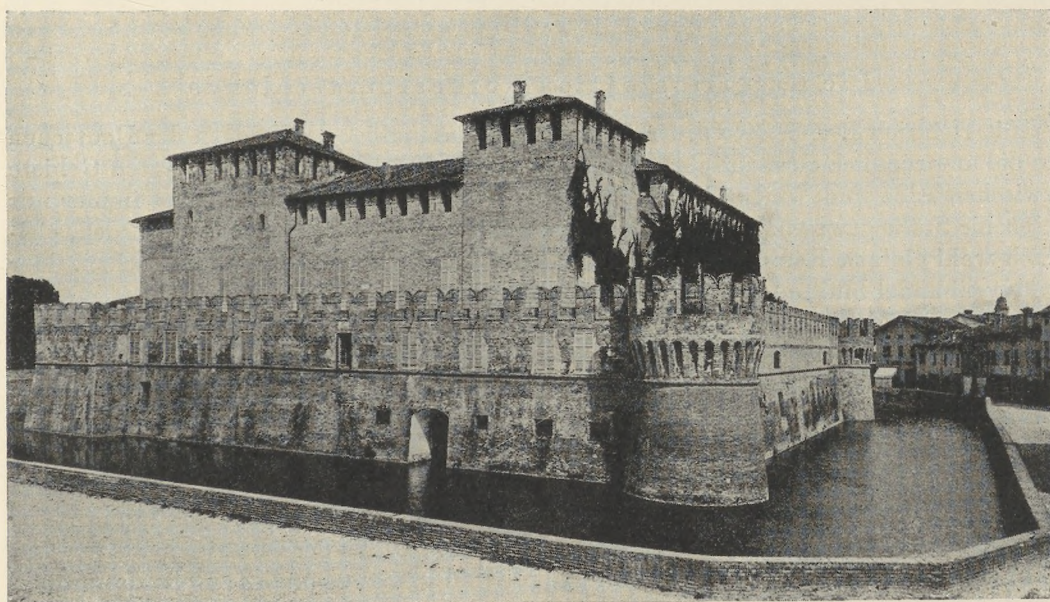
Ganz selten findet sich in Nord- oder gar Süditalien eine Burg vom sächsischen Typus, etwa der Wartburg oder Chillons. Soave, Prov. Verona, ist solch eine. Sie ist

außerordentlich ähnlich der Schaumburg bei Rinteln a. d. Weser: eiförmige Hauptburg mit Wohngebäuden am Rande; größere Vorburg vorn und kleinere zur Seite. Und ebenso auffällig ist Mussomeli, Prov. Caltamisetta auf Sizilien (Taf. XIb): in der Lage auf dem stolzen Felsen eine Burg des Südens ohnegleichen, im Grundriß ganz der sächsischen Form entsprechend. Man wird aber kaum an wirklich deutschen Einfluß zu denken brauchen. Die allgemein zur Herrschaft gelangte Art, die Wohntrakte um einen großen Hof entlang zu führen, ist hier einmal nicht um einen viereckigen, sondern um einen spitzovalen Hof zur Anwendung gekommen, weil die Form der Felsplatte es nicht anders zuließ. Man darf also sagen, daß die mittelalterliche Burg in Italien durchaus die römisch-normannisch-staufische Tradition fortsetzt und vom Nordgermanisch-Sächsischen in keiner Weise beeinflußt ist.

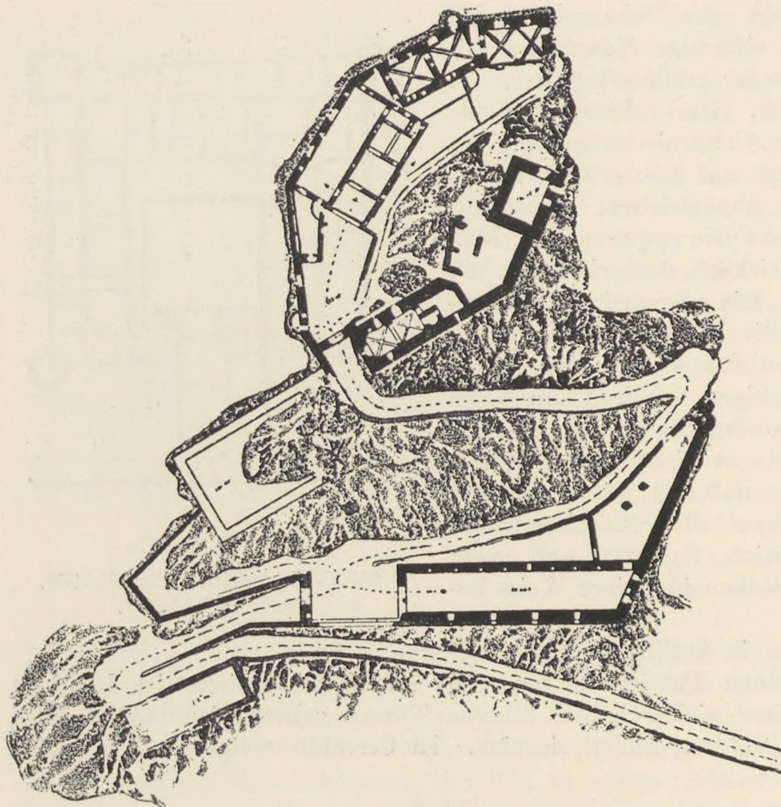


287. Fontanellata. Plan 1:1250. Nach B. Ebhardt.

Als Kuriosum fallen in Italien noch auf die Wehrtürme der einzelnen Patrizierhäuser. Die Stadt Gimigniano ist berühmt wegen ihres durch diese vielen hohen dünnen Türme gekennzeichneten Profils. Aber auch in andern Städten finden sie sich. In Certaldo steigt man in solch



288. Fontanellata. Ansicht. Nach B. Ebhardt.



einem Turme zu dem Arbeitszimmer Boccaccios im höchsten Stockwerke hinauf. Diese Türme stammen aus der Zeit, wo ein besserer Mann nicht ohne Degen ausgehen konnte, wo man jeder Willkür des Neiders oder Hassers ausgesetzt war. In Deutschland sind zur selben Zeit ähnliche Schutztürme aufgewachsen, in der Stadt Regensburg und auf dem Lande um Osnabrück (unten Abb. 335).

289. Mussomeli. 1:1250. Norden ist unten. Nach B. Ebhardt.

Die Regermanisation Nordostdeutschlands

Mit Heinrich I. und Otto d. Gr. beginnt das planmäßige Vordringen der Deutschen in die ursprünglich germanischen und dann von den Slawen überschwemmten Gebiete zwischen Elbe und Weichsel. Aber noch zwei Jahrhunderte lang sind es immer nur einzelne Stöße gewesen, die von den Fürsten in das Wendenland gemacht wurden, vielfach wohl einfach Raubzüge, die reiche Beute brachten an Vieh und Menschen. Der Sklavenhandel blühte nach jeder solchen Unternehmung.

1068 wurde das große Zentralheiligtum der Wenden, Rethra, vom Bischof Buko von Halberstadt, als Führer eines kaiserlichen Heeres, zerstört.

Um 1120 eroberte der Polenkönig Boleslaw III. Pommern, und da er selbst schon Christ war, lud er den Bischof Otto von Bamberg nach Gnesen ein und bat ihn, die Bekehrung des neuen Landes zu übernehmen. Otto hat das getan in seinen zwei berühmten Reisen von 1123/24 und 1127/28. Es wurde daraufhin 1140 in Jolin, dem heutigen Wollin, das erste Bistum im Wendenlande gegründet; nicht lange darauf ist es nach Cammin verlegt. Aber in den weiten übrigen Gefilden der Obotriten, Witzen und Sorben blühte das Heidentum weiter. Auf Rügen hatte Arkona die Rolle des großen Orakelheiligtums übernommen und durfte sogar die christlichen Dänenkönige beraten, die ihm dafür goldene Becher schenkten.

Kein Wunder: als 1147 ein neuer Kreuzzug ins Heilige Land ausgerufen wurde, empörten sich die Sachsen dagegen und erklärten: solange hier vor unsern Toren, in früher weithin deutschem Lande, die Heiden triumphieren, ziehen wir nicht mit nach Jerusalem; gegen die Wenden muß sich zunächst ein Kreuzzug richten!

Die Folge war, daß zwei Kreuzzüge gemacht wurden, der eine nach Jerusalem, der andere gegen die Wenden. Und da jedem nur die halbe Kraft innewohnte, hatten sie beide keinen Erfolg. Erst Heinrich der Löwe legte mit seiner Eroberung Mecklenburgs 1161 den Grundstein für die Gewinnung des Ostens. Mancher will ihm heute recht geben gegen Barbarossa: seine Ostpolitik würde dem Reiche mehr Früchte getragen haben als die leidige Italienpolitik der Kaiser. Wie dem auch sei, Heinrich besiegte den Obotriten Niklot und nahm sein Land. Niklot selbst war im letzten Kampfe gefallen. Heinrich setzte aber den Sohn Niklots als seinen Vasallen wieder zum Fürsten ein, und dies Niklotgeschlecht hat sich bis auf die heutigen letzten Großherzöge von Mecklenburg fortgepflanzt.

Ebenso ist es bald darauf in Rügen gegangen. Als 1168 die Dänen und Pommern Arkona und Garz erobert hatten, ist das einheimische Fürstengeschlecht bestehen geblieben und lebt noch heute in den Fürsten von Putbus fort, denen immer noch fast die Hälfte der Insel gehört.

Etwa von 1200 an, bei den Wilzen und Sorben in der Mark Brandenburg schon früher, ist dann von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker die deutsche Einwanderung erfolgt. Im wesentlichen kam sie aus Niederdeutschland: Braunschweig, Westfalen, Ostfriesland; aber auch Mitteldeutsche, Franken, sind dabei gewesen, das zeigen die Dialekte mancher Dörfer, während im ganzen das niedersächsische Platt von der Elbe und Weser gesprochen wird. Die slawischen bisherigen Bewohner sind keineswegs totgeschlagen oder vertrieben worden. Selbst auf den Adelsgütern haben sie sich zum Teil erhalten. Die Familie v. Borke in Hinterpommern geht auf slawischen Ursprung zurück. Manche einwandernden Geschlechter haben sich weit ausgebreitet, so die Bülow in Mecklenburg, die Wedel und Below und Massow in Pommern; die slawischen Namen haben sie von ihren neuen Gütern und Dörfern angenommen. Was man im 19. Jahrhundert den „preußischen Offizierstypus“ nennen konnte: die schlanke Gestalt mit blondem schmalen Kopf und gerader Nase, erklärt sich daraus, daß er sich rekrutierte aus den durch niedersächsische Einwanderung besetzten Adelsgütern.

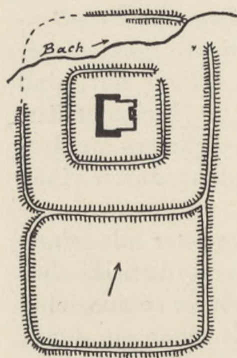
Als die Einwanderung in die vorderen Teile Ostelbiens längst im Gange war, setzte der Deutsche Orden ein und beschloß, nun auch das weiter zurückliegende Preußenland dem Christentum und der deutschen Kultur zu gewinnen. Die Burgen, die er dann dort nach Überwindung des äußerst tapferen Widerstandes erbaut hat, sind in ihren besten Exemplaren bekannt und berühmt: Marienburg, Marienwerder, Rheden usw. Sie haben alle den aus dem normannischen Donjon entwickelten quadratischen Schloßtypus, sind gegen den alten massiven Turm aufgebläht durch einen kleinen oder größeren Binnenhof.

Man hat gemeint, daß Hermann von Salza, der als Deutschordensmeister mit seinen Rittern den Kreuzzug Friedrichs II. mitmachte, dort in normannischer und antikischer Überlieferung den Stil kennengelernt habe, den dann sein Orden nachher so ausgiebig im Ostseelande verwandt hat. Aber Hermann von Salza war damals schon ein durch seine vielen diplomatischen Missionen, die ihn beständig zwischen Deutschland, Italien, Ägypten, Palästina umherhetzten, aufgeriebener Mann. Er begab sich gleich nach dem Kreuzzuge an einen Kurort und starb dort schon im folgenden Jahre 1230. Der Stil

der preußischen Ordensburgen stammt nicht von ihm und wohl überhaupt nicht aus den Kreuzzügen. Er hat sich schon längst vom Rheine her durch Westfalen, Ostfriesland, Mecklenburg, Pommern den Weg nach Preußen gebahnt. In kleinen wie in großen Exemplaren finden sich auf dieser Strecke die Beispiele dafür. Keineswegs bloß die Deutschordensburgen in Preußen sind auf diesen Ton gestimmt, in Westfalen und Ostfriesland hat man ihn schon im 11. und 12. Jahrhundert vernommen und ist ihm gefolgt. In diesem westlichen Sachsenlande, das die Sachsen sich erst ganz zuletzt, nach 700, erobert hatten, blieb das Ohr offenbar mehr nach Westen als nach Osten gerichtet. Es gibt dort keine der runden sächsischen Grafenburgen der Zeit um 800, es gibt nur die fränkischen Formen der Königshöfe. So ist man auch weiterhin fränkisch vorgegangen, der Einfluß Heinrichs I. scheint hierher nicht gedrungen zu sein; und wenn gerade Westfalen und Ostfriesland sich hervorragend an der Kolonisation des Ostens beteiligt haben, so ist die Fortpflanzung jener westlichen Stimmung in die neuen östlichen Gebiete leicht erklärlich. Tatsächlich haben im Osten nicht bloß die Ordensburgen, sondern auch die Burgen und Warten der einfachen einzelnen Adligen den fränkischen Typus.

Ein klassisches Beispiel dafür ist im östlichsten Westfalen die „G r ä f t e“ bei Driburg. „Gräfte“ ist plattdeutsch für „Gräben“, so wie die Volkssprache auch Längde, „Gedrängde“, „Gemengde“ sagt. Die Anlage hat einen so schönen „römischen“ Grundriß, daß Virchow, als er mit seiner Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1895 in Kassel tagen wollte, von einem hannoverschen Adligen eingeladen wurde, eine Vorversammlung in Driburg zu halten „zur Ausgrabung der Ara Drusi“. Das Fehlen aller römischen Funde verhinderte die Anerkennung des angekündigten Ergebnisses, und die ruhige Untersuchung, die ich nachher mit dem Paderborner Verein vornehmen konnte, förderte die erste frühmittelalterliche Turmburg östlich des Rheins zutage (Abb. 290).

Ein Rechteck von 13,80 m Länge, in der westlichen Hälfte breiter mit dicken Mauern, in der östlichen schmäler mit dünnen Mauern, aber im Innern einräumig, ist mit seinem steinernen Fundament 1 m hoch erhalten. Weiter hinauf hatte der Bau aus Holz und Lehm bestanden, und der ganze Innenraum war mit den verbrannten Schuttmassen dieses Oberbaus gefüllt. In der Mitte der Ostseite gingen in Mauerschlitzen Balken in die Höhe, und nach innen hat das Fundament hier einen Ausbau, beides wohl Anzeichen für ein Türmchen, das oben ausgucken sollte. Die Scherben entsprachen denen von Todenman, wiesen also auf das 10.—11. Jahrhundert.

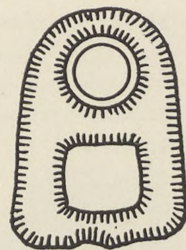


290. Gräfte bei Driburg. 1:2500. Nach Schuchhardt.

Der Bau ist von einem quadratischen Walle umhegt und dann nach breitem Graben, der von einem durchfließenden Bache gespeist wird, wieder von einem Walle und vor diesem hängt gegen Süden eine rechteckige Vorschanze. Diese äußersten Umhegungen stellen eine Breite von 60 m und zusammen eine Länge von 110 m dar.

Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich um den normannischen Donjontypus handelt mit court und basse-court, und bei Driburg zwischen den östlichen Ausläufern des Eggegebirges, in unmittelbarer Nähe der schon 752 erwähnten Sachsenfeste Iburg, mußte man sich sofort sagen, daß ein ganz landfremdes Befestigungsprinzip auftrete mit dem Bestreben,

sich nicht auf der Höhe durch den Berg, sondern in der Ebene durch das Wasser zu schützen. Aus dem unteren Rheingebiet, schien uns schon damals, sei solche Neuart herzuleiten. Dort haben sich dann auch alsbald ähnliche Anlagen ergeben: an einer lothringischen Landwehr, nicht weit von Aachen, sowie bei Hünxe und Gartrop an der untersten Lippe. Aber immer mehr fanden sie sich auch gegen Osten ins Land hinein. Bei Osnabrück ist die „Wittekindsburg" im Frankensundern eine und dicht an der Weser die „Römerinsel" bei Holtrup nahe der Porta.



291. Borgholt. 1:2000. Nach Schuchhardt.

Ostfriesland hat bis zu dieser Zeit überhaupt keine Burgen gekannt. Das erste, was auftritt, zeigt in ausnehmend guter Erhaltung die Burg Borgholt mit einem rundlichen Hügel für den Wohnturm und einer viereckigen Vorburg darunter (Abb. 291).

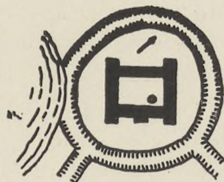
Östlich der Elbe, im früheren Slawenlande, werden die fränkischen Burgen dann aber immer häufiger, und zwar in der kleinen wie in der großen Form: als Vorposten oder Warten und als Herrensitze im Mittelpunkte der neuen Güter. Von den kleinen sind in den beiden Mecklenburg wohl 8 oder 10 Stück bis heute erkannt. Nur 1 Stunde von dem alten Slawenheiligtum Rethra liegt beim Dorfe Schlicht die sog. Marodei, ein rechteckiger Turm mit dicken Mauern, dem Treppeneingang auf der Breitseite und einem Brunnen — auf den man auch bei den antiken Warten schon immer hielt — im Innern; der ganze Bau 11,5 : 8 m groß und eng umgeben von einem rundlichen Graben, in den der anstoßende See sein Wasser schickt (Abb. 292).

Eine Stunde nördlich von Neustrelitz liegt die Burg von Wisdün, bis vor kurzem für vorgeschichtlich gehalten, aber ein ausgesprochener Normannentypus, der große Wohnturm im Unterbau aus großen Findlingen hergestellt.

Weiterhin in Pommern begegnen diese Burgen dann auf Schritt und Tritt. Plathe, Kr. Naugard, scheint ein wichtiges Gebietszentrum gewesen zu sein. Das Städtchen ist umgeben von alten Burganlagen. Gegen Osten am Regaflusse liegt der alte kleine slawische Ringwall, der bis ins 12. Jahrhundert bestanden hat; dicht am Orte das bekannte „Blücherschloß" (Abb. 293), ein noch hochstehender Ziegelbau auf der charakteristischen rechteckigen Plattform, deren Böschungen nach allen Seiten künstlich geglättet sind; abseits vom Orte noch der „Schloßberg", von dem nur noch diese Plattform mit ihren scharfen Hängen erhalten ist, eine Grabung auf der Fläche ergab die Fundamentgräben des Fachwerkbaus und mittelalterliche Scherben.

Wenig gegen Osten folgt das noch mit schönem gotischen Fensterzierrat versehene Schloß Daber, ebenso in Regenwalde noch ein hoch aufrecht stehender gotischer Ziegelbau. Unweit Stolp tritt schon das erste Deutschordensschloß auf: Bütow, eine quadratische Anlage mit 4 runden Ecktürmen und dann breiten Pommerellen und West- und Ostpreußen den ganzen großen Plan der Ordensritter aus.

Als nach dem Kreuzzuge Friedrichs II. die Aussichten in Palästina sehr gesunken waren, war der Deutsche Orden der erste, der sich auf eine neue große Aufgabe umstellte. Nach dem Tode Hermanns v. Salza 1230, blieb die Oberleitung des Ordens zwar noch im Heiligen Lande, aber in Deutschland begann Hermann Balk sofort das große Werk der Eroberung des Ostens.



292. Marodei. 1:1250. Nach Piper.



293. Blücherschloß bei Plathe in Pommern. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

Schon 1233 kam er von Thorn her, wo er den Kampf begonnen hatte, mit einem Heere die Weichsel herunter und legte zunächst auf der Insel Quidin eine Befestigung an, siedelte aber noch im selben Jahre auf das hohe Ufer über und baute dort nachher mit Unterstützung des Burggrafen von Magdeburg sowie der Herzöge von Polen, Breslau und Pommern eine Ordensburg und zugleich die feste Stadt Marienwerder.

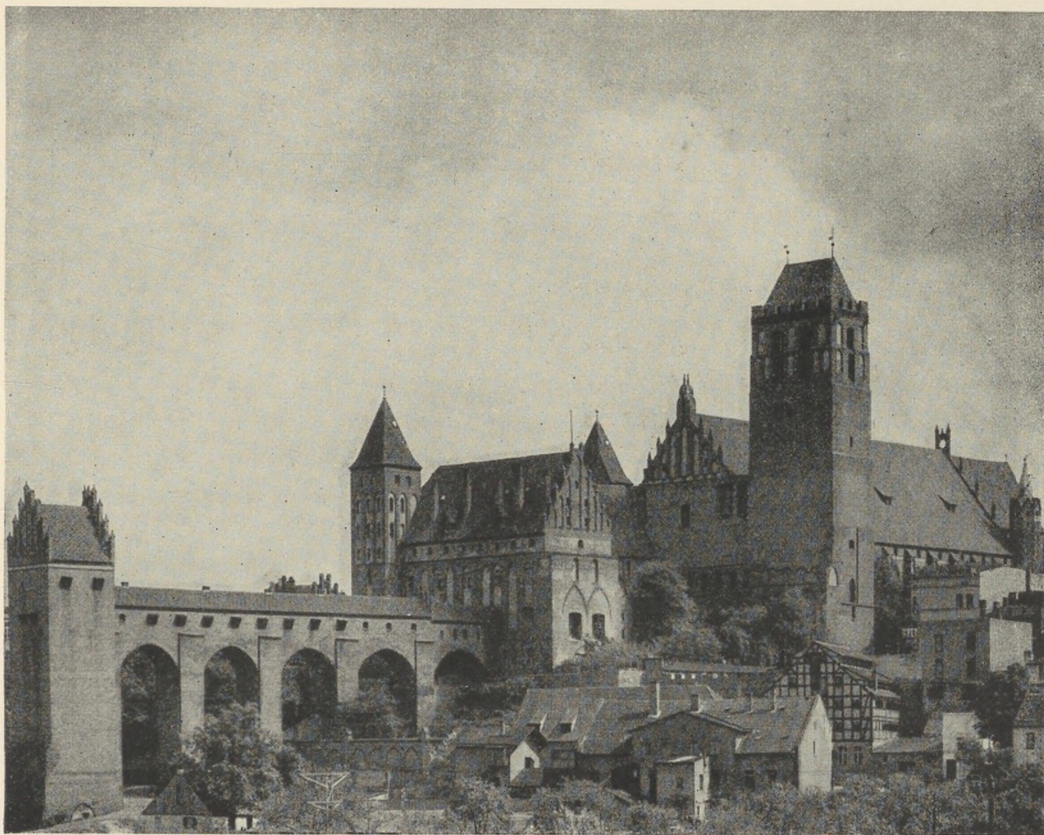
Rasch ist dann die Landgewinnung nach Osten fortgeschritten. Schon 1255 wurde Königsberg gegründet, 1265 Tapiau. 1260 freilich erhob sich das ganze Preußenland und kämpfte über 20 Jahre aufs heftigste um seine Freiheit. Aber 1283 konnten sich die Ritter als die unbestrittenen Herren des Landes fühlen. Die Burgen Thorn, Birgelau, Kulm, Rheden, Marienwerder hielten eine gerade Linie. Schon 1272 wurde mit dem Bau der Marienburg begonnen, 1280 wurde sie bezogen.

Als dann 1291 mit dem Falle von Akkon Palästina für alles offizielle Christentum unmöglich wurde, verlegte der Deutschmeister seinen Sitz nach Venedig. Das Schwergewicht der baltischen Eroberungen aber und der Anfall auch Danzigs an den Orden im Jahre 1309 bewirkte die Verlegung des Hochsitzes noch im selben Jahre nach der Marienburg. Dort hat dann 100 Jahre lang die Residenz eines blühenden Reiches bestanden. Die Herrschaft dehnte sich weit nach Lettland und Livland aus. Die Zuwanderung aus Niedersachsen erfolgte wie nach Mecklenburg und Pommern. Die dortigen Gutsbesitzer haben vielfach die Namen ihrer alten Heimat, wie „von Vegesack“, bis in unsere Tage geführt. Dann überrannte aber das unbezähmbare Streben der Polen nach dem Meere alle Dämme und Burgen. Die Schlacht von Tannenberg 1410 brach die Kraft der Ritter. Hilfe aus Deutschland kam nicht. Die Herrlichkeit des Ordens ging zu Ende.

Was von diesen Deutschordensburgen heute noch aufrecht steht — und es ist nicht wenig —, gehört zu dem Schönsten, was der deutsche Burgenbau um 1300 geschaffen hat, und im besonderen überrascht es durch den ganz neuen Stil, den der Backstein mit sich brachte: die monumentalen ruhigen Flächen und daneben die feine künstlerische Lösung der Einzelaufgaben, die das praktische Bedürfnis an bestimmten Punkten stellt.

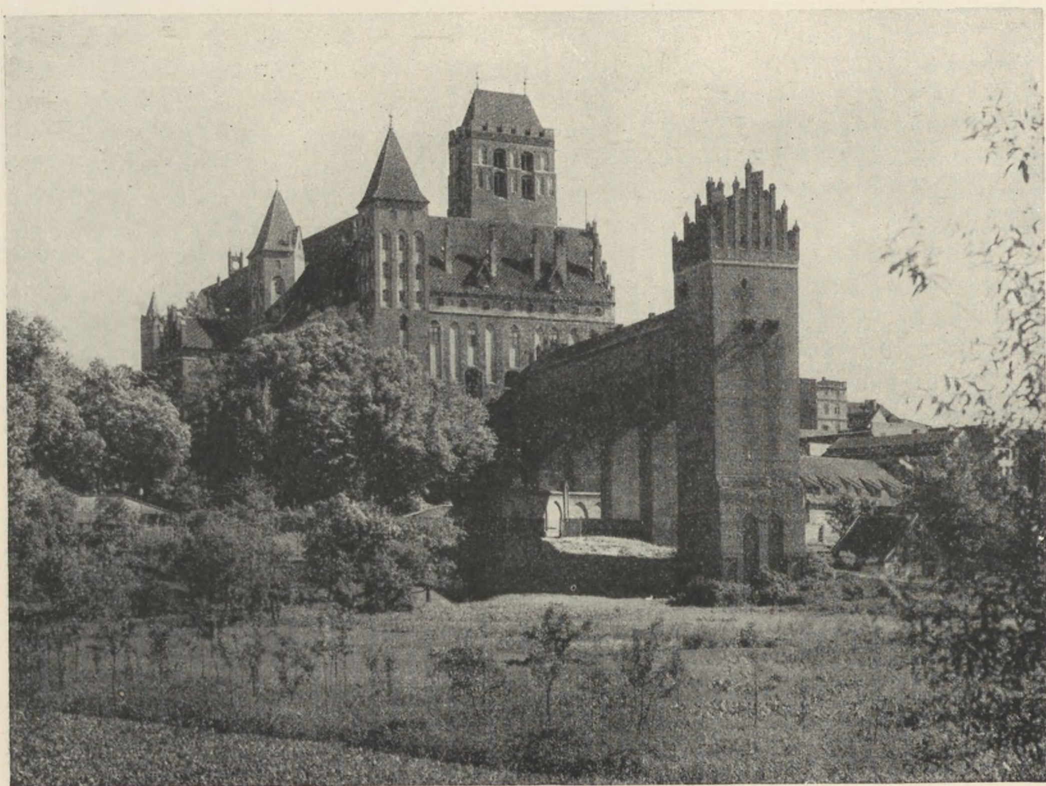
Die erste Großanlage an der Weichsel ist Marienwerder gewesen. Die Hauptsache steht noch heute: ein Quadrat mit offener Westseite als Schloß, daran gegen Süden unmittelbar angefügt ein mächtig breit- und langgelagerter Dom mit gestrecktem Chor im Süden. Östlich von diesen beiden Bauten ist der Umfang einer alten, ungefähr quadratischen Vorburg zu erkennen.

In unserer Abb. 294 liegt in der Mitte das Schloß. Man sieht auf den seitlichen Schenkel des Gebäudes und dahinter in den (offenen) Hof. An den Ecken, wo die Schenkel des Hufeisenbaues abzweigen, liegt je ein großer quadratischer Turm in der Form des Bergfrieds, ein Stück, auf das diese deutschen Burgen von normannischem Typus doch nicht verzichten wollen. Eigentlich kommt er ihnen nicht zu, und in Frankreich und Italien ist er auch nicht üblich. Denn das Schloß selbst hat sich ja mit Einfügung eines Lichthofes aus dem Wohnturm entwickelt, und der Bergfried ist seiner-



294. Marienwerder. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

seits auch wieder die alte einfache Ausgabe des Wohnturmes. Aber die Ordensritter hatten den Bergfried in der deutsch-sächsischen Burgform so schätzen gelernt, daß sie ihn auch in der fränkisch-normannischen weiterführten. Rechts vom Schlosse zieht sich dann mit noch höherem Dache langhin der Dom mit einem riesigen Turme vorn zu seiner Seite. Das ist aber nicht ein noch mächtigerer Wartturm als der des Schlosses, wie es scheinen könnte, sondern der Glockenturm des Domes. Der Backsteinstil dieser Frühzeit bringt die glatt aufgehenden Wände mit sich, die erst ganz oben durch abwechselnd offene und blinde Fenster gegliedert und belebt werden. Die auffallendste Erscheinung aber in Marienwerder ist der auf 5 hohen Bogenstellungen vom Schlosse herausführende und in einen quadratischen Turmbau mündende Gang, der sog. Dansker. Er ist nichts anderes als eine großartige Abtrittanlage und stellt damit dem hygienischen Bestreben der Ritter ein glänzendes Zeugnis aus. Sie wollten diese Angelegenheit möglichst weit von ihren Mauern abschieben. Als man für diese Ordensschlösser sich wieder zu interessieren begann, um 1820 und 1850, konnte man von den eigenen Zeitverhältnissen aus einen solchen Aufwand für solchen Zweck nicht begreifen und riet deshalb auf alle möglichen anderen Absichten. Da gelegentlich bei schwerer Belagerung einer solchen Burg die letzten Verteidiger sich durch den Schlot des Dansker gerettet haben, dachte man an ein Propugnaculum und Ultimum refugium. Aber dem widerspricht doch der lange Arkadengang, der sich so leicht abschneiden läßt. Wieviel besser hätten die letzten Verteidiger durch einen unterirdischen Gang fliehen können.



295. Marienwerder. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

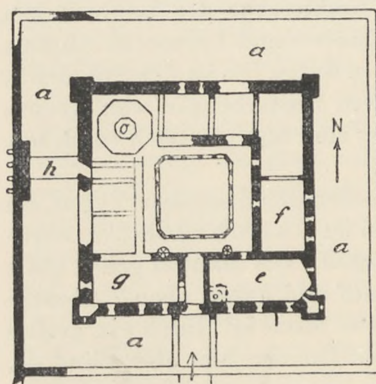
Abb. 295 zeigt deutlicher die schöne, ruhig ernste Architektur der Bauten: den Treppengiebel des Danskers, die Wandgliederung des Schlosses und Turmes in schmale riesenhohe Bogennischen mit 3 Stockwerken von Fenstern darin. Es ist der Stil, der in unserer Zeit wieder so viel Anklang gefunden hat seit dem Musterbeispiel von Messels Wertheim-Hause. Die Bogen dieser Nischen und Fenster sind fast alle noch rund, nur andeutungsweise zeigt sich die gotische Spitze.

Die Schlösser an den verschiedenen Orten zeigen im großen alle denselben Typus, im einzelnen haben sie jedes ihren besonderen Charakter. So ist Gollub (Abb. 296) nordöstlich von Thorn ein geschlossenes Quadrat mit Binnenhof. Die Mauern gehen glatt mit unregelmäßig verteilten Rechteckfenstern hoch hinauf und haben oben 2 Absätze mit flachen Pfeilern und kleinen Rundbogenfenstern. Die Mitte ist durch ein großes Rund markiert — erinnernd an die Rose in romanischen Domen, hier aber blind —, auf den Ecken entwickeln sich runde Kuppeltürme.

Und wiederum ganz anders mutet das zwischen Thorn und Graudenz liegende Rheden an. Das Ganze ist ein geschlossenes Viereck mit kleinem Binnenhofe. Auf den Ecken stehen schlanke Flachtürme. Über dem niedrigen Rundbogeneingang in der Mitte steigt eine hohe Nische auf mit 2 Fenstern übereinander darin. Links vom Tore liegen 3 hohe Spitzbogenfenster, rechts hohe Einschnitte, oben zerstört. Die Türme und die Mauern sind durch helle Ziegel groß rautenförmig gemustert (Abb. 297 u. 298).



296. Gollub. (Phot. Dr. Fr. Stoedtner.)



297. Rheden. Grundriß. 1:1250. Nach Piper.

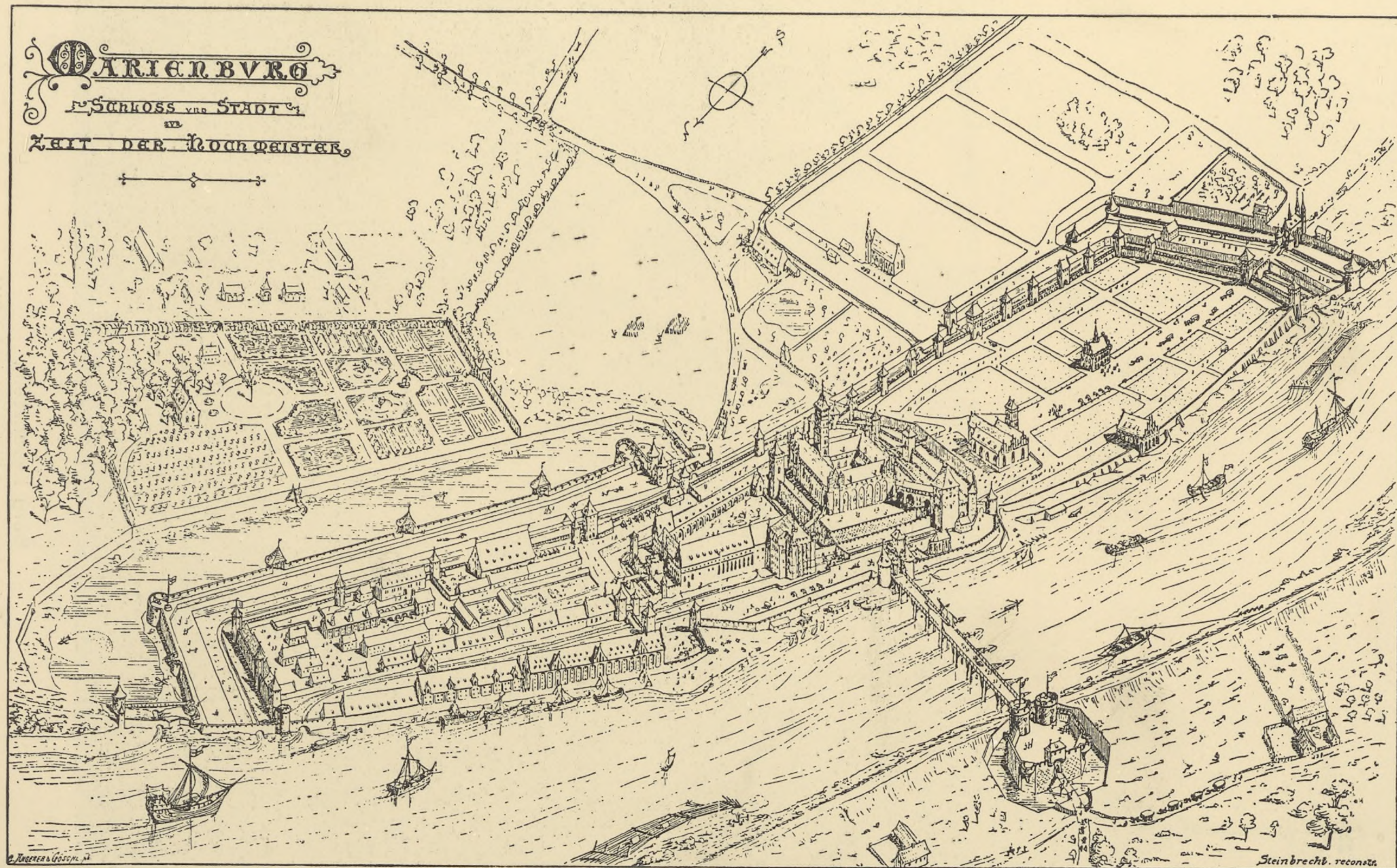
Die Marienburg

Die Königin aber all der stolzen Ordensburgen im Osten ist die Marienburg, ja eine vielseitige Königin besonderer Art. Sie trägt eine dreifache Krone: Sie ist die schönste im Ordensgebiet, die schönste in Deutschland und die schönste im Reiche der Kunst feinsinniger und geschmackvoller Wiederherstellung. Wie viele Burgen hat der romantische Sinn des 19. Jahrhundert in Deutschland wiedererstehen lassen, und wie berühmt sind sie darob bei den gutmütigen Wanderern und Reisenden geworden: Hohenzollern in Schwaben, Stolzenfels am Rhein, Wartburg bei Eisenach, Albrechtsburg bei Meißen, Hochkönigsburg im Elsaß — und doch, was würden die alten Ritter da heute sagen?

Die Marienburg hat das Glück gehabt, bei ihrer Größe und schwierigen Verfassung in den schlimmsten Zeiten des 19. Jahrhunderts nur langsam restauriert zu werden. Man hatte die besten Absichten, zog Künstler wie Menzel heran, dessen Arbeiten natürlich immer geistvoll und anregend sind, aber doch dem 13. oder 14. Jahrhundert himmelfern stehen. Die große Erneuerung begann erst unter Steinbrecht, der bei den



298. Rheden. (Phot. Staatl. Bildstelle.)


MARIENBURG
SCHLOSS UND STADT
ZUR
ZEIT DER HOCHMEISTER
Steinbrecht. reconstr.

Zu S. 293.



Burg Lauenstein.
Torwartshaus mit Wehrgang. (Zu S. 311.)

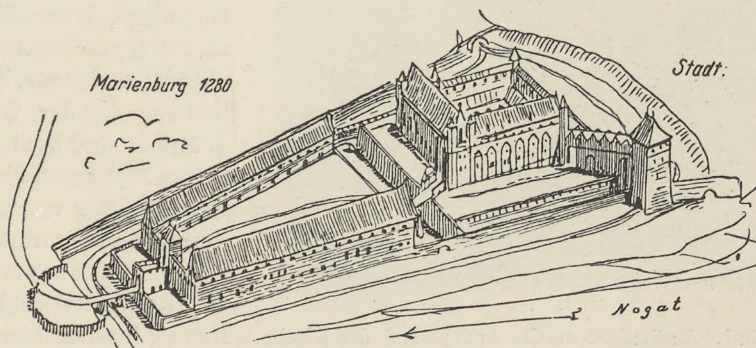
Tafel XII
Rückseite

Ausgrabungen von Olympia zum archäologischen, wissenschaftlichen Architekten geworden war, daneben sich seine angeborene Künstlernatur erhielt und nun mit frei gewählten Malern, Plastikern, Kunstgewerblern alle dem nachging, was zu den Zeiten seines Schlosses Stil gewesen war. Er hat bei Freilegung der Gräben um die Burg auf jeden Mauerstein und Dachziegel und jedes Zierstück geachtet, hat auf Reisen stets allen Wandschmuck und alle Möbel und Geräte der betreffenden Zeit ins Auge gefaßt und so mit seinen Helfern ein keineswegs pedantisch erklügeltes, sondern durchaus künstlerisch zusammengedachtes und -empfundenes Bild hergestellt. Dabei sind Räume entstanden wie der große Festsaal im Mittelschlosse mit seiner köstlichen Täfelung und Bemalung und die Grabkapelle Heinrichs v. Plauen mit dem Wandbilde der bei Tannenberg gefallenen und nun auferstehend vor der Maria erscheinenden Ritter — Räume von so hinreißender Wirkung, daß sie weithin ihresgleichen suchen.

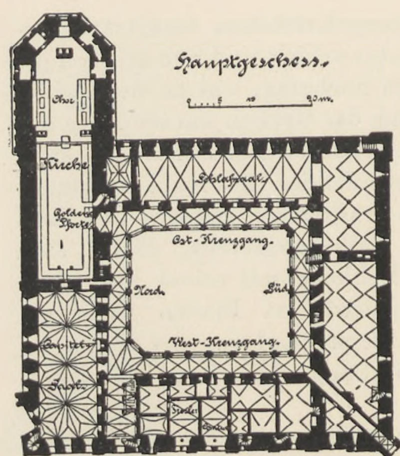
Den alten anfänglichen Zustand der Marienburg um 1280 hat Steinbrecht in einer kleinen Zeichnung dargestellt (Abb. 299). Es sind nur erst 2 Teile der Burg vorhanden, das „Hochschloß" als Quadrat mit Binnenhof und dem von der Ecke auslaufenden Dansker, und das „Mittelschloß", gestreckt mit einfachen langen Kasernen zu beiden Seiten. Nachdem dann die Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig nach Marienburg 1309 zunächst einige Verbesserungen am Hochschlosse mit sich gebracht hatte, sind in zwei Perioden noch wesentliche Neubauten entstanden. Der Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341) hat in der kurzen Zeit seiner Herrschaft sehr viel gebaut, nämlich erstens den Schloßturm, den man wieder nicht missen wollte, und dann die Nogatbrücke mit einem Brückenkopf am anderen Ufer. Im weiteren hat er aber das ganze Mittelschloß zu stattlicher Herrenwohnung gestaltet und dafür nun noch einen dritten Burgteil, das Unterschloß, hinzugefügt, in dem alle Vorrats- und Wirtschaftsbauten, auch eine Gießerei und eine Ziegelei untergebracht waren.

Das Letzte und Schönste hat aber Winrich v. Kniprode (1352—1383) hinzugefügt, den Hochmeisterpalast als Aussprung von der Ecke des Mittelschlosses gegen die Nogat hin und die Erneuerung der Schloßkirche mit der riesenhaften goldschimmernden Reliefgestalt der Madonna außen am Chore.

Das Bild, wie es schließlich sich gestaltet hatte, zeigt die Zeichnung Steinbrechts in Taf. XII. Das Hochschloß hat seinen ragenden Turm erhalten, unter ihm geht, von 2 dicken Rundtürmen gedeckt, die Brücke über den Fluß. Das Mittelschloß hat höhere und vornehmere Gebäude und sendet von seiner Ecke aus den Meisterpalast gegen die Brücke hin. Als weiter neuer Annex aber zieht sich gegen links die Unterburg mit ihren vielen Wirtschaftshäusern. Rechts schließt an die Hochburg die Stadt, nur



299. Marienburg von 1280. Nach Steinbrecht.



300. Marienburg Hochschloß. 1. Stock. 1:1333. Nach Steinbrecht.

$^2/_3$ so groß wie die ganze Burg, mit dem Rathause an der Hauptstraße in der Mitte.

Der älteste Bau, das Hochschloß, hat im Untergeschoß Wirtschaftsräume und als besterhaltenen die große Küche. An anderer Stelle liegt ein Gefängnis, in dem einmal ein litauischer Herzog in Haft war. Die Räume dieses ganzen Geschosses haben einfache oder gekreuzte Tonnengewölbe, die meist auf starken Granitpfeilern ruhen.

Im ersten Stockwerk, dem Hauptgeschoß des Hochschlosses, liegt als wichtigstes Stück die alte Schloßkirche, schon mit dem Bau von 1280 erstanden (Abb. 300). Der Chor, die Hälfte ihrer ganzen Länge, springt weit nach außen vor. An seiner Mittelwand steht draußen das große Reliefbild der Madonna (Abb. 301). Auch im Innern ist diese Konventskirche der besterhalten gebliebene Raum des Schlosses. An seinem Eingang, der „goldenen Pforte", sind die reichen Tonbildwerke von 1280 noch an ihrem Platze, im Innern ebenso die zierlichen Emporen und der Bildfries unter dem Gurtgesims, der in Bibel- und Legendengestalten die Geschichte der christlichen Kirche erzählt.



301. Marienbild an der Außenwand der Kirche der Marienburg.

In derselben Flucht wie die Kirche liegt anstoßend gegen Westen der Kapitelsaal, der schicksalsvollste Raum des Schlosses. Hier hielten die Konventsherren ihre geistlichen Übungen, berieten sie ihre Regierungsgeschäfte, wählten den Hochmeister und entschieden über Krieg und Frieden. Auch hier ist viel altes Zierwerk erhalten: Kragsteine mit Laubwerk und Tieren, Pfeilerköpfe mit Darstellungen der Ordenstugenden, Wanddienste und Schlußsteine aus Ton geschnitten mit Bildern des frommen Ritterlebens, in den Fenstern die Familienwappen der Ordensgebieter. An den Wänden sind heute nach spärlich vorgefundenen Malresten die lebensgroßen Bilder der Hochmeister von Hermann v. Salza an wiedererstanden, ausgeführt von Hermann Schaper-Hannover († 1911), der auch die meisten anderen Gemälde in der Burg geschaffen hat und zu dessen Gedächtnis Steinbrecht in diesem Saale ein Wandmal errichtet hat.



302. Hochschloß der Marienburg. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)

An die Kirche reihen sich die Schlafsäle der Ritter und nehmen den ganzen Ost- und Südflügel ein. Im Westflügel — über der Kirche — liegen schließlich die Wohnungen der Gebietiger, des Hauskomturs und des Tresslers. Diese geplagten Amtsleute hatten jeder Stube und Kammer. Der Tressler mußte neben sich auch die Silberkammer behüten.

Im Obergeschoß gab es Vorratsspeicher, Trapperie und Waffensöller, an 3 Seiten im Norden, Osten und Westen. Der ganze Südflügel aber war zu Wohnsälen ausgebaut, dem Konventsremter im Westen, wo die Herren speisten, und der kleineren Herrenstube im Osten, wo sie sich nach Tisch aufhalten und sonst gesellig vereinigen konnten.

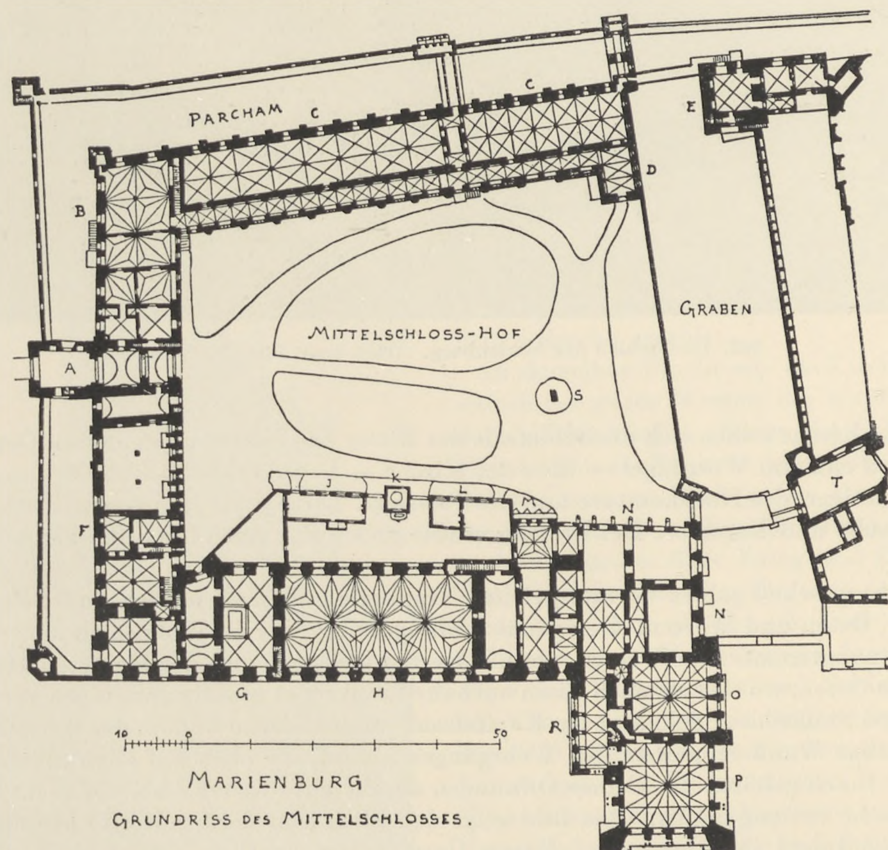
An drei Stellen des Schlosses: am Kapitelsaal, an der Kirche und an der Herrenstube führen enge Wandtreppen zu den Wehrgängen hinauf, die oben auf allen Seiten umziehen. Ihnen gehören die kleinen Öffnungen an, die auf unserer Abb. 302 dicht unter dem Dache entlang laufen. Das Bild zeigt den Blick von der Stadtseite her auf das Hochschloß und läßt besonders dessen Umwehrung deutlich erkennen. Um den Fuß des Schlosses läuft ein breiter Gang oder Zwinger, hier „Parcham" genannt, dann folgt eine höhere Wehrmauer mit Graben und davor noch eine niedrigere mit Graben.

An der Südwestecke des Schlosses (auf dem Bilde links) springt diagonal ein langer Gang gegen die Nogat aus und führt über Parcham und Graben hinweg zu dem turmförmigen Herrendansker, derselben Abortanlage wie in Marienwerder.

Das Mittelschloß (Abb. 303) betritt man heute von der Straße her zuerst, und zwar durch das alte Tor in der Mitte der Nordseite (*A*). An dieser Nordseite liegen dann links, gegen Osten die stattlichen Gemächer für den Großkomtur, den ständigen Vertreter des Meisters, und weiterhin folgen an der Ostseite die langen Gastkammern mit einem Danskergang außen zum Graben hin. Innen, nach dem Hofe zu, begleitet sie eine lange Loggia, die ausmündet in eine kleine Bartolomäus-Kapelle (*D*).

Vom Tore (*A*) nach der anderen Seite gegen Westen hin nimmt diese Hälfte des Flügels die „Firmarie“ ein, ein Spital mit allem Zubehör für kranke oder altersschwache Brüder.

Dann aber folgen, den ganzen Westflügel einnehmend, die Räume des Hochmeisters, die festlichen und die wohnlichen. Der Eintritt in sie erfolgte natürlich nicht durch die Firmarie, sondern von der anderen Seite her aus der Südwestecke des Hofes oder auf der Brücke, die sich zum Hochschloß spannte. Die Zimmer, an die man hier zuerst ge-

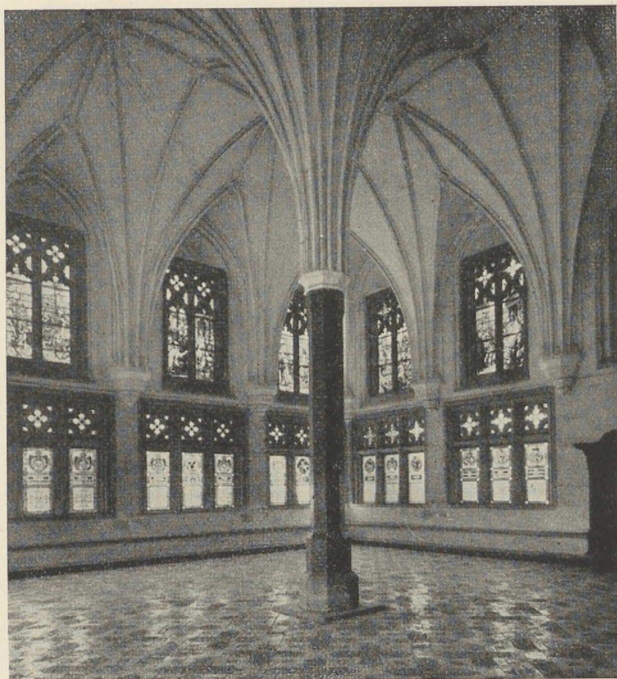


A. Mittelschloß-Tor.
B. Großkomturei.
CC. Gastkammern.
D. Bartolomäus-Kapelle.
E. Pfaffenturm.
F. Firmarie.
G. Meisters große Küche.
H. Meisters großer Remter.
J. Badstuben.
K. Brunnen.
L. RemterWärter.
M. Meisters Hauskapelle.
NN. Meisters Stuben.
O. Meisters Winter-Remter.
P. Meisters Sommer-Remter
R. Palastflur.
S. Schön-Denkstein.
T. Hochschloß-Tor.

Palast, 1815—1840 restauriert, seit 1921 erneut im Bau.

303. Grundriß des Mittelschlosses der Marienburg. 1:1250. Nach Steinbrecht.

langte, die einfache Wohn- und Schlafstube des Meisters, sind noch nicht wiederhergestellt. Mißverständnisse der ersten Restaurierung von 1820 haben hier Einteilungen geschaffen, die noch beseitigt werden sollen (*NN*). Alt und gut sind aber die nach Westen ausspringenden Räume: der Winter- und der Sommerremter des Meisters (*OP*) mit dem geräumigen „Palastflur“ (*R*), wo auch fließendes Wasser sich befindet, als Warteraum.



304. Inneres des Sommerremters in der Marienburg.
(Phot. Staatl. Bildstelle.)

Dieser weit vorspringende Bauteil mit dem Winter- und Sommerremter und dem Palastflur ist der vollendetste des ganzen Schlosses. Er ist ja auch der späteste, erst um 1360 hinzugefügt und damit auf der vollen Höhe des gotischen Stils und insbesondere Backsteinbaues erwachsen. Es ist der Bau, der bei dem Blick von der Nogat her mit seinem reizvollen Zierwerk am meisten ins Auge fällt. Am eindrucksvollsten ist die gegen den Fluß gerichtete äußerste Schmalfront. Der Grundriß zeigt (Abb. 303), daß hinter ihr der quadratische große Sommerremter des Meisters liegt, der auf 3 Seiten Fenster hat und dessen Deckengewölbe von einem einzigen Mittelpfeiler getragen wird; und ein Blick in diesen Raum (Abb. 304) gibt eine Vorstellung von seiner freien luftigen Wirkung. Die schlanke Mittelsäule sendet wie Palmenbüschel ihre feinen Gewölberippen aus, von den Konsolen zwischen den Fenstern her kommen ihnen andere entgegen. Die Wände sind von 2 Fensterreihen übereinander durchbrochen. In der unteren sind 3, in der oberen 2 Fenster zusammengekuppelt. Unten sind Wappen, oben bildliche Darstellungen an die Scheiben gemalt. Die einzige fensterlose Wand hat in ihren Nischen nach alten Spuren wieder Hochmeisterbilder erhalten, davon zwei: Siegfried v. Feuchtwangen und Luther v. Braunschweig von Menzels Hand.

Diesen Saal als das Hauptstück erkennt man ohne weiteres an der Flußfront des Baues. Über den niedrigen einfachen Fenstern der beiden unteren Etagen folgen die charakteristischen Reihen der drei- und zweigekuppelten Fenster. Und während die turmartigen Eckvorsprünge und die 3 starken Streben zwischen ihnen bis zu unserm Saale massiv aufsteigen, werden sie hier auf einmal angeschnitten und zerschnitten. Den 3 Streben wird ihre ganze Masse für den Bereich der unteren Fensterreihe weggeschnitten und durch 2 schlanke Steinsäulen ersetzt, und die dicken Eckpfeiler werden wenigstens schräg angeschnitten und in der dreieckigen Lücke auch mit einer Säule



305. Äußere Ansicht des Sommerremters. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

versehen. Warum das? Um alles, was nur an Sonne zu haben ist, ungehemmt in die Saalfenster einzulassen. Die Streben und die Eckpfeiler hätten, wenn die Sonne im Südwesten oder Nordwesten stand, Schatten geworfen; jetzt konnte sie kaum behindert all ihr Licht und ihre Wärme in den Saal strahlen (Abb. 305).

Ein ganz praktischer Gesichtspunkt hat hier zu einer überraschend schönen künstlerischen Form geführt. Damit das Gewicht der nach oben wieder einsetzenden Streben und Pfeiler nicht allzu schwer auf die zierlichen Säulen zu drücken scheine, hat der Künstler den nächstfolgenden Teil zu Blindfenstern gestaltet und damit den Druck für unser Gefühl stark ermäßigt.

Noch schöner als diese Säulenlösung vor den Fenstern zieren das Bauwerk die großen Mastkörbe, in die die Seitenpfeiler oben ausgehen. Die weit vorkragenden bretterartigen Konsolen und der reichverzierte Zinnenkranz oben über Pfeilern und Wand geben einen reichen und farbigen Ausklang.

Der hinter dem Sommerremter liegende Winterremter ist nur wenig kleiner, hat auch eine Mittelsäule, ist aber einfacher ausgestattet. Da er nur eine Außenwand hat, ist er schon an sich geschützter als der vorgeschobene Raum; außerdem wird er aber durch heiße Luft geheizt, die man durch Klappen im Fußboden hereinläßt.

Vom Hochmeisterpalast gelangt man durch verschiedene Vorräume zu dem Festsaal des ganzen Schlosses, „Meisters großem Remter", hinter dem dann unmittelbar die große Küche folgt. Der Saal hat eine sehr glückliche Form, er mißt 15 : 30 m, ist also genau halb so breit wie lang. Die Maßverhältnisse werden damit für den Architekten sehr einfach: die 3 Säulen, die in der mittleren Längsachse die Deckengewölbe tragen, sind unter sich genau so weit entfernt ($7^1/_2$ m) wie jede von der nächsten Wand. Dies Verhältnis wirkt auch für das Auge außerordentlich günstig. Die langen Säle der alten Pfalzen waren wie ein hoher schmalschultriger Mann, der Marienburgsaal entspricht einem wohlproportionierten.

Auf unserer Abb. 305 gibt sich der Festsaal in der Mitte des Mittelschlosses kund durch die 8 — zum Teil durch Buschwerk verdeckten — schlanken hohen Fenster. Man sieht dabei auch, daß der Saal ein Stockwerk tiefer liegt als Sommer- und Winterremter im Hofmeisterpalast; denn dieser Palast hat eben ein Stockwerk mehr als das ganze übrige Mittelschloß. Die grandiose Wirkung, die dieser Saal nach seiner Herstellung heute ausübt, ist aber ein besonderes Verdienst von Hermann Schaper,



306. Ansicht der Marienburg vom Fluß aus. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

den Steinbrecht alle wichtigen Malerarbeiten im Schlosse hat ausführen lassen. Schaper hatte in den alten Malresten des Saales als herrschend die rote Farbe erkannt. Er hatte auch aus anderen Erfahrungen sich längst die Überzeugung gebildet: Rot, das leuchtende „türkische Rot", ist die festliche Farbe. So ließ er über der dunkelbraunen Holzverkleidung, die der Saal erhielt, oben in der Wandverzierung das Rot rhythmisch wiederkehren, und an den Schmalwänden, wo ganze Gemälde die Hauptereignisse aus der Geschichte der Marienburg erzählen sollten, nahm er sich die alten Italiener mit ihrem einigen goldenen Hintergrunde zum Muster und gab hier seinen Bildern als einigen Hintergrund das türkische Rot. So schwimmt der ganze Saal in diesem festlichen Rot und versetzt jeden Eintretenden in eine jubelnde Stimmung.

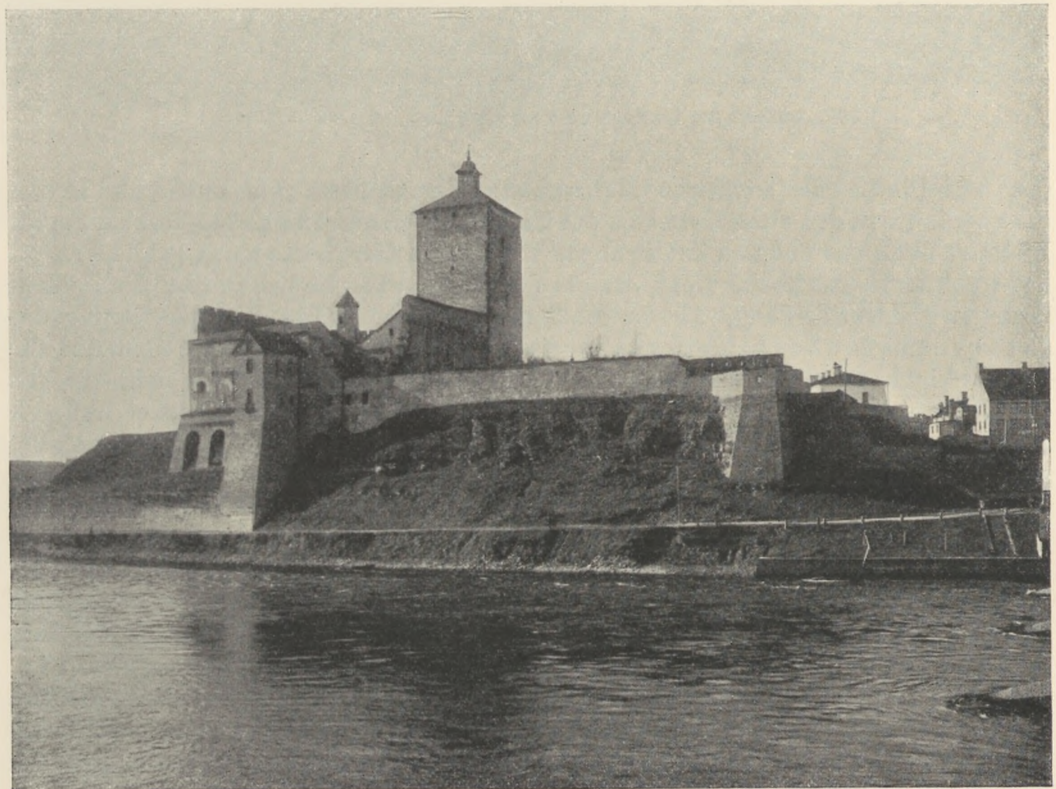
Die Farbe ist in unserm schönen Mittelalter eine der freudigst benutzten Anregungen zu heiterem Lebensgenuß gewesen. Unsere Künstler des 19. Jahrhunderts haben das lange verkannt. Auch Schaper hatte von einem alten Akademieprofessor noch die Warnung erhalten: „Hüten Sie sich, junger Freund, vor der Farbe, sie ist eine verführerische Schlange!"

All die früheren Restaurationen leiden an dem Kartonzeichnen, dem Grau-in-Grau und Braun-in-Braun-Malen. Schapers Arbeiten haben schon im Brusttuch zu Goslar, im alten Rathaussaale zu Hannover, in der Bernwardgruft der Michaeliskirche zu Hildesheim das wirkliche Mittelalter aufleben lassen. Leider hat der treffliche Mann an seiner Kunst sich früh den Tod geholt († 1911). Er malte vielfach das echte Fresko

auf nassem Kalk und hat sich dabei mit gewissen Farben, die er ständig frisch einatmete, vergiftet.

„Meisters großer Remter“ auf der Marienburg wird, so wenig auch die Einzelheiten der wirklichen alten Ausschmückung zu entsprechen brauchen, mit seinem Gesamteindruck noch auf lange hinaus das beste Bild des festlichen deutschen Mittelalters bleiben.

Die Burgen vom Marienburgtypus gehen von der Weichsel noch stark weiter nach Osten, über Allenstein, Königsberg bis dicht vor Petersburg hin, soweit die deutsche Landnahme gereicht hat. Der Bischof von Riga besorgte dort schon vom Beginn des 13. Jahrhunderts ab zunächst die Kolonisation, aber dann rückte der deutsche Orden nach. Narwa, die letzte Station, die Grenzstadt gegen die Nowgoroder Russen, war 1227 von den Dänen gegründet, von Anfang an aber fast ganz von Deutschen besiedelt. Es gehörte nachher auch zur Hansa. 1347 kam es mit ganz Estland an den Deutschen Orden, und die Burg dieser Herrschaft steht heute noch stolz aufrecht (Abb. 307). Der Orden und nachher die Schweden, denen Estland 1583 zugefallen war, hatten Narwa vielfach scharf gegen die Russen zu verteidigen. In einer solchen Bedrängnis kam Karl XII. 1700 der Stadt zu Hilfe, und rettete sie durch seine siegreiche Schlacht, die den Namen Narwa in aller Welt berühmt machte. Schon 1704 aber eroberte sie Peter d. Gr. und fesselte sie endgültig an Rußland. Der Streit um die Stadt ging deshalb so erbittert

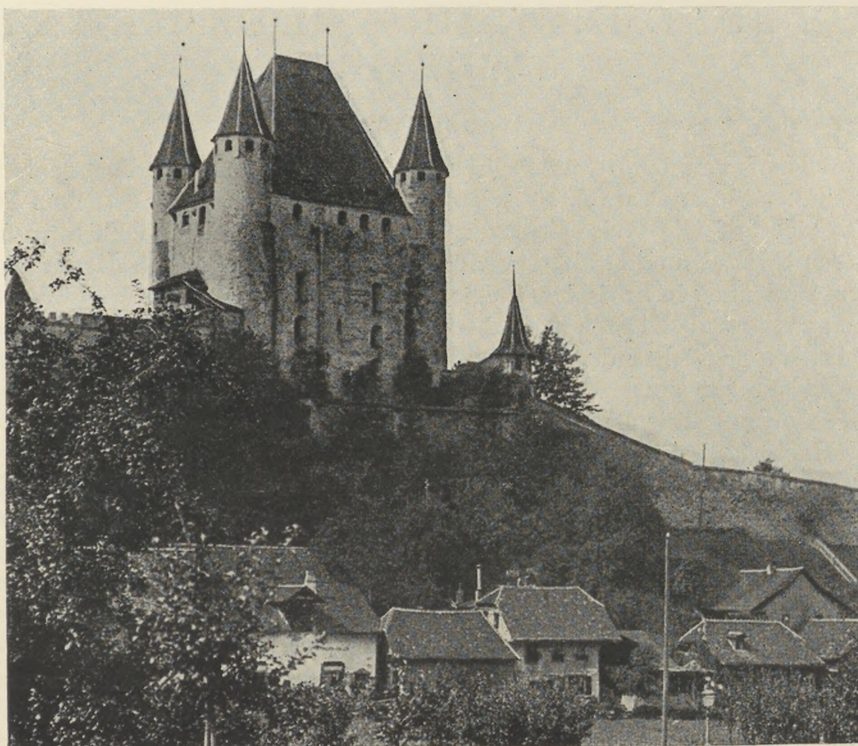


307. Narwa. Ordensschloß. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

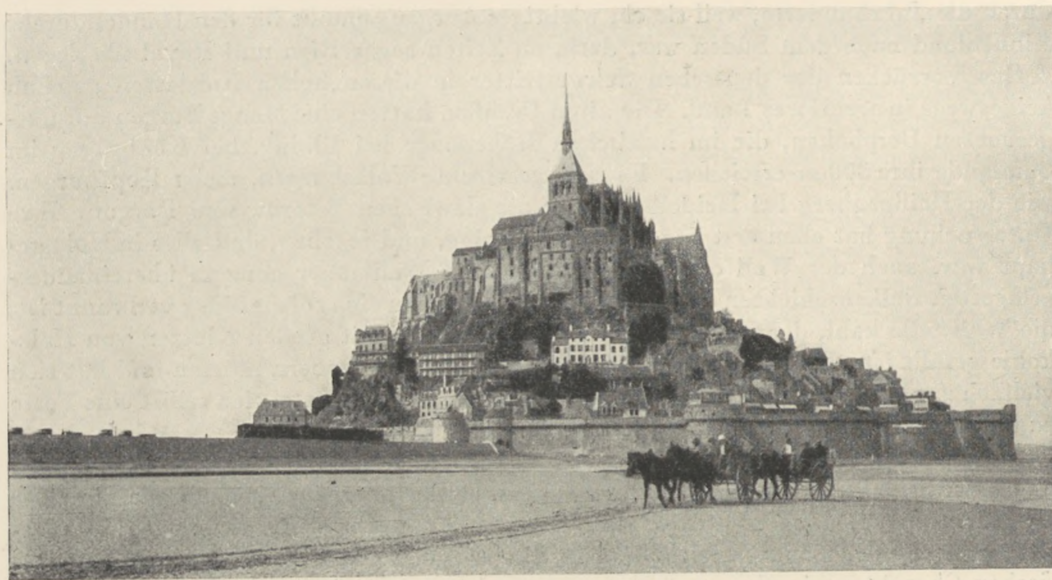
durch die Jahrhunderte, weil sie ein wichtiger Ausgangspunkt für den Handel durchs Binnenland nach dem Süden war, darin zu Zeiten sogar Riga und Reval überlegen.

Das Vorrücken der deutschen Schwertritter in diesen hohen Nordosten geschah keineswegs in wehrloses Land. Die alten Preußen hatten eine Menge Burgen auf ausgesuchten Berghöhen, die im baltischen Höhenzuge bei Elbing, bei Königsberg im Samlande ihre 300 m erreichen. Es sind gestreckte Volksburgen, meist Kopfburgen, wie der Heiligenberg bei Heidelberg oder die slawischen Teterow und Dargun. Ihre Untersuchung hat eben erst begonnen, bei Elbing, und ergeben, daß alles in Holz gebaut war, auch der Wall oder besser gesagt die Wallmauer ganz in übereinandergelagerten Balkenschichten errichtet war, so daß, wenn eine solche Burg verbrannt ist, die Wallstelle kahl, der vorliegende Graben aber ganz mit großen Klötzen von Holzkohle gefüllt ist. Der deutsche Orden hat diese Burgen erobern müssen und hat sich vielfach zunächst in sie hineingesetzt, bis er daran gehen konnte, sich selbst eine Feste zu bauen, die sein dauerndes Verbleiben sicherte.

Die ganz andersartigen Burgen, die dann erstanden und die denen der Normannen und Friedrichs II. aufs nächste verwandt sind, stellen aber eine eigene große Linie der Geschichtsentwicklung in Europa dar. Donjon-dominatio bleibt die Parole! Die Besitzergreifung des Landes spricht sich in diesen Burgen aus. Sie haben einen militärischen Charakter wie die ersten Normannenschwärme und wie die Ritterorden. Für ihr Wesen und für ihre Absichten paßte die straffe enge Uniform besser als der bequeme Hausrock einer Pfalz Goslar oder eines thüringischen Landgrafensitzes.



308. Burg Thun, Kanton Bern. (Phot. Dr. Fr. Stoedtner.)



309. Abtei Mont St. Michel in der Bretagne. Bau des 11.—13. Jahrhunderts.

XI. DIE BURG IN WACHSENDER WEHR UND WÜRDE

Kirchenburgen

Man spricht oft von den siebenbürgischen Kirchenburgen, die ja dort zahlreich und auffällig sind, und denkt wohl, sie seien eine Besonderheit jenes östlichen Deutschtums, das sich auf alle Weise sichern mußte. Es kommt aber vielfach in den verschiedensten Gegenden und Zeiten vor, daß die Religionspflege sich darauf einrichtet, neben dem Seelenheil in kritischen Zeiten auch für das körperliche Heil ihrer Schutzbefohlenen zu sorgen. Klöster und Abteien sind sehr häufig wehrfähig angelegt und können eine Menge flüchtenden Volks aufnehmen. Und wenn man, wie in Siebenbürgen, eine Kirche zur Burg macht, so geschieht es nicht, um die Kirche an sich zu schützen, sondern weil sie als das geräumigste und festeste Bauwerk des Dorfes die gegebene Zuflucht ist bei einem plötzlichen Überfall.

Die älteste Überlieferung in dieser Übung stellen wohl ohne Frage die Kirchenbefestigungen in Abessinien dar. Die Abessinier sind bekanntlich von alters her Christen. Bei ihnen hat schon 326 n. Chr. Athanasius als Patriarch von Alexandrien ein Bistum in Aksum gegründet. Aksum, die alte Hauptstadt von Äthiopien oder Abessinien in dessen nördlichster Landschaft Tigre, war gewissermaßen die heilige Stadt geworden, in der die fehdelustigen Stämme des Landes Frieden zu halten hatten. Die Hauptkirche der Stadt war weitumher mit einer Mauer umzogen, und dieser Bezirk hatte das Asylrecht. 1535 ist Aksum gründlich zerstört worden und hat nur eine kleine Auferstehung als Landstädtchen von 5000 Einwohnern erlebt. Daneben, nur 16 km gegen Osten, hat Adua sich einige bedeutendere Kirchen geschaffen. Die Hauptstadt



310. Aksum. Kirche der vier Tore. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

des ganzen Landes ist schon lange das weit gegen Südwesten zentral im höchsten Teile gelegene Gondar.

Aksum und Adua liegen, beide schon über 1900 m hoch, an dem Hauptwege, der von Massaua am Roten Meere nach dem Hochlande heraufkommt, und der Name Adua ist sehr bekanntgeworden durch die vernichtende Niederlage der Italiener, die, nicht zufrieden mit der Küste von Erythräa, ganz Abessinien dazu haben wollten. Bei Adua griffen sie den Sultan Menilek, der mit 80000 Mann in fester Stellung stand, an und wurden völlig geschlagen (1. März 1896). Seitdem ist Abessinien unbehelligt immer noch ein selbständiges Reich.

Die Kirchen der Abessinier sind von alters her rund und aus schlechtem Steinmaterial mit Kegeldächern von Schilf und Lehm erbaut. Wir verdanken ihre Kenntnis erst der deutschen „Aksum-Expedition“, die 1906 zur Erkundung des Landes zum Sultan Menilek ging. Wegen dieser vergänglichen Bauart ist in dem abgestorbenen Aksum natürlich nicht viel des großen Alten erhalten. Unsere Abb. 310 zeigt die „Kirche der 4 Tore“ als großen niedrigen Rundbau, von einer niedrigen Mauer in weitem Kreise umgeben. Die Kirche hat eine einfache Tür und ringsum quadratische Fenster von vorkragenden Steinplatten flankiert, dicht unter dem aufgestülpten Strohdache.



311. Adua. Erlöserkirche. (Phot. Staatl. Bildstelle Berlin.)



312. Adua. Erlöserkirche. (Phot. Staatl. Bildstelle Berlin.)



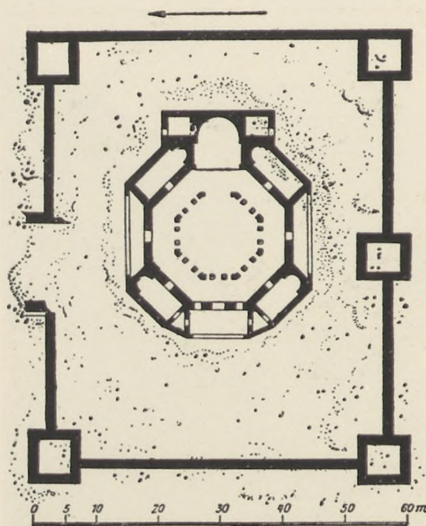
313. Adua. Dreieinigkeitskirche. (Phot. Staatl. Bildstelle, Berlin.)

In Adua ist die größte, die Erlöserkirche, von einem doppelten Mauerring mit breitem Graben zwischen den beiden Mauern umzogen (Abb. 311). Die Kirche sieht man auf dem Landschaftsbilde nur mit ihrem Kegeldache aus dem Baum- und Buschwerk ihrer Umgebung herausragen. Das Nahbild dieser „Kirche des Erlösers der Welt" zeigt Abb. 312. Sie hat nicht die geschlossene Wand wie in Aksum, sondern starke Pfeiler ringsum und dahinter Arkaden mit Drahtnetzfüllung. Obenauf aber wieder das einfache Kegeldach aus Schilf und Stroh.

Die Umhegungsmauern sind wieder aus Bruchsteinwerk und nicht wehrhaft gestaltet: ohne Wehrgang, Zinnen, Schießscharten, nicht viel besser als hohe Gartenmauern. Aber das Tor des inneren Ringes ist ein quadratischer Turm mit einem großen und einem kleinen Durchgang und einem oberen Stockwerk mit 3 Fenstern; ganz oben sitzt sogar noch ein runder Aufsatz.

Von einer zweiten Kirche in Adua, der Dreieinigkeitskirche, gibt Abb. 313 ein Hofbild. Rechts steht, wie die Erlöserkirche auf hohem Sockel, das große runde Gotteshaus, geradeaus erscheint die Ringmauer mit einem viereckigen Turme links und einem runden rechts.

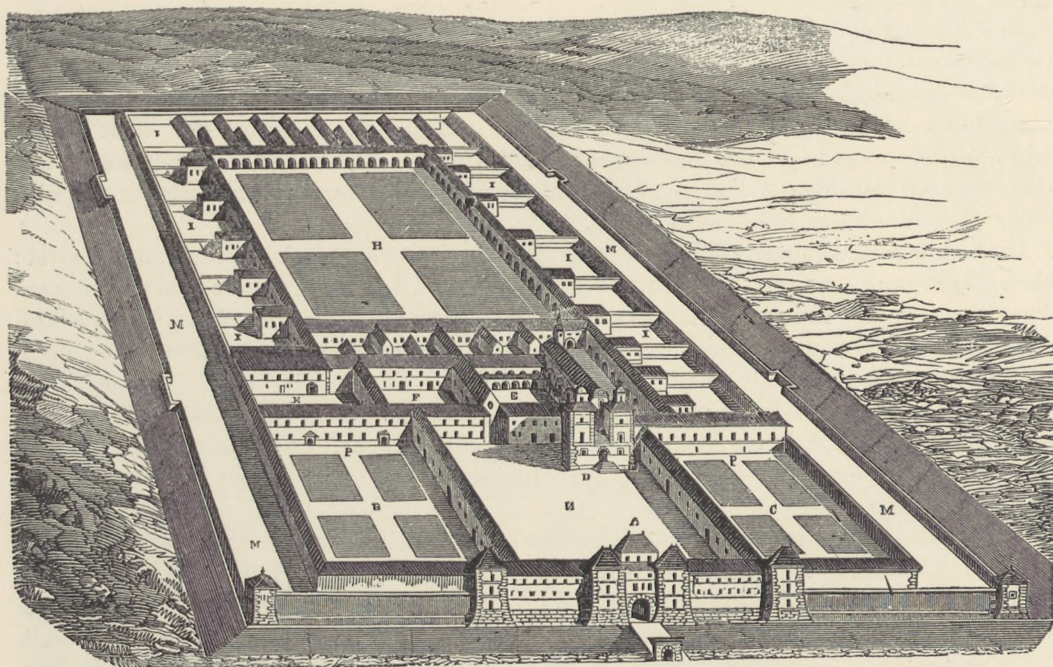
Wie kommen die Abessinier zu dieser immer wiederholten runden Anlage ihrer Gotteshäuser? Es muß wohl zu irgendeiner Zeit eine Berührung mit der alten Mittelmeerkultur erfolgt sein, in der ja der Rundbau typisch war: die Nuragen auf Sardinien, die Modelle der Meloshütten, die Tholen von Mykene zeigen es. In späterer Zeit hat sich der Rundbau nur für Gräber erhalten: die Königsgräber vor der Unterstadt von Pergamon und die vornehmen Gräber der römischen Kaiserzeit in Algier haben mit ihrer



314. Garizim. Befestigte Kirche. 1:1200. Nach A. M. Schneider.

niedrigen Mauer und ihrem Kegeldach genau die Form wie die Kirchen in Abessinien.

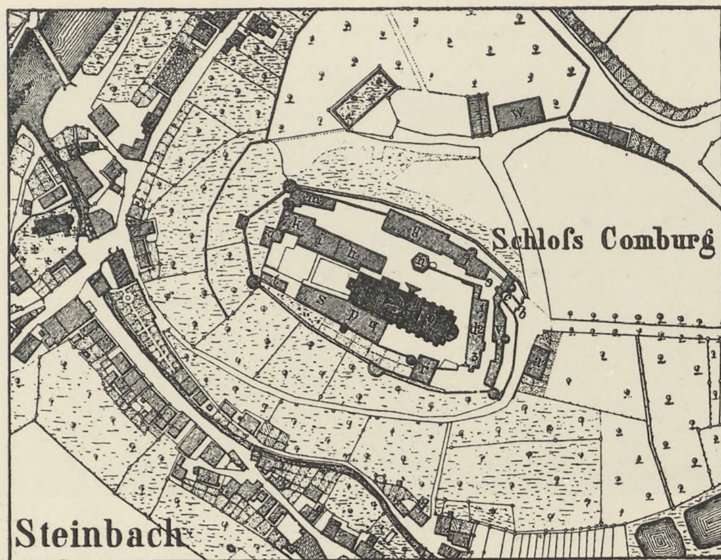
Eine ebenfalls frühchristliche, aber ganz andersartig befestigte Kirche ist ganz kürzlich (1928) in Palästina ausgegraben worden, und zwar auf dem nächst Jerusalem ältest verehrten heiligen Berge des Landes, dem Berge Garizim in Samaria. Hier hatte schon Josua einen Altar errichtet und damit wohl nur ein vorhandenes Urheiligtum übernommen, hier erbauten die Samariter, als sie sich im 4. Jahrhundert v. Chr. als besondere Sekte vom Judentum trennten, ihren Trutztempel gegen Jerusalem; hier haben sie sich auch neben einem hellenistischen Zeus- und römischen Jupitertempel gehalten, bis 484 n. Chr. Kaiser Zeno sie wegen eines Vergehens gegen die Christen der Nachbarschaft von dem heiligen Berge vertrieb und diesen nun für die neue Weltreligion in Anspruch nahm, indem er ihn mit einer schönen Kirche, der heiligen Theotokos, der Gottesgebärerin, besetzte. Der Nachfolger Zenos, Justinian, hat angesichts der vielfachen Unruhen im Lande, die besonders die Christen bedrohten, die Kirche mit einem förmlichen kleinen Kastell umgeben, um so die Kirche und ihre Gemeinde



315. Kloster Chartreux. Nach Caumont.

zugleich zu schützen. Kirche und Castrum haben miteinander fast 300 Jahre bestanden und sind dann den Arabern zum Opfer gefallen.

Diese Anlage von Zeno und Justinian ist jetzt wieder freigelegt. Die Kirche ist ein Achteck — also ein Vorläufer von Ravenna und Aachen! — mit Eingang im Westen und Apsischor im Osten, 30 m breit und 37 m lang. Die Festungsmauer bildet ein Rechteck von 62 : 74 m mit quadratischen Türmen auf den Ecken und in der Mitte der Langseiten. Es ist genau die Form, die sich am Rheine so häufig findet und die die Küstenkastelle derselben Zeit in England haben (s. oben Abb. 152).



316. Komburg, Grundriß. 1:4750. Nach Paulus.

a Obervogtei
b 1. Tor
c 2. Tor
e 3. Tor
f, g alte und neue Dechanei
h, i, k Vikar- und Abtswohnung
s, p, q Mesner-, Vikar-, Kaplanswohnung
In der Mitte die große Kirche.

In Europa hat immer schon jede Volksburg ein Heiligtum enthalten, wie die Pagoi des Servius Tullius, so noch die Sachsenburgen unter Wittekind; und bei den Slawen hat es in Rethra und Arkona sogar völlige Tempelburgen gegeben.

Im Franken -und Sachsenlande übernehmen nach dem Absterben der heidnischen Volksburgen durchweg die Klöster zunächst deren Aufgabe. Für den Bau der Befestigung von Corvey werden unter Ludwig d. Fr. die vier anstoßenden Kreise in Anspruch genommen, sicher doch mit der Aussicht, daß die Zunächstwohnenden aus ihnen fürderhin im Kloster sich bergen dürften. Wie in solch einer Anlage dann oft ganz alte Befestigungsüberlieferungen sich fortsetzen, zeigt das Kloster von Chartreux (Abb. 315). Vom ägyptischen Medinet Habu (oben Abb. 10) über das römische Lager führt die Entwicklungslinie zu ihm, und Frankreich ist ja diesem mittelländischen Strome völlig offen.

Chartreux ist ein großes Rechteck mit Mauer und Außenböschung ringsum. Hinter der Mauer liegt ein breiter Wehrgang, dann folgt eine zweite Mauer um die Wohnungen und Freiplätze. Die frontale Schmalseite hat in der Mitte eine hohe Mantelmauer mit 2 Türmen am Tor und zweien weiter ab. Dazu folgt an den Ecken des Rechtecks in diese Front wieder je ein Turm. Im Innern erkennt man im vorderen Teile das Hauptgebäude und rings kreuz und quer die Verzweigungen der kasernenmäßigen Wohnungen, Stallungen, Speicher (Abb. 315).

Es ist vorgekommen, daß ein reicher und frommer Adliger seine ganze Burg einem geistlichen Orden schenkte, so Graf Burkhardt die Feste der alten Kochergaugrafen von Rothenburg-Komburg 1079 den Benediktinern. Sie wurde dann für den neuen



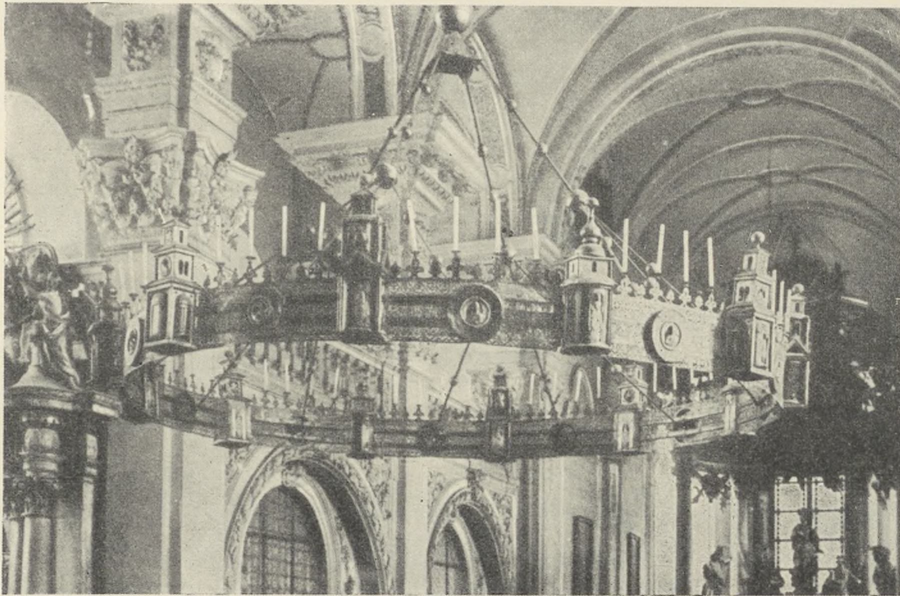
317. Komburg.

Zweck umgebaut, besonders mit einer großen Kirche versehen und bringt nun, wie jemand weithin gesagt hat, „das Bild eines befestigten Klosters aus der Blütezeit des Ordens mit so charakteristischer Kraft zur Anschauung, wie es in Deutschland kaum wiederzufinden ist". Man wird statt „charakteristischer Kraft" wohl sagen müssen: „mit einer Überkraft", denn das alleinstehende Bild dieses Klosters erklärt sich eben daraus, daß die Wahl des Platzes und die Anlage der Befestigungen und ersten Bauten vom hohen deutschen Rittertum stammt und nicht vom Mönchtum. Immerhin haben die Benediktiner nachher gezeigt, daß das einem andern angemessene Gewand auch ihrer Figur paßte (Abb. 316).



318. Komburg, Torbau.

Es gibt einige besondere Schönheiten auf dieser Burg. Durch das erste Tor kommt man in einen Vorhof und steht vor dem zweiten, das über dem Durchgang eine köstliche romanische Galerie hat (Abb. 318). Weiter geht der Weg durch eine enge Gasse zwischen Gebäuden rechts und einer Mauer links zu einem frühgotischen Sechseckbau, in dem oben das Archiv ist, unten aber eine Treppe zu der großen Kirche hinaufführt. Die ist mächtig breit und lang auf den alten freien Mittelplatz gesetzt, — denn die Ritterburg war ganz „sächsisch" nach Art der Wartburg gestaltet. Das Innere entstammt einer Erneuerung von 1705, enthält aber ein köstliches altes Stück, nämlich einen großen Radleuchter des 12. Jahrhunderts, wie es sonst nur noch einen in Aachen und einen in Hildesheim gibt. Das Rad hat 5 m Durchmesser und ist durch 12 Türmchen eingeteilt. Zwischen den Türmen finden je 4 Lichter auf dem Bande Platz, so daß der Leuchter 48 Kerzen trug (Abb. 317).



319. Komburg. Radleuchter.

Die einfache Benutzung der Kirche selbst als Befestigung findet sich westlich des Rheins des öfteren. Im Dorfe Martel a. d. Dordogne, südlich von Brive, sah ich vor dem Eingang eines sehr einfachen festen Kirchenbaus einen regelrechten quadratischen Donjon mit ausspringenden Ecktürmchen aufgestellt; um den Chor der Kirche zog sich ein Wassergraben. In der Umgegend von Metz sind mehrere Kirchen aus gotischer Zeit durch Zeichnungen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt, denen man ihre religiöse Bestimmung kaum ansieht. Die von Chazelles bei Scy zeigt einen quadratischen Donjon mit kleinem rundbogigen Eingang, wenigen kleinen Fenstern in verschiedenen Etagen und sogar einer Pechnase dazwischen. Das flache Dach



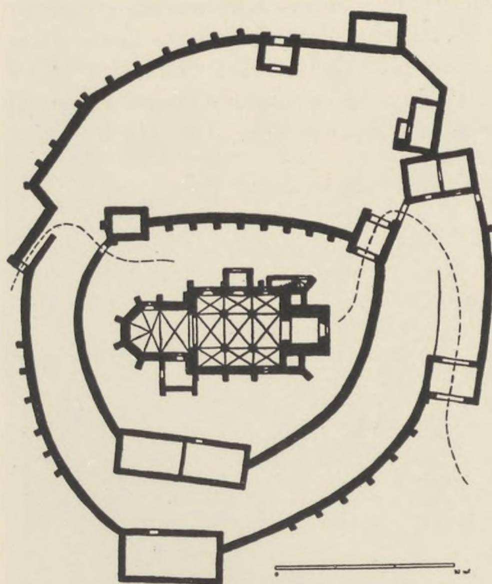
320. Chazelles b. Metz. Befestigte Kirche. Zeichnung von etwa 1830.



321. Ostheim b. Bingen. Kirchenburg. (Phot. Dr. Stoedtner.)

ist von regelrechten Zinnen umgeben. Dahinter erscheint ein Turm mit spitzem Walmdach. (Abb. 320).

Eine andere Anlage ist zu Arry im Landkreise Metz. Hier liegt vor einem Langhause mit nur 3 Fenstern unten ein sehr starker quadratischer Turm mit zwei niedrigeren kleinen Anbauten.



322. Kirchenburg Trappold in Siebenbürgen. Grundriß. 1:1300. Nach Sigerus.

In Mitteldeutschland ist Ostheim abwärts Bingen eine wohlerhaltene Kirchenfeste. Die stattliche Kirche mit einem Barockhelm auf dem dicken Turme ist selbst in keiner Weise für Verteidigung eingerichtet. Umgeben ist sie aber von einer hohen Mauer, die auf den Ecken ihrer westlichen Schmalseite zwei runde Türme hat und am östlichen Ende einen höheren viereckigen als Bergfried mit auskragendem Obergeschoß und viel Raum für Flüchtlinge und Kämpfer in seinen 5 Stockwerken übereinander (Abb. 321).

Berühmt sind von alters her die Kirchenfesten der Siebenbürgener „Sachsen". Moselländer waren es, die im 13. Jahrhundert dorthin gegangen sind und nach den den Tschechen und Ungarn zunächst wohnenden Elbdeutschen Sachsen genannt wurden,



323. Trappold. Nach Sigerus.

so wie für die Franzosen die Alemannen am Oberrhein den Namen für alle Deutschen hergegeben haben. Trappold kann hier als Musterbeispiel gelten. Die Kirche an sich ist nicht wehrfähig hergerichtet, aber sie ist rundlich umgeben zunächst von einer engeren Mauer und dann noch von einer weiteren, die einen geräumigen Zwinger schafft und damit viel flüchtendem Volke Asyl bietet (Abb. 322 u. 323).

Verstärkung der Wehr vom 13. Jahrhundert an

(Wehrgang, Zwinger, Mantel)

Die Mauer unserer frühmittelalterlichen Burgen hat Schwierigkeiten gehabt, wieder die Wehrfähigkeit zu erreichen, die der alte Wall der Volksburgen besessen hatte. Auf ihm konnten nicht bloß zwei Bewaffnete sich begegnen, wie Vitruv und Vegez es verlangten, sondern gelegentlich alle Verteidiger des Oppidum sich versammeln. Solche Wälle, mit einer Stein- oder Holzfront verkleidet, hatten ja auch noch die Königshöfe Karls d. Gr. und die sächsischen Grafenburgen, wie Pipinsburg und Hunneschans. Und solange der Holzbau die Oberhand hatte, haben bis ins 12. und 13. Jahrhundert die Herrenburgen in Norddeutschland noch diese Holz-Erd-Mauer gehabt, so daß man an ihren Trümmerstätten heute eine alte Wallburg vor sich zu haben glaubt. So ist's mit dem „Sachsenlager auf dem Reremberge" bei Oesede, das in Wirklichkeit die 1194 genannte Bardenburg ist, und mit der Ravensburg bei Neubrandenburg, auf der noch 1248 ein Ritter Herbord Raven saß.

Aber es kam die Zeit, wo man nicht mehr das ganze aus dem Graben gewonnene Material auf die Burg brachte und an ihrem Rande aufhäufte, sondern wo nur die guten Steine zum Mauerbau ausgelesen wurden und der Schutt den Berghang hinabglitt oder außen vor dem Graben eigenartige Bastionen bilden durfte, wie bei Schellpyrmont und Altsternberg. Die einfache steinerne Ringmauer der Todenmanburg (oben Abb. 210) mißt in wechselnder Stärke 1,75—2,57 m. Darauf konnten immerhin zwei Bewaffnete einander begegnen. Solche Mauerstärke wurde aber, als der Burgenbau zunahm und gar der Städtebau begann, zu kostspielig und lästig.

Kaiser Konrad IV. verordnete 1238, daß die Orte, denen Stadtrecht verliehen war, sich Mauern von 18 Fuß (5,64 m) Höhe und 4 Fuß (1,25 m) Stärke zu bauen hätten. Bei so schwacher Mauer ist offenbar schon auf einen auskragenden Wehrgang gerechnet, und der ist denn auch schon vom 12. Jahrhundert ab immer allgemeiner üblich geworden. Bei Holzbau ruht er auf nach vorn auskragenden Balken, bei Steinbau auf Konsolen. Vorn erhob sich eine Brustwehr mit Zinnen; im Fußboden waren oft Löcher, durch kleine Erker nach außen gedeckt, die sog. Pechnasen (maschiculi, muscharabi) zum Herabgießen von heißem Pech auf die Angreifer.

Im 12. Jahrhundert wurden auch Mauertürme allgemein. Sie bargen die Treppen zu den Wehrgängen und konnten, nach außen etwas vortretend, die Mauer seitlich bestreichen. Oft waren sie nicht voll ausgebaut, sondern als Halbtürme, Schalen nach innen offen.

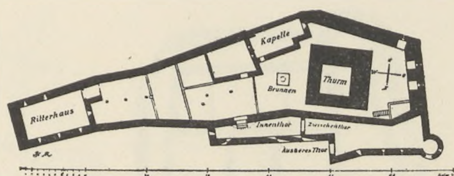
Der Wehrgang war oft ebenso wie die Türme überdacht und ist so zuweilen bis heute erhalten oder gut wiederhergestellt. Auf dem Marienburgbilde oben Abb. 301 erscheinen ihrer zwei vorn hintereinander. Auch auf der Komburg steht der Wehrgang noch und sehr schön bei den Städten Rothenburg und Nördlingen.

Zu diesem Mauerschutz kommt dann im 13. Jahrhundert immer allgemeiner noch ein neues Stück: der Zwinger. Er wird gebildet dadurch, daß eine zweite Mauer in geringem Abstande vor der Burg entlang zieht. Die alte Behauptung, daß diese Neuerung durch die Kreuzzüge gebracht sei, wird in gewissem Sinne richtig sein. Ganz zwingerähnliche Vorlinien haben zwar schon altgermanische Burgen wie die Römerschanze bei Potsdam oder sächsische wie die Hohensyburg und Skidroburg, und ganz alte Wurzeln hat die Einrichtung im Osten: die Abydosschlösser kennen den Zwinger und nachher die Mauern von Sendschirli und Babylon. Aber in Griechenland und Italien ist er ganz unbekannt geblieben, und die Römer haben ihn infolgedessen weder bei sich noch in Spanien oder Gallien oder Germanien verwandt. So kommt er denn auch bei den Franken und Normannen nicht vor, die Sachsen hatten ihre alte heidnische Übung offenbar vergessen, und der Einblick in den Orient auf den Kreuzfahrten brachte daher eine allgemeine anregende Überraschung.

In Deutschland erkannte man alsbald die großen Vorteile des Zwingers. Er erschwerte, wenn er eng war, das Aufstellen der Sturmleitern, gegen die auch die Bossen der Hauptmauer sich richteten und nicht minder der Wehrgang, der ihr Hinaufschieben verhinderte. Gegen den Feind hielt man öfter Hunde oder Bären im Zwinger.

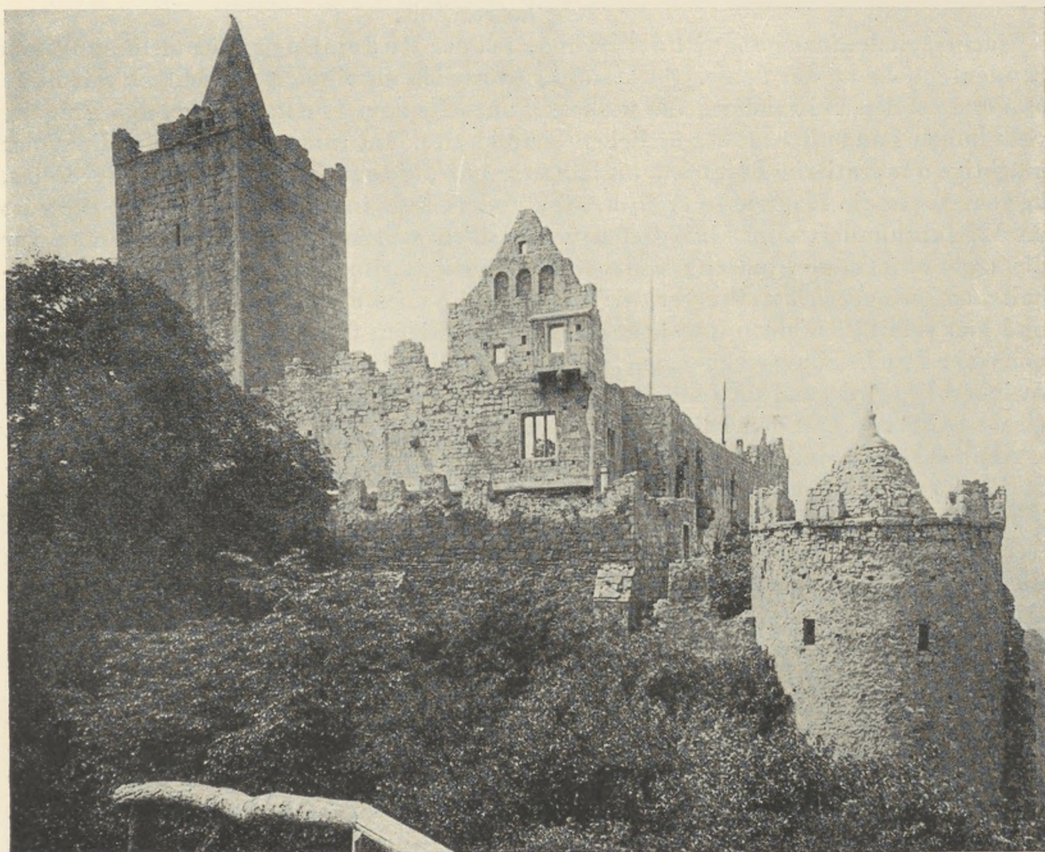
Die neue Errungenschaft ist aber bei der deutschen oder, prägnanter gesagt, „sächsischen" Burgform keineswegs so einförmig verwendet worden wie im Orient, sondern in vielfältigster Weise, bald für Stücke der Burg, bald fürs Ganze, bald einheitlich, bald geteilt, bald doppelt oder sogar dreifach. Je nach der Natur des Berges ist das Verfahren völlig frei. Darin ähnelt der deutsche Sinn dem griechischen, im Gegensatz zum orientalischen und römischen, die von ihrer Schablone schwer loskommen.

Die Burg Hohenklingen auf der schweiz-badischen Rheinstrecke, im Grundriß völlig klar, ist in ihrer Langform aufs einfachste ausgestattet. Der Hauptbau ist ein mächtiger quadratischer Turm mit zwei dicken und zwei dünneren Mauern, die dünneren nach dem Burginneren gewendet. Daneben ist eine Kapelle mit ihrer Langseite an die Ringmauer geklebt, ganz wie bei der Hünenburg von Todenman. Schließlich ist die letzte auslaufende Ecke im Westen zu einem lang rechteckigen Ritterhause benutzt, das aber nur doppelt so viel Raum gibt wie der große Turm (Abb. 324).

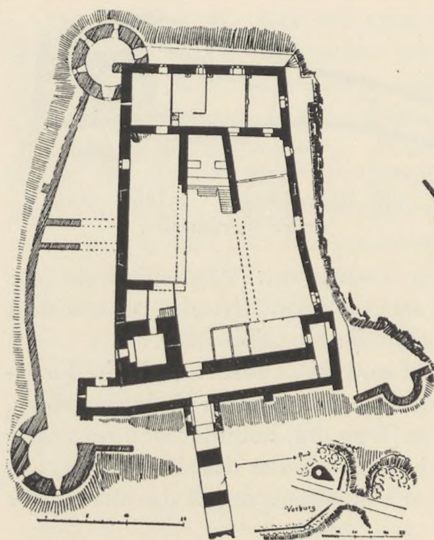


324. Hohenklingen. 1:1250. Nach Zeller-Werdmüller.

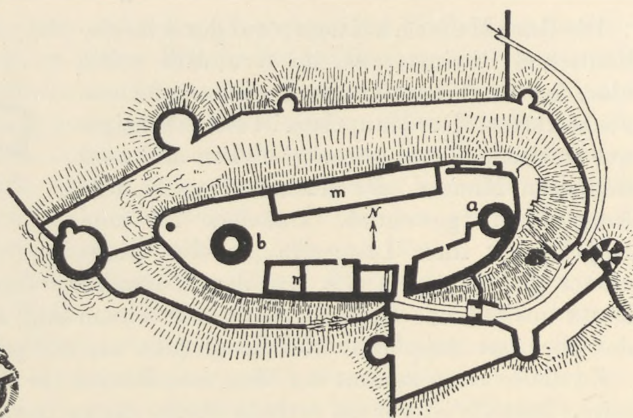
Zu dieser Burg kommt der Weg vom Rheine herauf und erreicht ihre südliche Langseite. Deshalb ist vor die östliche Hälfte dieser Langseite ein schmaler Zwinger gelegt. An einer vorspringenden Ecke, die er bildet, tritt der Weg ein, befindet sich nun aber erst in der vorderen Hälfte des Zwingers und muß ein weiteres Tor durchschreiten, um in die hintere zu gelangen. An deren Ende kommt er schließlich durch das dritte Tor in die Burg selbst.



325. Rudelsburg. (Phot. Dr. Stoedtner.)



326. Rudelsburg. 1:850. Nach Bergner.

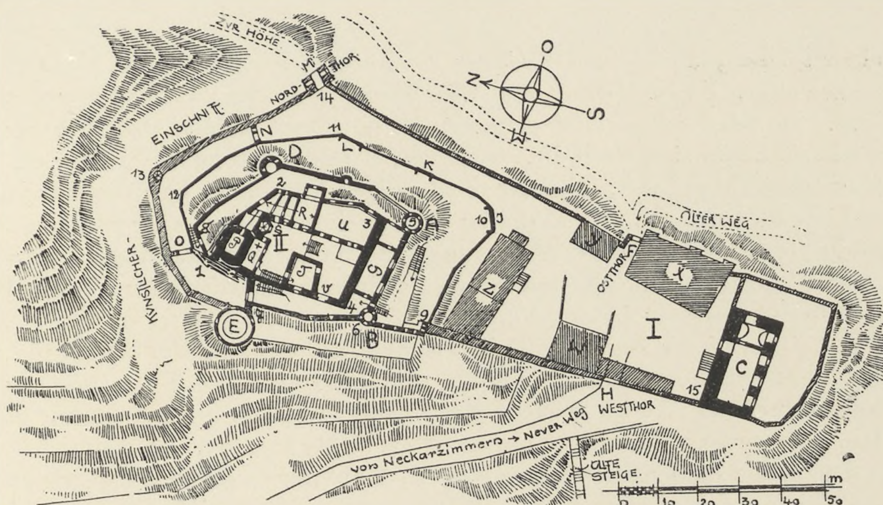


327. Münzenberg. 1:2500. Nach Piper.

Die Anlage ist keineswegs neu, ganz ähnlich hatte sie schon die Burg Tiryns um 1400 v. Chr. So wiederholen sich die guten Gedanken oft nach sehr langer Zeit.

Nachträglich hinzugefügt ist der Zwinger bei der Rudelsburg, der vielbesungenen Studentenliebe an der Saale. Sie stand ursprünglich als einfaches Rechteck mit ihren Mauern auf den Felsrändern, die südliche Langseite zum Flusse gekehrt, den Eingang vom hohen Lande her an der östlichen Schmalseite. Im Innern steht gleich links der mächtige quadratische Bergfried, im Hintergrunde, die ganze Breite füllend, der Palas, in dem heute die Kommerse steigen, alles andere liegt in Trümmern. Diese Burg ist im 12. Jahrhundert vom Markgrafen von Meißen gegründet. Nachher hat man vor die sanft abfallende Flußseite und vor die Eingangsseite einen gleichmäßig breit gehaltenen Zwinger gelegt, ihn vor der Eingangsseite noch einmal der Länge nach geteilt und hier schließlich einen ungeheuer breiten und tiefen Graben geschaffen, der heute von einer Brücke auf verschiedenen Stützen überschritten wird. An den drei Ecken des Zwingers liegt jedesmal ein Rondell, die beiden an der Front kleiner, das hintere sehr groß. Unsere Abb. 326 gibt den Blick auf die Eingangsfront mit dem großen Bergfried links.

Ähnlich später hinzugefügt ist der Zwinger bei der Burg Münzenberg in der Wetterau. Sie ist in ihrer alten Form ein Langoval mit Bauten ringsum, ganz wie die Wartburg. Die Mauern stehen am Plateaurande, ein runder Bergfried in der Westspitze auf freiem Platze. Vom Palas ist noch eine schöne Langwand mit romanischen gekuppelten Fenstern erhalten. Die Anlage des Zwingers schafft besondere Schwierigkeiten für das Hineinkommen. Im ganzen läuft er in ziemlich gleichmäßiger Breite um die Burg und deckt damit die allseits sanften Hänge. Im Südosten aber, wo der Weg einläuft, bildet er das 1. Tor durch Vorspringen eines Mauerschenkels, weiterhin beim 2. Tore teilt sich der Zwinger in zwei Teile, so daß der Angreifer von links und rechts bekämpft wird, schließlich geht das 3. Tor durch die Burgmauer und zwischen den anschließenden Gebäuden entlang. Der Zwinger hat beim 1. Tore eine Quermauer zur Burgmauer hin, ebenso wieder beim 2. und 3. Tore und auch noch einmal an der Westspitze der Burg. Diese Einrichtung will verhindern, daß die in den Zwinger Eingedrungenen gleich ganz in ihm entlang laufen können; sie werden in einem bestimmten Abteil festgehalten und

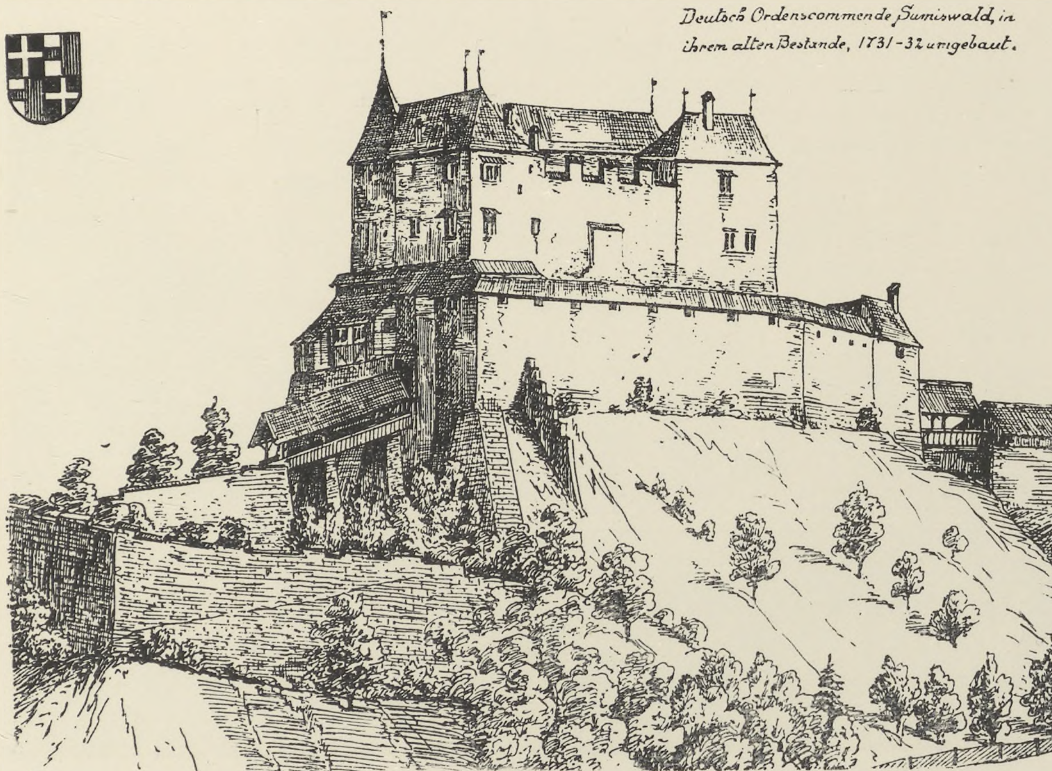


328. Hornberg. Die Burg des Götz von Berlichingen. 1:2000. Nach v. Oechelhäuser.

hier von allen Seiten beschossen. Auch diese Einrichtung ist im Süden schon sehr alt. Sie findet sich bereits bei der steinzeitlichen Burg von Dimini in Thessalien (Abb. 327).

Ähnliche weit umher und an einzelnen Stellen raffiniert angelegte Zwinger haben in schöner Erhaltung in Württemberg die Burgen Vaihingen, Hohenrechberg, Hiltenburg; in Baden Mägdeberg und Gutenberg.





329. Sumiswald, Kt. Bern. Rekonstruktion. (Phot. Dr. Stoedtner.)

Auf einer solchen, stark durch Zwinger geschützten Burg hat auch Götz von Berlichingen gewohnt. Es ist Hornberg über Neckarzimmern zwischen Heilbronn und Heidelberg. Sie wird schon 1184 genannt, ist aber erst weit später so hergerichtet worden, wie sie heute sich darstellt. Götz von Berlichingen hat sie 1516 dem Schott von Schottenstein abgekauft. Auf der rechteckigen Bergplatte hält die Burg dieselbe Form und hat ihre Gebäude im Hufeisen herumgeführt. Die Zwingeranlage umzieht spiralförmig die Burg, so daß an der Anfangsseite im Osten drei Zwinger voreinanderliegen. Der Weg geht vom Südosten her in der Spirale hinauf und tritt nach 4 Toren im Westen in die Burg ein (Abb. 328).

Bei den meisten dieser Burgen, die in Trümmern liegen, sind natürlich die oberen Wehrteile nicht erhalten. Eine Zeichnung von 1820 stellt aber die Deutschordenskommende Sumiswalde im Kanton Bern noch in gutem alten Zustande dar. Die hohe glatte Zwingermauer hat einen überdachten Wehrgang, von dem ziemlich weit auseinander die kleinen Zinnenfenster herauslugen. Dahinter steigt hoch das Schloß empor mit einem Turm auf der linken Ecke. Der Eingang geht auf einer stark ansteigenden Holzbrücke links in die Schmalseite der Burg (Abb. 329).

Ganz einheitlich, gleich mit ihrem Zwinger zusammen angelegt ist die Burg Lahneck zur Behauptung des kurmainzischen Besitzes und des Rheinzolls in der letzten Ecke seines Territoriums an der Mündung der Lahn. Sie wird 1226 zuerst erwähnt und war immer mit vielen Burgmannen besetzt. Aus dieser mehr



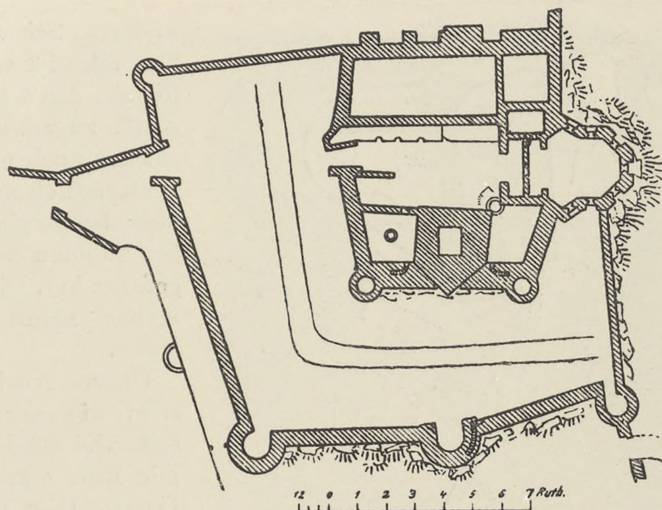
330. Lahneck. (Phot. Dr. Stoedtner.)



Die Belagerung Kufsteins durch Kaiser Maximilian I. i. J. 1504.
Original in der Albertina, Wien.

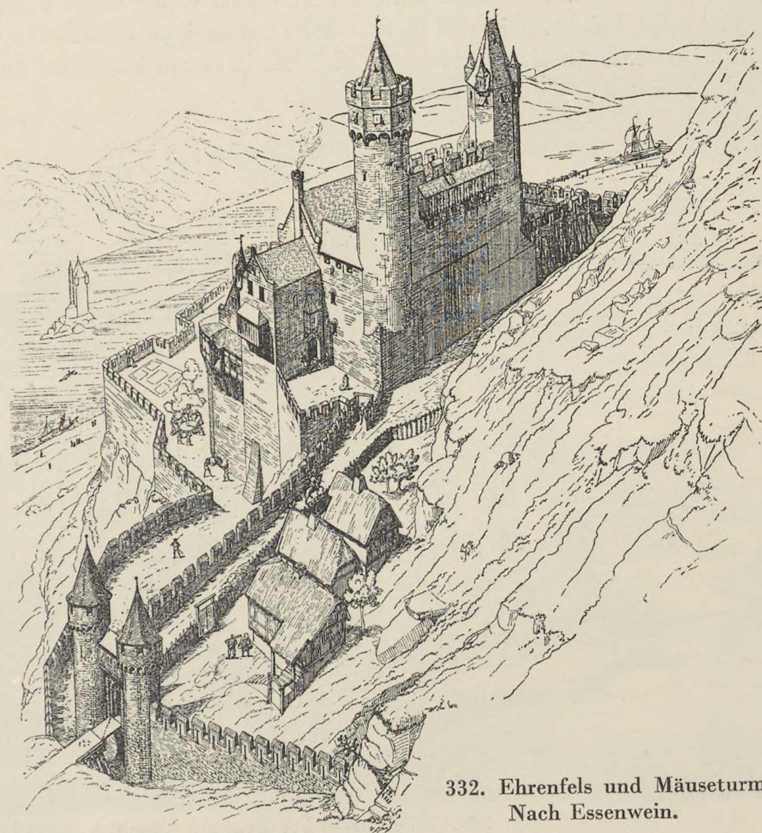
Vor der offenen Stadt ist das Zeltlager errichtet, die Munitionskarren mit bunten Dächern sind zu Schutzwällen für die Kanonen zusammengefahren. Einige Geschütze suchen über den Fluß hinüber die hohe Veste zu erreichen. Das Bild wird als großes Plakat an 4 Stangen getragen.

militärischen als zivilwohnlichen Bestimmung erklärt sich wohl der an den normannischen Typus anklingende Grundriß: quadratische Hauptburg, quadratische Umhegung (Abb. 331).

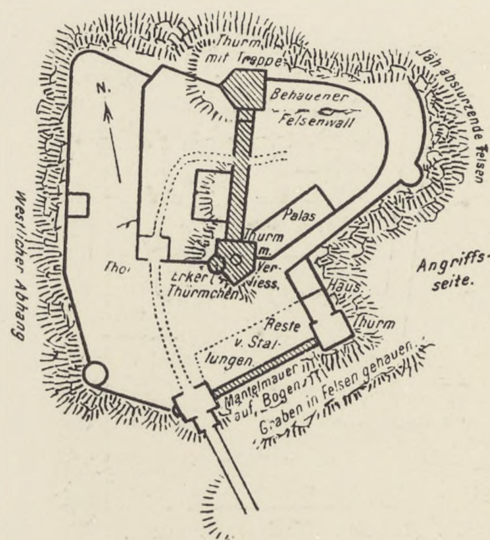

331. Lahneck. 1:1000. Nach v. Cohausen.

Die Burg liegt am scharfen Abhange, mit der Südseite gegen den ansteigenden Berg. Im Westen ist der Eintritt in den Zwinger und in gerader Linie weiter auch in das Schloß — wie man den Wohnkern wohl nennen kann. Dies Schloß ist durch einen langen schmalen Binnenhof mit Kapelle am Ende in zwei Teile geteilt: links liegt ein Wohnbau, rechts der mächtige fünfeckige Bergfried mit Wohnbauten links und rechts.

Der sehr breite Zwinger läuft nur an den gefährdeten Seiten um das Schloß im Süden und im Westen. Er hat auf seinen Ecken und noch in der Mitte der Südseite je einen runden Schalenturm.


332. Ehrenfels und Mäuseturm. Nach Essenwein.

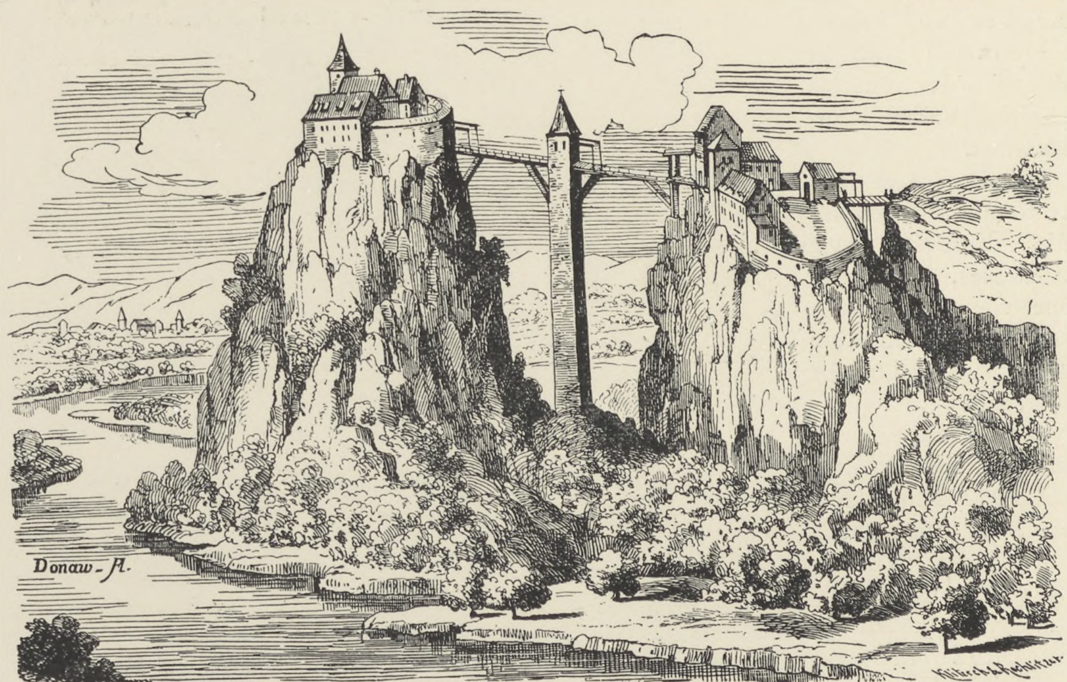
Das Interessanteste am Ganzen ist die Südseite des Schlosses, die ausgesprochene Angriffsseite. Der fünfeckige Bergfried durchbricht hier mit seiner fünften Ecke die Schloßmauer in ihrer Mitte. An ihren Enden hat sie zwei runde halb vorspringende Türme. Sie selbst, die Schloßmauer, ist an dieser Südseite $3^1/_2$ m stark, während sie an den



333. Hohenstein bei Langenschwalbach.
1:1350. Nach v. Cohausen.

anderen Seiten nur etwas über 2 m mißt. Das alles ist eingerichtet, um die Wurfsteine, die aus den Geschützen der Feinde, den „Bliden“, zu erwarten waren, zu parieren. Mit solcher noch ganz bescheiden und wie selbstverständlich auftretenden Anlage erleben wir aber den Beginn einer Entwicklung, die nachher zu ganz erstaunlichen, grotesken Formen geführt hat. Die „Mantelmauer“ oder „Schildmauer“ nennt man die Vorrichtung auf ihrer Höhe.

Unsere Ansicht von Lahneck (Abb. 330) zeigt, wie sehr man Ursache hatte, die Bergseite viel stärker zu schützen als die Talseite. Die Burg war von oben her unmittelbar zu fassen. Hier mußte ein weiter Zwinger den Feind möglichst entfernt halten, und die Weite des Vorraums wurde dann um die Westseite fortgesetzt, weil man nur hier Raum schaffen konnte für das flüchtende Volk in Zeiten der Not. Auf das nahm der Zwinger, wenn nicht eine Vorburg da war, immer starke Rücksicht. Die der Herrschaft zugehörigen Landleute mußten mit ihrem Vieh und ihren wertvollen Geräten in Sicherheit kommen, sonst gab es auch für die Herrschaft einen großen Verlust.



334. Wildenstein bei Beuron. Nach A. Schultz.

Burg Lahneck ist bis heute bewohnt. Die ausgebauten Teile liegen links vom Bergfried, der selbst auch wieder bis obenhin hergestellt ist. Man sieht auf seine Spitze, die durch die Mantelmauer stößt, und wie diese schräg gegen den Berghang gestellt ist.

Einen bedeutenden Schritt weiter in der Entwicklung der Mantelmauer führt die Burg Hohenstein b. Langenschwalbach. Sie hat nicht bloß eine Mantelmauer als Front der Hauptburg, sondern noch eine andere am ersten Tore der Vorburg. Die Hauptburg bildet ein Dreieck mit gerundeter Ostecke. Ihre westliche Basis ist die große Mantelmauer mit je einem Turm am Ende und dem Tor in der Mitte. Vor dieser Mantelmauer liegt genau in ihrer Länge gegen Westen eine rechteckige Vorburg, und vor dieser eine zweite schmälere, die nach Süden bis vor die Hauptburg herumgreift. Diese äußere Vorburg hat in der Mitte ihrer Südseite das 1. Tor und von da gegen Osten zieht sich, soweit die Vorburg reicht, die erste Mantelmauer. Sie stößt im Osten gegen einen quadratischen Turm, von dem aus dann um die Südost- und Ostseite der Burg ein schmaler Zwinger läuft (Abb. 333).



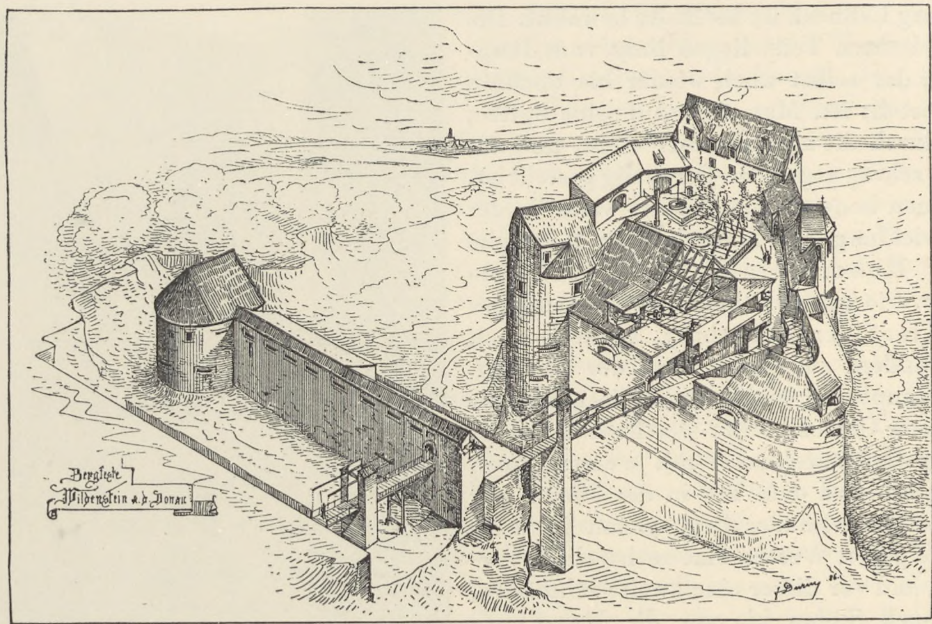
335. Patrizierturm in Regensburg (Holzapfelturm).
(Photo-Dassel, Regensburg.)

Der Burgweg, der am Westende der ersten Mantelmauer das 1. Tor durchschreitet, zieht nördlich und geht an der Südwestecke der anderen Vorburg durch deren Tor, schließlich gegen Osten wendend durch die Mitte der Hauptmantelmauer. Diese wichtigste Mauer ist sehr stark und hat je einen fünfeckigen Turm an ihren Enden, die jeder gegen den kommenden Feind gerichtet sind, der nördliche gegen Westen, der südliche gegen Süden, gegen den durch die vordere Vorburg ziehenden.

Die ganze Anlage dieser Burg hat eine schlagende Ähnlichkeit mit der einzigen Originalburg Heinrichs IV., die wir kennen, dem Sachsenstein. Dort bildet genau wie hier die starkgemauerte Linie mit dem Turmtore die Front der dreieckigen Kernburg und davor liegen, auch wieder in der Form verwandt, zwei Vorburgen. Bei beiden vernehmen wir dieselbe deutsche Sprache: nicht ringsum gleichmäßig befestigen, sondern stark, wo Gefahr ist, schwach, wo schon die Natur schützt. Und zugleich erkennen wir für die scheinbar ganz neue Mantelmauer, daß nichts fertig vom Himmel fällt, sondern alles seine wohlfundierte Vorentwicklung hat.

Auch die Burg Ehrenfels im Rheingau hat sich gegen den Berg hin mit einer starken hohen Mantelmauer versehen, während sie nach der andern Seite unbehindert zu Tale schaut auf ihren Mäuseturm, der sich im Rheine selbst für den Zoll auf die Lauer gelegt hat (Abb. 332).

Die ausgesprochenste Mantelmauer ist aber Wildenstein an der oberen Donau in



336. Wildenstein in Baden. Rekonstruktion von Durm.

Baden. Die Rekonstruktion Durms zeigt höchst anschaulich, welche Hindernisse dem Feinde auf der Angriffsseite mit dem Graben, der schmalen Brücke und der ungeheuerlichen Mantelmauer entgegengestellt wurden. Die Burg stammt schon aus dem 13. Jahrhundert (Abb. 336).

Eine ganz phantastische Sicherung hat eine andere Burg Wildenstein bei Beuron an der oberen Donau sich geschaffen. Zwei etwa gleichwertige Bergkegel stehen so weit voneinander, daß man, um sie gemeinsam zu benutzen, dazwischen einen riesigen Pfeiler bis zur Höhe der Bergkegel selber aufgemauert und als Mittelstütze für eine lange Brücke vom einen zum andern Kegel verwendet hat (Abb. 334).

Die unsicheren Zeiten und die Geschlechterfehden haben dazu geführt, daß auch in den Städten die Patrizier anfingen, sich an ihren Häusern Wehrtürme zu errichten. In Italien findet man sie vielfach (s. oben). Aber auch in Deutschland, besonders in Regensburg stehen noch sehr stattliche (Abb. 335) und ebenso in Osnabrück und in der dortigen Umgegend als Schutz der Gutshöfe, wo sie „Steinwerke“ heißen.

Die Burg in der Dichtung des 13. Jahrhunderts

Es ist außerordentlich reizvoll, die alten Burgen, die heute als stumme Ruinen daliegen, in ihrem vollen Leben vor uns zu sehen, bewohnt von geschäftigen Menschen, ausgestattet zu ihrer Bequemlichkeit und geschmückt zu ihrer Freude, aufgesucht von Gästen oft großer Zahl, die im Hofe Turniere halten und im Saale tafeln. All dies Leben tritt uns entgegen in der Dichtung der Zeit, die zugleich die Blüte des Burgenwesens und die Blüte der mittelalterlichen Sangeskunst ist, in der köstlichen spätromanischen und frühgotischen Periode des 13. Jahrhunderts.

Höchst interessant schon, wie hier auf der einen Seite die alten Heldensagen in ihrem erstaunlich altertümlichen Gewande auftreten, auf der andern andere, vielleicht noch ältere Sagen ganz als zeitgenössische Begebenheiten behandelt werden, so wie noch in Dürers Tagen alle Leute um Christus als Nürnberger oder Augsburger Patrizier und Bürger dargestellt wurden.

Das Nibelungenlied, trotzdem seine Schlußformung aus dem 13. Jahrhundert stammt, hat seinen viel älteren Untergrund treu bewahrt. Nirgends tritt eine Burg des hohen Mittelalters auf, die Herrschersitze sind Königshöfe oder Pfalzen. Das fällt um so mehr auf, als in dem ihm nächststehenden Gudrunliede, das ähnlich alte deutsche Sagen behandelt, die Burg schon wehrfähige Mauer und Tor und Fallgatter hat und in ihrer Mitte „den Turm", als besten Schutz und letzte Zuflucht. Vollends werden die Lieder auf Alexander d. Gr. und auf Troja ganz in den modernen Dunstkreis gestellt.

Die Haltung des Nibelungenliedes ist das wertvollste Gegenstück zur Ilias und Odyssee. Auch da treten viele Dinge auf, wie der Hof — nicht die Burg! — des Odysseus, die Metalltauschierung, der große Turmschild, die es zur Zeit des letzten abschließenden Dichters nicht mehr gegeben hat. Und in beiden Epen denkt noch niemand an Lesen und Schreiben. Diese Epen haben ebenso wie unser Nibelungenlied schon so festgefügte Sagendichtungen vorgefunden, daß die Grundzüge sich nicht mehr ändern ließen. Sehr verkehrt anzunehmen, sie hätten absichtlich gealtertümelt. So etwas geschieht nur in schwächlich klügelnder, aber nicht in kraftstrotzender Zeit.

In bezug auf die Befestigung der Burg erfahren wir aus der Dichtung zunächst, daß man den Graben — im Gegensatz zu früher — möglichst breit und tief machte, damit er nicht leicht zugeschüttet werden konnte, um die Angriffsmaschinen nahe heranzubringen.

Die Mauer hat Zinnen erhalten zum Schutze des nach hinten auskragenden Ganges auf ihr, der die „wer" heißt und sich verbreitert auf den Erkern und Türmen. Die Erker sind die Vorgänger der Türme. Sie treten nach außen vor, um die Front der Mauer zu bestreichen und sind die Hauptsammelpunkte der Verteidiger. In Konrad von Würzburgs Trojaliede heißt es (V. 25128):

Vil erker uz geschozzen (ausgekragt)
waren oben an der were
dar inne saz der schützen here
mit armbrusten und mit bogen.

und V. 4095:

Ector sine frünt bat,
daz sie al umb die stat
zu den erkeren
wol bereitet waeren.

Diese Plattformen auf der Mauer werden auch im Frieden von den Burgbewohnern viel aufgesucht. Man hat hier frische Luft, kann abreisenden Freunden noch einmal zuwinken und ankommende bewillkommnen. Es ist noch ganz das Verhältnis wie in Troja, wo Priamos und Helena mit ihren Hofleuten auf dem Skäischen Tore versammelt sind, oder bei den Tortürmen von Palästina und Syrien.

Die Türme, die sich erst etwas später entwickeln, treten von unten her vor die Mauer vor und überhöhen sie erheblich. Sie liegen gewöhnlich einen Pfeilschuß voneinander, enthalten Waffenkammer, Wohnraum, oder auch nur die Treppe und sind bei einfachen Anlagen mit Stroh, bei besseren mit Blei gedeckt, wegen der Brandpfeile und auf der Dachspitze mit einem Knopf geziert. Im Trojaliede (V. 17402) heißt es:

Die türne stuonden alle dâ
mit blîe wol bedecket
und waren drûf gestecket
knöpf uberguldet schône.

Den vorspringenden Teil der Türme rundete man gern ab wegen der Mauerbrecher, die eine runde Wand schlechter fassen und so auch keine Eckquadern ausbrechen konnten.

Das Tor ist der schwächste Punkt der Befestigung, darum hält man sehr darauf, daß die Burg nur eines hat, wählt den Berg schon so, daß er nur einen Zugang hat. Das Tor geht durch einen Turm oder ist von zwei Türmen flankiert. Lanzeloet 3607:

Si kêrten gein dem burgetor
ûf die brûcke die davor
ueber ein draetes wazzer gie;
einen hohen turn gesâhen sie,
dâ mite daz tor was überzogen,
er hête drî swibogen,
dâ die liute durch riten.

Die Zugbrücke, die vor dem Tore über den Graben ging, hieß Fallbrücke oder Schlagbrücke. Eneit S. 195, 12:

Die porten sie ûf tâten,
die valbrucken liezens nider.

War das Tor eingeschlagen, konnte das Fallgatter heruntergelassen werden, das slegetor, schoztor, niederdeutsch scotporte, valporte heißt. Die Römer haben es schon gehabt und cataracta genannt (Veget. IV 4).

Im Torturme wohnt der Torwächter ohne Frau. Im Frieden konnte er vor dem Tore auf der Bank sitzen und mit seinen Freunden trinken.

Der Bergfried in der Burg heißt durchweg nur „der turn". Er ist mit möglichst großen Steinen gebaut, Flore 4170:

Den turn er erziuget hât
uz sô grôzen steinen,
daz man vil kûme ir einen
mit drîn winden ûf gezôch.

„Viel kaum" konnte man einen Stein mit drei Winden hochziehen.

Bei diesen Bergfrieden hat sich der Gewölbebau in Deutschland zuerst versucht. Hell beleuchten die Zeit die Verse Konrads von Würzburg über den Bau von Troja, die zwischen 1281 und 1287 geschrieben sind (Trojalied 17482):

Swaz meister in den landen ist
bi Rîne und bi der Elbe
die kunden ein gewelbe
von künstlerischen sachen
so starkes niht gemachen
als eines an dem turne lac.

Zu jener Zeit waren am Rheine die Dome von Straßburg und Köln im Bau und an der Elbe die von Magdeburg und Meißen!

Mit den großen Steinen und dem Gewölbe mühte man sich für den Bergfried, weil er als die letzte Trutzfeste der Burg vor allem auch den Schatz bergen mußte, den ganzen Wertbesitz des Burgherrn.

So heißt es im Ortnît 52:

Ez stêt ein turn ze Garte, dâr inne lît mîn hort,
der ist gefult mit schatze vom boden unz an den bort.

Und Lohengrin 3533:

Der keiser sprach: „ich sage iu wol,
ob ir hetent rôtes goldes turne vol."

Die Schatzkammer stand unter der Aufsicht eines Kämmerers, der den Schlüssel bewahrte. So hütete Dankwart, Hagens Bruder, den Schatz der Brunhild und Hagen selbst den Nibelungenhort der Kriemhild, den sie bei Etzel so energisch von ihm forderte.

Unten im Turme war der schwere Kerker — der Name „Burgverließ“ kommt aber in den Epen nicht vor —, ein fürchterliches Gelaß. Einen Abtritt gab es nur in dem von Pierrefond, sonst überall Unrat, Schlangen und Kröten. Die Nahrung war Wasser und Brot, eine Öffnung nur oben im Gewölbe, unten häufig Grundwasser. Lanzeloet 1690:

In eime kerkaere der ist unsuberkeite vol.

Nur arge Verbrecher und Kriegsgefangene wurden in besonders schweren Fällen hier hinein versenkt. Die Ritter fanden meist anständige Haft weiter oben im Turm, wo sie schreiben und malen konnten. Ursprünglich hatte ja in solchem Turme der Burgherr selbst gewohnt, und in Coucy gibt es oben noch einen stolzen Saal.

Ganz oben im Bergfried haust aber immer noch der Wächter, der nach allen Seiten ausguckt und auch des Morgens den Weckruf erschallen läßt. Troja 4178:

Der wechter uf der zinne saz
sin tageliet er sanc,
daz im ein stimme erklanc
von grozme done;
er sanc: ez taget schone;
der tag der schinet in den sal,
wol uf ritter uber al,
wol uf ez ist tag.

Dieser Morgenruf des Türmers ist in der Dichtung der Folgezeit vorbildlich geworden für manch anderes Wecken und Erwecken. So in den schönen Anfangsversen von Hans Sachsens großem Poem auf Luther, die Richard Wagner in den Meistersingern das Volk von Nürnberg als Huldigung für ihren Lieblingsdichter singen läßt:

Wach auf, es nahent gen dem tag
ich hör singen im grünen hag
ein wunigliche nachtigall,
ir stim durchklinget berg und tal.
die nacht neigt sich gen occident,
der tag geht auf von orient.
die rotbrünstige morgenröt
her durch die trüben wolken get.

Noch aus demselben Hans Sachsschen und Lutherschen Jahrhundert stammt auch das Kirchenlied:

Wachet auf, ruft uns die Stimme
des Wächters sehr hoch auf der Zinne,
wach auf, du Stadt Jerusalem.

Und zur Rückschau auf das ganze Menschenleben hat Goethe Lynkeus den Türmer im zweiten Teile des Faust benutzt:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
. . . .
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

So fein hat die deutsche Dichtung den Hochstand des Mannes da oben auf dem Burgturme empfunden, in seiner Verbundenheit mit Tag und Nacht, mit Krieg und Frieden, mit Freud und Leid des Erdendaseins! —

Hat die Burg, wie gewöhnlich eine Vorburg, so stehen hier die Scheunen und Viehställe, die Wirtschaftsgebäude, die Wohnungen für Knechte und Dienstleute.

In der Hauptburg ist der Hauptbau der Palas, mit der Küche im Untergeschoß. Da gibt es, wie es in einem Gedichte „dis ist von dem husrate“ heißt:

erin hevene unde kannen,
kessel unde pfannen,
becken unde giesze vas,
kênen, kriuselin ande glas.

Die „ehernen Hafen“ sind die großen dreibeinigen Kochtöpfe, die sich vielfach in unsre Museen gerettet haben.

Vor dem Erdgeschoß aber baute sich die große, vielfach doppelte Freitreppe auf, die zum Podest und Saaleingang führte, wie schon in den alten Pfalzen von Goslar und wie bei Etzel. Die Gäste ritten bis an diese Treppe, die Wirte kamen ihnen die Stufen herab entgegen.

Von der Treppe kam man — wie bei der Wartburg — zunächst in eine Vorhalle, die „liewe“ oder „loube“ (französisch loge, italienisch loggia), die mit Säulen nach außen geöffnet war und wo die Burgherrschaft im Sommer speiste. Die „Laube“ ist der nach innen ins Gebäude hineintretende Raum, während der Balkon oder Erker der nach außen vortretende ist. Mit „Söller“, von „solarium“ = Sonnenplatz wird bald das flache Dach bezeichnet, bald ein Altan oder Balkon.

Schön gearbeitet sind schon an der Laube die Basen, Schäfte, Kapitelle. Wieviel mehr wächst der Schmuck in den Haupträumen. Der Saal hat flache Balkendecke, ist er sehr breit, erhält er Mittelsäulen. Den Fußboden bedecken Marmorfliesen oder auch Tonfliesen mit Tier-, Ranken-, Wappenmustern. Die Saalfenster konnten nur dann auch nach der Außenseite der Burg gehen, wenn hier — wie auf der Wartburg — Sturmfreiheit herrschte, aber z. B. nicht in Gelnhausen. In romanischer Zeit liegen die Fenster hoch, damit die Geschosse von außen her die Insassen nicht treffen. Auf der Wartburg wie in Eger befinden sich die Fensterbänke 5 Fuß über dem Fußboden. Trotzdem ist oft die Rede vom „ins Fenster gehen“, „im Fenster stehen“ und „sitzen“. Und dieses Fenster als der bestbelichtete Teil war vor allem schön gehalten. Bei Konrad v. Würzburg (Parton 848) heißt es:

Swer die venster worhte gar,
der kunde sie wol zieren,
von lewen und von tieren
was vil daran gehouwen.

Aber merkwürdig spät erst sind die Fenster zur dauernden Lichtquelle auch bei schlechtem Wetter und im Winter geworden durch die Einführung des Glases. Die Römer hatten das Fensterglas schon vielfach verwendet, die Mönche hatten es in ihren Schreibstuben, in den Kirchen gibt es romanische Glasgemälde, aber in den Bürgerhäusern und auf den Burgen blieb man immer noch bei dem alten Holzladen mit einem Zeugvorhang dahinter oder im besten Falle geölter Leinwand oder Pergament als den leidlichst lichtdurchlässigen Stoffen. Für die Nacht wurden die Fenster so „verstopft“, daß man morgens beim Aufstehen nichts sehen konnte. Im niederdeutschen Lanzelot liest man (I 15253):

Hine mochte geen licht gesien doe,
die venstren waren gestopt soe.

Erst im 12. Jahrhundert beginnt die Verglasung in den Wohnhäusern und im 13. wird sie noch als etwas Besonderes hervorgehoben. Parzival 553, 4:

Ein halp der kemenâten want
vil venster hete dâ vor glas,
der venster eines offen was
gein dem boumegarten.

Auch die Heizung war lange Zeit schlecht, mit bloßem Kamin, der für unser Klima nicht genügt. Die Luftheizungen von Goslar und der Marienburg waren vornehme Ausnahmen. Es muß nicht sehr gemütlich gewesen sein in schlechter Jahreszeit auf solcher Burg. Daher die allgemeine Pelzkleidung, die Furcht vor dem Winter, die Sehnsucht nach dem Frühling bei den Dichtern.

Die Haupträume, besonders der große Saal, waren mit Wandgemälden geschmückt. Sie behandelten mit Vorliebe altheroische Stoffe, die Geschichte Davids oder Paris und Helena, Äneas und Dido, das Leben Alexanders d. Gr. Am beliebtesten scheint

die Geschichte von Tristan und Isolde gewesen zu sein, von der Reste auf der Burg Runkelstein in Tirol erhalten sind und die auch das Thema des schönsten der Wienhausener Teppiche abgibt. Wandteppiche wurden in den Zeiten schlechter Heizung sehr viel verwendet, in den Kirchenchören wie auf den Burgen, und sie waren nach künstlerischen Entwürfen oft von vornehmer Hand hergestellt. Die Tapete von Bayeux soll die Gemahlin Wilhelms des Eroberers selbst gestickt haben.

Die Möbel wurden in die großen Säle zu den bestimmten Gelegenheiten immer besonders hereingebracht. Für die langen Speisetische wurden wie bei unsern heutigen Volksfesten lange Tafeln auf Schragen gelegt; dazu kamen Stühle und Bänke, oft mit schönen seide- und brokatbezogenen Kissen belegt. Das mit Federn gefüllte Kissen heißt „plumit", „plumeau", das mit Wolle oder Haaren gestopfte „matraz".

Ebenso wurden, besonders für Massenquartiere, die Betten sehr einfach auf dem Fußboden hergerichtet. Ein Strohsack mit Decke genügte dabei auch dem Vornehmen.

Die Wohnräume der Burgbewohner haben natürlich ihre feste behagliche Ausstattung. In der Kemenate stehen auch die „Laden" mit aller Gewandung und hier wird auch die Schneiderei unter Leitung der Herrin ausgeführt.

Morgens wird den Aufstehenden von Dienern Wasser über die Hände gegossen. Die Säuberung und Erfrischung ist eine beschränkte. Nur als Wunderluxus wird gelegentlich ein Badezimmer beschrieben mit zwei Badewannen und Zuleitung von warmem und kaltem Wasser (Herzog Ernst 2662):

Dâ bî stuont ein schoene bat:
daz was algemeine
von grüenem marmelsteine
wol gewelbet und überzogen,
gevest mit starken swibogen.
wie möhte daz zierlicher sîn?
Zwô bütten rôt guldîn
die stuonden in lichtem schîne.
zwô rôre silberîne
geworht mit grôzen fuogen,
die daz wazzer dar în truogen.
mit listen sô was daz getân,
swederz man wolde hân
warm wazzer oder kalt,
des truogen die rôre mit gewalt.

Ja, von Kunst und Technik wird hier und da noch Erstaunlicheres gerühmt. Tristan soll in seiner schmerzlichen Trennung von Isolde ein Bild von ihr haben machen lassen. Die Geliebte stand im Purpurgewande da mit goldener Krone und goldenem Szepter. Auf dem Szepter saß ein bunter Vogel, der mit den Flügeln flatterte. Die Statue duftete, denn in der Brust trug sie eine Büchse mit Wohlgerüchen, von der zwei goldene Röhren zum Munde und zum Nacken den schönen Geruch führten.

Im Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht wird im Palaste des Candacis ähnliches geschildert (5850—5878): „Mitten im Palas war ein Tier gearbeitet, das war ganz von rotem Golde, einem Hirsche gleich; vorn an seinem Haupte hatte es tausend Hörner und auf jedem Horne saß ein herrlicher Vogel. Auf dem Tiere saß ein Mann, der führte zwei Hunde und hatte ein Horn an den Mund gesetzt. Unten am Gewölbe lagen 24 Blasbälge, zu jedem der Bälge gingen 12 kräftige Männer, und wenn sie die Bälge in Bewegung setzten, so sangen die Vögel schön, der Mann blies in sein Horn, die Hunde bellten und das wunderbare Tier brüllte wie ein Panther".

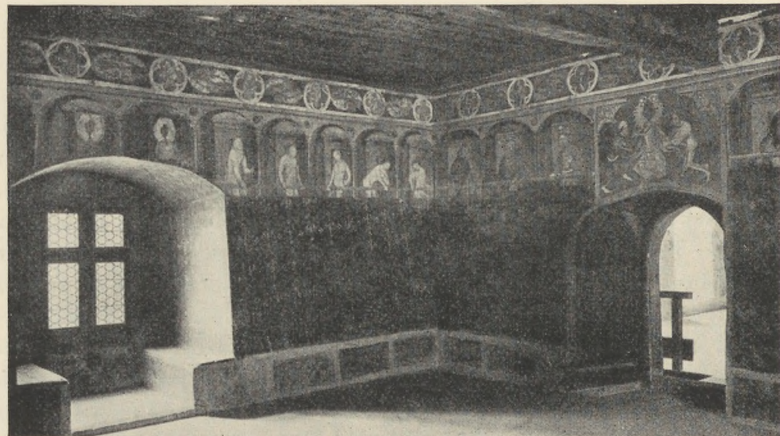
Wenn dieser Palast des Alexanderliedes auch ein Phantasiegebilde ist, so haben wir doch Nachrichten, daß sich in den Kaiserpalästen zu Byzanz tatsächlich ähnliche Kunstwerke befanden: goldene Bäume am Throne, mit künstlichen Vögeln darauf, die singen konnten, brüllende Löwen und dergleichen mehr. Auch im Palaste des Großkhans der Tartaren in Caracarum nordöstlich vom Baikalsee hatte im 13. Jahrhundert

ein Pariser Goldschmied einen silbernen Baum geschaffen mit silbernen Schlangen daran und silbernen Löwen darunter, die die verschiedensten Getränke: Milch, Wein, Kumys und ein Reisgebräu in Becken spien. Oben auf dem Baume saß ein trompetender Engel.

Schließlich fehlte in keiner Burg eine Kapelle. Schon der Knappe hatte gelobt, als Ritter täglich eine Messe zu hören. Der zum Gottesdienst berufene Kaplan diente der Burgherrschaft zugleich als Sekretär und als Hauslehrer. Die Doppelkapellen übereinander, wie sie in Eger und Nürnberg wohlerhalten sind, erklären sich daraus, daß die im Untergeschoß zum Grabgewölbe gehörte und zugleich der Dienerschaft für ihren Gottesdienst zugewiesen war, die obere Kapelle aber für die Herrschaft bestimmt war, die auch bei einer Beerdigung nach Herausnahme einer Fußbodenplatte die unten vorgenommene Handlung sehen und hören konnte.

Ein besonderes Erholungs- und Erfrischungslabsal war für die Burgbewohner der außerhalb der großen Mauer am Abhang mit einfacher Umfriedung angelegte Burggarten. Da gab es schattige Bäume, Obst und Gemüse und Arzneikräuter, und in der guten Jahreszeit konnte man dort speisen. (Diu nahtigal 61):

Vor dem hûse ein boumgarte lak,
darumb gieng ein vestez hak,
dâ mit er bevridet was;
beide bluomen unde gras
man darinne stehen sach,
die heten ein vil rîches dach
von edelen boumen breit,
diu wâren schoen und wol bekleit.
ouch hete der ritter vil trût
manig wurze unde krût,
diu er dar inne het erzogen;
man sagt vür wâr und ungelogen,
daz der luft bezzer dâ
und süezer waere denn anders wâ.
von dem hûse gieng dar in
ein vil engez türlîn.
nû hête der wirt ouch dâ vor
gebûwet ein louben hoch enbor,
diu was gemachet umbe daz,
daz der wirt dar inne saz
in dem summer, wen er az.
im dûht', in bekaem' diu spîse des baz.



337. Gesellschaftszimmer des Schlosses Runkelstein. (Photo Dr. Stoedtner.)



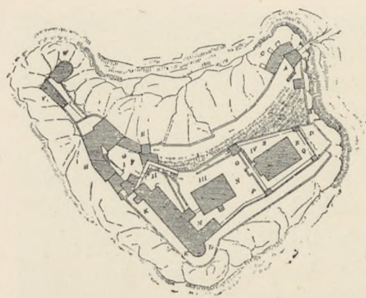
338. Bischofstein an der Mosel. (Phot. Dr. Stoedtner.)

XII. ENDE DES BURGENBAUS. RÜCKBLICK

Die späten Burgen des 14.—16. Jahrhunderts

Im 14. Jahrhundert beginnt der Burgenbau abzuflauen. Die Zersplitterung in kleine und kleinste Herrschaftsgebiete, vom Lehnswesen des 11.—13. Jahrhunderts veranlaßt, hatte eine Hochflut an Burgen heraufgeführt, die sich nicht dauernd halten konnte. Rudolf v. Habsburg hatte dem Räuberwesen gesteuert, die Territorien wurden wieder in größeren Stücken zusammengehalten. Überall wuchsen Stadtbefestigungen auf, die viele Menschen sicherten. So wurden Neuanlagen von Burgen weit seltener als vorher. Nur besondere, große Veranlassungen konnten sie hervorrufen.

König Johann von Böhmen, der Vater Kaiser Karls IV., war als Sohn Kaiser Heinrichs VII. von Hause aus Graf von Luxemburg. Die böhmischen Stände hatten ihn 1310 gegen die Ansprüche der Habsburger zu ihrem Könige gewählt. Der alte Königssitz in Böhmen war die Burg Klingenberg im Kreise Pilsen, am Einfluß der Votava in die Moldau, hoch auf ihrer Felsplatte und durch die fast ringsherum ziehende Flußschlinge ausgezeichnet gesichert. Sie wird schon 1184 genannt und war 1240—1247 von König Wenzel neu erbaut, nun schon ganz in dem Stile, in dem die deutschen Regermanisationsburgen in den Ostseeländern erstanden, so daß Klingenberg ganz dem Hochschlosse der Marienburg gleicht. Böhmen hat sonst sehr auf seinen alteinheimischen Burgenstil gehalten, der dem altgermanisch-sächsischen entsprach, und ist hier aus-



339. Karlstein. Grundriß. 1:5000. Nach Essenwein.

nahmsweise dem neuen fränkisch-normannischen gefolgt. Die böhmischen Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts unterscheiden die beiden Stile als den „böhmischen“ und den „deutschen“ Stil. Man hatte damals noch nicht den alten Ursprung der beiden erkannt: daß der böhmische der eigentlich deutsche sei und der andere ihnen nur als deutsch erscheine, weil er ihnen aus den Ländern zugekommen war, wo die Deutschen ihre neuen Burgen jetzt so bauten.

Der König Johann ging nun, wo er in Böhmen residierte, daran, seine weit entlegene Grafschaft Luxemburg sich besonders zu sichern. Er erbaute dort eine Reihe von Burgen, die er mit Lehnsleuten oder Burgmannen besetzte, und diese Burgen haben wieder alle den alten Charakter der einfachen Turmburg, ähnlich wie die Lehnsburgen der Kyburg im 13. Jahrhundert.

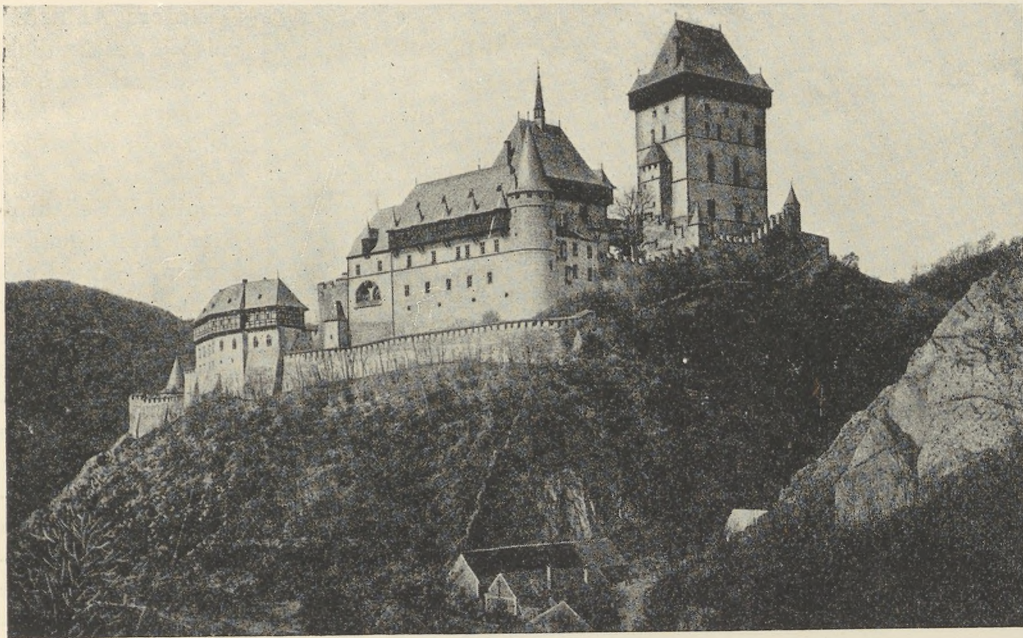
In Böhmen selbst ist schon eine solche Burg von ihm erhalten, nämlich Engelhaus, sodann aber im trierischen Kreise Daun die Freudenkoppe, ein Rechteck mit einem einfachen großen Turm in der Mitte und ferner die Geisenburg bei Brockscheid, ein Oval mit 2 Türmen, davor gegen Westen eine Mantelmauer mit sehr breitem und tiefem Graben. Diese Burgen haben nur ein kurzes Leben gehabt. Als ein Bruder König Johanns, Balduin, Erzbischof von Trier geworden war, erschienen sie unnötig und dem Bistum unbequem: Daher trat Karl IV. sie schon 1346 seinem Oheim ab, und dieser hat sie zum Teil sofort zerstört.

Die Grundrisse dieser Burgen sehen genau so aus wie die oben gezeigten der drei Kyburgschen Lehen. Wie sie aber im Aufbau sich ausnahmen, mag eine ihnen ganz verwandte von der Mosel zeigen, Bischofstein, die 1273 gegründet wurde (Abb. 338).

Sehr interessant ist nun, wie angesichts des erweiterten Gesichtskreises der Böhmen Karl IV. als Kaiser sich dort seine neue Burg, den berühmten Karlstein, 37 km südwestlich von Prag hoch über der Beraune gebaut hat. Die Burg ist entstanden in den Jahren 1348—1357. Sie ist nie zerstört und in ihrem Grundplan nie verändert worden, nur in unseren Tagen, soweit der Zahn der Zeit sie benagt hatte, hergestellt worden. Sie bietet damit das reinste und höchste Bild aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, das man sich denken kann.

Die Burg hat im ganzen sächsischen Stil, aber einigen fränkischen Einschlag. Gemäß der Bergform bildet sie einen Haken. Der breitere Hauptteil, die Hauptburg, streicht ostwestlich, der schmälere biegt am Westende gegen Norden ab und bildet die Vorburg. Der Burgweg tritt am Ostende in den breiten Zwinger ein, der der Hauptburg gegen Norden am stark abfallenden Berghange vorliegt, und gelangt an dessen Westende in die Vorburg. Diese ist mit Wirtschaftsgebäuden rings umzogen und hat in ihrem schmäler werdenden nördlichen Ausläufer als wichtigstes Stück den Brunnen, der tief durch den Felsen bis zum Grundwasser geschlagen ist und mit einer Tretwinde betrieben wird.

Von der Vorburg zur Hauptburg geht es durch ein neues Tor, und die Hauptburg ist selbst wiederum geteilt: die ersten zwei Drittel sind von dem letzten Drittel durch eine Mauer getrennt. In dem vorderen Teile, der die Ecke des Hakens, gleichmäßig nach beiden Seiten greifend, einnimmt, liegt am Westrande langgestreckt und noch gegen Osten ein wenig umbiegend das Wohngebäude, der Palas. Er hat mehrere Stockwerke,

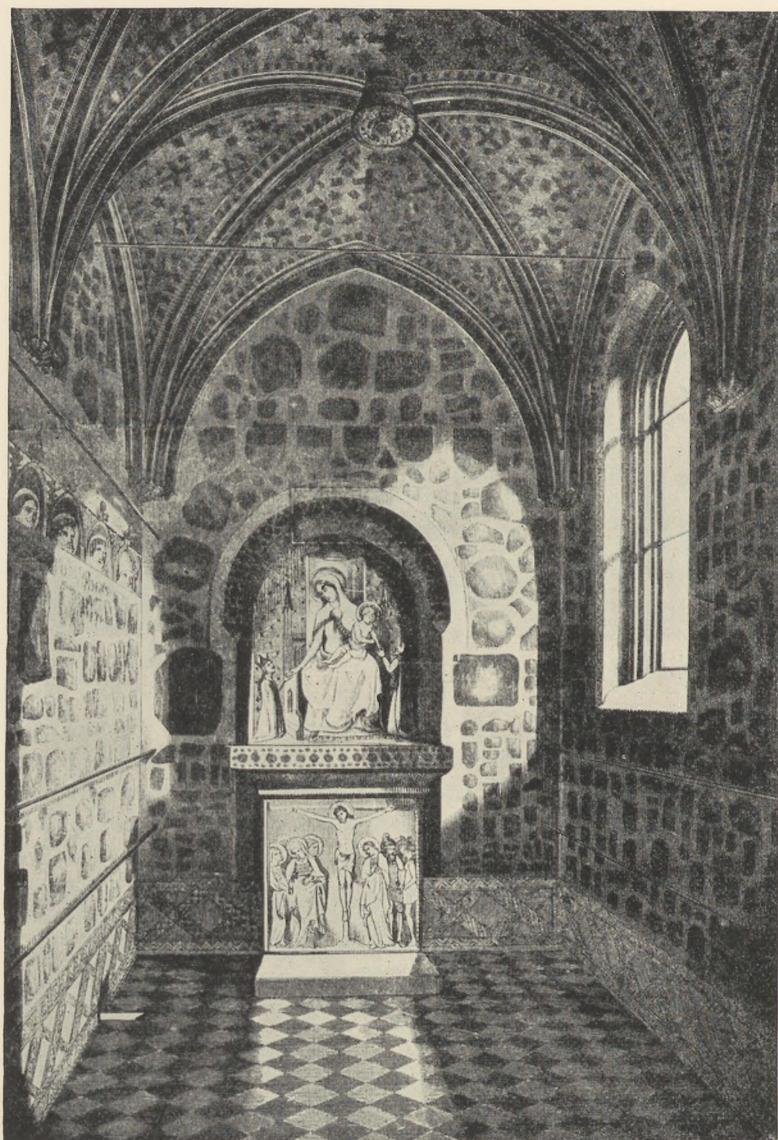


340. Karlstein vom Süden gesehen.

im ersten Obergeschoß die Hauptwohnräume, aber nirgend einen Festsaal wie sonst die Residenzen. Auf der freien Osthälfte steht in der Mitte ein großer reckteckiger Bergfried, mit dem Palas durch eine Brücke verbunden, und ein zweiter noch größerer solcher Bergfried folgt als einziges Bauwerk in der Mitte des dritten und letzten Burgteiles.



341. Karlstein vom Nordwesten gesehen.



342. Karlstein. Katharinenkapelle.

Unsere Abb. 340 zeigt anschaulich, wie diese Hakenburg gelagert ist. Man sieht von Süden gegen den bei dem rundlichen Ecktürmchen umbiegenden Haken. Ganz links kommt hinter der niedrigen Mauer der Torweg herauf. Die ersten kleineren Gebäude bezeichnen die Vorburg. Dann folgt das hohe Wohnhaus, das bei seinem Rundtürmchen umbiegt, und hinter der Umbiegung erscheint das höhere Dach des ersten Bergfrieds mit einem spitzen Reiter darauf. Von diesem kleinen Bergfried geht eine deutlich erkennbare Holzbrücke zu dem weit größeren im letzten Abteil der Burg. Der hohe Erker, gegen den die Brücke mündet, enthält die Treppe. Man sieht außerdem deutlich vor dem Langbau des Wohnhauses die bezinnte Zwingermauer herlaufen und umbiegend hinaufziehen, bis sie den großen Bergfried umfaßt.

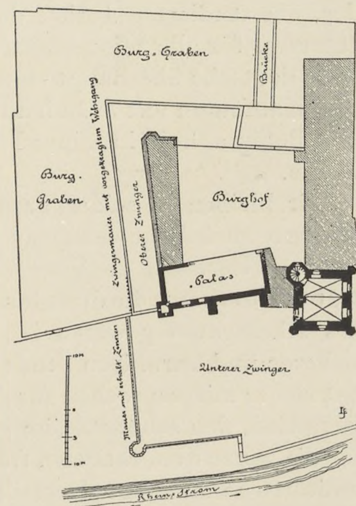
Die zweite Ansicht (Abb. 341) ist vom Nordwesten genommen. Der Weg kommt ganz links auf der Ecke herein und geht bei dem in der Mitte vorspringenden Rundturm durch ein zweites Tor in die Vorburg. Deren Gebäude sieht man im Vordergrunde, dahinter rechts das große Wohnhaus und dann nach links den ersten und den zweiten Bergfried.

Diese Bergfriede sind die interessantesten Stücke auf der Burg. Sie enthalten zu unterst Vorrats-, dann Wohnräume und oben jedesmal eine Kapelle — nach dem alten

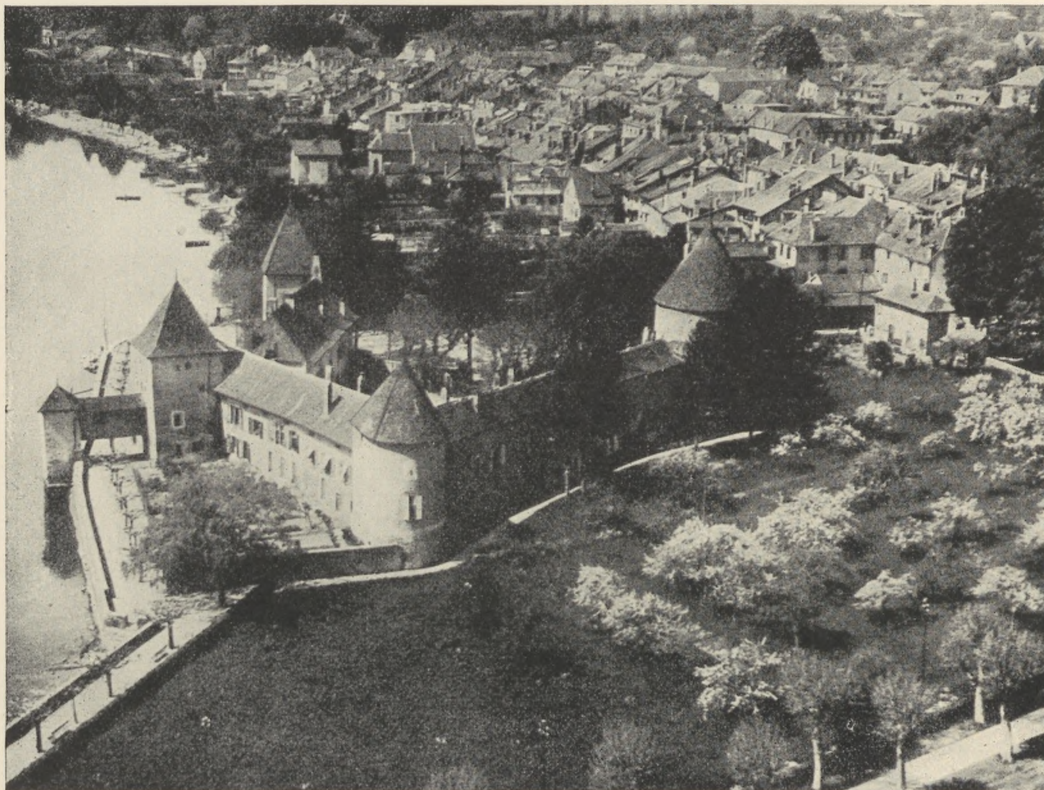


343. Eltville. Schloßturm. Nach A. Levy.

Prinzip, daß die Burg den Schutz der Gottheit brauche. Und hier wollte sich der Kaiser dieses Schutzes ganz besonders versichern, denn er hatte in dem großen Turme sein Staatsarchiv und seinen Staatsschatz untergebracht. So nahm das ganze oberste Geschoß dieses Turmes eine prunkvoll ausgestattete Kapelle des heiligen Kreuzes ein. Die Wände sind unten herum mit Achatplatten belegt und darüber ausgemalt. In dem kleinen Turme aber lag zu oberst eine Katharinenkapelle, ebenfalls bis heute erhalten mit einem schönen Altarbilde an der Schmalseite und wieder Achatplatten als Wandverkleidung an den anderen Seiten. Der Kaiser soll in dieser kleinen Kapelle regelmäßig die Charwoche verbracht haben Es wird ein Loch am Rande des Fußbodens gezeigt, durch das er sich das Essen heraufreichen ließ (Abb. 342 links).



344. Grundriß von Eltville. 1:1400.
Nach F. Luthmer.



345. Rolle, Kanton Waadt. (Photo Dr. Stoedtner.)

Die ganze Burg gibt einen Einblick in das Seelenleben dieses merkwürdigen Kaisers, der, ein studierter Jurist, dem Reiche die goldene Bulle gegeben hatte, in seinem Interesse für alle Wissenschaften überhaupt die Universität Prag gegründet hatte, die erste deutsche überhaupt — erst 1386 folgte Heidelberg —; der als gewiegter Politiker und Kaufmann mit Ständen und Staaten zu verhandeln wußte und doch allem Prunk und Pomp abhold in seiner Privatburg sich und seiner Familie und seinem Gott leben wollte.

Wir bleiben in seiner Familie, wenn wir von dieser böhmischen Residenz in die schönste rheinische der gleichen Zeit wandern. Der Oheim Karls IV., Erzbischof Balduin v. Trier, hat als Verweser des Erzbistums Mainz von 1330 an die schöne Burg Eltville erbaut, die dann lange Zeit die Residenz der Mainzer Erzbischöfe und Vorburg des Rheingaues gewesen ist. Der Mainzer Kirchenfürst wollte außerhalb der unsicheren und unruhigen Stadt einen festen Platz haben, an dem er geborgen wäre. Das hat sicher mitgesprochen für den großen, zu einem wirklichen Wohnturm ausgebauten Bergfried, den schönsten im ganzen Rheinlande. Es kann auch mitgesprochen haben für die ganze quadratische, fränkisch-normannische Anlage der Burg, die ja immer das militärische Element darstellt gegenüber dem zivilen germanisch-sächsischen. Aber diese Anlage ist im Westen beheimatet, und der Erzbischof Balduin war ein Luxemburger. So ist der allgemeine Plan seiner Burg an sich verständlich. Sie hat einen sehr



Photo Staatl. Bildstelle, Berlin.

Die Pfalz am Rhein bei Caub.
(Zu S. 333.)



Photo Staatl. Bildstelle

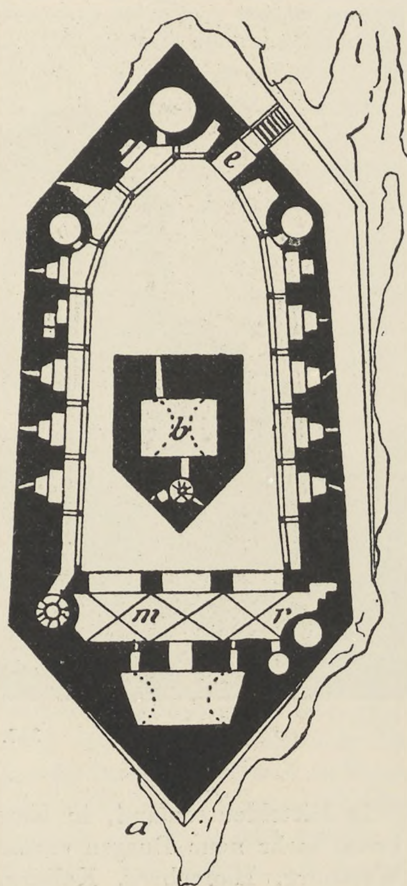
Rechter Flügel des Kremlpanoramas von Eduard Gärtner.
Schloß Charlottenburg. (Zu S. 343.)

Tafel XIV
Rückseite

breiten Graben und die Gebäude um den Binnenhof herum. Der Palas liegt im Süden und hat den großen Turm unmittelbar neben sich auf der Südwestecke der Hauptburg (Abb. 343).

Wie sehr im Rheinlande für die Neuanlagen des 14. Jahrhunderts der fränkische Burgtypus bevorzugt wurde, sieht man auf Schritt und Tritt. Schwalbach 1368 bis 1371 von Eberhard v. Katzenellenbogen erbaut, Hohlenfels, 1353 erbaut von Johann v. Nassau-Weilburg, Gutenfels, zumeist erst 1508 fertig geworden, Deuernburg-Peterseck 1350 vom Erzbischof Boemund v. Trier, Wallrabenstein von 1531 — sie haben alle den Typus der baltischen Deutschordensschlösser. Die Linie geht weit in die Schweiz hinein. Die Burg Marschlin in Graubünden gehört dahin und Rolle im Kanton Waadt mit seinen runden und viereckigen Ecktürmen am Kopfende der Stadt und am Ufer des Sees (Abb. 345).

Auch in diese große Familie gehört aber als ein eigenartiges und besonders begabtes Kind die „Pfalz uffm Rhin“, der Pfalzgrafenstein bei Caub. Sie ist dem Zwecke nach eine einfache Stromwarte, aber in der Frühblüte der Gotik zu einem baulichen Kunstwerk erhoben. Als Warte den Rheinzoll zu sichern, war sie von Ludwig dem Bayern auf einer niedrigen Rheininsel erbaut. Dem praktischen Bedürfnis künstlerisch entsprechend hat man ihr die Form eines Brückenpfeilers mit spitzen Wellenbrechern vorn und hinten gegeben. Die südlich gegen den Strom gerichtete Spitze ist besonders stark gebaut, und der ganze Turm ist hier auch etwas breiter als am andern Ende. Der Raum im ganzen ist gering und nur für 20—50 Mann berechnet. In der Mitte liegt ein fünfeckiger Turm mit der Spitze stromauf. In der Spitze des ganzen Baues davor ist das enge Wohnhaus angelegt mit einer Vorhalle. Westlich neben dieser Vorhalle steigt eine Wendeltreppe empor, östlich geht ein runder Brunnenschacht hinab, beides in der Dicke der Mauer. In der nördlichen Dreiecksendigung des Baues steigt aus jeder Ecke ein Türmchen auf (Abb. 346).



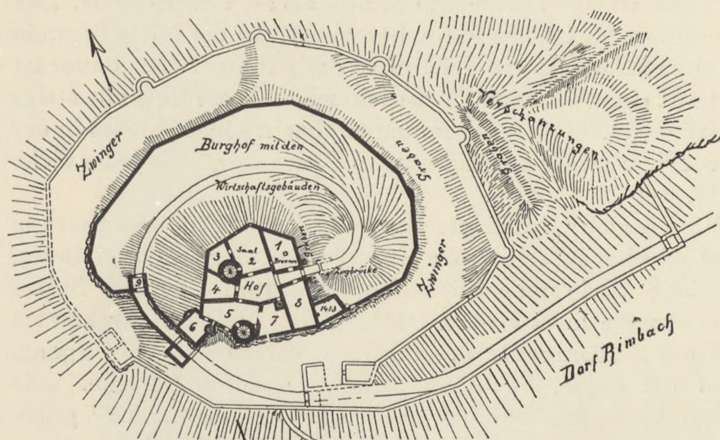
346. Die Pfalz im Rhein bei Caub. Grundriß. 1:960. Nach F. Luthmer.

Das schöne Bild, Taf. XIVa, ist vom Ostufer gesehen. Die linke Spitze der Festung ist gegen den Strom gerichtet und hat infolgedessen eine verstärkte, geböschte Mauer. Auch der große Mittelturm richtet, wie um mitzuhelfen, seine fünfte scharfe Spitze nach dieser Seite. Man erkennt auch links an den Dächern den breiteren Ausbau im Innern. Ringsum läuft auf der Außenmauer der schwach vorkragende Wehrgang, überdacht mit Fenstern auf der einen, Schlitzen auf der anderen Strecke. Die größeren Fenster im Untergeschoß gehören den Mannschaftsgelassen. Der große Turm hat einen Barockhelm erhalten, sonst wird das heutige Bild leidlich dem alten entsprechen.



347. Kadolzburg bei Nürnberg.

In Mitteldeutschland, in Hessen und Thüringen, sind vom 14. Jahrhundert an kaum mehr neue Burgen erstanden. Man wohnte auf seinen alten Festen weiter, Wartburg, Henneberg, Koburg, Altenburg, Blankenburg, Greiz usw. Man half sich mit Ausflickung, Ergänzung, Verstärkung. Selten wurde eine Burg von Grund aus erneuert. Das ist wenigstens für das innere Bild geschehen mit der Kadolzburg unweit Nürnberg. Ihr Anblick von außen her bietet auch heute noch den Typus der alten sächsischen Rundanlage mit den rings auf dem Felsrande sich erhebenden hohen Gebäuden. Ihr Burghof aber, wie Dürer ihn — wohl kurz vor 1500 — in zwei köstlichen Aquarellen — gesehen hat, das eine den vorderen, das andere den hinteren Teil dar-



348. Hanstein b. Eichenberg. Grundriß. Nach Happel.

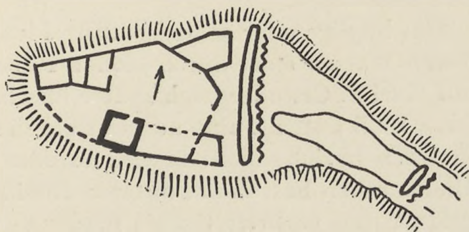
stellend, muß nach den erkennbaren alten Grundmauern erheblich anders gestaltet gewesen sein. Die Dürerschen Bilder zeigen den vollentwickelten gotischen Stil, Unsere Taf. XV bietet die vordere Hälfte des Hofes gegen das Burgtor gesehen. Das liegt spitzbogig in einem hohen mit Erkertürmchen versehenen Turme. Links erstreckt sich die Front eines zweistöckigen Hauses mit grünbesalmtem Erkerturme, zu dessen erstem Stock eine Freitreppe hinaufführt. Rechts liegt eine unbedeutende graue Hauswand mit Treppengiebel und hinter ihr erscheint noch ein ähnlicher Giebel.

Ähnlich liegt der Fall beim Hanstein, dem stolzen Beherrscher des westlichen Eichsfeldes und Werratales, nicht weit von Eichenberg und Witzenhausen (Abb. 348). Auch der Hanstein ist schon eine alte Burg. Er ist 1070 mit dem Desenberg zusammen von Heinrich IV. in der Fehde gegen Otto v. Nordheim zerstört worden. Wiederaufgebaut kam er 1209 in kurmainzischen Besitz und wurde den Ministerialen vom benachbarten Rusteberge als Burgmannen gegeben. 1308 war er aber so baufällig, daß die Brüder Heinrich und Lippold v. Hanstein ihn völlig neu errichten mußten. Dafür wurden sie zu erblichen Burgmannen und Mainzer Amtsleuten gemacht, und der Erzbischof versprach jährlich 10 Mark feines Silber zur Erhaltung der Burg. Die Erblichkeit brachte es mit sich, daß z. B. 1476 eine Reihe von Ganerben auf der Burg wohnten, der Burgherr mit Brüdern, Söhnen und Schwiegersöhnen.

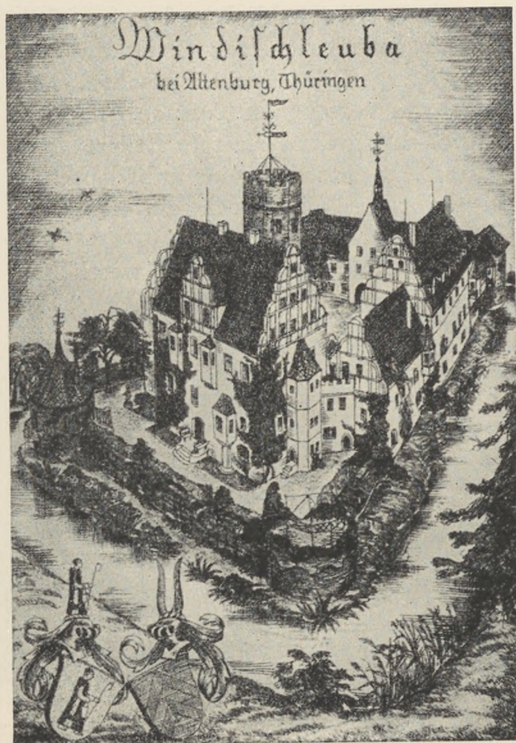
Der Hanstein liegt auf einem Höhenkopfe, der nur gegen Osten über einen Sattel hinweg an Hochgelände angeschlossen ist. Der Burgweg kommt von dieser Seite herauf, geht immer rechts drehend durch ein paar heute verfallene Außentore, um an der dritten Stelle durch das Haupttor 9 in den unteren Burghof einzutreten. Weiter rechts drehend umzieht er die ganze Nordseite der Hauptburg und tritt in der Mitte der Ostseite in sie ein. Er gelangt in einen kleinen fünfeckigen Binnenhof, der von 7 Gebäuden ringsum bedrängt wird. Es sind alles Wohngebäude und waren ursprünglich nicht so viele. 4 und 5 sind nachträglich hinzugefügt und 6, ein Auswuchs von 5, der bis zum Torwege vorspringt, trägt die Jahreszahl 1413. Das erklärt sich aus der wachsenden Zahl der Ganerben. Sie hat auch veranlaßt, daß zu dem ersten Bergfriede von 1308 an der Nordwestecke des Binnenhofes ein zweiter südlich davon in der Burgmauer angelegt wurde. Beide sind stattlich rund, haben unten die Wendeltreppe zu den anstoßenden Wohnhäusern, oben aber ein überwölbtes kriegerisches Gemach.

Die alte Burg des 11. Jahrhunderts hat sicher nur den Platz dieser späteren Hochburg eingenommen. Die untere große Ringmauer, die die weite Unterburg umzieht, stammt von 1308, und der weiterfolgende Zwinger mit der rondellbewehrten letzten Außenmauer ist sogar erst gegen die Kanonen der Zeit um 1600, errichtet. Damals sind auch die Vorschanzen auf dem Sattel gegen Osten hinzugekommen, die den Feind möglichst weit abhalten sollten.

Nach Osteuropa zu sind auch weiterhin Burgen von solch sächsischem Typus wie der Hanstein erstanden. In Böhmen und den Alpen nimmt er in Anbequemung an die Geländegestaltung leicht die Form der Langburg an. Von dieser Art sind aus der Zeit um 1300: Graupen in Nordböhmen von 1330, Wel-



349. Burg Coltscha bei Hatszek. Grundriß. 1:1250. Nach Schuchhardt.



350. Windischleuba b. Altenburg.

hartitz in Südwestböhmen von 1332, Helfenstein in Mähren von 1280, Glopper, Vorarlberg, von 1343, Toggenbrunn in Kärnten von 1292. Man wird sich bei dieser Ausbreitung der deutschen Burg nach dem Osten der Kolonisation erinnern, die dorthin schon seit längerer Zeit ging. Schon im 12. Jahrhundert erbauten Deutsche am Flusse Sibin oder Szeben die Sibinburg, das heutige Hermannstadt. Darnach hat zuerst die Umgegend und dann das ganze Land den Namen „Siebenbürgen" erhalten. Von den Kirchenburgen dort war oben schon die Rede. Man findet aber hier und da auf einem Berge — wie bei Deva — oder auf halber Höhe des Berges eine Burg fast rein deutschen Stils. So konnte ich 1918 die Burg Coltscha (Colţea oder Colsvar) in der Nähe von Hatszek aufnehmen, die ganz unseren frühen kleinen Dynastenburgen entspricht. Sie liegt auf halber Berghöhe am Ende eines gestreckten Vorsprunges. Der ovale Burgraum mißt nur 20:30 m und enthält nichts als eng an die Mauer geklebt links einen Turm von 7:7 m außen, 4,60:4,60 m innen, und ein rechteckiges Wohnhaus rechts bis zur Endspitze. Das Interessanteste ist die Westfront. Die Burg will hier ihre Angreifer auf die Hörner nehmen und schafft sich einen Stierkopf. Zwei spitzig vortretende Türme liegen auf den Ecken, dazwischen, in der Mitte, ist der Eingang. 50 m vor dem Tore wird der schmale Bergrücken, an dessen Ostende die Burg liegt, von Wall und Graben überquert (Abb. 349).

Es ist eine mächtige Gebirgslandschaft, in der die Burg Coltscha liegt. In dem Dorfe zu ihren Füßen ist noch eine alte Kapelle, etwa aus dem 14. Jahrhundert, erhalten.

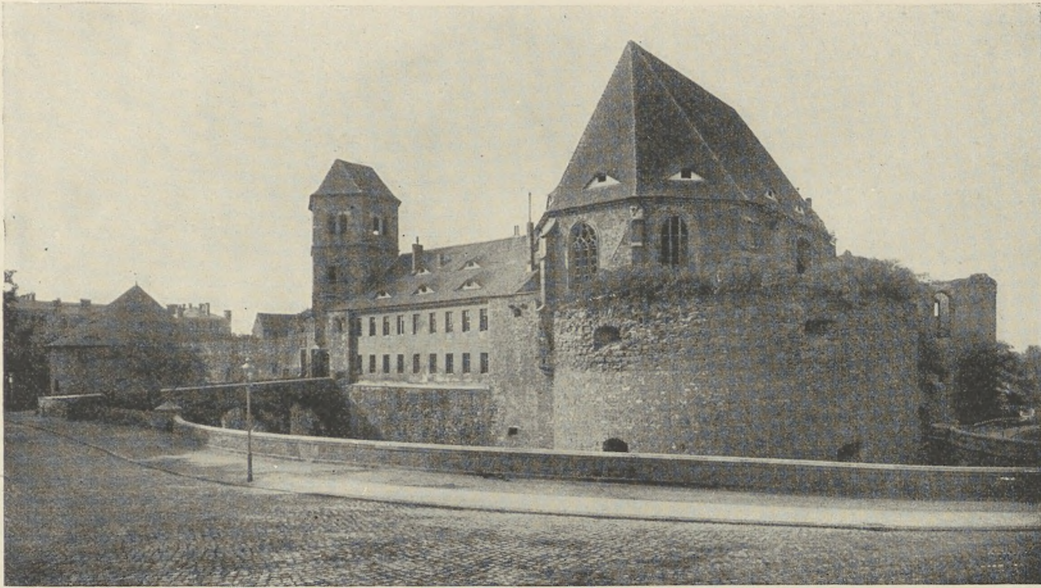
Während so der sächsische Burgtyp weit gegen Osten vorstößt, gewinnt in Deutschland der fränkische Typ so sehr an Boden, daß er in einer zu fester Eigenart entwickelten Form sogar in das Herz des Landes, nach Thüringen, eindringt. Diese besondere Eigenart ist die Wasserburg. Sie bildet ein besonderes Kapitel im deutschen Burgenbau überhaupt.

Das hüglige oder gebirgige Mitteldeutschland brauchte nicht daran zu denken, sich durch Wasser statt durch Höhen zu schützen. In Niederdeutschland aber gab es bis auf Karl d. Gr. oder noch später überhaupt keine Burgen. Als die „Gräfte" von Driburg 1895 auftrat, eine ausgesprochene Wasserburg neben den einladendsten Höhen, mußte man sich sagen: da wird fremder Einfluß ins Land getragen. Und so war es auch. Die Franken hatten am unteren Rhein die Wasserfestungen römischer Form kennengelernt und verbreiteten sie nun.

Auf ebener Fläche hat man volle Freiheit, ob man rund, viereckig oder oval seine Befestigung anlegen will. Für die ganz neue Wasserburg war das Viereck überliefert,

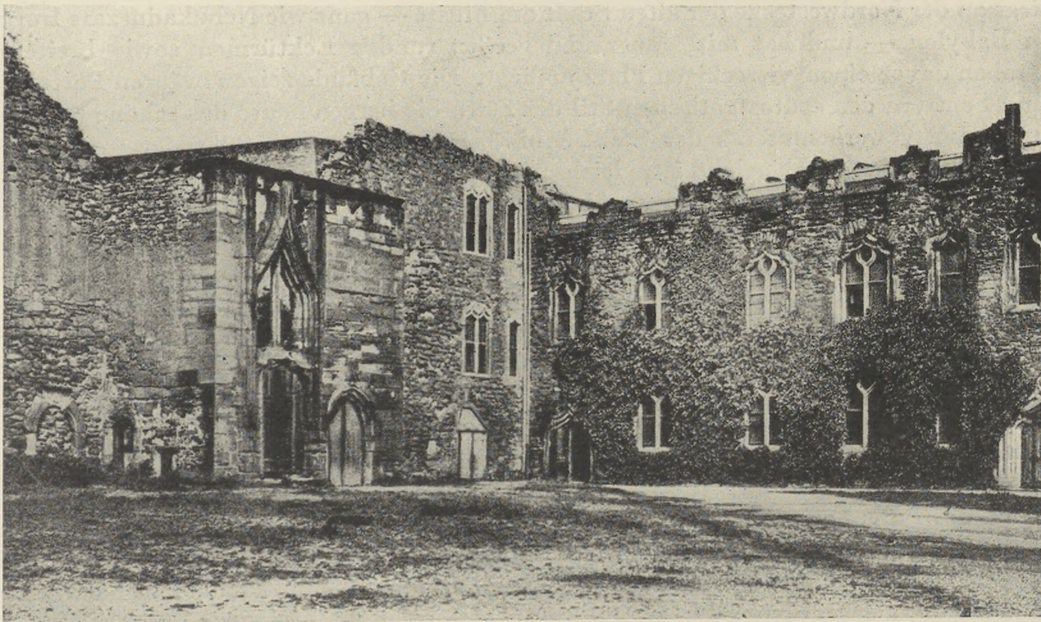


Hof der Kadolzburg bei Nürnberg.
Aquarell von Albrecht Dürer. Albertina, Wien. (zu Seite 335).



351. Moritzburg in Halle. (Photo Staatl. Bildstelle, Berlin.)

und so blieb man durchweg dabei. Die Sachsen freilich, denen ihre Rundwälle im Blute lagen, machten vielfach auch ihre Wasserburgen rund, so Oldenburg und Delmenhorst, so in Oberhessen auch Büdingen. Aber im ganzen Rheinlande und in Westfalen und sporadisch in den übrigen Ländern ist eine Wasserburg immer das fränkische Quadrat, die alte Curtis Karls d. Gr.



352. Moritzburg in Halle. Burghof.



353. Hochosterwitz in Kärnten.

In Thüringen wohnt der ritterliche Dichter Börries v. Münchhausen auf solch einer alten Wasserburg seiner Familie. Sie ist im 15. Jahrhundert angelegt und zeigt in der Radierung von Abb. 350 trotz späterer Erneuerung der Gebäude im ganzen das mittelalterliche Bild mit dem großen runden Bergfried an der offenen Seite des Hufeisens und den Rundtürmen auf den Ecken am breiten Wassergraben.

Zum gleichen Typus gehört die Moritzburg in Halle. Sie ist 1484—1503 gebaut, liegt an der Nordwestecke der alten Stadt am Flusse — ganz wie Nebukadnezars Burg in Babylon — und hat mit Mauer und großen runden Ecktürmen sowie breitem Graben davor einen viereckigen Platz umhegt. Die Gebäude zeigen in ihren Portalen und Fenstern den spätostgotischen Stil der Zeit. Sie bergen heute das schöne Kunst- und Kunstgewerbemuseum der Stadt (Abb. 351 u. 352).

In Frankreich und England ist, gleichsam selbstverständlich, der fränkisch-normannische Burgstil fortgesetzt worden. Als Beispiel mag der Bau dienen, der weltberühmt geworden ist: die Bastille in Paris, mit deren Erstürmung die Revolution 1789 ihren Anfang nahm. Ihr Bau war 1369 von Karl V. von Frankreich begonnen: ein langes Rechteck mit je 4 Rundtürmen an den Langseiten und den Wohnräumen im Innern, an der Mauer und in einem Trakt querüber. Um das Ganze zieht sich ein ungeheuer weiter und tiefer Graben (Abb. 358). Bastille — verwandt mit Bastion, Bastei — werden in Frankreich vielfach Türme und Festungen genannt. Der Bau war am Tore St. Antoine zunächst gegen die Engländer errichtet und hieß lange Zeit Chastel St. Antoine. Nachher ist er als Staatsgefängnis und Zwingburg gegen die aufsässige Pariser Bevölkerung benutzt und hat damit deren ganze Wut gegen sich entflammt.

Als das Pulver erfunden war und dann nicht bloß mit Gewehren, sondern auch mit Kanonen geschossen wurde, ging's mit den Burgen unrettbar zu Ende. Auch die dickste Mauerung und die höchste Entrückung half nicht mehr. Wie man sich in dieser Bedrängnis gelegentlich noch zu halten suchte, zeigt das prachtvolle Beispiel von Hochosterwitz in Kärnten (Abb. 353).

BURG UND STADT

EIN RÜCKBLICK

Die Frage nach dem Verhältnis der Burgen zu den aufwachsenden Städten ihrer Nachbarschaft bringt zugleich einen Rückblick auf die Bedeutung und den Zweck der Burgen in den verschiedenen Zeiten. Das Ziel, das die Burgen verfolgen, tritt am klarsten hervor, wenn man es mißt an den Lebensbedürfnissen der späteren Menschen.

Von den vorzeitlichen Mittelmeerburgen hat nur Athen eine große Stadt unter sich aufblühen sehen. Knossos, Troja, Tiryns, Mykene sind einsam abgestorben. Warum? Weil Athen mit seinem Piräus den schönsten Hafen ganz Griechenlands hat: sehr geräumig, sehr tief, sehr geschützt. Athen liegt nicht an diesem Hafen selbst, weil man zur Zeit seiner Gründung sich vor dem blühenden Seeraube gern einige Kilometer ins Land zurückzog und weil hier eine frei stehende lange Felsplatte als geborene Burg sich anbot. Beim Wiedererstehen Griechenlands hätte es vielleicht nahegelegen, die neue Hauptstadt nun am Meere selbst zu erbauen, aber in der romantischen Zeit von 1830 siegte die Sympathie für die alte Akropolis.

Ebenso ist es in Nordeuropa mit den alten Volksburgen gegangen. Die steinzeitlichen Camp de Chassey und Pen Richard liegen in Gegenden, die kaum ein Franzose kennt, und auch die deutschen, wie Michelsberg, Goldberg, Mayen, haben keinen Anschluß. Unter den gallischen Oppida hat Avaricum es in seinen alten Mauern zu einer fortdauernden Stadt gebracht: Bourges, ebenso auch Noviodunum — Noyon und vor allem Lutetia — Paris. Sie lagen von vornherein an Stellen und Quellen ewigen Lebens. Aber Alesia, Gergovia, Bibracte, Uxellodunum waren nur Mittelpunkte vorübergehender Kleinstaaten; sie sind versunken und vergessen.

In Deutschland bietet die Grotenburg bei Detmold ein schönes Beispiel für das Fortleben alter Bedeutung. Sie muß die Teutoburg sein, nach der der verhängnisvolle Wald hieß. Ihr Berg ist noch im Mittelalter „der Teut"; an ihrem Fuße steht heute noch der „Tötehof", und die Stadt Detmold führt als Vorort den Namen des karolingischen Gaues Theotmalli fort. Die altgermanische Gauburg hat die heutige Landeshauptstadt als Nachfolgerin neben sich.

Unter den fränkischen und sächsischen Volksburgen darf die Altenburg oberhalb Werden an der Ruhr stolz sein. Sie hat offenbar mit einem hervorragenden Berge schon früh das Christentum angezogen und dann die sich um sie schmiegende Stadt Werden entwickelt. Im Sachsenlande aber ist wieder eine, die es in ihren eigenen Mauern zur Stadt gebracht hat: die Eresburg, deren großen alten Raum das heutige Obermarsberg sich vergeblich bemüht zu füllen. Hohensyburg und Skidroburg liegen hoch und allein. Bei der Skidroburg ist aber heute noch die alte Zugehörigkeit mehrerer Landesteile zu der Fluchtburg zu erkennen: Ihr Innenraum ist in zwei gleiche Teile geteilt zwischen Waldeck-Pyrmont und Lippe-Detmold, die Hänge vom Walle an im Osten und Südosten mit der Vorburg „Hoverstadt" gehören Westfalen.

Mit Karl d. Gr. ändert sich das Bild stark. Mit den Volksburgen ist's vorbei. Der Kaiser sowohl wie die Sachsen selbst legen jetzt Grafenburgen an zum Schutz der Ackergebiete und der Straßen; und die sind nur selten auf die Höhen zurückgezogen, wie die Heister- und Bennigserburg, meist vielmehr an gangbaren Stellen errichtet, die im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung erhielten. So haben sich um die Königshöfe am Helwege zwischen Ruhr und Lippe die Städte Duisburg, Essen, Soest, Paderborn entwickelt und wahrscheinlich in solcher Weise auch Münster, Osnabrück, Verden,



354. Burg Wertheim a. M. Um 1100. 1:2000. Nach A. v. Oechelhäuser.

Bremen. Nachher haben verschiedene Kaiser die Politik ihres großen Vorgängers fortgesetzt, und an ihre Pfalzen, wie Goslar, Gelnhausen, Wimpfen, schlossen sich alsbald größere Siedlungen.

Die Königshöfe und Grafenburgen der karolingischen Zeit haben die Dynastenburgen des Mittelalters eingeleitet. Sie entwickeln sich vom 10. Jahrhundert an. Jede Dynastenburg beherrscht ein größeres oder kleineres Gebiet, zum mindesten — auch in der stärksten Zerstückelung, die das Lehnswesen brachte — eine Bauerngemeinde, von deren Äckern sie selber lebte und deren Schutz sie übernahm. Dieser Schutz zog neue Siedler an, und wo ursprünglich vielleicht nur ein Meierhof gewesen war, entstand ein Dorf und nachher eine Stadt. So ist's sicher in all den Fällen gegangen, wo der Name der Burg auf die Siedlung überging. So, wenn hoch auf dem Berge die wirkliche Harzburg liegt und das Städtchen an ihrem Fuße sich auch Harzburg nennt. Und so desgleichen bei den Blankenburgen am Harz und in Thüringen, bei Quedlinburg, bei Koburg, bei Nürnberg, bei den Oldenburgen an der Hunte wie an der Ostsee, bei der Marienburg in Preußen.

Aber es ist auch großen und zu ihrer Blütezeit wichtigen Dynastenburgen so gegangen wie den meisten alten Volksburgen, daß ihre zurückgezogene Lage im Bergschutz zu den späteren Verkehrs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsverhältnissen nicht mehr paßte und sie deshalb bestenfalls in alter Verehrung als Denkmäler einer stolzen Vergangenheit erhalten wurden, wie die Wartburg, Hohenzollern, der Karlstein, oder aber rettungslos verfielen, wie Henneberg, Hohentwiel, Hohenstaufen.

Die Lage der Burg zu ihrer Siedlung oder Stadt und die etwaige feste Verbindung mit ihr ist verschieden, je nachdem, ob die Burg auf einem Berge liegt oder in der Ebene und hier etwa an einem Flusse. Diese Fragen ziehen sich vom hohen Altertum bis in die letzte Burgenzeit. Athen, die mykenische Herrenburg des 15. Jahrhunderts v. Chr. befindet sich nachher in der Mitte der großen Stadtummauerung des 5. Jahrhunderts v. Chr., die noch ihre Mauerschenkel ausstreckt, um den Piräushafen mit anzuschließen. Pergamon ist die ausgesprochenste Kopfburg: ganz oben durch Felshänge scharf abgeschlossen die alte Herrenfeste, leicht zu verteidigen und auch für große Bedürfnisse ausreichend; die Siedlung auf dem birnförmig sich verbreiternden Berghange immer weiter hinabziehend und auch immer leicht ihre Mauer schaffend.

Im Mittelalter hat man die Siedlung lange Zeit verhindert, sich eine Befestigung zu bauen. Man wollte sie nicht zu einer eigenen, dann vielleicht auch dem Herrn trotzenden Macht werden lassen. Aber wie das alte Herrscheregal auf den Burgenbau in der Entwicklung des Lehnswesens langsam durchlöchert wurde und dann reißend dahinsank, so daß im 12. Jahrhundert eine Inflation des Burgenbaues entstand, so folgte im 13. und 14. Jahrhundert dann auch die allgemeine Emanzipation der Städte. Oft sind

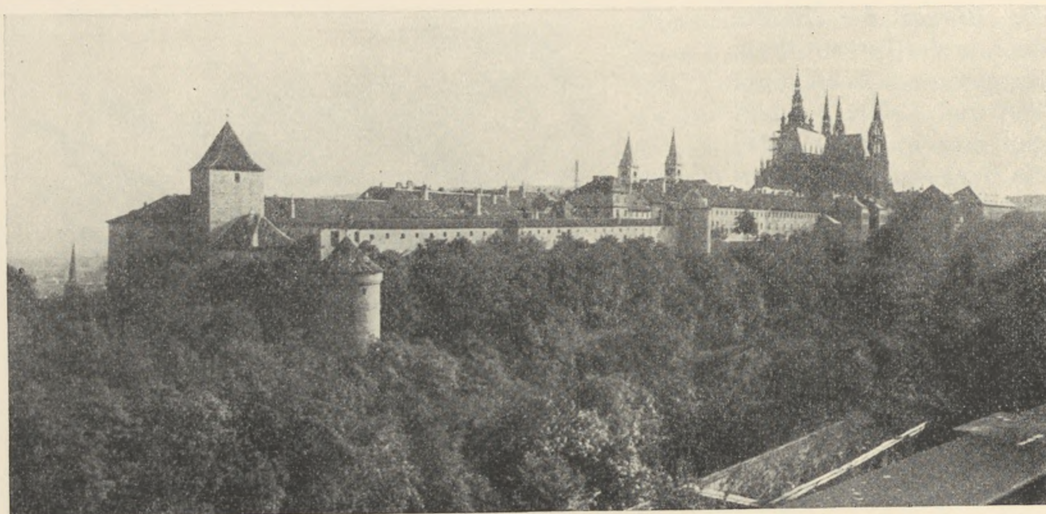
die Bürger der Städte dann in der Tat mit ihren Burgherren in Fehden auf Tod und Leben geraten, und manchmal ist dabei die Burg ausgerottet worden, so 1371 Lauenrode am anderen Ufer der Leine von den Hannoveranern und gleichzeitig die Lüneburg auf dem Kalkberge von den Lüneburgern. Aber für friedlich mit ihren Siedlungen verbundene Höhenburgen stehen heute noch schöne Beispiele. Der Dürnstein in der Wachau mit seiner kleinen Bürgerstraße an der Donau ist oben (Abb. 259) schon zur Anschauung gekommen. Felsberg in Niederhessen bietet ein ganz ähnliches Bild, das uns in alten Darstellungen erhalten ist.

355. Burg Wertheim a.M. Um 1400. 1:2000. Nach A. v. Oechelhäuser.

Vortrefflich ist die Entwicklung von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen bei Wertheim am Main. Um 1100 liegt die Burg noch isoliert auf ihrem Berge dicht am Flusse. Um 1200 wird sie schon durch hinabgehende Mauerschenkel mit der Stadt verbunden. Um 1400 hat sie sich auch drüben am anderen Ufer noch einen Brückenkopf angelegt (Abb. 354 u. 355).

Wo in der Ebene ein Königshof oder ein auf ihm erwachsenes Bistum die Keimzelle der Siedlung war, kommt der Herrensitz gewöhnlich in die Mitte der Stadt zu liegen. Für Münster ergeben die alten Urkunden ein vollständiges Bild der einstigen Bischofsburg am Dome. „Der ganze Domplatz hatte in seiner Mitte mit Wallgraben und Torwerken ein echt burgartiges Aussehen, ebenso die Höfe der Herren und Burgleute. Der bischöfliche Hof hatte eine eigene Kapelle und später wenigstens einen Turm; die Burgmannshöfe deckte gewiß wie die Domherrnkurien hernach nicht bloß rücklings, sondern auch an den Seiten und besonders zum freien Domplatz hin eine gemauerte Wehr. Mit mehreren Gebäuden besetzt, bildeten sie einen begrenzten Bezirk (area) und waren von solchem Umfange, daß eine allein 1246 geräumig genug für 4 Vikarienhäuser befunden ward. Der Brunnen, diese notwendigste Bedürfnisanlage, fehlte auch dem Domplatze nicht, nur öffneten sich statt eines 4 Tore, deren Wege sich in der freien Mitte kreuzten. Nach dem Jahre 1200 als Münster eine städtische Ringmauer und Verteidigung erhalten hatte, behielt die Domfreiheit bloß den Namen Burg, verlor aber ihre eigene Verteidigung, ihre Leute und Burghäuser. Ihre Stelle nehmen fortab, gleichfalls mit besonderen Rechten, fast ausschließlich die nun getrennten Kanoniker und neu angestellten Geistlichen in Besitz. Nun verkauften auch die ehemaligen Burgmänner nach und nach ihre alten Burgsitze am Domplatze“ (Nordhoff).

In solchem Falle wird also die in der Mitte der alten Siedlung gelagerte Burg von der zur Stadt gewordenen aufgesogen. Sie zerschmilzt in der Glut des neuen Bürgerstolzes

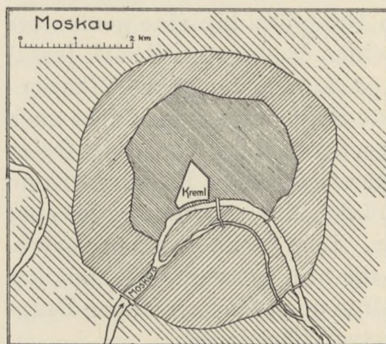


356. Der Hradschin in Prag. (Photo Dr. Stoedtner.)

und Ehrgeizes. Die gleiche Beobachtung macht man in den anderen aus Königshöfen erwachsenen Städten, wie Essen, Dortmund, Paderborn, der Name „Burg“ ist wohl noch überliefert, die Sache aber längst verschwunden.

Anders ist es, wenn die Burg in einer Flachsiedlung einen ähnlich wichtigen Punkt innehat, wie ihn ein Bergkopf im welligen Gelände bildet. Und das ist regelmäßig der Fall, wo die Burg mit Stadt an einem großen Flusse liegt. Da hat die Burg immer den Punkt des besten Überganges besetzt und sich ihn sehr lange nicht nehmen lassen. Auch wo heute mit den alten Mauern auch der Name Burg verschwunden ist, läßt sich der Punkt immer noch unschwer erkennen. Denn zum Übergang wurde stets eine Stelle gewählt, wo der Fluß durch eine Insel geteilt war, so daß man ihn leichter zwingen konnte.

In Frankfurt a. M. liegt neben dem Römerberge am Flusse der Saalhof, der alte Königshof, und von dort geht die alte Brücke über die Insel nach Sachsenhausen. In Breslau weiß man noch, daß die alte Burg an der Stelle der Bischofsresidenz, der heutigen Universität, gelegen hat. Es ist wiederum die Stelle am Flusse, wo die Wasser geteilt sind und man nur mit einzelnen Armen zu tun hat.



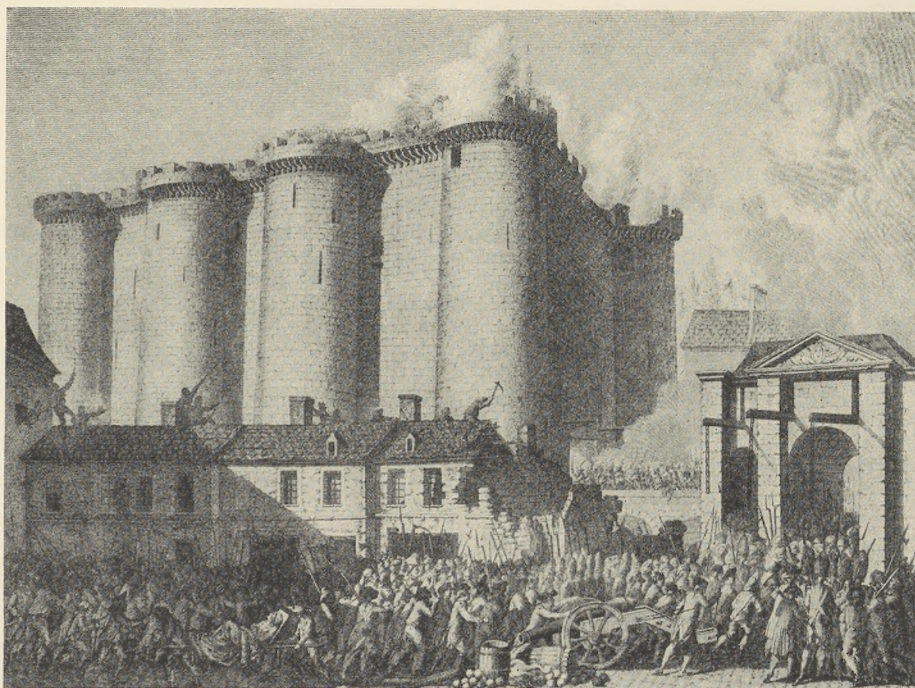
357. Der Kreml in der Mitte von Moskau. 1:130000·

Im Osten haben die Slawen in Polen, Böhmen und Rußland sehr sorgsam die großen Flußübergänge gesichert. In Warschau liegt das Königsschloß an Stelle der alten Burg. Von da geht die alte Brücke hinüber zur Vorstadt Praga. Dieser Name bedeutet „Brückenkopf“. Man hat also drüben, wie es sich gehört, auch gleich eine Sicherung für die Brücke angelegt. In der böhmischen Hauptstadt Prag scheint's mit Burg und Namen umgekehrt zu sein: die große Burg, der Hradschin, liegt in der heutigen Vorstadt und gegenüber die große Stadt Prag.

Aber in Wirklichkeit ist auch hier der Hradschin die alte erste Besitznahme des Überganges, und gegenüber war Prag der Brückenkopf. Nur weil hier das flache Gelände für eine weite Siedelung geeigneter war, ist es zur eigentlichen Stadt geworden, und der Hradschin erscheint heute als Brückenkopf. Die Brücke selbst mit dem berühmten heiligen Nepomuk ist von Karl IV. erbaut.

In Moskau deckt der Kreml den besten Übergang über die Moskwa, der hier die Mitte einer langgestreckten Flußinsel überschreitet. Der Kreml selbst aber ist ähnlich wie der Hradschin bei Prag und wie auch der Kreml in Kasan und wie die Burg von Krakau etwas ganz anderes als eine gewöhnliche deutsche Dynastenburg, auch wenn sie Wartburg oder Henneberg oder Koburg heißt. Diese Slawenburgen haben noch die Form und die majestätische Größe der alten Volksburgen oder, besser gedacht und gesagt, sie sind die Burgen orientalischer Herrscher nach der Art des Nebukadnezar. Hier wohnt nicht einfach der Fürst mit seiner Familie und seinem engsten Hofstaat und einer Leibwache, sondern die ganze Verwaltung seines Reiches und noch ein paar Kirchen und Klöster nebst starker Militärbesatzung sind mit in die Burg hereingenommen. So bildet schon der Hratschin eine Oberstadt für sich, und der Kreml, in seiner Bedeutung genugsam bekannt durch die Katastrophe von 1812, entrollt im Inneren Bilder, die an die stolzesten Plätze von Paris oder Berlin erinnern (Taf. XIVb).

Bei den Slawen erinnert vieles an den alten Orient. Ihre religiöse Kunst ist immer auf byzantinischer Grundlage geblieben. Ihre Herrschaftsform bleibt autokratisch, auch wenn sie von Kommunisten ausgeübt wird. Ihre heute noch bestehende Burg schließt als einzige in Europa den Kreis, der sich von ältesten Zeiten her rundet.



358. Erstürmung der Bastille, nach Prieur gestochen von Berthault, 14. Juli 1789.

LITERATUR

I. Ägypten und Vorderasien

J. H. Breasted, Geschichte Ägyptens. Deutsch von H. Ranke. Berlin 1910. — Fl. Petrie, Abydos 1—3. London 1902—1904. — U. Hölscher, Das hohe Tor von Medinet Habu. Leipzig 1910. — L. Borchardt, Altägyptische Festungen an der zweiten Nilschwelle. Leipzig 1923. — C. Bezold, Ninive und Babylon. Bielefeld-Leipzig 1909. — G. Welter, Deutsche Ausgrabungen in Palästina (Sichem). Forschungen und Fortschritte, Berlin 1928. S. 318. — F. v. Luschan, R. Koldewey u. a., Die Ausgrabungen in Sendschirli. Berlin 1893—1911. — R. Koldewey, Das wiedererstehende Babylon. 4. Aufl. Leipzig 1926. — O. Reuther, Die Innenstadt von Babylon, Merkes. Leipzig 1926.

II. Nord- und Westeuropa

H. Lehner, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit. Prähistorische Zeitschrift II. 1910. — C. Schuchhardt, Alteuropa. 2. Aufl. Berlin 1926. — M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. 14 Bde. Berlin 1924—1929. — G. Rodenwaldt, Neue deutsche Ausgrabungen. Münster i. W. 1930.

III. Das frühe Ägäische Meer und der nordische Einschlag

A. J. Evans, The palace of Minos. London 1921—1925. — G. Bossert, Altkreta. 2. Aufl. Berlin 1923. — W. Dörpfeld, Troja und Ilion. Athen 1902. — C. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykene usw. 2. Aufl. Leipzig 1891. — Siphnos aus Ebert oben in II.

IV. Griechenland und Italien

Altertümer von Pergamon, herausg. i. A. des Preuß. Kultusministeriums. 8 Bde. Berlin 1885—1930. — Th. Wiegand, Dystos. Athen. Mitt. 1899.

V. Nord- und Westeuropa von 800 vor Chr. bis Chr. Geburt

Ed. Anthes, Ringwallforschung. Bericht der Röm.-germ. Kommission zu Frankfurt 1905 und 1910/11. — J. Vonderau, Bronzen vom Haimberg bei Fulda. Fulda 1929. — Für S. 119—125 oben in II Schuchhardt und Ebert. — Anuari del Inst. d'Estudis Catalans. Barcelona 1913/14 (La Gessera) und 1915/20 (Los Foyos). — A. Schulten, Numantia. I. Die Keltiburer, III. Die Lager des Scipio. München 1914 und 1927. — A. Mahr, Teampull Beanáin, bei Ebert oben in II. — A. H. Allcroft, Earthworks of England. London 1908. — D. Christison, Early fortifications in Scotland. Edinburg 1898. — Napoléon III, Vie de Jules César. Paris 1868. — C. Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule. Berlin 1896—1900. — C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. München 1928. — A. v. Oppermann und C. Schuchhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Hannover 1887—1916. — C. Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Salzuflen 1924. — A. v. Cohausen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters. Wiesbaden 1898.

VI. Die Römer

W. Roy, Military antiquities of the Romans in Britain. London 1793. — R. G. Collingwood, Burnswark reconsidered. Transactions of the Dumfriesshire and Galloway Nat. Hist. and Antiqu. Soc. 29. Jan. 1926. — E. Fabricius, Der obergermanisch-rätische Limes. Bis jetzt gegen 50 Lieferungen. Die Burgi besonders in Lieferung 40. — R. Cagnat, La frontière militaire de la Tripolitaine à l'époque romaine. Mém. de l'acad. des inscr. Paris 39. 1914. — R. E. Brünnow - A. v. Domaszewski, Die Provinz Arabia. Straßburg 1904. — A. Musil, Kuseir Amra. Wien 1907. — B. Schulz, Mschatta. Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlung. 1904. — Fr. Winkelmann, Harlach. Germania. Frankfurt a. M. I 1917, II 1918. — Fr. Sprater, Eisenberg b. Grünstadt (Pfalz). Pfälzisches Museum 36. 1919. — Fr. Oelmann, Römische Villen im Rheinlande. Archäol. Anz. 1928. — Derselbe, Zur Kenntnis

der Karolingischen und Omaijadischen Spätantike. Röm. Mitt 1923/24. — C. Schuchhardt, Ursprung und Wanderung des Wohnturms. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1929. — A. v. Cohausen, Der Bergfried. Bonner Jahrb. 1860.

VII. Die Germanen

Pitt Rivers, Excavations in Cranborne Chase. 4 Bde. London 1887—1898. — Beowulf, Übers. von Hugo Gehring. 2. Aufl. Heidelberg 1913. — Sachsen und Franken in Deutschland oben Schuchhardt in V. — J. H. Holwerda, Dorestad. Leyden 1929. — Ingelheim oben Rodenwaldt in II (Rauch). — O. Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen 1894.

VIII. Die Frühburgen des 10. und 11. Jahrhunderts

A. de Caumont, Abécédaire d'archéologie. Caen 1869. — Vitrified forts oben Christison in V. — M. Viollet-la-Duc, Description du château de Coucy. Paris 1861. — E. Schrader, Das Befestigungsrecht in Deutschland. Diss. Göttingen 1910. — E. Oehlmann, Die Alpenpässe im Mittelalter. Jahrb. f. Schweiz. Geschichte III. 1878. — L. Schütte, Der Apenninpaß des Monte Bardone und die deutschen Kaiser. 1901. — E. Poeschel, Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich 1930. — O. Stolz, Archivdirektor Innsbruck, der Graf von Tirol und die Bischöfe von Brixen und Trient. Briefliche Mitteilung. — O. Piper, Burgenkunde. 2. Aufl. München 1905/06. — A. v. Cohausen, Rüdesheim. Zentralblatt d. Bauverwaltung VI. 1886. — Die Bau- und Kunstdenkmäler der deutschen Länder und preuß. Provinzen kommen für die mittelalterlichen deutschen Burgen in erster Linie in Betracht. — O. Piper, Österreichische Burgen. 8 Teile. Wien 1902—1910. — R. Asmus, Der Burgwall von Teterow. Mecklenburg. Schwerin XXII. Heft 4. — C. Schuchhardt, Arkona, Rethra, Vineta. Berlin 1926. — G. Bersu, Der Breite Berg bei Striegau. Berlin 1930.

IX. Die Blütezeit im 12. und 13. Jahrhundert

U. Hölscher, Die Kaiserpfalz Goslar. Berlin 1927. — A. v. Essenwein, Die Kriegsbaukunst. Darmstadt 1889. — Krieg v. Hochfelden, Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland. Stuttgart 1859. — H. Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen. Mitt. d. ant. Ges. in Zürich XXIII. 1894/95. — E. Probst, Das Schloß Chillon im Genfer See. Denkmalpflege II. 1900. — Fr. Bock, Rheinlands Baudenkmäler. Bd. 3 (Eltz). Köln und Neuß 1869—1872.

X. Ausbreitung des fränkisch-normannischen Militärstils, 11.—13. Jahrh.

G. Rey, Etude sur les monuments de l'archit. milit. des croisés. Paris 1871. — Ed. Heyck, Die Kreuzzüge und das Heilige Land. Leipzig 1900. — Adernò oben O. Piper in VIII. — A. Haseloff (mit Ed. Sthamer), Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien. Berlin 1912 bis 1927. — B. Ebhardt, Die Burgen Italiens. Berlin 1909—1927. — Gräfte, Borgholt oben Schuchhardt in V. — O. Steinbrecht, Preußen z. Z. der Landmeister. Berlin 1888. — Derselbe, Schloß Marienburg in Preußen. Berlin 1897. — Derselbe, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen. 1885—1910.

XI. Die Burg in wachsender Wehr und Würde

Th. v. Lüpke (mit Littmann, Krencker, Zahn). Die deutsche Aksum-Expedition. Berlin 1913. — Garizim oben Rodenwaldt in II (A. M. Schneider). — A. Schultz, Das höfische Leben z. Z. der Minnesänger. Leipzig 1879.

XII. Die späten Burgen, 14.—16. Jahrhundert

E. Happel, Die Burgen in Niederhessen und dem Werragebiete. Marburg 1903 (Hanstein). — Wertheim oben Nr. 59 (Baden). — O. Mitius, Dürers Schloßhof-Ansichten. Leipzig 1922 (Kadolzburg). — 80. B. Ebhardt, Deutsche Burgen. Berlin 1899—1907.

NAMENREGISTER

SACHREGISTER